JAHRBUCH DER UNGARISCHEN GERMANISTIK 2004

herausgegeben von
Magdolna Orosz und Terrance Albrecht



RUS/61
34.353/2005

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst

Leitende Redakteurin
Amália Kerekes
Literaturwissenschaft
Endre Hárs
René Kegelmann
Gabriella Rácz
Ferenc Szász
Sprachwissenschaft
Ewa Drewnowska-Vargáné
Imre Szigeti
Ellen Tichy
Krisztián Tronka
Deutsch als Fremdsprache
Katalin Petneki
Annett Taßler

Wissenschaftlicher Beirat
Árpád Bernáth (Szeged)
Peter Canisius (Pécs)
Reinhard Fiehler (Mannheim)
Csaba Földes (Veszprém)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)
Piroska Kocsány (Debrecen)
Hans Jürgen Krumm (Wien)
Klaus J. Mattheier (Heidelberg)
Dietmar Rösler (Gießen)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Horst Turk (Göttingen)

Redaktionsbeirat
Ildikó Balázs (Nyíregyháza)
Anita Czeglédy (Budapest)
Péter Csatár (Debrecen)
Erzsébet Forgács (Szeged)
Tünde Katona (Szeged)
Judit Kovács (Miskolc)
Anna Majorosi (Székesfehérvár)
Mihály Harsányi (Eger)
Márta Nagy (Piliscsaba)
Lehel Sata (Pécs)
Petra Szatmári (Szombathely)

Anschrift der Redaktion
Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik
z. Hd. v. Amália Kerekes
c/o ELTE Germanisztikai Intézet
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
JuG@caesar.elte.hu

Alle Rechte vorbehalten
Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verbreitet werden
© Redaktion und die einzelnen Verfasser
Verlag: Gondolat Kiadói Kör Budapest
Auflage: 700 Exemplare
Budapest/Bonn 2005

ISSN 1217-0216
Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD

Inhalt

Literaturwissenschaft

Aufsätze

Eszter Pabis (Debrecen): Nationenbildung in der Schweiz. Über Medien, Narrationsstrategien und Wandlungen der nationalen Identitätskonstruktion vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart 13
Zsuzsa Bognár (Piliscsaba): Die ironische Struktur in den d'Annunzio-Essays von Hofmannsthal 38
Peter Sprengel (Berlin): Wer war Windholz? Ein deutsch-jüdischer Schriftsteller aus Österreichisch-Schlesien an der Peripherie und zwischen den Zentren der Moderne 60
Zoltán Szendi (Pécs): Irre, Bettler und ihr Verwandter. Zu einem Motivkomplex in der Lyrik Rainer Maria Rilkes 90

Werkstatt

Annegret Middeke (Göttingen/Dresden): Goethes Gedicht *Das Tagebuch* – eine erotisch-moralische Novelle in Stanzen 101
Gábor Pusztai (Debrecen): Die „Wahrheit" und die Literatur. Über die Beurteilung der Deutschen Kolonialliteratur in der Literaturforschung nach 1945 115
Stephan Krause (Pécs/Berlin): Der aufgespannte Widerspruch – Franz Fühmanns nachdichterische Spurensuche bei Attila József 133
Andrea Horváth (Debrecen): Die unheimliche Stimme. Identitätsstrukturen in Barbara Frischmuths *Die Schrift des Freundes* 150

Sprachwissenschaft – Deutsch als Fremdsprache

Aufsätze

Heinz-Helmut Lüger (Koblenz-Landau): Kontrastive Text(sorten)analyse. Voraussetzungen, Probleme, Perspektiven 169
Katalin Horváth/ Attila Péteri (Budapest): Das Satzmodussystem im Deutschen und im Ungarischen. Zum Abschluss eines Forschungsprojektes 185
Jiří Pilarský (Debrecen): Zum grammatischen Status des Artikels. Nullartikel vs. Artikellosigkeit 221
Anna Szablyár (Budapest): Zur Neuorientierung des DaF-Unterrichts in Ungarn. Tendenzen seit 1990 241

Werkstatt

Ágnes Fekete (Budapest): Tempus-Formen – die besprochene und die erzählte Welt in dem ersten Brief von R. M. Rilke an F. X. Kappus. Eine textlinguistische Interpretation 271

Viktória Kerekes (Budapest): Didaktische Aspekte der Verwendung von Multimedia-Sprachlernsoftware im Fremdsprachenunterricht 285

Rezensionen

Altmayer, Claus; Forster, Roland (Hg.): Deutsch als Fremdsprache: Wissenschaftsanspruch – Teilbereiche – Bezugsdisziplinen. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2003.
(Gabriella Gárgyán) 301

Bassola, Péter (Hg.): Német-magyar főnévi valenciaszótár. Deutsch-ungarisches Wörterbuch der Substantivvalenz. Szeged: Grimm Kiadó, 2003.
(Krisztián Tronka) 304

Blei, Dagmar: Zur Fachgeschichte Deutsch als Fremdsprache. Eigengeschichten zur Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003.
(Marina Grimmer) 308

Bogner, Stephan: Geschichte der deutschen Sprache im Überblick. Veszprém: Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2003.
(Anna Molnár) 312

Erll, Astrid; Nünning, Ansgar (Hg.): Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2004.
(Krisztina Kovács) 316

Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck, Wien, München, Bozen: Studien Verlag, 2003.
(Magdolna Orosz) 320

Fiehler, Reinhard; Barden, Birgit; Elstermann, Mechthild; Kraft, Barbara: Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen: Narr, 2004.
(Mathilde Hennig) 323

Golonka, Joanna: Ihre Meinung dazu oder: Wie denken Sie darüber? – Zur Vererbung verbaler Valenzmerkmale in Nominalphrasen des Deutschen und des Polnischen. Eine Studie am Beispiel ausgewählter Verben und Verbalnomina des Denkens und des Urteilens. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, 2002.
(Péter Bassola) 328

Kiesel, Helmut: Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert. München: Beck, 2004.
(Erika Hammer) 334
Kocziszky, Eva: Hamanns Kritik der Moderne. Freiburg, München: Karl Alber, 2003.
(Ildikó Pataky) 338
Lameli, Alfred: Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. München: Franz Steiner Verlag, 2004.
(Koloman Brenner) 343
Mersch, Dieter (Hg.): Die Medien der Künste. Beiträge zur Theorie des Darstellens. München: Fink, 2003.
(Edina M. Sándorfi) 345
Muhr, Rudolf; Kettemann, Bernhard (Hg.): Eurospeak. Der Einfluss des Englischen auf europäische Sprachen zur Jahrtausendwende. 2. korr. Aufl. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004.
(Ágnes Dávid) 351
Nünning, Ansgar; Sommer, Roy (Hg.): Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven. Tübingen: Narr, 2004.
(René Kegelmann) 356
Schneider, Eduard (Hg.): Literatur in der „Temesvarer Zeitung" 1918-1949. München: IKGS Verlag, 2003.
(Zsuzsa Bognár) 361
Schnell, Ralf: Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2003.
(Terrance Albrecht) 366
Steidele, Angela: „Als wenn Du mein Geliebter wärest". Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750-1850. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2003.
(Mónika Cseresznyák) 368
Sziráky, Anna: Éros Lógos Musiké. Gottfrieds ‚Tristan' oder eine utopische renovatio der Dichtersprache und der Welt aus dem Geiste der Minne und Musik? Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003.
(Tünde Radek) 371
Thomas, Alexander; Kinast, Eva-Ulrike; Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Bd. 1: Grundlagen und Praxisfelder; Thomas, Alexander; Kammhuber, Stefan; Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Bd. 2: Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003.
(Csaba Földes) 374

Tóth, József (Hg.): Quo vadis Wortfeldforschung? Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004.
(András Komáromy) 378
Turk, Horst: Philologische Grenzgänge. Zum Cultural Turn in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003.
(Endre Hárs) 381

Berichte der Institute 2004 387

Jahresbibliographie 2004 403

Autorinnen und Autoren 431

Literaturwissenschaft

Aufsätze

Eszter Pabis (Debrecen)

Nationenbildung in der Schweiz. Über Medien, Narrationsstrategien und Wandlungen der nationalen Identitätskonstruktion vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart[1]

Benedict Anderson betrachtet in seiner bahnbrechenden Studie zur Theorie der Nation und des Nationalismus den medialen Wechsel in der Neuzeit, die Verbreitung der Schriftlichkeit infolge der Erfindung des Buchdrucks, als eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Entstehung einer europäischen Nation. Zum einen ermöglicht die Materialisierung und die Abstraktion der Kommunikation infolge der Dominanz der Sprache und der Schrift die Vorstellbarkeit einer auf Abwesenheit beruhenden, abstrakten, imaginativen Gemeinschaft. Die räumlich und zeitlich weit ausgedehnte Nation ist *face-to-face* nicht erfahrbar; sie existiert als unpersönliche, undurchschaubare, vorgestellte Gemeinschaft in der Vorstellung ihrer Mitglieder. Zum anderen schafft die Verbreitung des Romans und der Schriftlichkeit eine neue Wahrnehmungsform der Zeit, die für die Konstruktion der nationalen Identität typisch wird. Der schriftlich fixierte Text, der die Kommunikation von der Notwendigkeit der Anwesenheit befreit, ermöglicht das Bewusstsein von Synchronizität und Geschichtlichkeit. Ein weiterer Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Buchmarkts, der Verbreitung der Schriftlichkeit und der Entstehung nationaler Gemeinschaften besteht schließlich in der Emanzipation einheitlicher, nationaler Schriftsprachen. Mit Recht ist daher die moderne europäische Nation mit Andersons Worten als *print community* zu definieren.[2]

Das nationale Gedächtnis[3] scheint jedoch, bei genauerer Betrachtung, nicht

---

1 Folgender Beitrag ist eine stark verkürzte und umgearbeitete Version eines theoretischen Dissertationskapitels zum Thema der Schweizer Nationenbildung.

2 Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Frankfurt a. M., New York: Campus, 1988 [1983], S. 14-54.

3 Die Termine „nationales Gedächtnis", „kollektives Gedächtnis" und kommunikatives Gedächtnis" verwende ich im Sinne von Jan und Aleida Assmann (Vgl. Assmann, Aleida: Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee. Frankfurt a. M., New York: Campus, 1993 und Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen. München: Beck, 1992.)

nur bzw. nicht hauptsächlich von jenen Aspekten und Auswirkungen der Modernisierung und der Verschriftlichung der Kommunikationsprozesse geprägt zu sein, die Anderson stets hervorhebt. Die schriftlich fixierten, kanonisierten Inhalte der nationalen Identitätskonstruktion (so beispielsweise jene der Nationalliteratur- und Nationalgeschichtsschreibung) werden nicht primär in den neuen, schriftlichen Medien des 19. Jahrhunderts rezipiert, sondern vielmehr auf nicht-textuelle, nicht-schriftliche Weise wahrgenommen. Nationale Feiertage und Feste, Denkmäler und Museen, Symbole und Riten sowie Institutionen wie die Schule und das Militär stiften beispielsweise auf nicht-schriftliche, multimediale Weise Identität. Aleida Assmann sieht die *Verwissenschaftlichung* (die Herausdifferenzierung der Literatur- und Kunstwissenschaft und der Geschichte) und die *Sakralisierung* dieser Disziplinen durch die Kanonisierung der Klassiker oder die Konstruktion historischer Mythen als die beiden Grunderscheinungen, die die neuzeitliche Arbeit am nationalen Gedächtnis unterstützten.[4] Die Verwissenschaftlichung wurde mit der kulturprägenden Dominanz der Schriftlichkeit möglich, während die Sakralisierung auch bzw. vor allem in mündlichen Foren, wie die oben genannten, erfolgte. Assmann betont damit auch die Verschränkungen der von Anderson hervorgehobenen Modernisierung mit der Mythisierung. Die einander scheinbar entgegengerichteten Tendenzen der Verwissenschaftlichung/Modernisierung und der Mythisierung/Sakralisierung koexistieren in der Nationenbildung genauso, wie auch die Mündlichkeit und Schriftlichkeit als komplementäre Medien nationaler Identitätskonstruktion zu betrachten sind. Das heißt, neuzeitliche Nationen werden durch Verwissenschaftlichung und Schriftlichkeit konstituiert, bedürfen aber Mythisierung, Oralisierung, Ritualisierung, um identitätsstiftend zu wirken und im kommunikativen Gedächtnis der Gesellschaft verankert zu sein. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, diese These durch einen Einblick in die diversen medialen Bedingungen der Schweizer Nationenbildung – ohne Anspruch auf Komplexität – näher zu erläutern. Im Falle dieser sprachlich heterogenen Nation kommt die identitätsstiftende Relevanz der mündlich-multimedialen Medien nationaler Identitätskonstruktion ausgeprägt zum Vorschein. Außerdem kann die Schweiz wegen der häufig betonten Mehrsprachigkeit als ein „offen rhetorisches" Gebilde betrachtet werden, wo – im Gegensatz zu den „Sprachnationen" – der Konstruktcharakter der Nation nicht verkannt werden kann.

1882 erwähnte der Historiker und Philologe Ernest Renan (ein Vorläufer neuerer, anti-essentialistischer und konstruktivistischer Arbeiten zur Nation) in seinem bekannten Vortrag über die Nation das Beispiel der Schweiz. Damit bewies er u.a. seine These, dass die Gemeinschaft der Nation nicht über die geläufigen

[4] Assmann: Arbeit am nationalen Gedächtnis, S. 46.

und scheinbar selbstverständlichen Definitionskriterien der Sprache, Rasse oder Religion zusammenzuhalten sei, sondern allein durch den *Willen* der Gemeinschaft, eine Nation zu bilden. Die Existenz einer Nation, die wesentliche Voraussetzung um ein Volk zu sein beschreibt er als „ein Plebiszit, das sich jeden Tag wiederholt", als ein „gemeinsames Wollen",[5] was auch die Vorstellung von der Schweiz als einer multikulturellen „Willensnation" zu legitimieren vermochte. Das relevanteste Medium der nationalen Identitätsstiftung und Integration, die gemeinsame Schriftsprache oder Nationalsprache gibt und gab es in der Schweiz nicht, was nicht nur auf die sprachliche und konfessionelle Heterogenität, sondern auch auf die sog. mediale Diglossie, den gewaltigen Unterschied zwischen der geschriebenen Hochsprache und dem gesprochenen Schweizerdeutsch zurückzuführen ist. Die fehlende Nationalsprache ist einer der Gründe für den besonderen Charakter der Nationalisierung in der Schweiz. Statt dem (scheinbar) natürlich gegebenen Integrationsfaktor der Sprache wird dabei dem Politikum, der gemeinsamen „Schweizergeschichte" des „Schweizervolkes" in dem „Schweizeralpenland" der Vorrang gegeben. Diese kanonisierten und „sakralisierten" Inhalte der neuen Wissenschaften sind bei der Differenzen überwindenden, diese jedoch nicht tilgenden Stiftung einer nationalen Identität in dem mehrsprachigen Gebilde der Schweiz noch mehr als bei anderen Nationen auf mündliche, erlebnishafte Vergegenwärtigung angewiesen: auf Medien wie die Schweizerreise, die Schützenfeste, die Landesausstellungen, die nationalen Feiertage und die historischen Festspiele. Die mehrsprachige Schweiz war zudem seit dem Westfälischen Frieden 1648 offiziell als unabhängig anerkannt, sie hatte bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine (verfassungsmäßig gefestigte) republikanische Staatsform („Bund") und emanzipierte sich ohne einen nationalen Befreiungskrieg zum Staat. Damit stellt sie einen „Sonderfall" im dynastisch organisierten Europa dar, was den Legitimationsdruck, die Intensität der nationalen Integration der zerstrittenen Kantone offensichtlich erhöhte.

I. Identitätskonstruktion in der Schweizer National- und Literaturgeschichtsschreibung

Die Nationalgeschichtsschreibung in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, die den frisch gegründeten Bundesstaat zu legitimieren und dessen uneinheitliche Bevölkerung in eine Nation zu integrieren hatte, fungierte als Ersatz für den

5 Renan, Ernest: Was ist eine Nation? In: Ders.: Was ist eine Nation? Und andere politische Schriften. Wien: Folio, 1995 [1882], S. 56-57.

integrativen Faktor der Nationalsprache.[6] Davon zeugt die als repräsentativ anzusehende Meinung von Wilhelm Oechsli, des ersten Professors für Schweizergeschichte an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich:

> Gewiss ist die gemeinsame Sprache und die darauf beruhende Kulturgemeinschaft ein mächtiges Bindemittel für die Menschen, aber es gibt ein anderes, was die Menschen noch kräftiger verbindet, [...] eine ruhm- und ehrenreiche Vergangenheit. [...] Gibt es keine schweizerische Sprache, so gibt es eine schweizerische Geschichte[7].

Zum Zweck der Legitimierung des Bundesstaates als Endzustand der Geschichte und der Integration der Bevölkerung durch die Naturalisierung wurde in der neuzeitlichen Geschichtsschreibung die Gründung des Bundesstaates in das „goldene" Zeitalter des 13. und 14. Jahrhunderts zurückverlegt.[8] Durch die Berufung auf Wilhelm Tell, auf die Gründungslegende und die Kontinuität mit dem mittelalterlichen Bund der Eidgenossen entstand einerseits ein Identifikationsraum für alle Schweizer, andererseits konnte durch die instrumentalisierte Geschichte die Erfahrung des Sonderbundeskrieges „vergessen" werden. Der moderne Schweizer Staat entstand nämlich nach jenem Bürgerkrieg, in dem die konservativen, katholischen Urkantone von den liberalen Städten besiegt worden waren. Die Fokussierung auf die mittelalterliche Gründungsgeschichte, deren fortschrittliche Protagonisten ausgerechnet die im 19. Jahrhundert besiegten antimodernistischen Urkantone waren, eignete sich bestens zur Kompensation für die Verluste dieser Kantone. Von den bewussten Bestrebungen zur Heilung der „Wunde" des Sonderbundeskrieges zeugen, so Sascha Buchbinder, auch die

---

6 Treffend veranschaulichen die Worte des grünen Heinrich in Kellers Roman dieses Verfahren der Instrumentalisierung der Geschichte als Kompensation für die fehlende ethnische oder sprachliche Einheit und die Naturalisierung der Gemeinschaft. Er definiert den „schweizerischen Sinne" gegenüber der „träumerischen Ohnmacht" jener Völker, „welche sich auf Sprache und Farbe der Haare stützen": „So kann man wohl sagen, nicht die Nationalität gibt uns Ideen, sondern eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen" (Keller, Gottfried: Der Grüne Heinrich. In: Ders.: Sämtliche Werke in 7 Bänden. Hg. von Thomas Böning et al. Bd 3. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Vlg., 1985, S. 50.)

7 Wilhelm Oechsli: Vorlesungsmanuskript Demokratie I. Zentralbibliothek Zürich, Ms Z I 2a. Zitiert nach: Buchbinder, Sascha: Der Wille zur Geschichte. Schweizergeschichte um 1900 – die Werke von Wilhelm Oechsli, Johannes Dierauer und Karl Dändliker. Zürich: Chronos, 2002, S. 108.

8 Dieses ist vor allem aus den patriotischen Chroniken des Mittelalters (*Das Weiße Buch von Sarnen,* Aegedius Tschudi) bekannt.

Organisation des Sempacher Festes 1886 (an dem die einst geteilte Nation sich selbst wieder „zusammenfeiern" konnte) und jene Strategie der Geschichtsschreibung, welche die Erfahrung der Fremdheit innerhalb des Eigenen dadurch auflöst, dass sie das Fremde aus dem Eigenen „hinausprojiziert". Buchbinder erläuterte diese Strategie u.a. am Beispiel Wilhelm Oechslis,[9] der die Jesuiten, die die katholischen Urkantone beherrschten, beschuldigt, den innerschweizerischen Konflikt verursacht zu haben. Zugleich bietet diese Strategie das beste Beispiel dafür, was Hayden White als den metaphorischen Charakter der Geschichtsschreibung beschrieb, nämlich dass die gleichen Ereignisse in unterschiedliche Handlungsstrukturen integriert werden können. Die Geschichte des Sonderbundeskrieges wird bei den erwähnten Geschichtsschreibern nämlich nicht als Bürgerkrieg innerhalb der Nation, sondern als „integrativer Befreiungskrieg"[10] erzählt.

Die Berufung auf die Gründung der Eidgenossenschaft, sowie die gesamte Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts charakterisiert eine Spannung zwischen dem Bedürfnis nach patriotischer Identitätsstiftung und dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, deren Maßstab die quellenkritische Belegbarkeit des Erzählten bedeutete.[11] Da die Ereignisse der – insbesondere aus Schillers *Wilhelm Tell* bekannten – Befreiungstradition urkundlich nicht belegbar waren, wurden sie in den für unwissenschaftlich und unwahr erklärten Bereich der Fiktion verwiesen.[12] Für die Bewahrung der zweifelsohne hohen Effektivität dieser quellenkritisch unbelegbaren Geschichten als nationale Integrationsfaktoren ergaben sich für die Geschichtsschreiber der kritischen Schule mehrere Möglichkeiten. Johannes Dierauer, dessen fünfbändige *Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft* 1887-1917 erschien, sprach von einem „grundsätzlich wahren" Kern der Sagen; er beschrieb den Chronisten Tschudi als „Schweizer Herodot". Karl Dändliker interpretiert in seiner *Geschichte der Schweiz* (1884-1887) die Sagen als Augenzeugenberichte und er zitiert Schillers Wilhelm Tell sogar

9 Buchbinder: Der Wille zur Geschichte, S. 194.

10 Ebd., S. 147.

11 Eine eingehende Analyse des Umgangs von Wilhelm Oechsli, Johannes Dierauer und Karl Dändliker mit dem Erbe der kritischen Schule und mit der Berfreiungstradition befindet sich bei Buchbinder 2002. Bahnbrechend waren in dieser Hinsicht die entmythologisierenden Arbeiten von Joseph Eutych Kopp (1793-1866), der als Begründer des historischen Positivismus in der Schweiz galt (1835 erschienen die *Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde*, zwischen 1845 und 1882 die 5 Bände der *Geschichte der eidgenössischen Bünde*).

12 Auf das Fortleben und Blühen dieser Sagen in volkstümlichen, nichtschriftlichen Foren wie die Festspiele kommen wir noch zurück.

unvermittelt.[13] Bedeutender ist jedoch jene Strategie der nationalen Geschichtsschreibung, die auf die Figuren und Ereignisse der Befreiungsgeschichte mittelalterlicher Chroniken verzichtet, um ihre Inhalte – die Identifizierung der mittelalterlichen Schweiz mit einem idyllischen, zur Freiheit determinierten Bauernstaat und der Schweizer mit einem kriegerischen Hirtenvolk – bewahren zu können.

Matthias Weishaupt beschreibt die patriotische Instrumentalisierung der Geschichte, die Rückprojektion der gegenwärtigen Vorstellungen in die Vergangenheit, also der Identitätsstiftung durch die Vorwegnahme der Identität, unter dem Stichwort der *Bauernideologie*. Ein typisches Verfahren ist dabei, so Weishaupt, die Naturalisierung der Geschichte des „Bauernstaates" und „Bauernvolkes". Das bedeutet eine starke Verbindung derselben mit der natürlichen Umgebung der Schweizer, ja sogar das Herstellen eines kausalen Zusammenhanges zwischen den Alpen und der Geschichte bzw. den Eigenschaften ihrer Bewohner. Die frühe Idealisierung der Bergwelt als Hort der Freiheit, als Gegenwelt zu den restlichen europäischen Ländern ist jedoch den nichtschweizerischen Philohelveten des 18. Jahrhunderts zu verdanken, deren Vorstellungen in der Reiseliteratur ihrer Zeit festgehalten wurden. Als typisch gilt in dieser Hinsicht das folgende Zitat aus dem Reisetagebuch von Auguste von Littrow, die sogar 1846 die politischen Umstände in der Schweiz ihrer Lokalisierung in den Alpen zuschreibt:

> Als wir unseren Weg fortsetzten, [...] gedachten wird des gewaltigen Kontrastes zwischen monarchischen und republikanischen Zuständen. [...] Es ist wie mit den Wirkungen des Schalles in der Ebene und im Gebirge! Wenn der Einzelne im flachen Lande längst nicht mehr darauf rechnen darf, gehört zu werden, [...] lässt der Gebirgsbewohner noch guten Mutes seinen Ruf erschallen [...]. *Merkwürdigerweise haben sich zugleich alle Despotenreiche in den Ebenen ausgedehnt, während die Gebirgsvölker sich fast immer frei erhielten.*[14]

Dieser Heterostereotyp, mit dem die Bildungstouristen des 18. Jahrhunderts ihre literarischen und politischen, utopischen „Wunschvorstellungen" auf die Schweiz „projizierten", wurde im 19. Jahrhundert von den Schweizern als

---

13 Buchbinder: Der Wille zur Geschichte, S. 215. Er betont zudem, dass die Geschichtsbücher von Dändliker am ältesten und viel ideologischer als die Arbeiten von Dierauer und Oechsli sind. Der Grund dafür liegt nach Buchbinder in der Tatsache, dass Dändlikers Geschichtsbuch noch vor dem national integrierenden Sempacher Fest veröffentlicht worden war (ebd).

14 Littrow, Auguste von: Schweizerreise 1846. [Das Reisetagebuch von Auguste von Littrow]. Zürich: Berichtshaus, 1990, S. 39. (Hervorh. P. E.)

Autostereotyp übernommen und fand seine wissenschaftliche Legitimation in der Geschichtswissenschaft.[15] In diesem Prozess wurde ferner die Schweiz zu einem politisch utopischen Ort transzendiert und die Schweizer mit jenen Bauern gleichgesetzt, die als politisch aktive, kämpferische Hirtenkrieger bereits im Mittelalter den Schweizer Staat gründeten. Sie waren damit Bauer, Bürger und Krieger in einer Person.[16] Zugleich wurde die mittelalterliche „Republik" zum Vorbild des neuzeitlichen Bundesstaates und die bäuerlichen „alten Eidgenossen" zu Verkörperungen der national-bürgerlichen Tugenden. Jene Institutionen (der Bundesstaat des 19. Jahrhunderts) und Werte (die Nation), welche die Geschichtswissenschaft hätte legitimieren sollen, wurden damit im Rahmen einer kontinuistischen, entelechischen Geschichtsschreibung vorweggenommen und ins Mittelalter zurückprojiziert. Unverkennbar erscheinen die Ziele, Wünsche und Bedürfnisse des jungen Bundesstaates in beinahe jeder Beschreibung der als homogen und demokratisch beschriebenen mittelalterlichen Gesellschaft. Die alte Eidgenossenschaft erscheint als „Keim unseres freien Bundesstaates",[17] Johannes Dierauer spricht sogar vom „schlummernden nationalen Gedanken"[18] der mittelalterlichen Schweiz, Wilhelm Oechsli behauptet, dass die alten Eidgenossen bereits eine allgemeine Wehrpflicht gekannt und die freiheitsliebenden Hirten eine allgemeine Volksbildung angestrebt hätten.[19] Die Erfindung (der Tradition) des mittelalterlichen „Bauernstaates" und „Bauernvolkes" in der schweizerischen Geschichtsschreibung und ihre langanhaltende Wirkung in populären Foren wie die Schweizerreise oder die historischen Festspiele veranschaulichen die nationalisierende Wirkung der erwähnten Tendenzen der Sakralisierung und der Verwissenschaftlichung.

Die Eigenständigkeit der *Schweizer Literatur,* die „Einzigartigkeit" ihrer ästhetischen und thematischen Merkmale wurde auch mit jener Strategie begründet, die in der Nationalgeschichtsschreibung verwendet wurde: mit der Berufung auf den Primat des Politischen. Diese Strategie hebt die sprachliche, konfessionelle und ethnische Heterogenität auf, da sie die Identitäten auf notwendige und natürliche Weise bestimmt. Die ersten Literaturgeschichten von Johann

---

15 Weishaupt, Matthias: Bauern, Hirten und »frume edle puren«. Bauern- und Bauernstaatsideologie in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft und der nationalen Geschichtsschreibung der Schweiz. Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1992, S. 21-28.

16 Hettling, Manfred: Geschichtlichkeit. Zwerge auf den Schultern von Riesen. In: Ders. et al. (Hg.): Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998, S. 91-133, hier S. 100-102.

17 Weishaupt, Matthias: Bauern, Hirten und »frume edle puren«, S. 91.

18 Ebd., S. 46.

19 Buchbinder: Der Wille zur Geschichte, S. 153.

Caspar Mörikofer, Robert Weber, Jakob Baechtold und Adolf Frey,[20] die ab den 1860er Jahren erschienen sind, betrachten die Schweizer Literatur eindeutig als Bestandteil der deutschen. Weber spricht offen von dem Primat des Politischen und ihrem verbindenden Charakter für die Poesie und betrachtet diese als Beweise für die Eigenständigkeit der Schweizer Literatur, indem er sich auf Gervinus beruft und die „Wirklichkeit" der Nation gegenüber der „Fiktionalität" der Literatur typischerweise hervorhebt:

> »Wir haben«, sagt Gervinus [...], in Deutschland den Übergang von Poesie zur Politik [...] gemacht.« Umgekehrt die Schweiz. Sie ebnete zuerst den harten Boden der Wirklichkeit; sie arbeitete sich unter den mannigfachsten Kämpfen zu einer politischen Bedeutung, zu einem gesunden republikanischen Staatsleben hindurch und ist jetzt im Begriffe, aus der politischen Epoche in die ästhetische hinüberzutreten.[21]

In der Literaturgeschichtsschreibung am Anfang des 20. Jahrhunderts und während der geistigen Landesverteidigung wurden die Vorstellungen von der Kausalität des Politischen und des Literarischen beibehalten und auch die geschichtlich und geographisch erklärten Charakteristika der Schweizer Literatur wurden weiter tradiert. Nach Emil Ermattinger, einem repräsentativen Wissenschaftler dieser Zeit, soll in diesem Sinne „die Geschichte des deutschschweizerischen Geistes in seinem Schrifttum aus den naturgegebenen Bedingungen des Gesamtvolkes, also *aus der staatlichen Idee* der Schweizerischen Eidgenossenschaft herauswachsen"[22]. Die Schweiz sei eine „naturbestimmte Demokratie – auch ihre Literatur trägt daher die Züge eines demokratischen Volkes". So sei jeder Schriftsteller in der Schweiz „durch die Staatsidee und das Verhältnis zur Volksgemeinschaft"[23] zu definieren. Die ästhetischen Maßstäbe wurden durch die politischen

---

20 1861 ist Mörikofers Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, zwischen 1866 und 1876 Webers Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz, 1892 Baechtolds Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz und 1898 Freys Schweizer Dichter erschienen. Gleichzeitig erschienen zwischen 1889 und 1891 auch in der Welschschweiz die umfassenden Literaturgeschichten von Virgile Rossel und Philippe Godet. Mehr darüber in: Rosenberger, Nicole: Schreiben für die Republik. Schweizer Literaturgeschichten im Dienste nationaler und wissenschaftlicher Identitätsbildung um 1900. In: Caduff, Corina; Gamper, Michael (Hg.): Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz. Zürich: Chronos, 2001, S. 191-207.

21 Weber, Robert. 1866-1876. *Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Musterstücke aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftstellern von Haller bis auf die Gegenwart.* Bd.1: XII. Zitiert nach: Ebd., S. 196.

22 Ermatinger, Emil: Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz. München: Beck, 1933, S. V. (Hervorh. E. P.)

23 Ebd.

ersetzt – es mag auch nicht überraschen, dass Ermattinger den Anfang der schweizerischen Literatur im Jahr 1292 ansetzt.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass bei der Entstehung der abstrakten nationalen Identität die auf der Schriftlichkeit beruhenden Inhalte in mündlichen Medien rezipiert werden. Bei der Entstehung der narrativen Identität der Nation – in Paul Ricoeurs Termini heißt das: bei der Anwendung der expliziten Erzählungen *(mimesis II)* auf die Lebenswelt *(mimesis III)*[24] –, wird die Geschichte zum Teil des alltäglichen Gedächtnisses, indem der schriftlich zugängliche Text multimedial inszeniert, die imaginative Gemeinschaft der Nation intersubjektiv erfahrbar wird. Diese Art der figurativ-visuellen Durchsetzung nationaler Inhalte als „Garant" der Entstehung von nationaler Identität, sowie ihr imaginativer Charakter lassen sich wiederum mit einem (freilich ironischen und oft gebrachten) Zitat aus Gottfried Kellers „Der Grüne Heinrich" illustrieren. Es geht um die Vision, den Traum des Heinrichs von einer Holzbrücke, über die er auf seinem Pferd zu reiten bereit ist. Das Innere der Brücke ist mit Malereien bedeckt, welche „die Geschichte und alle Tätigkeiten des Landes darstellen":

> Das ganze abgeschiedene Volk war [...], an die Wand gemalt und schien mit dem lebendigen, das auf der Brücke verkehrte, Einer zu sein; ja manche der gemalten Figuren traten aus den Bildern heraus und wirkten unter den Lebendigen mit, während von diesen manche unter die Gemalten gingen und an die Wand versetzt wurden. [...] Und [indem] der Austausch zwischen dem gemalten und wirklichen Leben unausgesetzt stattfand, schien auf dieser wunderbar belebten Brücke Vergangenheit und Zukunft nur ein Ding zu sein. »Nun möcht' ich wohl wissen, was das für eine muntere Sache ist!« summte ich in mich hinein, und das Pferd antwortete auf der Stelle: »Dies nennt man die Identität der Nation!«[25]

Die identitätsstiftende Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart, von Selbst und Selbstbild erfolgt einerseits im Traum, was persönliches Miterleben und Teilhabe erlaubt und andererseits, in dem Traum, durch ein visuelles Medium (durch die Vereinigung von „gemalten Figuren" und den „Lebendigen"). In der Entstehung der nationalen Identität in der Schweiz scheinen die nicht-schrift-

---

24 Mit Paul Ricoeurs Theorie vom Kreislauf von *mimesis I, II* und *III*, in dem die explizit narrativen Texte in die Lebenswelt zurückkehren und die Identität von Individuen und Gemeinschaften stiften, wird die narrative Identität eines Individuums oder Kollektivums definiert: „Diese geht hervor aus der endlosen Rektifikation einer früheren durch eine spätere Erzählung" (Ricoeur, Paul: Zeit und Erzählung III. München: Fink, 1991, S. 398). Die Identität der sprachlich und sozial konstruierten Nation ist in diesem Sinne als eine narrative Identität zu untersuchen, die aus der endlosen Rektifikation von Geschichten, aus der Produktion und Rezeption von Narrativen hervorgeht.

25 Keller: Der Grüne Heinrich, S. 713.

lichen Modi der Vermittlung nationaler Inhalte eine außerordentlich relevante Rolle zu spielen, was auf zwei Gründe zurückzuführen ist:

Einerseits begünstigen die Viersprachigkeit und die mediale Diglossie in der Schweiz im Grunde genommen die nicht-schriftlichen und mundartlichen Inszenierungsformen, so das Volkstheater oder die Tellspiele. Außerdem macht Manfred Hettling auch auf ein eigenartiges „Defizit" in der Entstehung des nationalen Diskurses in der Schweiz aufmerksam. Da die Eidgenossenschaft grundsätzlich friedlich, ohne einen nationalen Befreiungskrieg zustande kam und auf eine lange nicht-monarchische Tradition zurückblicken konnte, fehlten hier beide Faktoren, die emotionelle Bindung an das Gemeinwesen ermöglicht, Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt und aufrechterhalten hätten: die Herrscherpersonen und die für das Vaterland gefallenen militärischen Toten der Kriege.[26] Die Nation konnte auch hier nur durch das (nicht-schriftlich vermittelte) Erlebnis der Gemeinschaft und der nationalen Werte intersubjektiv wirken. Daher „entstanden" in der Schweiz neue Medien, wie die Landesausstellung, das historische Festspiel, der Nationalfeiertag oder im nationalen Sinne neu interpretierte Foren (Schützenfeste), die die national integrative Rolle der Texte übernahmen und/oder ergänzten. Die Effektivität und die Dominanz dieser sozialen Handlungen der populären Vergesellschaftungsforen ist zugleich die Erklärung für die Koexistenz von Verwissenschaftlichung und Sakralisierung. Die Mythen der Befreiungstradition sind trotz des Angriffes seitens der kritischen Schule, trotz der erläuterten Bemühungen der Geschichtswissenschaftler um die quellenkritische Akribie im Hinblick auf ihre nationalisierende Wirkung intakt geblieben.

II. Die mündlich-multimediale Realisierung der Nation: Schweizerreisen, Schützenfeste, historische Festspiele, der 1. August und die Landesausstellungen

Im Kontext der obigen Überlegungen mag auch nicht erstaunen, dass Wilhelm Oechsli trotz der quellenkritischen Ablehnung der Legenden um Wilhelm Tell die Reisen zu den Erinnerungsorten, den Schauplätzen der eidgenössischen Gründungsgeschichte (die Rütliwiese, Schlachtorte) als Wallfahrten propagierte.[27] Ähnliches tat die Helvetische Gesellschaft, in Philippe-Sirice Bridels 1795

---

26 Hettling, Manfred: Die Schweiz als Erlebnis. In: Altermatt, Urs et al. (Hg.): Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18-20. Jahrhundert. Zürich: Chronos, 1998, S. 19-33, hier S. 20.

27 Oechsli, Wilhelm: Bausteine zur Schweizergeschichte. Zürich. Zitiert nach: Buchbinder: Der Wille zur Geschichte, S. 109.

erschienenem *Versuch über die Art und Weise, wie Schweizer Jünglinge ihr Vaterland bereisen sollen,*[28] ganz zu schweigen von den wirkungsvollen Thematisierungen der Alpen und ihrer Bewohner in Albrecht von Hallers Gedichten *(Die Alpen)* oder Johann Caspar Lavaters Schweizerliedern. Die Institution der Schweizerreise war, wie erwähnt, bereits im 18. Jahrhundert eine Praxis, die das Naturerlebnis mit dem Erfahren der Nation verband, sie befestigte sich jedoch zur „selbstreferentiellen und selbstreflexiven Bildungsreise" erst nach der Etablierung des Alpenmythos. 1882 wurde der Eisenbahntunnel durch den Gotthard eröffnet, was die einst unzugängliche Bergwelt zum zentralen Verbindungspunkt der Schweiz entwickelte – die Schweiz wurde zunehmend als Alpenrepublik oder (von Gott befestigter) Gotthard-Staat erwähnt. Die Schweizerreise funktionierte mehr als je zuvor als ein Medium der Nationalisierung, welches – so Hettling – das Wesen, den verbindenden Charakter der Nation (die Alpen als Schauplatz der Gründungsgeschichte) auf sinnliche Weise (die Alpen als Naturphänomen) individuell erfahren ließ. Zudem war die Schweizerreise wegen der räumlichen Kleinheit des Landes auch praktisch zu verwirklichen: Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern, deren aufgeklärte Jugendliche auch (oder vor allem) ins Ausland reisten (und überwiegend noch nicht im 18., sondern im 19. Jahrhundert), reiste man in der Schweiz innerhalb des Landes.[29] Das Bereisen der Alpen gab nicht nur zum persönlichen, körperlichen Erlebnis der gegenwärtigen Gesellschaft und der Schweizergeschichte Anlass (Rütliwallfahrten), sondern auch zur Identifikation mit den Schweizern als Gebirgsvolk. Ein relevantes Verfahren der Naturalisierung der Nation bestand nämlich darin, dass der „Nationalcharakter" oder sogar der Grund der schweizerischen Nation, der „Wille zur Nation" als geographisch determiniert aufgefasst wurde.[30]

Der Topos von dem biologisch-geographisch determinierten *homo alpinus helveticus,* dem Gebirgsvolk, fand in der Schweiz auch daher rasche Verbreitung, weil die geographische Bestimmung einer „Rasse" die fehlende ethnische Homogenität kompensieren konnte. Um die Schweizer identitätsstiftend von den Germanen abzugrenzen, berief sich bereits Johannes von Müller auf die Kontinuität zwischen dem keltischen Stamm der Helvetier und den Schweizern, wobei

28 Bridel schlug vor, die patriotischen Erlebnisreisen in Gruppen von fünf oder sechs Jugendlichen unter der Leitung eines Erwachsenen durchzuführen. Sie sollten sechs Wochen lang die klassischen Schauplätze der Schweizergeschichte sowie auch eine Landsgemeindeversammlung besuchen, um sich die politisch-gesellschaftliche Ordnung anzueignen und das „Vaterland [...] lieben zu lernen" (Hettling: Geschichtlichkeit, S. 10).

29 Hettling: Die Schweiz als Erlebnis, S. 11.

30 Siehe die Zitate von Littrow und Keller.

diese Kontinuität nicht biologisch interpretiert, sondern geographisch bestimmt wurde: Die Helvetier starben zwar aus, ihren Freiheitswillen erbten aber alle Schweizer, da dieser von dem Alpenraum geprägt und motiviert war.[31] Die Alpen gehörten natürlich zur Inszenierung der Nation auch in den Landesausstellungen: typischerweise wurde in dem künstlichen Schweizerdörfli (Genf 1896) auch ein 40 Meter hoher Berg errichtet, wodurch der Besuch des Schweizerdorfes (oder der gesamten Landesausstellung) zu einer verkleinerten Schweizerreise wurde. Die fortdauernde Wirkung des Alpenmythos wird aber auch durch die Tatsache untermauert, dass General Henri Guisan die „nationale Alpenfestung" am 25. Juli 1940 tatsächlich bestieg (er berief hohe Offiziere auf dem Rütli zum Rapport) und sich dabei auf die geläufigen Topoi des in den Alpen verankerten eidgenössischen Wehrwillens der Vorfahren berief. Auch die „Igelmentalität" der Geistigen Landesverteidigung konnte dem *reduit national* ähnlich mit dem Alpenmythos interpretiert werden.

Die *Schützenfeste* gehören, der Schweizerreise ähnlich, zu jenen Medien der Erfahrung nationaler Identität, die auch vor dem eigentlichen nationalen Zeitalter, dem 19. Jahrhundert, existierten, dann aber eine neue, überregional integrative, nationale Funktion erhielten. Das erste überkantonale Schützenfest wurde 1824 vom Eidgenössischen Schützenverein in Aarau organisiert, nachdem im eidgenössischen Militärreglement 1817 das Schießen zum Nationalsport erklärt worden war.[32] Die Identifikation des Schützen mit Wilhelm Tell, sowie die performative, individuelle Identifikation mit den Inhalten der Befreiungsgeschichte liegen auf der Hand. Die festen Bestandteile des Ritus – der Wettkampf, der Fahnenkult, Festreden, Festzüge, das gemeinsame Singen – vereinten außerdem den Teilnehmer mit anderen Mitgliedern der nationalen Gemeinschaft, und zwar auf überwiegend multimediale und emotionale Weise.[33] Im Medium des Schützenfestes wurde die erlebte Nation zum Teil der individuellen Lebensgeschichte: die Teilnahme bedeutete eine Art Initiation, das Eintreten in den Männerbund, dessen Rahmen und Kontinuität somit nicht nur die Familie, sondern auch die Nation – repräsentiert vom Männerbund der Schützenfeste – sicherte.[34] Die an den

---

31 Capitani, Francois: Die Suche nach dem gemeinsamen Nenner. Der Beitrag der Geschichtsschreiber. In: Ders.; Germann, Georg. (Hg.): Auf dem Weg zu einer schweizerischen Identität 1848-1914. Freiburg: Universitätsverlag, 1987, S. 25-38, hier S. 29.

32 Santschi, Catherine: Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte. Zürich: Chronos, 1991, S. 40.

33 „Nicht nur Essen und Trinken verband die einzelnen, sondern auch die immerwährende Kulisse eines ohrenbetäubenden Lärms durch Vorträge, Gerede und Liedersingen in der Halle sowie die Gerüche aus der Küche, der Tabaksqualm und der Pulvergeruch vom Schiessplatz" (Hettling: Geschichtlichkeit, S. 109).

34 Ebd.

Schützenfesten auf diachrone und synchrone Weise „körperhaft" sichtbar gewordene Nation ist nämlich eine rein männliche, wehrhafte, bürgerliche Gemeinschaft. Frauen (und die mit ihnen assoziierte unkontrollierbare, irrationale Sexualität) erhielten in der Ordnung der Nation eine sekundäre Rolle als Soldatenmütter und -weiber, oder sie wurden zu allegorischen Verkörperungen der Nation stilisiert (Helvetia), was auch in der Struktur der historischen Festspiele augenfällig wird.[35]

Zieht man die Massenteilnahme der Zuschauer an den *historischen Festspielen* in Betracht, die integrale Bestandteile des 600-Jahre Festes 1891 sowie der Landesausstellungen in Bern (1914) und Zürich (1939) waren, so scheint sich die schon erwähnte These kaum bestreiten zu lassen: Die Nationalisierungsprozesse waren trotz der Ergebnisse der quellenkritischen Geschichtsforschung stark von dem Mythos der Gründungslegende der Eidgenossenschaft geprägt, von der alltäglichen Rezeption der geschichtswissenschaftlichen Inhalte abhängig. Die historischen Festspiele, die zwar seit dem 16. Jahrhundert belegt sind, aber eindeutig erst zwischen 1848 und 1914 aufblühten und von ihren möglichen Vorgängern, den lokalen mittelalterlichen Tellspielen, den jahreszeitlichen und den sakralen Festspielen oder den Schlachtfeiern zu unterscheiden sind,[36] thematisierten nämlich in ihren episodischen Bildern das Zusammenwachsen der Eidgenossenschaft mit besonderer Rücksicht auf die mythischen oder allegorischen Figuren wie Wilhelm Tell, Winkelried oder Helvetia. Ein bemerkenswertes Ergebnis der Studie von Wolfgang Hartmann über den historischen Festzug besteht darin, dass diese Festspiele in der Schweiz – anders als in Deutschland – auch dann historisch waren, wenn nicht ein Jubiläum oder geschichtlicher Anlass vorhanden war. Sie haben eine einzigartige Rolle gespielt: jene der nationalen Integration.[37]

---

35 Mehr dazu in: Mosse, George L.: Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen. Reinbek: Rowohlt, 1987.

36 Katrin Gut behandelt dagegen die mittelalterlichen Schlachtenspiele, die vaterländischen Schauspiele im Dienst der Glaubenskämpfe, der Reformation, der Gegenreformation und der Volksbildung im nationalen Zeitalter zusammen (Gut, Katrin: Das vaterländische Schauspiel der Schweiz: Geschichte und Erscheinungsformen. Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag, 1996). Mehr zu der obigen Unterscheidung: Stern, Martin: Das historische Festspiel – Integration um den Preis scheinhafter Identität. In: Capitani: Auf dem Weg zu einer schweizerischen Identität 1848-1914, S. 309-335. Am wichtigsten sind die Festspiele in Zürich 1851, in Bern 1853, in Murten 1876, Schwyz 1891 und Bern 1891.

37 Hartmann, Wolfgang: Der historische Festzug. Seine Entstehung und Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. München: Prestel, 1976, S. 158.

Die historischen Festspiele in der Schweiz des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind in diesem Sinne auf jene Bedingungen hin zu untersuchen, die ihre weitgehende Durchsetzung als „Konstrukteure" der nationalen Identität ermöglichten. Affirmativ wirkten, das bedarf wohl keiner weiteren Klärung, die Inhalte der Handlungsbilder, die auf keinen Fall auf den Sonderbundeskrieg oder die innere Zersplitterung und Konflikte der Eidgenossenschaft fokussierten, sondern ausschließlich das Mittelalter darstellten. Die Betonung fällt dabei auf die Überwindbarkeit der Widersprüche, das Wiedererleben des (zeitlosen) nationalen Ruhmes, was sich oft in der Bundeserneuerung am Ende des Spieles manifestierte, und was eine Gesellschaft der Schweiz als national erlebbare oder zur Nation gestaltbare Gemeinschaft konstruierte. Daher bilden die meisten Festspiele des 19. Jahrhunderts auch einen Kontrapunkt zu den Fastnachtsspielen, die die ephemere Unordnung, den spielerischen Umsturz der gesellschaftlichen Begebenheiten zelebrierten – an den historischen Festspielen und Festzügen wurde die Gesellschaft durch das Feiern ihrer Leistungen nur bestätigt, aber nie kritisiert, geschweige denn ausgelacht.[38] Die Identifikation mit der Vergangenheit galt zugleich, wie auch beim Schützenfest, als Identifikation mit der Gegenwart der leibhaft anwesenden Mitglieder der imaginativen Gemeinschaft der Nation, und sie war wegen der besonderen medialen Bedingungen überaus effektiv. An den Festspielen wurde nämlich die (mythisch überhöhte) nationale Vergangenheit theatralisch, multimedial und monumental inszeniert. Die abstrakte Idee der Nation wurde in der Schluss-Szene, der Apotheose der Helvetia in der Gestalt der Helvetia verkörpert, transzendiert und ihr Erlebnis und ihre Erfahrung machte die Teilnehmer zu wirklichen Mitgliedern der Nation. Die dermaßen intensive Identifikation des Volkes mit der inszenierten nationalen Vergangenheit setzte natürlich voraus, dass die Theatralität der Festspiele auf keinerlei Trennung zwischen Zuschauern und Schauspielern oder zwischen der „Fiktion" der Bühne und der „Realität" der Lebenswelt beruhte. Die Mehrheit der Mitwirkenden waren auch keine professionellen Schauspieler, sondern einfache Vereinsmitglieder, der Schwur der alten Eidgenossen wurde gemeinsam erneuert, und am Ende sang man gemeinsam die Landeshymne – ein jeder in seiner eigenen Sprache.

Die zyklische Zeitstruktur solcher Jahresfeste ist der Garant für die identifikatorische Durchsetzung jener Inhalte, die auch in der linearen Zeitlichkeit der europäischen Schriftlichkeit kursierten. Sie bewahrt daneben auch die Multimedialität der Oralität und die Wiederholung, die Einheit von Vergangenheit und Gegenwart als ihre Strukturmerkmale. Die für die Schriftlichkeit charakteristische Trennung zwischen Vergangenheit und Gegenwart bzw. die Vorstellung von der Linearität der Zeit benötigen auch die Feste als Medien, wo die Identität mit der

38 Stern: Das historische Festspiel, S. 312.

Vergangenheit (die auch immer von der Gegenwart abhängt) erlebbar werden konnte.[39] Das legitimatorische, identitätsstiftende Potential der Feste motivierte die Erweiterung ihres Geltungsbereiches auf die gesamte Nation. So fanden sie ihren Einsatz als nationale Feste, was auch auf den *1. August als Schweizer Nationalfeiertag,* auf das Fest der Gründung der Eidgenossenschaft zutrifft. Am Beispiel der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts wurde bereits die identitätsstiftende Ahistorizität des Umgangs mit der Gründungsgeschichte, die legitimierende Rückprojizierung gegenwärtiger Wunschvorstellungen wie Demokratie, Einheitlichkeit und Wehrhaftigkeit ins Mittelalter geklärt. Die zentrale Strategie war dabei die Tradierung der von dem kritischen Positivismus angegriffenen Inhalte der Mythen in der Gestalt des Bauernstaates und des Gebirgsvolkes. Eine ähnliche Verschiebung charakterisiert die Festlegung des Datums der Gründung der Eidgenossenschaft. Lange verortete man die Gründungsereignisse aufgrund der mittelalterlichen Chroniken im Jahre 1307; 1760 wurde aber der Bundesbrief von 1291 wieder gefunden und publiziert. So wurde zum ersten Mal am 1. August 1891 das Jubiläumsjahr gefeiert (seit 1889 war das jährliche Gedenken offiziell vorgeschrieben). Die Inhalte vermengten sich jedoch mit denjenigen, die mit 1307 verbunden wurden. Somit konnte man „mit einer scheinbar kritischen und modernen Haltung den Gründungsmythos von 1307 als Legende abtun und unkritisch mit dem Kult um die Urkunde von 1291 den Gründungsmythos, den man zu bekämpfen vorgab, weiterführen".[40] Die Betonung der Kontinuität zwischen der Schweiz des 19. Jahrhunderts und des mittelalterlichen Bundes am Nationalfeiertag mag an diesem Punkt an die behandelte Instrumentalisierung der Geschichte mit der Vorstellung von dem Bauernstaat und Bauernvolk erinnern. Erst seit Ende der 50er und in den 1960er Jahren wurde die Ersetzung des Datums von 1291 durch 1848 vorgeschlagen, als die Schweiz tatsächlich zu einem modernen politischen Gebilde wurde (auch noch die 90er Jahre sind von der sog. „98 statt 91"-Debatte geprägt).

Nicht nur die Festlichkeiten am 1. August 1891 – so das historische Festspiel, das Fest in Schwyz oder die Aufführung der Tell-Kantate am Fest auf dem Rütli am 2. August – zeugen von der Wirkung der Gründungslegenden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte die nationale Monumentalarchitektur auch in der Schweiz eine Blütezeit. Die Konjunktur malerischer bzw. skulpturaler Darstellungsformen der heroisierten eidgenössischen Vergangenheit oder die Aufrichtung von Museen oder der „Ruhmeshalle der Nation", der neugotischen

---

39 Diese Einsicht findet sich auch bei Georg Kreis, der zwei Arten der Differenzüberwindung zwischen Gestern und Heute unterscheidet: den Entwicklungsgedanken und die Parallelisierung (Kreis, Georg: Der Mythos von 1291: zur Entstehung des schweizerischen Nationalfeiertags. Basel: Friedrich Reinhardt, 1991).

40 Ebd., S. 90.

Waffenhalle im Schweizerischen Landesmuseum zeugen von der Intensivierung der Arbeit an jenem Symbolarsenal, das die kollektive Identität der Nation stabilisieren und aufbewahren sollte.[41] Im Folgenden sollen jedoch nicht diese bis heute sehenswerten Verknüpfungen von Architektur und nationaler Identität diskutiert werden, sondern jenes Medium der Inszenierung der Nation, dessen symbolhafte Prestigebauten sich gerade durch ihre ephemere Qualität[42] auszeichnen, das damit einen einzigartigen Übergang zwischen (bzw. eine Mischung von) den dauerhaften Verkörperungen und den zyklisch wiederkehrenden Inszenierungen des Nationalen bedeutet.

Die *Landesausstellungen* sind als „inhärent" nationale Medien der Erfahrung von der Gesellschaft und der Inszenierung ihres Selbstbildes zu betrachten. Sie modellieren nämlich einerseits die Grundstruktur der Nation – die „Attraktivität und Vermarktbarkeit" des Eigenen.[43] Andererseits brachten sie schon immer die infolge der medialen Entwicklungen veränderten Wahrnehmungsprozesse zum Vorschein, indem sie sich an diese anpassten oder diese als Objekte der Ausstellung in sich integrierten.[44] Auf das nationalisierende, selbstreferenzielle Potential einer Ausstellung des Landes wies Umberto Eco 1964 in seinem Bericht über die Landesausstellung in Lausanne hin. Er paraphrasiert hier die von Thukydides überlieferte Rede des Perikles an die Athener, wo der beispielhafte und eigenartige Charakter der Athener Gesellschaft festgehalten wurde. Eco bezieht die Inhalte dieser Rede auf die Schweiz, bzw. er schreibt sie in zentralen Begriffen der Schweizer Selbstdefinition um und er kommt zu dem bemerkenswerten Ergebnis, dass die Landesausstellung „hauptsächlich die Funktion hat, sich selbst auszustellen. Auf der Expo stellt die Schweiz vor allem ihre Expositionsfähig-

41 Die Konjunktur von öffentlichen Gebäuden und Inszenierungen nationaler Themen in Denkmälern und Gebäuden illustrieren zahlreiche Schlachtkapellen und Telldenkmäler sowie der Bau des Schweizerischen Landesmuseums (1898), des Bundeshauses (1852), der Eidgenössischen Technischen Hochschule (1860/64) oder des Bundesarchivs (1897-1899), wo die Abschiede der alten Eidgenossenschaft aufbewahrt sind. (Mehr dazu in Santschi, Catherine: Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte).

42 S. Moos, Stanislaus von: Politische Architektur in der Schweiz. Die Macht des Ephemeren. In: Ders.; Kohler, Georg (Hg.): Expo-Syndrom? Materialien zur Landesausstellung 1883-2002. Zürich: vdf Hochschulverlag, 2002, S. 115-134.

43 Moos, Stanislaus von; Kohler, Georg: Vorwort. In: Ebd., S. 9.

44 Besonders ausgeprägt ist die Verwendung der neuesten (digitalen) Medien auf der Expo 2002. Über die grundlegende Rolle der Ausstellungen in der Geschichte des Sehens, die identitätsstiftende Relevanz des Blickes von oben s. Wagner, Monika: Die organisierte Wahrnehmung. Mobilität und liquide Architektur in frühen Weltausstellungen. In: Ebd., S. 21-42.

keit aus, einen ihr eigenen Sinn für Ordnung und Einteilung. Die Expo stellt eine Expo aus, und die Inhalte sind nur der Vorwand".[45] Auf den nationalen Charakter dieser Expositionsfähigkeit weist jedoch auch jene Entwicklungstendenz hin, welche die Inhalte dieser „Vorwände" kennzeichnet. Die Landesausstellungen hatten von Anfang an (die erste fand 1857 in Bern statt) einen binären affirmativen Charakter: sie dienten als Demonstrationen des wirtschaftlichen Fortschritts zur Förderung der Wirtschaft und Industrie, und gleichzeitig ermöglichten sie als Inszenierungen der nationalen Identität die Wahrnehmung, das Erleben der Gesellschaft in ihren Selbstbildern. Diese zweifache Funktion war auf der Landesausstellung in Zürich (1883) als offizielles Ziel deklariert. In dem *Officiellen Führer durch die Schweizerische Landesausstellung* bestimmte man den Zweck der Veranstaltung auf folgende Weise: Sie sollte „ein übersichtliches Bild der Leistungsfähigkeit der schweizerischen Bevölkerung [...] gewähren, dadurch zu gegenseitiger Belehrung und zur richtigen Würdigung der eigenen Kraft [...] dienen".[46] Im Laufe des 19. Jahrhunderts und vor allem zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung verschob sich jedoch der Akzent von der wirtschaftlichen Dimension[47] zur politisch-nationalen.

Bereits an der Expo 1896 in Genf spielte die nationale Selbstinszenierung eine ebenso große Rolle, wie die wirtschaftliche, was die Popularität des künstlichen Schweizer Dorfes, des *village suisse* belegt. Dem exotischen Negerdörfli *(village noire)* ähnlich vergegenwärtigte die aus 56 Häusern, einem 40 Meter hohen Berg, einem Dorfplatz und einer Kirche bestehende, von kostümierten Schauspielern bewohnte dörfliche Miniatur eine vorindustriale Gegenwelt. Das *Schwyzerdörfli* bedeutete damit eigentlich einen Gegenpol zu der ausgestellten industriellen Prosperität und lieferte ein beispielhaftes Medium zur Inszenierung der Inhalte des Bauernmythos. Das Erlebnis der Nation im Besuch der Dörfli ist mit einer Miniaturform der Schweizerreise oder mit einem dauerhaften Festspiel (das Dorf stand von Mai bis Oktober) zu vergleichen. Damit ist das *village*

---

45 Eco, Umberto: Antwort auf Harry Lime. In: Ebd., S. 135-149, hier S. 143.

46 Gugerli, David: »In magischem Glanze hoch empor«? Wissenschaft, Technik und Nation 1883. In: Ebd., S. 191-207, hier S. 193.

47 S. u.a. Kohler ebd.; S. 54. Es sei jedoch angemerkt, dass natürlich auch die wirtschaftliche Selbstdarstellung eine national integrative Funktion ausübte, was am Beispiel der Eröffnung des Gotthard-Tunnels als „Katalysator" des Alpenmythos augenfällig ist. Gerade wegen der wirtschaftlichen Werbung war es andererseits unvermeidbar, dass die Expos auch ein internationales Publikum von bedeutender Anzahl anzogen. Elisabeth Castellani Zahir spricht sogar von einem Dreierschnitt: die Landesausstellungen des 19. Jahrhunderts hält sie für wirtschaftliche, die des 20. Jahrhunderts für nationale und die des 21. Jahrhunderts für postnationale Selbstdarstellungen – Ebd., S. 221.

suisse als eine Miniatur innerhalb der Miniatur der Landesausstellung[48] zu interpretieren, der die Gesamtstruktur der Landesausstellungen modelliert oder verdoppelt: die ephemere, multimediale und festliche Inszenierung des Nationalen. Es scheint Übereinstimmung darüber zu herrschen, dass die Züricher Landesausstellung im Jahre 1939 am wirkungsvollsten gewesen sei. Der Grund für die starke Einprägung dieses Ereignisses ins kommunikative Gedächtnis von Generationen liegt wohl in der effektiven Integration und Mobilisierung der gesamten Nation gegen die Weltwirtschaftskrise und den Faschismus unter dem Stichwort der Geistigen Landesverteidigung. Außerdem wurden die nationalen Inhalte in dieser Landesausstellung am stärksten in visuelle, architektonische und skulpturale Medien übersetzt, was sich als effektives Mittel der Nationalisierung der Massen auch im Faschismus bewährte.[49] Der Architekt Armin Meili, der Direktor der Landesausstellung, bemühte sich zwar, durch fortschrittliche Architektur und Ablehnung der faschistischen Bildersprache[50] eine Abgrenzung von Deutschland zu repräsentieren. Die Abteilung „Heimat und Volk", die bekannte „Wehrbereitschaft"-Skulptur sowie der „Patriotische Höhenweg" bedienten sich aber der gleichen exklusiven, überhöht nationalistischen, militanten Rhetorik, von denen es sich zu distanzieren galt.[51] Die Igelmentalität der LA '39 (so die damals gebräuchliche Abkürzung) prägte auch noch die Expo 1964 in Lausanne. Deutlich wird dies in dem Betonigel genannten Pavillon der Armee, oder in der Tatsache, dass die Ergebnisse der Meinungsforschung der Abteilung „Der schweizerische Weg" im Gegensatz zu dem vorherigen Plan verschwiegen wurden. Die Fragebogen wurden zudem einer Zensur unterworfen: Fragen zu der Militärdienstverweigerung, Niederlassung von Ausländern, dem Kommunismus

48 S. Crettaz, Bernard: Eine Schweiz en miniature. Oder: Das Grosse im Kleinen. In: Ebd., S. 179-191.

49 Vgl. Mosse, George L.: Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich. Berlin: Ullstein, 1976.

50 Mehr dazu in: Gimmi, Karin: Von der Kunst, mit Architektur Staat zu machen: Armin Meili und die LA 39. In: Kohler; Moos: Expo-Syndrom? S. 157-179.

51 Arnold betont bei seiner Analyse der faschistischen Terminologie der LA '39 zudem den exklusiv männlichen Charakter der nationalen Selbstrepräsentation, was auch auf die Propagierung der Wehrbereitschaft zurückzuführen ist. Die Expo 2002 war praktisch die erste Landesausstellung an der Frauen mit vollem Stimmrecht teilnehmen konnten – es ist kein Zufall, dass sie sich 1928 und 1958 ihre eigenen Ausstellungen (SAFFA) organisiert haben (Arnold, Martin: Von der Landi zur Arteplage. Schweizer Landes- und Weltausstellungen (19.-21. Jahrhundert). Hintergründe und Erinnerungen. Zürich: Orell Füssli, 2001, S.140).

oder der Beteiligung der Schweiz in der EU-Integration waren nicht erlaubt.[52] Gleichzeitig fand aber diese Ausstellung in jenen 60er Jahren statt, die heftige Angriffe auf die rechtskonservativen Bewahrungsmechanismen der Nation charakterisieren, was sich auch in dieser, bis dahin fast ausschließlich affirmativen Veranstaltung niederschlug. Die Subversion des homogenisierten, positiven Selbstbildes der Schwyzerdörfli und der Geistigen Landesverteidigung manifestiert sich u.a. in der Ausstellung eines Passes mit dem schweizerischen Judenstempel, sowie in den offensiven Kurzfilmen der Expo. Die Demontage der traditionellen Selbstbilder, die Bemühung, im Rahmen eines nationalen Mediums an einer postnationalen Identität zu arbeiten, erreichte ihren Höhepunkt jedoch in der Expo 2002.

III. Erfinde die Schweiz! – Zur Nationenrepräsentanz in der Gegenwart

Der Funktionswandel des nationalen Diskurses lässt sich am Beispiel der Entwicklungstendenzen jener Medien der Nationalisierung adäquat erfassen, die oben erörtert worden waren. Der Beitrag der Literatur und der Literaturgeschichtsschreibung zur Konstruktion einer substantiellen nationalen Identität wurde, wie bereits erwähnt, schon vom *kritischen Patriotismus* in den 60er Jahren erschwert. Die intensive Hinterfragung der Selbstverständlichkeiten des nationalen Diskurses seitens der Literaten bzw. der Intelligenz ist der Grund dafür, dass Anthony D. Smith neben der „prämodernen" Zeit der ethnischen Formation der Eidgenossenschaft und der „modernen Epoche" der Nationenbildung im 19. Jahrhundert auch eine, in den 1960er Jahren anbrechende „postmoderne" bzw. postnationale Phase der schweizerischen nationalen Identität unterscheidet.[53] Den eigentlichen Durchbruch brachte jedoch erst das Jahr 1989, seit welchem die Inhalte, die Entmythologisierungsstrategien des *kritischen Patriotismus* in der breitesten gesellschaftlichen Öffentlichkeit Verbreitung fanden, was auf mehrere Gründe zurückzuführen ist: Der Mauerfall und das Ende des Kalten Krieges entzogen einerseits der Idee der bewaffneten Neutralität jegliche Grundlagen; zudem korrelierte dieses Eckdatum zeitlich mit zwei anderen relevanten Ereignissen, welche die Mythen der Nation gewaltig subvertierten: mit den Entdeckungen der über vierzig Jahre dauernden geheimpolizeilichen Überwachung der Schweizer Bevölkerung („Fichenaffäre" 1989) und der zweifelhaften Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg („Raubgold"-

52 Ebd., S. 89-101.

53 Smith, Anthony D.: Nations and Nationalism in a Global Era. Cambridge: Polity Press, 1995, S. 49.

Debatte, Aufstellung der Bergier-Komission 1996). Wegen des gewaltigen Einflusses dieser Erschütterungen des nationalen Diskurses verortet Georg Kohler das „Paradigma Schweiz" in einer knapp zwei Jahrhunderte langen Periode zwischen dem Fall der Bastille 1789 und dem Fall der Berliner Mauer 1989.[54] Die Diskussionen und „Skandale" der 90er Jahre hinterfragten nämlich nicht nur den ideologisch überhöhten Nationalismus während der Weltkriege und im Diskurs der Geistigen Landesverteidigung, sondern warfen auf die allgemeinen Vorgänge der Konstruktion nationaler Identität ein neues Licht. Man könnte auf das Bild der Eule von Minerva zurückgreifen, wenn man die Anzahl jener geschichtswissenschaftlichen Arbeiten betrachtet, welche die Beiträge der eigenen Wissenschaft zur Entstehung der nationalen Identität im 19. und 20. Jahrhundert erörtern. Stellvertretend seien an dieser Stelle einige Titel genannt: *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität* (1992); *Die Erfindung der Schweiz. Bildentwürfe einer Nation, 1848-1998* (1998); *Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18.-20. Jahrhundert* (1998). Auch die oben behandelten multimedialen Inszenierungsforen des Nationalen mussten am Ende des 20. Jahrhunderts ihre national integrative Funktion einbüssen.

Die Schweizerreise wandelte sich in eine apolitische, touristische Attraktion um, wie auch die Berichterstattungen über die Schützenfeste aus dem politischen in den Sportteil der Zeitungen gewandert sind[55] und wie auch das vaterländische Schauspiel ihre einstige Dominanz und Wirkung einbüßen musste. Die Funktionen ehemaliger Interaktionsformen, in denen die Inhalte des Alpenmythos und der Bauernideologie inszeniert und erlebt werden konnten, veränderten sich vollständig. Zu der Erschütterung des Alpenmythos trugen natürlich auch die erwähnten geschichtswissenschaftlichen Arbeiten bei, und sie manifestiert sich auch darin, dass die Gestalt des Wilhelm Tell heute fast ohne Ausnahme in ironischen Gegendarstellungen oder nicht-nationalen Neuinterpretationen vorkommt. Das politische Leitbild des Bauern wurde von einem idyllischen und harmlosen (da entpolitisierten) Zeichen der bäuerlichen Tradition abgelöst: von der Kuh.[56] Deutlich illustriert den Funktionsschwund des Hirtenkriegers, der männlichen und kriegerischen Verkörperung der Nation die Tätigkeit des GSOA und die überraschenden Ergebnisse der Abstimmung über die Abschaffung der Schweizer Armee 1989, die 35,6% Ja-Stimmen brachte.

Interessanterweise bietet gerade das 1898 errichtete Schweizer Landesmuseum in Zürich ein gutes Beispiel auch dafür, wie eine zu kommemorativen Zwecken

54 Kohler: Expo 02. In: Kohler; Moos: Expo-Syndrom? S. 11-17.
55 Hettling: Geschichtlichkeit, S. 118.
56 Ebd., S. 101.

errichtete moderne Institution der nationalen Identitätsstiftung heute anderen, die Homogenität der Nation subvertierenden Erwartungen Raum geben und den Konstruktcharakter bzw. die Performativität kollektiver Identitäten offen legen kann. 1998, im Jahre des Jubiläums „150 Jahre Bundesstaat", war das Schweizerische Landesmuseum Schauplatz einer Sonderausstellung mit dem Titel „Die Erfindung der Schweiz 1848-1998. Bildentwürfe einer Nation". Der Direktor des Landesmuseums bestimmte in seiner Eröffnungsrede als Thema der Ausstellung das Aufzeigen der unabschließbaren Konstruktions- und Dekonstruktionsprozesse der Bilder der Nation – im Einklang damit wurde auch der Zuschauer aufgefordert: „Erfinde die Schweiz!"[57] Die Ausstellung von patriotischen Darstellungen der Nation im 19. Jahrhundert bis zu Ben Vautiers Bild *Suiza no existe* (das auf der Expo in Sevilla ein Leitbild der Schweiz war), zusammen mit gleichberechtigten Bildentwürfen heutiger Alltagsbürger bestätigt die Erfahrung, dass heute die nationale nur eine Stimme der mehrpoligen Identität *(multiple identities)* ausmacht. Am Schauplatz der traditionellen Ausstellung oder Darstellung der Nation wurde die performative Produktion der Gemeinschaft (d.h. ihre Vorstellung und nicht „Erfindung") durch unabschließbare (De)Konstruktionsprozesse der Bilder der Nation aufgezeigt.

Nach den erwähnten Umbrüchen der 80er-90er Jahre mag auch nicht besonders überraschen, dass die für das eidgenössische „Jubiläumsjahr" 1991 geplanten Festlichkeiten um die 700 Jahre Rütlischwur von 500 KünstlerInnen und Intellektuellen boykottiert wurden.[58] Der vor allem durch die Fichenaffäre ausgelöste *Kulturboykott 700* bedeutete damit den Höhepunkt und den ersten umfassenden, öffentlichen Erfolg jener Proteste gegen die Aufrechterhaltung der Befreiungstradition mit ihren Gründungslegenden, die mit dem kritischen Positivismus im 19. Jahrhundert anfingen und mit dem kritischen Patriotismus der 60er Jahre wieder belebt wurden. Die für das Jahr 1991 geplante Landesausstellung wurde aber bereits 1987 von den innenschweizerischen Kantonen ebenfalls abgelehnt. Im gleichen Jahr entstand ein Brauch, am 1. August – der zum Ruhetag erklärt und zum Anlass für Familienauszüge wurde – patriotische Reden zu parodieren.[59]

---

57 Welter, Barbara. (Hg.): Die Erfindung der Schweiz. Bildentwürfe einer Nation, 1848-1998. Zürich: Chronos, 1998, S. 14-16.

58 Die Dokumentation der Debatte um den Kulturboykott und um die Schweiz, die im Vorfeld der Jubiläumsfeier lebhaft geführt worden ist, befindet sich in: Lerch, Fredi; Simmen, Andreas (Hg): Der leergeglaubte Staat: Kulturboykott; Schnüffelstaat Schweiz; 700-Jahr Feier; eine Dokumentation. Zürich: rotpunkt, 1991.

59 Otto Marchi spricht diesbezüglich vom Tell-Ketzer-Verein. Siehe Marchi, Otto: Schweizer Geschichte für Ketzer, oder die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft. Zürich: Rotpunkt, 1985, S. 124, Santschi: Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte, S. 95.

Vor dem Hintergrund dieser Vorgänge mag auf den ersten Blick erstaunen, dass es um das Jahr 2000 für nötig und möglich gehalten wurde, 2002 eine „Landesausstellung" zu organisieren. Die *Expo 2002* kann aber gerade als typisches Medium der nationalen Identität im „postnationalen" Zeitalter betrachtet werden.

Die veränderten Funktionen der nationalen Wirtschaften sowie die fehlende allgemeine Unterstützung jener Inhalte und Foren, die im vergangenen Jahrhundert ein homogenes nationales Selbstbild zu inszenieren und zu verankern suchten, entzogen einerseits der Institution der Landesausstellung jegliche wirtschaftliche und nationale Grundlagen. Andererseits war es gerade in dieser Situation nötig, auf einer gesamtgesellschaftlichen (und auch international offenen) Ebene über die Institution der Landesausstellung und dadurch auch über die gegenwärtige Lage der Nation zu reflektieren, Konflikte, Widersprüche aufzuzeigen, kurzum die nationale Identität neu zu konstruieren, metaphorisch formuliert: die Nation neu zu erzählen.[60] Diesen paradoxen Entstehungskontext, die veränderten (reduzierten) wirtschaftlichen und nationalen Funktionen der Veranstaltung veranschaulicht auch der Wechsel der Termini (*Expo* statt *Landesausstellung*), die Debatte um ihre Finanzierung und die Tatsache, dass die Grundidee der Veranstaltung von dem Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz (und nicht aus Finanzkreisen) kam.[61] Zum Zweck des Neuverstehens nationaler Identität war eine Veranstaltung nötig, welche die subvertierten Geschichten auf keinen Fall wiederbelebt (was in der Idee der gescheiterten 700-Jahr-Feier zweifelsohne eine Gefahr war), und die Landesausstellung im Jahr 1964 hat sich bereits als ein Forum erwiesen, an dem Material zur potentiellen Subversion des öffentlichen Diskurses um die Nation ausgestellt werden konnte. Damit ist die Expo 2002 zu einem Medium geworden, in dem deren eigene Tradition – der Nation ähnlich – neu zu verstehen ist, da hier in einem gewöhnlich nationalen Rahmen postnationale Identität inszeniert und konstruiert wird. Mit Recht stellt Kohler fest, dass die Expo.02 „gezwungen ist, sich selber als Experiment zu verstehen; nämlich als Experiment gegen die eigene Tradition, d.h. als nationalraumfüllender Versuch, über die Möglichkeit politisch-gesellschaftlicher Zusammengehörigkeit unter den Bedingungen postnationaler Großgesellschaften [...] nachzudenken".[62]

Dieses Nachdenken charakterisieren die grundlegend marginale Anwesenheit des nationalen Gedankens in der Expo, das spielerisch-kritische, autoreflexive

60 Bernard Crettaz spricht diesbezüglich von der Expo als einer Form der „kollektiven Psychoanalyse". Siehe Jost, Hans Ulrich: Landesausstellungen und nationale Selbstdarstellung heute. In: Kohler; Moos: Expo-Syndrom? S. 43-61, hier S. 44.

61 Ebd., S. 55.

62 Kohler: Expo 02. In: Kohler; Moos: Expo-Syndrom? S. 66.

Umgehen mit den tradierten nationalen Bildern und die Betonung der individuellen Bestimmung der Identitäten. Unter den ca. 38 Ausstellungen der fünf Arteplages in Biel, Murten, Neuchâtel und Yverdon (bzw. in der fünften, der mobilen Arteplage Jura), die Macht und Freiheit, Augenblick und Ewigkeit, Natur und Künstlichkeit, das Ich und das Universum und Sinn und Bewegung zum Thema haben, gab es höchstens sechs, die sich explizit mit der Schweiz als Nation beschäftigten[63]. Die Ausstellung *Strangers in Paradise* (Biel) ging am spielerischsten und ironischsten mit den Mythen der Nation um. Die Zuschauer saßen als (von dem Heidiland entfremdete) *strangers* auf dem Einkaufswagen; das *paradise* der idealisierten, zum Klischee gewordenen Darstellungen der Nation präsentierte sich dabei als ein Supermarkt – eine zweifelsohne moderne, postnationale Perspektive auf die (kauf- und verkaufbare, jedoch die persönliche Identität der „Fremden" nicht bestimmende) Nation, die zugleich die Schweizerreise, die Landesausstellung, die identitätsstiftende Bastelei uminterpretiert und gleichzeitig Konsumkritik ausübte. (Diese war in der Ausstellung *Geld und Wert – das letzte Tabu* radikaler, in deren Rahmen eine Geldvernichtungsmaschine Schweizerfranken zerstört). Andere Ausstellungen (so z.B. *Panorama Schweiz Version 2.1.* in Murten) erfassten den Widerspruch zwischen den tradierten nationalen Selbstbildern und Figuren, Erscheinungen der gegenwärtigen Realität, die im offiziellen Diskurs der Nation „Fremde" bleiben müssen, weil sie der homogenisierenden Integration und Interpretation widerstehen: es geht um die Asylanten, das „Landesmuseum neben Needlepark. Neonazis auf der 1.-August Feier. Gewalt und Armut in der reichen und sicheren Schweiz".[64] Der zur Reflexion über den eigenen Platz in der Welt gezwungene Zuschauer bekam der Ansicht der Veranstaltern nach keine vorgefertigten Antworten, um seine „ganz persönliche Expo" in interaktiven, multimedialen Ausstellungen,[65] alle seine Sinne nutzend, performativ gestalten zu können. Dadurch wurde auch aus dem „Land ohne Eigenschaften"[66] etwas „Intimes und Eigenes".[67] Der auf allen

---

63 Die Ausführungen in diesem Abschnitt stützen sich auf: Departement Publikationen Expo.02 (Hg.) 2002. *Der offizielle Führer durch die Expo.02*. Zürich: Werd.

64 Departement Publikationen Expo.02 (Hg.): Der offizielle Führer durch die Expo.02. Zürich: Wird, 2002, S. 125.

65 In der Ausstellung *Blinde Kuh* (Murten) wird der Zuschauer von Blinden begleitet und entdeckt die Welt durch Hören, Riechen, Schmecken und Tasten; die Ausstellung *Signalschmerz* (Yverdon) inszeniert digital das körperliche Verhalten des jeweiligen Zuschauers gegenüber Schmerz, *Aua extrema* (Neuchatel) wird barfuß betreten, um den Wert des Wassers erleben zu können. Stellt man einem Journalisten der Onoma (Yverdon) seine eigene Gemeinde vor, so wird das Interview zu einem Teil des über Computer-Terminals zugänglichen Inventars der Ausstellung (ebd. 236).

66 Ebd., S. 124.

67 Ebd., S. 113.

Werbeartikeln lesbare Slogan der Expo – *ImagiNation* –, der daher auch als eine Art „Gebrauchsanweisung" zur Orientierung des Zuschauers diente, wies zugleich auf die symbolischen Konstruktionsweisen der Wirklichkeit hin.

Zusammenfassend gilt es festzuhalten, dass die Inszenierung der nationalen Identität auf der Expo 2002 ihre Transformation infolge des medialen Paradigmenwechsels (die Dominanzverschiebung von der Schriftlichkeit in Richtung auf digitale Medien) und der politischen (supranationalen) Integrationsprozesse modellhaft zum Vorschein brachte. Die nationale Identität, wie sie im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts konstruiert wurde, ist nicht „verschwunden" – der Expo-Führer hält die drei Türme der Plattform Biel sogar für als „drei Eidgenössische Schwurfinger"[68] interpretierbar –, sie verlor aber, wie erwähnt, ihre Funktion als kulturprägende Integrationskraft, wird kritisch hinterfragt und ist nur als eine der möglichen und gestaltbaren, performativ konstruierten Identitäten zu betrachten. Wenn die Expo einer „kollektiven Psychoanalyse" (Bernard Crettaz) ähnlich gewirkt haben mag, so nicht deshalb, weil sie die Nation und die mit ihr (seit 1989 massenhaft) zerstrittenen Eidgenossen „versöhnte". Sie trug vielmehr zum Neuerzählen der Geschichte der Nation als einer Geschichte ihrer Widersprüche und Brüche bei, weil sie eine Reflexion über die Anwendung narrativer und mythischer Konstruktionen in der Arbeit an der nationalen Identität ermöglichte. Diese Leistung der psychoanalytischen Therapie, die Konstruktion einer Lebensgeschichte durch narrative Integration, durch Rektifikation von früheren Erzählungen betrachtet Ricoeur als ein Modell der narrativen Identität oder Ipseität, die „auch die Veränderung [...] im Zusammenhang eines Lebens einbegreifen kann".[69] Ähnlich argumentiert Frisch in seiner Rede *Die Schweiz als Heimat?* (1974), wo er über alternative Definitionskriterien der nationalen Zugehörigkeit (wie die Mundart, die Landschaft, die „Ideologie", die Staatsbürgerschaft) nachdenkt, um schließlich festzustellen: „Wenn ich Heimat sage, [so kann ich mich] nicht mehr begnügen mit Pfannenstiel und Greifensee und Lindenhof und Mundart, nicht einmal mit Gottfried Keller; dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande, zum Beispiel die schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg".[70] Ob die in der Kultur der Performativität (Erika Fischer-

---

68 Ebd., S. 21.

69 Ricoeur: Zeit und Erzählung III, S. 396-397.

70 Frisch, Max: Die Schweiz als Heimat? Rede zur Verleihung des Grossen Schillerpreises. 1974. In: Hans Mayer (Hg.): Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Sechster Band. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998, S. 509-519, hier S. 517.
Dass diese Strategie der Konstruktion von *ipse*-Identität in der Arbeit an der narrativen Identität der Nation in der Regel mit dem substantialistischen Versuch der Bewahrung ihrer Zeitlosigkeit und Homogenität koexistiert, wurde aus den bisherigen Ausführungen offenkundig.

Lichte) oder Aufmerksamkeitskultur (Aleida Assmann[71]) nur als *ipse* und zunehmend als hybrid, entteritorialisiert vorstellbare, in einem offenen, performativen Prozess realisierte, autoreferentiell, selbstreflexiv gewordene kollektive Identität weiterhin als *nationale* bezeichnet werden soll, wird daher auch nicht eindeutig. Festgehalten werden darf allerdings, dass die nationale Identität infolge der mediengeschichtlichen Wirkungen auf die Denkstrukturen in (geschichtlichen, literarischen) Narrativen immer neu erzählt wird, und dass durch die Befragung dieser Texte auf diese identitätsstiftende Funktion hin auch diese neu interpretiert, neugelesen werden können. Die Verschränkungen von verschiedenen Aspekten der Identitätskonstruktion und der literarischen Narration im Rahmen einer narrativen Kohärenzbildung können sogar die gängige Tendenz bestätigen, kulturhistorische und kulturwissenschaftliche Fragestellungen mit narratologischen Ansätzen zu verbinden.

71 Vgl. Fischer-Lichte, Erika: Auf dem Wege zu einer performativen Kultur. In: Dies. (Hg.): Theater seit den 60er Jahren. Tübingen: Basel: Francke, 1998, S. 1-15. und Assmann, Aleida: Utopie der Medien, Medien der Utopie: Druckerpresse und Internet – von einer Gedächtniskultur zu einer Aufmerksamkeitskultur. In: Archiv und Wirtschaft. Heft 1/2003. www.wirtschaftsarchive.de/zeitschrift/m_assmann.htm.

Zsuzsa Bognár (Piliscsaba)

Die ironische Struktur in den d'Annunzio-Essays von Hofmannsthal

1. Hofmannsthal und die Tradition des deutschen Essays

Beim Nachvollziehen der Essaytradition im Hinblick auf Hofmannsthal soll vor allem auf das frühromantische Erbe hingewiesen werden. Die Idee der Verknüpfung von Frühromantik und literarischer Moderne taucht in der Literaturwissenschaft mehrmals auf.[1] Dass die Annahme der Kontinuität in Bezug auf das Literaturkonzept, insbesondere was den literaturkritischen Essay betrifft, durchaus berechtigt ist, soll hier im Späteren am Beispiel seiner d'Annunzio-Essays bewiesen werden.[2]

Zwar wird in der Hofmannsthal-Forschung immer mehr anerkannt, der Dichter habe „eine Auffassung von der Kritik als einer imaginativen Prosa von ästhetischem Eigenwert",[3] dennoch herrscht keine Übereinstimmung, was eine solche Deutung der frühromantischen Ästhetik betrifft. Ernst-Otto Gerke, der als erster den essayistischen Texten von Hofmannsthal eine ästhetische Qualität zugesprochen hatte und ihre „Kunstform" untersuchte, knüpfte Hofmannsthals kritische Ansichten an die als verwandt empfundene Theorie von Friedrich Schlegel über die „poetische Kritik" an.[4]

Von Anette Simonis, die mit ihrer vor kurzer Zeit erschienenen repräsentativen Monographie über den Ästhetizismus um die Jahrhundertwende wohl den neueren Stand vertritt, werden Frühromantik und Fin de Siècle nicht nur im Bereich der künstlerischen Praxis, sondern auch in dem der Kunsttheorie und Kunstkritik

---

1 Als eine logische Fortsetzung der Frühromantik erscheint die literarische Moderne zum Beispiel bei Mennemeier, Franz Robert: Literatur der Jahrhundertwende. Europäische Literaturtendenzen 1870-1910. Bd I. u II. Bern, Frankfurt a. M., New York: Peter Lang, 1985, 1988, S. 12.

2 Auch Schärf setzt eine „direkte Beziehung" zwischen Schlegels, mit Einschränkungen Novalis' und Nietzsches Essayismus, wobei der letztere als generelles Vorbild für die ganze literarische Moderne gelten kann. Vgl. Schärf, Christian: Geschichte des Essays: Von Montaigne bis Adorno. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht, 1999, S. 176.

3 Gerke, Ernst-Otto: Der Essay als literarische Kunstform bei Hugo von Hofmannsthal. Lübeck, Hamburg: Matthiesen, 1970 (Erträge der Forschung 236), S. 42.

4 Ebd.

voneinander abgegrenzt.[5] Sie behauptet, um die Jahrhundertwende bestehe eine neue, von dem frühromantischen Konzept offensichtlich abweichende Auffassung von der Literaturkritik. Sie bestimmt die Differenz zu dem früheren Kritikbegriff – wobei sie allerdings Schlegel mit Lessing auf einen Nenner bringt –, in der „fast völligen Aussparung polemischer Tendenzen" und hält an Stelle dieser die schöpferische Aneignung des Primärtextes und die Identifizierung mit demselben für die zeittypischen Verhaltensmuster des modernen Kritikers.[6]

Diese These von Simonis, die generelle Abhebung des Ästhetizismus der Jahrhundertwende scheint jedoch fragwürdig. Sie impliziert nämlich die Behauptung, das Beobachten zweiter Ordnung, also das Problematisieren der direkten Wahrnehmung durch das Kunstwerk, werde vor dem Ästhetizismus kaum in den Vordergrund gerückt, was mit dem Hinweis auf das literaturtheoretische Konzept von Friedrich Schlegel widerlegt werden muss. Im berühmten 116. Athäneumsfragment heißt es über die romantische Poesie:

> Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehre Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang. [...] Nur sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann sie am meisten zwischen dem Dargestellten und Darstellenden, frei von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenzieren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen.[7]

Nicht nur dieses Fragment, sondern eine überwiegende Mehrzahl der verschiedensten Äußerungen und zudem auch die literarische Produktion bezeugen, dass das frühromantische Literaturkonzept ohne das Phänomen der Reflexion unvorstellbar ist: Reflektiert wird über die Kunst und die Theorie der Kunst, auch in dem Kunstwerk selbst, bis hin zur Reflexion über die Reflexion. Walter Benjamin

---

5 „Die [...] ‚intertextuelle' Offenheit der symbolistischen Schreibhaltung führt im ausgehenden 19. Jahrhundert ferner zur Ausbildung eines eigenen Genres, das in der ästhetizistischen Epochenströmung einzigartig ist, einer speziellen Form des kunsttheoretischen Essays, die weder als ‚Kritik' im Sinne Friedrich Schlegels oder Walter Benjamins aufgefaßt werden kann, noch erreicht sie das Niveau der kunstphilosophischen Abhandlung." Simonis, Anette: Literarischer Ästhetizismus. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2000, S. 229.

6 Ebd., S. 230.

7 Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe Hg. v. Ernst Behler. Bd. 2. München-Paderborn-Wien: Verlag Ferdinand Schöningh; Zürich: Thomas Verlag, 1967, S. 182f. [im Weiteren: KFSA 2]

geht es in seiner berühmten Abhandlung über die frühromantische Kunstkritik darum, darzustellen, „welche Tragweite die Auffassung der Kunst als eines Reflexionsmediums für die Erkenntnis ihrer Idee und ihrer Gebilde sowie für die Theorie dieser Erkenntnis hat".[8] Wenn Kunst als Reflexionsmedium apostrophiert wird, sind Kunst, Reflexion und Kunsttheorie untrennbar, was der Idee der Selbstbezüglichkeit der Kunst, wie sie durch den Ästhetizismus verkündet wird, entspricht. Der Kunstkritik wird in dieser Konstellation auferlegt, die Erkenntnisse des Kunstwerks zu vermitteln, daher nennt Benjamin sie dessen „Selbsterkenntnis; sofern sie es beurteilt, ist sie dessen Selbstbeurteilung."[9] Die Kritik geht in dieser Interpretation in dem Kunstwerk völlig auf, sie wird ihre Selbstreflexion. Benjamin zitiert in seiner Studie mehrere Stellen für die Identität von Kunstwerk und Kritik von Frühromantikern; er geht sogar noch einen Schritt weiter, Schlegels Beispiel erwähnend, der in seinem Brief an Schleiermacher von der eigenen Wilhelm-Meister-Besprechung als ‚Übermeister' spricht, was nun Benjamin dazu anregt, die romantische Kritik als eine „Bewußtseinssteigerung" des Kunstwerkes zu sehen.[10]

Das „Polemisieren", wie es oben von Simonis als ein Charakterzug der Kritik des 18. Jahrhunderts herausgestellt wurde, lag sicher nicht im Zentrum der frühromantischen Kunstkritik. Höchstens in der Hinsicht konnte es eine wesentliche Funktion erhalten, dass letzten Endes jede Reflexion auf dem Moment des Entgegensetzens beruht. Dieses ist tatsächlich das konstitutive Element einer besonderen Erscheinungsform des reflektierenden Verhaltens, die in der Frühromantik ganz besonders in den Mittelpunkt gerückt wurde. In Friedrich Schlegels Konzept von der romantischen Ironie erhielt die Gegenüberstellung der verschiedenen Sachverhalte ihre spezifische Ausprägung.

2. Ironiekonzepte

In ihrer langen Geschichte erreicht die Ironie in der Frühromantik ihre höchste Bedeutung, insofern sie über eine Verhaltensweise hinaus einen Wirklichkeitsbezug von philosophischer Relevanz bezeichnet. Seit ihren nachweisbaren Anfängen steht die Verwendung des Wortes in der Nähe von Täuschung und Betrug. Bereits in der antiken Rhetorik wird von einer uneigentlichen Redeweise

---

8 Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften. Bd. I. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991, S. 62.

9 Ebd., S. 66.

10 Ebd., S. 67.

11 Schanze, Helmut (Hg.): Romantik-Handbuch. 2. durchges. u. aktualisierte Aufl. Stuttgart: Kröner, 2003, S. 353.

gesprochen, wenn man das Gegenteil dessen sagt, was man meint oder denkt.[11] Bei Sokrates gewinnt die Verstellung einen positiven Sinn: Indem sich der Meister seinem Schüler gegenüber unwissend stellt, kann er diesen unmerklich zur Einsicht der Unrichtigkeit seines ursprünglichen Standpunktes führen. Die Aufklärung des Dialogpartners erfolgt also durch Konfrontierung: Dies ist das Moment, das Friedrich Schlegel in seiner Theorie über die romantische Ironie, sich auf Sokrates berufend, aufgreift. Bei ihm erscheint aber das Polarisieren als ein endloser Prozess: Dadurch, dass es jeder Auflösung oder Synthese, letzten Endes jeder Aufklärung ausweicht, ist es eine Widerspiegelung der uneinlösbaren geschichtsphilosophischen Intentionen der Frühromantiker. Aufbewahrt bleibt also der dialogische Bezug als Kommunikationsform, verloren geht aber die Realisierung einer endgültigen Mitteilung und Wahrheit.[12] In dem unbegrenzten Vorgang der Reflexivität ist die Schlussfolgerung die Unfixierbarkeit, das Chaos, das aber bezeichnenderweise bei den Frühromantikern nicht unbedingt negativ konnotiert wird. Zwar heißt es in den Athäneumsfragmenten an einer Stelle, „Ironie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos"[13], gleich danach wird das aber als Ursprung der Schöpfung gekennzeichnet: „Nur diejenige Verworrenheit ist ein Chaos, aus der eine Welt entspringen kann."[14] Damit gewinnt die Ironie eine ontologische Bedeutung. Wenn sie ursprünglich eine sprachlich-rhetorische Formel (ironia verbi) und belehrendes Verhalten bzw. Geisteshaltung (ironia vitae) repräsentierte, bezieht sie sich jetzt „auf das Seiende im Ganzen" (ironia entis).[15]

Es ist nicht der Ort, Nietzsches Verhältnis zur romantischen Ironie tiefgehend zu verfolgen, aber zweifellos bediente auch er sich der unendlichen Reflexion, indem er sich von Grund auf weigerte, eine letzte Lehre, einen letzten Sinn anzuerkennen. Für seine Denkweise war der „radikalisierte Perspektivismus"

---

12 „Die Sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkürliche und doch durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln, und zu verraten. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständnis ein Rätsel. Sie soll niemanden täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären wohl auch mit gemeint. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein, alles treuherzig offen, und alles tief verstellt. Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Kunstphilosophie und Naturphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung." KFSA 2, S. 160.

13 KFSA 2, S. 263.

14 Ebd.

15 Schanze: Romantik-Handbuch, S. 357.

kennzeichnend,[16] der sich in seinen Texten in der häufigen Verwendung von widersprüchlichen Äußerungen geltend machte. Die Aphorismen der Bücher *Morgenröte* und *Die fröhliche Wissenschaft* erscheinen als kurze Essays, in denen alles durch die wechselnde Optik des Perspektivismus dargestellt wird. Auch wenn Nietzsche die Schlegelsche Ironie explizite nicht behandelte, wird von der Forschung festgestellt, dass er das utopische Fernziel der frühromantischen Kritik, die unerreichbare Idee der absoluten Kunst als Schein betrachtete, er „radikalisiert also das Prinzip der Ironie":[17]

> Nein, dieser schlechte Geschmack, dieser Wille zur Wahrheit, zur „Wahrheit um jeden Preis" – ist uns zu verleidet: dazu sind wir zu erfahren, zu ernst, zu lustig, zu gebrannt, zu tief... Wir glauben nicht mehr daran, dass Wahrheit noch Wahrheit bleibt, wenn man ihr die Schleier abzieht; wir haben genug gelebt, um dies zu glauben. Heute gilt uns als eine Sache der Schicklichkeit, dass man nicht Alles nackt sehn, nicht bei Allem dabei sein, nicht Alles verstehn und „wissen" wolle.[18]

Paul de Man behauptet, dass sich in Frankreich erst mit Baudelaire „ein Schlegel ebenbürtiger Theoretiker der Ironie" gemeldet habe.[19] Im Folgenden wird die Reihe der Ironiedarstellungen mit seiner Interpretation fortgesetzt, denn bei ihm kommt ein neues Moment zu den bisherigen Versuchen zur Klärung des Begriffes hinzu. Er nähert sich der Ironie von ihrem Ursprung her. In dem Essay *De l'essence du rire* ließe Baudelaire das ironische Bewusstsein durch die Spaltung des Subjekts entstehen, indem dieses sich in ein empirisches, in der Welt befangenes und in ein rein sprachliches, in der Sprache existierendes Ich entzweit, das sich durch die Sprache zu identifizieren versucht. Das empirische Ich befindet sich im Zustand der Selbsttäuschung, wenn es sich seine Situation in der Welt als gesichert vorstellt, und wird darüber erst durch die ironische Konfrontierung mit seinem Pendant aufgeklärt, indem es diese Sicherheit als bloße Vorstellung lächerlich macht. Der Verlust der Illusionen bedeutet allerdings keinen positiven Ausgang für das Subjekt, „denn eine fehlende Authentizität zu durchschauen garantiert noch keine Authentizität."[20] Das ironische Bewusstsein schafft und vernichtet zugleich seine eigene Freiheit: „Sie [die Ironie – Zs. B.] ist die freieste

16 Schärf: Geschichte des Essays, S. 163.

17 Rölli, Max: Die romantische Ironie als Übergangsform von Hegel zu Nietzsche. In: www.sicetnon.cogito.de.

18 Nietzsche, Friedrich: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Bd. 3. Neuausgabe. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1999, S. 352.

19 de Man, Paul: Die Ideologie des Ästhetischen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993, S. 107.

20 Ebd., S. 112.

aller Lizenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig" – wie es bei Friedrich Schlegel heißt.[21]

„Für Baudelaire ist die Bewegung des ironischen Bewusstseins jedenfalls alles andere als beruhigend",[22] stellt Paul de Man daher lakonisch fest; auch wenn bei ihm das Ironische eine Art Lächerlichkeit darstellt, sogar noch mehr, das absolut Komische hervorruft. Der ironische Mensch ist zwar ein zur Einsicht gekommener, weiser Mensch, aber bei weitem nicht ein glücklicher. Paul de Man spricht sogar von einem „unglücklichen Bewusstsein", „das danach strebt, über sich hinaus und aus sich heraus zu gelangen".[23]

Die Baudelaire'sche Erklärung für die Abstammung der Ironie kann man auch für die Grundsituation der Moderne geltend machen. Wie bei Baudelaire die unabschließbare Pendelbewegung zwischen entgegengesetzten Standpunkten aus der Subjektspaltung heraus entsteht, so ist die Integrität des Ichs auch um die Jahrhundertwende vielfältig gefährdet. Als strukturelles Äquivalent für die Krise des Ichs kann die ironische Form aufgefasst werden, die in den Kunstwerken vor allem durch Fragmentarisiertheit, Paradoxität bzw. Ambiguität der Textsemantik manifest wird. Dass diese Textmerkmale, die für die literarischen Prosatexte sowohl der Frühromantik als auch der Moderne charakteristisch sind, sich auch in dem kritischen Werk von Hofmannsthal bemerkbar machen, wird im Folgenden anhand der drei d'Annunzio-Essays aus den Jahren 1893 bis 1895 gezeigt.

3. Hofmannsthals Essays um die Jahrhundertwende

Die Literaturhistoriker sind sich einig darüber, dass die literaturkritischen Schriften Hofmannsthals vor allem aus dem Bedürfnis heraus entstanden sind, das poetologisch-ästhetizistische Selbstverständnis des Dichters zum Ausdruck zu bringen, sie sind also erst in zweiter Linie Auseinandersetzungen mit konkreten Werken und Künstlern. Indem sie die Prioritäten und Annäherungsweisen des Ästhetizismus problematisieren, signalisieren sie zweifellos, nach der Luhmann'schen Terminologie, die Umstellung von der Beobachtung erster Ordnung auf die Beobachtung zweiter Ordnung. Sie sind daran interessiert, in anderen Werken komplizierte, subtile Wahrnehmungsprozesse und raffinierte Ausdrucksmittel aufzuspüren. Dagmar Lorenz nennt treffend die Art und Weise, wie durch die Hofmannsthal-Essays die zeitgenössischen Werke behandelt werden, ein „iden-

21 KFSA 2, S. 160.
22 de Man: Die Ideologie des Ästhetischen, S. 112.
23 Ebd., S. 121.

tifikatorisches" Aneignen.[24] Diese Bezeichnung deutet darauf hin, dass der Essayist seine Position gegenüber dem Werk nicht stabil genug festsetzen kann. Sein Herangehen ist zum größten Teil ein intertextuelles Weiterschreiben, Ergänzen und Vollenden der fremden Vorlage; anstatt eindeutige Aussagen zu treffen und klare Urteile über das fremde Werk zu fällen, geht die Kritik in ihm an mehreren Stellen auf. Diese kritische Attitüde kann man auch bei dem englischen Vorbild Hofmannsthals, John Ruskin, entdecken, dessen Kritik der junge österreichische Rezensent selbst als „ein Nachleben, ein dithyrambisches und hellsichtiges Auflösen und Wiederschaffen" charakterisierte.[25]

Die Eigenart der Hofmannsthal'schen Literaturkritik besteht in der Unfixierbarkeit der essayistischen Position, die mit der ironischen Struktur der kritischen Texte korreliert. Die Ambivalenzen dieser Texte entstehen einerseits aus der Konfrontierung verschiedener poetologischer Ansichten, andererseits aus der Pendelbewegung zwischen dem eigenen kritischen und dem neugeschaffenen fremden Text.

Der italienische Dichter Gabriele d'Annunzio wurde seit der ersten Hälfte der neunziger Jahre immer bekannter und beliebter im Kreise der deutschsprachigen Autoren, nachdem Stefan George einige Gedichte von ihm für seine *Blätter für die Kunst* übersetzt hatte und der Roman *Il piacere* als Dokument der italienischen Dekadenz aufgenommen worden war.[26] Hofmannsthal wurde von ihm mehrmals dazu angeregt, in Auseinandersetzung mit seinem Werk über die Literatur der Moderne schlechthin zu reflektieren. Sein erster d'Annunzio-Essay, der 1893 in der *Frankfurter Zeitung* erschien, gibt einen Überblick über das ganze Schaffen des italienischen Dichters. Diesem Aufsatz folgten noch zwei weitere, beide in *Die Zeit,* Ende 1894 bzw. Anfang 1896 veröffentlicht. Dem Genre des traditionellen literarischen Essays entspricht der erste Text am ehesten, insofern hier Werturteile noch kaum gefällt, sondern vielmehr poetologische Probleme erörtert werden. Im Vergleich zu diesem Essay konzentrieren sich die zwei letzt genannten Texte jeweils auf ein Werk, wobei sie über dieses auch ein Urteil abgeben und ästhetische Fragen nur mittelbar berühren.

3.1. *Gabriele d'Annunzio* (1893)

Der Essay ist im Kontext des Ästhetizismus verwurzelt, indem anhand des literarischen Phänomens von d'Annunzio das Thema der Suche nach Schönheit auf-

24 Lorenz, Dagmar: Wiener Moderne. Stuttgart: Metzler, 1995, S. 52.

25 Hofmannsthal, Hugo von: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze I. 1891-1913. Hg. v. Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M.: Fischer, 1979, S. 144.

26 Lorenz: Wiener Moderne, S. 55.

gegriffen wird. Diese Suche umfasst den Text als eine Art Rahmen. Am Anfang beklagt der Essayist die Entleerung bzw. Unzulänglichkeit der vorhandenen künstlerischen Ausdrucksmittel: „Ja alle unsere Schönheits- und Glücksgedanken liefen fort von uns, fort aus dem Alltag, und halten Haus mit den schönen Geschöpfen eines künstlichen Daseins [...]".[27] Dieses Bild wird am Ende beinahe wörtlich wiederholt, wodurch ihm ein besonderer Nachdruck verliehen wird. Man kann folgern, es sei nicht bloß als dekoratives Ornament aufzufassen, sondern vielmehr als eine Diagnose der zeitgenössischen Kunst zu bewerten: Auf den Spuren der flüchtigen Schönheit wird der Künstler zu den Requisiten eines „künstlichen Daseins" geführt, die das Vergangene bzw. Kunstwerke vergangener Zeiten reflektieren.

Die erste d'Annunzio-Rezension thematisiert im Wesentlichen das Verhältnis der ästhetizistischen Literatur zur Vergangenheit, und der italienische Dichter wird als Paradebeispiel moderner Schreibweise angesehen. Der erste Teil des Essays charakterisiert unter diesem Aspekt die Situation der neuen Kunst, der zweite beschäftigt sich mit d'Annunzios bisherigem Schaffen aus der gleichen Sicht. Die Gegenüberstellung von Vergangenheit und Gegenwart wird gleich am Anfang expliziert: Die moderne Kunst erscheint als Erbschaft der vorangegangenen Generationen der „Väter" und „Großväter", die auf ihre Nachkommen „hübsche Möbel" und „überfeine Nerven" tradierten. Diese Dinge besitzen gleichsam eine zeitliche Dimension: „Die Poesie dieser Möbel erscheint uns als das Vergangene, das Spiel dieser Nerven als das Gegenwärtige."[28] Der moderne Künstler befindet sich im Zustand der Zerrissenheit, die also aus der Faszination durch die Vergangenheit einerseits und andererseits aus der durch den modernen Nervenkult bedingten Tatlosigkeit auf der anderen Seite resultiert. Diese Zerrissenheit lässt zudem weitere Ambivalenzen entstehen, was ein vollendetes Ausschöpfen des Daseins unmöglich macht:

> Wir schauen unserem Leben zu; wir leeren den Pokal vorzeitig und bleiben doch unendlich durstig: denn, wie neulich Bourget so schön und traurig gesagt hat, der Becher, den uns das Leben hinhält, hat einen Sprung, und während uns der volle Trunk vielleicht berauscht hätte, muß ewig fehlen, was während des Trinkens unten rieselnd verlorengeht; so empfinden wir im Besitz den Verlust, im Erleben das stete Versäumen. Wir haben gleichsam keine Wurzeln im Leben und streichen, hellsichtige und doch tagblinde Schatten, zwischen Kindern des Lebens umher.[29]

Die grundlegende Ambivalenz der Zeitlichkeit erscheint in dem Essay ins Ästhetische transponiert, insofern im Weiteren die semiotisch kohärenten Ebenen der

---

27 Hofmannsthal: Reden und Aufsätze, S. 174.
28 Ebd.
29 Ebd., S. 175.

Vergangenheit bzw. Gegenwart mit künstlerischen Attitüden und Ausdrucksweisen Korrelate bilden. Die Zeichen dieses Vergangenheitsbezugs sind im Text: „Flucht aus dem Leben", dann „hübsche Möbel", „alte Möbel" und der „Schönheitstrieb", der als „Trieb nach dem Vergessen" angesehen wird.[30] Diesen Elementen der Vergangenheitsachse stehen jeweils entsprechend die der Gegenwartsachse gegenüber: „überfeine Nerven", „Analyse des Lebens", „junge Nervositäten" und der „Experimentiertrieb", der nun als „Trieb nach dem Verstehen" aufgefasst wird.[31] Was von dem Essayisten von vornherein als Problem der Zeitlichkeit durch die Konfrontierung von Vergangenheit und Moderne hingestellt worden ist, zeigt sich in der Gegenüberstellung der beiden semiotischen Achsen im Wesentlichen als Problem der Kontingenz künstlerischen Herangehens bzw. der angemessenen Ausdrucksmittel.

Im zweiten Teil des Essays scheinen d'Annunzios Texte in der Darstellung Hofmannsthals Widerspiegelungen der im ersten Teil durchgeführten Oppositionen zu sein. Während die Prosa im Zeichen der „Anatomie des [...] Selenlebens" besprochen wird, wodurch die Tendenz der Gegenwartsbezogenheit aufrecht erhalten bleibt, beschwört die Darstellung des lyrischen Schaffens d'Annunzios die klassische Tradition der Liebeslyrik, ihre „Traumbilder"[32] und imaginäre Gestalten herauf, die als kunsthistorische Reminiszenzen in einer unüberschaubaren Vielfalt herbeizitiert werden. Hier sind die ursprünglichen Quellen des dichterischen Potentials, der Traum und die Phantasie wirksam.

Von den Prosawerken werden zuerst einige Novellen kurz skizziert, dann der zuletzt erschienene Roman *L'innocente* eingehender vorgestellt. Dabei ist auffallend, dass der Rezensent bei Letzteren vieles ausspart, was man gewöhnlich bei der Beschäftigung mit erzählerischen Texten nicht ignoriert: Er lässt Inhalt, Handlung, Aufbau unberücksichtigt, erwähnt auch die Grundproblematik der Hauptfigur, seine krankhafte Eifersucht mit keinem Wort. Über die Aussage des Romans sagt er Folgendes: „Es ist das Plädoyer eines Kindesmörders."[33] Die Motivation für den Kindesmord scheint belanglos zu sein. Was sein Interesse erregt, ist der „raffinierte Verismus der Seelenzergliederung".[34] In der Schilderung der Hauptfiguren beginnt die Rezension, indem sowohl das Werk als auch seine Kritik „jenes Erleben des Lebens nicht als eine Kette von Handlungen, sondern von Zuständen" wiedergeben, in dem rezensierten Text völlig aufzugehen.[35]

Der Kritiker tritt in die Romanwelt ein und zwar mit einer Einfühlung, die nur aus einer intimen Nähe möglich ist, beobachtet er das Ehepaar, insbesondere

30 Alle Zitate ebd., S. 176.
31 Ebd.
32 Ebd.
33 Ebd., S. 178.
34 Ebd., S. 179.
35 Ebd., S. 177.

die eigenartige, beinahe wortlose Kommunikation der Ehepartner, die er deshalb in Gestik und Mimik, also in der Körpersprache zu erfassen strebt:

> [...] das Erraten der Stimmung des anderen aus dem Klang der Schritte, der Färbung der Stimme; alle Qual und alle Güte, die sich in ein besonders betontes Wort, in eine rechtzeitig gefundene Anspielung legen läßt; das Erraten des Schweigens; die unerschöpfliche Sprache der Blicke und Hände.[36]

Wie im Roman, überwiegen auch in der Besprechung die bildhaften Darstellungen. Die schwüle Atmosphäre des Romans schwebt über der Beschreibung der Ehefrau auch in der Rezension, und so scheint ein rührendes Bild ihr „graziöses Märtyrertum" wiederum adäquater zu veranschaulichen als das Heraufbeschwören schwerer Konflikte. Es ist offenbar, dass der Essayist die Konfiguration des d'Annunzio-Romans weiterdenkt, mit Hilfe der eigenen Einbildungskraft sogar vertieft. Insbesondere von der Kontingenz visueller Effekte angeregt, bereichert er – mit den Begriffen der Filmtechnik ausgedrückt –, durch Detailaufnahmen und Halbtotale sein Szenarium. So unterbleibt nicht nur die argumentative Sprechweise des ersten Teils, es fehlt auch die Erklärung der spezifischen „neuropathischen Logik" des Werkes.[37] Seine Präsentation spitzt sich in einem Bild zu, das sich verselbständigt und nun zu einem abgesondertem Kunstwerk, zu einem Gemälde erweitert:

> Wenn sie so daliegt, die fast durchsichtige Stirn und die schmalen Wangen von dunklem Haar eingerahmt, und der Polster, auf dem sie schläft, minder bleich als ihr Gesicht – diese ganze Technik des Weiß auf Weiß erinnert frappant an Gabriel Max –, so berührt sie wie ein Kunstwerk, eine Traumgestalt.[38]

Im Verlauf der Lektüre evoziert bald die zum Kunstwerk gewordene, liegende Frauengestalt einen Vergleich zwischen den poetischen Texten des italienischen Dichters und seines klassischen Vorbilds, Goethe, anhand des Gedichtbandes *Römische Elegien*. Die tragenden Oppositionen des literarischen Essays verdoppeln sich: Nicht nur klassische und moderne Liebeslyrik werden einander gegenübergestellt, sondern auch sollen die Ausdrucksmittel der poetischen Werke von d'Annunzio eine Art Gegensatz zu denen seiner Prosatexte darstellen.

Wenn bisher die prosaischen Werke als „psychopathische Protokolle" erschienen sind, werden jetzt die Gedichtbände als „Schmuckkästchen" in ihren „fieberhaften Farben und Stimmungstrunkenheit" erfasst.[39] Beim Belauschen der

---

36 Ebd., S. 178.
37 Ebd., S. 178.
38 Ebd., S. 179.
39 Alle Zitate ebd., S. 176.

schlafenden Geliebten in den *Römischen Elegien* dominiert zwar noch die vollplastische szenarische Darstellung, ähnlich wie in der Besprechung des Romans *L'innocente,* sonst zersplittert aber der Essay, von nun an in die Requisiten der „Möbelpoesie".

Zunächst entsteht aber eine Opposition durch die intertextuelle Bezugnahme d'Annunzios auf Goethe: Über das Nachweisen der paratextuellen Beziehung hinaus bieten die *Römische Elegien* beider Dichter dem Essayisten eine Gelegenheit, zwischen der Liebeserfahrung der Klassik und der ästhetizistischen Epoche einen Vergleich zu ziehen.

Während bei Goethe ein „sicheres Umspannen des Besitzes"[40] den Geliebten völlig glücklich machen kann, entsteht für den Mann beim Betrachten der schlafenden Geliebten bei d'Annunzio keine Idylle, vielmehr Ruhelosigkeit und unstillbare Sehnsucht. Wie der Essayist diesen Unterschied kommentiert, signalisiert die genuine Unerfüllbarkeit der Liebe dem modernen Dichter das Verlorengehen des Vertrauens auf Leben und Gefühl, „bei immerwährendem Anwachsen des Problematischen und Inkommensurablen".[41] Was im Existentiellen als Verlust erlebt wird, erscheint in der Interpretation von Hofmannsthal im Ästhetischen zugleich als Gewinn. So geht d'Annunzio aus dem Vergleich als Sieger hervor: „Gegenüber diesem ekstatischen Auffliegen der Liebe, dieser uneingeschränkten mystischen Hingabe an die Stimmung, wie nüchtern bei Goethe die weise Beschränkung, wie simpel, wie antik!"[42]

Die vergleichende Lektüre der gleichbetitelten Gedichtbände führt also den Essayisten zu der Einsicht, dass die Kompliziertheit der modernen Liebeserfahrung eine Umgestaltung und Verfeinerung des künstlerischen Potentials erfordert. Diese Erkenntnis des Textes veranlasst Anette Simonis in ihrer früher schon zitierten Ästhetizismus-Monographie zu der Feststellung, Hofmannsthals d'Annunzio-Kritik konstatiere die Umstellung auf die Beobachtung zweiter Ordnung in der Kunst der Moderne.[43]

---

40 Ebd., S. 181.

41 Ebd.

42 Ebd., S.182.

43 „Hofmannsthals Besprechung diagnostiziert eine epochentypische Umbruchsituation, die für das moderne ästhetizistische Selbstverständnis kennzeichnend ist. Sie verweist indes nicht allein auf das Vorhandensein einer solchen Zäsur vom Format einer Epochenschwelle, die das l'art pour l'art von den klassisch-romantischen Prätexten trennt, er versucht vielmehr auch, seinen Lesern geeignete Kriterien an die Hand zu geben, um die beobachteten Veränderungen im einzelnen zu erfassen. Die Besonderheiten des ästhetizistischen Epochenstils, wie ihn Hofmannsthal vor der Folie der klassischen Tradition zu bestimmen sucht, lassen sich demnach als Veränderungen von Beobachtungen begreifen, die den Texten eingeschrieben sind." Simonis: Literarischer Ästhetizismus, S. 168.

Schon in dieser Gegenüberstellung von Dichtern und Epochen zeigte sich die Vorliebe des Essayisten für das Heraufbeschwören von kunsthistorischen Reminiszenzen, was dann in dem übrigen Teil vorherrschend wird. Der „Trieb nach dem Verstehen" wird vertauscht durch den „Trieb nach dem Vergessen", anstelle von Seelenanalyse bekommt man „Möbelpoesie", nach der inhärenten Logik der ironischen Struktur gewinnt der Vergangenheitsbezug die Oberhand. Im Falle der *Römische Elegien* wurden nur noch auf dem einen Pol das antike Rom und Landschaften in klassizistischer Klarheit abgebildet, auf dem anderen das Renaissance-Atelier von Tizian und die Frauen von Botticelli. Beim Behandeln des Gedichtbands *Isottèo* dagegen, wuchern aber die Assoziationen aus der Kunstgeschichte schon in einem Maße, das die Bezauberung durch die Vergangenheit einem „Haschischrausch" ähneln lässt.[44] Das eigenartige Verfahren Hofmannsthals in Bezug auf das Verfügbar-Machen des kulturhistorischen Potentials in seinem Text macht es notwendig, auf das Phänomen des Historismus einzugehen, das um die Jahrhundertwende weit und breit viele Anhänger hatte.

Dirk Niefanger unterscheidet zwei Vorgehensweisen des Historismus. Im engeren Sinne bedeutet Historismus eine Anlehnung an geschichtliches Material, wobei die kulturellen Formationen der Vergangenheit „jeweils individuell begriffen und deshalb möglichst unabhängig von Bezügen zur Gegenwart erforscht werden müssen".[45] Während dieser Aspekt ein geschichtliches Verstehen ermöglicht, bedeutet Historismus im umfassenderen Sinne die Anwendung der Methoden der historistischen Wissenschaften in Bezug auf die Gegenwart.[46] Niefanger hält dieses historistische Verfahren für den d'Annunzio-Essay besonders charakteristisch, insofern man bei der Vorstellung des *Isottèo* einer bunten Kavalkade der kunstgeschichtlichen Gestalten und Stoffe begegnet. Das ruhige Verweilen bei der minutiösen Beschreibung einzelner Szenen, wie es noch die Besprechung des Romans gekennzeichnet hatte, wird jetzt mit einem losen Anhäufen und Nebeneinanderordnen kunstgeschichtlicher Gegenstände, imaginärer und mythologischer sowie kulturhistorischer Figuren in einem sich steigernden Schreibtempo vertauscht:

> Freilich, die toten Jahrhunderte haben uns nicht nur Tapeten und Miniaturen, nicht nur Tanagrafigürchen und Terrakottareliefes, Grabmonumente und Bonbonnièren, farbige Kupferstiche und die goldenen Becher des Benvenuto Cellini hinterlassen, nein, wir

---

44 Hofmannsthal: Reden und Aufsätze, S. 182.

45 Niefanger, Dirk: Historische und historistische Textverfahren. In: Tausch, Harald (Hg.): Historismus und Moderne. Würzburg: Ergon, 1996, S. 182.

46 „Wissenschaftliche Systematisierungstechniken wären etwa zu nennen oder Aufzählungsverfahren, detaillierte Kataloge, Formeln, Tabellen, enyclopädische Darstellungen, Anmerkungen, Fußnoten und verschiedene Arten von Paratexten." Ebd., S. 186.

> haben auch Homer geerbt, auch den „Principe" des Machiavell und den „Hamlet" des Shakespeare. Aber Oriana und Amadis? aber Lancelot und Ginevra? aber die Frühlingsnymphen des Botticelli? aber die „Feenkönigin" des Spenser, die „Trionfi" des Lorenzo Medici, die Zaubergärten des Ariosto?[47]

Wie offensichtlich, entbehren diese Aufzählungen eines immanenten Sinnzusammenhangs, in ihrer Zusammenstellung könnten die akustische Wirkung der einzelnen Wörter sowie der Rhythmus und die Melodie ihrer Verbindung eine größere Rolle gespielt haben als ihre Bedeutung oder der geschichtliche Kontext, auf den sie sich beziehen sollten. Wie der Essayist selbst zugibt, inszeniert das herbeizitierte kulturhistorische Ensemble bloß „Triumphzüge und Schäferspiele der Schönheit",[48] und das gilt nicht nur für den rezensierten Gedichtband, sondern in diesem Augenblick vielmehr für den kritischen Text, in dem diese Konstellationen und Klangwirkungen erst entstanden sind. Wie bei der Darstellung des Romans, vollzieht sich auch hier ein produktives Weiterführen des fremden Textes, wobei dessen literarisches Potential sogar eine Steigerung erfährt.

Das historistische Verfahren erscheint im zweiten Teil des Essays durch die „Zergliederung und Rekombination von Elementen vor allem als literarisches Verfahren",[49] die „Entsemantisierung" der einzelnen Lexeme lässt die schönheitsbezogene, ästhetizistische Schreibweise triumphieren. Die Vergangenheit dient also als verwertbares Motiv- und Figureninventar, eine hermeneutische Beziehung zu ihr wird jedoch nicht hergestellt. Demnach scheint die anfangs postulierte Verankerung der Moderne in der Vergangenheit wie auch die grundlegende Opposition zwischen Gegenwart und Moderne ein Missverständnis zu sein, das sich aus der vorläufigen Unsicherheit des poetologischen Selbstverständnisses ergibt.

Dass die Problematik der Zeitlichkeit letzten Endes ins Poetologische mündet, beweist auch der abschließende Absatz des Essays. Hier sollte ein prominenter Literat der Antike, der römische Dichter Menenius Agrippa, die geflüchteten

---

47 Hofmannsthal: Reden und Aufsätze, S. 183.

48 Ebd.

49 Niefanger: Historistische und historistische Textverfahren, S. 189. Vgl. noch: „Die Selbstthematisierung des artifiziellen Moments der literarischen Texte wird [...] im Kontext des Fin de siècle mitunter soweit getrieben, daß sie zu einer weitgehenden Entsemantisierung, zum nahezu vollständigen Bedeutungsverlust der verwendeten Lexeme führt. Hofmannsthal entdeckt eine solche semantische Entleerung der Ausdrucksformen in der Lyrik d'Annunzios. [...] Der Rezensent [...] knüpft an sie und integriert sie als wirkungsvolles Stilmoment in seine literarische Kritik." Simonis: Literarischer Ästhetizismus, S. 231.

Schönheits- und Glücksgedanken aus der Vergangenheit in die Gegenwart heimlocken, wie einst das ausgezogene Volk Roms in die Stadt wiederkam. Er erscheint als „ein weltkluger großer Herr", „auf den wir alle warten"; eine Garantie dafür, dass er auch kommen wird, gibt es freilich nicht.[50] Das Heraufbeschwören seiner versöhnenden Tat aus der Vergangenheit ist eine paradoxe Geste. Sie bezieht sich auf eine Aufgabe, die in einer Zeit der Kunsterneuerung – im Zeichen der „Sezession" –, nur die eigene Parodie darstellen würde.[51] Das Werk des römischen Dichters, die Harmonisierung der Konflikte, steht am Ende des Essays höchstens als utopistisches Fernziel vor der ganzen Generation Hofmannsthals; in diesem Sinne signalisiert seine Gestalt die generelle Unauflösbarkeit der ironischen Struktur.

3.2. *Gabriele d'Annunzio* (1894)

Der zweite d'Annunzio-Aufsatz thematisiert das Problem des Ästhetizismus par excellence, den Konflikt zwischen Künstlichkeit und Lebensbezug, der zugleich den ideellen Hintergrund für das Jugendwerk Hofmannsthals bildet.

Seit langem herrscht in der Forschung die Auffassung vor, die Literaturkritik von Hofmannsthal präge die Auseinandersetzung mit dem Ästhetizismus, und insbesondere die d'Annunzio-Rezensionen seien als Dokumente der Kritik am Ästhetizismus zu bewerten.[52] Eine differenziertere Annäherung an Hofmannsthals kompliziertes Verhältnis zu der zeitgenössischen Kunst kann man bei Dagmar Lorenz erfahren, die feststellt, dass „zumindest in der ersten Hälfte der neunziger Jahre die sympathetische Art der Aneignung der europäischen Décadence-Literatur selbst bei Hofmannsthal und Bahr überwog".[53] Generell wird der fehlende Lebensbezug als Angelpunkt der Ästhetizismus-Kritik bei Hofmannsthal hervorgehoben,[54] meistens bleibt es aber nicht dabei, sondern man

50 Hofmannsthal: Reden und Aufsätze, S. 184.

51 Vgl. den Nachweis über die kulturhistorischen Parallelen: Niefanger, Dirk: Hugo von Hofmannsthals Essay Gabriele D'Annunzio (1893). In: www.phil.uni-erlangen.de/~p2gerlw/ede/hofmanns.pdf

52 Vgl. Raponi, Elsa: Hofmannsthal e l'Italia. Fonti italiane nell'opera poetica e teatrale di Hugo von Hofmannsthal. Milano: Vita e Pensiero: 2002. IV. Kapitel: Hofmannsthals D'Annunzio-Aufsätze: Kritik am Ästhetizismus.

53 Lorenz: Wiener Moderne, S. 54.

54 Vgl. Steinecke, Hartmut: Impressionismus oder Junges Wien? Zur Literaturkritik in Österreich vor der Jahrhundertwende. In: Zeman, Herbert (Hg.): Die österreichische Literatur: Ihr Profil von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart (1880-1980). Bd. I. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1989, S. 497-511.

fordert die Ergänzung des ästhetischen Bereichs durch das Ethische, was als das Hauptanliegen der Hofmannsthal-Essays angesehen wird.[55] Einer der gründlichsten unter der frühen Kritikern, Ernst-Otto Gerke, plädiert für das Vorhandensein des harmonischen Ausgleichs beider Bereiche bei Hofmannsthal.[56] Das ist nicht nur für das hermeneutische Herangehen Gerkes an die frühe Essayistik des Dichters durchgängig kennzeichnend, sondern gilt sozusagen als Axiom der einschlägigen Forschung. Trotz der Postulierung der Auflösbarkeit des Gegensatzes zwischen Ethischem und Ästhetischem ist Gerke bereit anzuerkennen, dass in Hofmannsthals kritischen Texten bezüglich des Ästhetizismus eine „Ambivalenz" wahrnehmbar ist, die sich „in der Gleichzeitigkeit von Faszination und Befremdung, in dem stetigen Wechsel von suggestiver Einfühlung und kritischer Distanzierung" äußert. Was Gerke und mit ihm andere für eine Aufhebung des Mangels an Lebenswirklichkeit halten und als positives Ergebnis hinstellen, kommt bei Hofmannsthal eigentlich nur auf der konzeptionellen Ebene vor, die Aufhebung dieses Mangels scheint aber in der kritischen Praxis weitgehend problematisch zu sein.

Der Essay aus dem Jahre 1894 ist die kürzeste von den drei d'Annunzio-Rezensionen und auch viel konzentrierter als die ein Jahr früher veröffentlichten. Der Rezensent spricht nicht mehr im Namen einer Künstlergeneration, seine Urteile klingen apodiktisch und scheinen allein den italienischen Dichterkollegen zu treffen. Trotz der Fokussierung des kritischen Blicks eröffnet der Text einen Diskurs, der besonders in seiner ersten Hälfte poetologische Probleme von symptomatischer Bedeutung behandelt. Der Essay gliedert sich fast symmetrisch in zwei Teile. Im ersten wird d'Annunzio als Prototyp des ästhetizistischen Dichters beschrieben, im zweiten versucht der Rezensent anhand des kurz davor erschienenen Romans *Triumpf des Todes* an dieser ästhetizistischen Haltung Kritik zu üben. Der erste Teil steht unter dem Zeichen einer Schönheit, die mit Künstlichkeit korreliert, der zweite im Zeichen eines Lebens, das auf die Unausweichlichkeit und Rauheit der Realität aufmerksam machen soll. Die ironische

---

55 Sehr stark akzentuiert bei Schärf, der allerdings in seiner monographischen Darstellung die Betonung bei Hofmannsthal auf den späteren „kulturkonservativen" Essay legt. Schärf: Geschichte des Essays, S. 197.

56 „Während der Dichter auf das ethische Moment in der ästhetischen Sphäre hinweist, indem er die Unaufgebbarkeit des Lebensbezuges für alle Kunst betont, hebt der Essayist das ästhetische Moment im ethischen Bereich hervor, indem er ‚schöne' Darstellung auch für die reflektierenden Aussagen fordert. Deutlicher lässt sich die Personalunion von Dichter und Essayst bei Hofmannsthal kaum demonstrieren. Es ist eine Einheit, die auf der inneren Geschlossenheit seiner ethisch-ästhetischen Grundanschauung beruht." Gerke: Der Essay als literarische Kunstform bei Hugo von Hofmannsthal, S. 54.

Struktur entsteht dadurch, dass der Rezensent von beiden Polen gleichermaßen angezogen scheint, was sich zugleich auf die Textgestaltung, wie schon im früheren d'Annunzio-Essay, auswirkt, auch wenn das Aufgehen im fremden Text diesmal nur an einer einzigen Stelle nachweisbar ist.

In der Darstellung Hofmannsthals lässt sich d'Annunzio ausschließlich von „künstlichen Dingen" inspirieren: Die Natur interessiere ihn nur „stilisiert angeschaut", und Gefühle, Gebärde und Mimik habe er „unvergleichlichen Kunstwerken" entlehnt. Dabei versteht er als Kunstwerke nicht nur Gemälde und klassische Texte „von den großen Rhetoren und Stilisten und von den großen Psychologen der verschiedenen Epochen" – solche kulturhistorischen Reminiszenzen gab es schon in der ersten Rezension –, sondern auch die Sprache: diese wird von dem Rezensenten sogar als „das größte Kunstwerk" apostrophiert.[57] Der Suggestion durch die Sprache kann er sogar selber nicht widerstehen, wenn seine Darstellung der zu beanstandenden Schreibweise d'Annunzios in eine Verteidigungsrede der Wortkunst mit einem durchpoetisierten Aufwand von rhetorischen Stilfiguren mündet:

> Zug um Zug hat er sich berauscht an der Schönheit des Redens, dieser tiefsinnigen Schönheit, in der die Seele zum Leben geboren wird und unter uns wohnet, an der Schönheit der Renaissance-Kunst und an der Schönheit einiger Bücher, in welchem einige Menschen unserer Zeit ihre nicht ganz equilibrierte und gerade darum dämonisch anziehende Vision der Welt niedergelegt haben.[58]

Die Faszination durch die „Schönheit der Worte" wird mitunter soweit gesteigert, dass sie sich auch hier, wie im Essay des vorigen Jahres, in ihrer Entsemantisierung zugunsten der Klangwirkung zuspitzt: Die Worte werden als schön bezeichnet „wie blasse Frauen und große weiße Hunde, schön wie das Jungsein und wie das Sichsehnen, oder wie Weihrauch, oder wie hagere lichte Gärten im ganz frühen Frühling am Morgen".[59] In dieser Reihe von Vergleichen erreicht der Essay bereits eine solche Stufe von Rhetorizität, das er, von der Diskursivität des Textes ablenkt und die ästhetizistische Poetik, die er ursprünglich bekämpfen wollte, zumindest in der ersten Hälfte der Kritik nur bestätigt.

„Aber das Leben ist doch da" – dieser lakonisch formulierte Satz soll im Text einen Wechsel markieren.[60] Der Gegenpol, das Leben mit „seinem bloßen oppressiven unentrinnbaren Dasein", wird von dem Rezensenten in nur einem Absatz kurz, aber desto eindrucksvoller, durch die paradoxe Figur eines

---

57 Hofmannsthal: Reden und Aufsätze, S. 198f.
58 Ebd., S. 198.
59 Ebd., S. 199.
60 Ebd., S. 200.

Scharfrichters mit zwei Keulen personifiziert,[61] um den Roman des italienischen Dichters auf seine Lebenskonzeption hin zu befragen.

Zwar wurden auf der poetologischen Ebene direktes und vermitteltes Erfassen der Dinge, Lebensbezogenheit und Ästhetizismus, Beobachtung erster und zweiter Ordnung, als tragende Oppositionen der Kritik gegenübergestellt, trotzdem scheint ihre Anwendbarkeit auf das Werk von d'Annunzio fraglich. In der Darstellung Hofmannsthals wird der Protagonist mehrmals mit den „Verkleidungen" des Lebens konfrontiert, immer „wieder wendet er sich [aber] schauernd vor dem Ungeheueren, Rohen ab".[62] Indem der Kritiker den Protagonisten wegen seiner Unentschlossenheit tadelt, übergeht er allerdings, dass d'Annunzio, wie er selbst es ihm einige Sätze früher vorgeworfen hat, „von Künstlichem zuerst herkommt".[63] D'Annunzios Schaffen ist unter der Ägide der Beobachtung zweiter Ordnung entstanden, folglich kann in der imaginären Welt des Romans von einer unmittelbaren Lebenserfahrung der Hauptfigur auch keine Rede sein; wirklich bedeutungsvoll kommt ihr vielmehr die Begegnung mit den eigentlichen Gegenständen der künstlichen Welt vor. Der suggestiven Wirkung dieser künstlichen Welt kann sich auch der Kritiker nicht erwehren: Wie er das getadelte selbstbezügliche Inventar aus antiken Trümmern aufzählt und dabei nicht zum Schluss kommen kann, scheint er für einen Augenblick die eigenen Prinzipien vergessen zu haben:

> Aus diesem „Triumph des Todes" ist mir eine sehr schöne Metapher im Gedächtnisse geblieben. Einmal an einem mysthischen, frühlinghaften Septemberabend schaut der Held in den Thermen des Diocletian auf die schwarzen, starren, zerrissenen alten michelangelesken Zypressen, und in ihrer tiefen, grausamen Traurigkeit berühren sie ihn wie ein Bild der Nutzlosigkeit alles Widerstehenwollens und Begreifenwollens: ringsum aber zwischen Myrtenbüscheln liegen und leuchten am Boden Trümmer von schönem und sinnlichen antiken Marmor: zarte, anmutige Hände, die den Fetzen einer Chlamys halten, herkulische Arme mit wütend geblähten Muskeln, ungeheure Brüste, genügend, eine Titanenbrut zu säugen, süße Namen von Frauen und Freigelassenen auf Urnen eingegraben, auf weißen Sarkophagen die Tänze von Mädchen und das Lachen von Masken, und Kränze von Blumen und Früchten ...[64]

Man kann es als eine richtige Einsicht Hofmannsthals bewerten, wenn er am Ende der Rezension das Leben nicht mehr als Bezugspunkt der Kunst hinstellt. Eine Versöhnung der Gegensätze im Schaffen von d'Annunzio wird trotzdem noch versucht. Der Ausklang ist dabei aber insofern ebenso utopisch wie im

61 Ebd.
62 Alle Zitate ebd.
63 Ebd.
64 Ebd., S. 201.

ersten Essay, als die Postulierung der Vollendung in eine unbestimmte Zukunft verschoben wird: Der Dichter ist ja „noch jung und seine Gaben und Kräfte sind sehr groß".[65] Immerhin kommt das Versprechen einer Synthese bei einem älteren, daher reiferen d'Annunzio unerwartet, und auf der Grundlage seiner bisherigen Beurteilung auch kaum einlösbar vor; man kann diesen Ausklang vielmehr als eine rein rhetorische Geste auffassen, und so ist der eigentliche Sieger „das größte Kunstwerk", die Sprache.

Ein gewisses Missverständnis liegt in dem d'Annunzio-Essay aus dem Jahre 1894 allerdings insofern vor, dass der Rezensent das Poetologische mit dem Imaginären vermischt, indem er für das lebensscheue Verhalten seines Protagonisten die ästhetizistische Kunstauffassung des Autors verantwortlich macht. Das Prinzip des unverzichtbaren Lebensbezugs kann jedoch auf die Werke, die auf der Grundlage der Beobachtung zweiter Ordnung entstanden sind, nicht mehr gültig sein. Da sie nicht die Funktion haben, Abbilder der Realität zu sein, muss auch die ihnen eigene Kategorie des Lebens den Wirklichkeitsbezug schon eingebüsst haben. Als authentisch soll demnach tatsächlich vielmehr das Erlebnis, das man in dem Roman von Kunstgegenständen gewinnt, angenommen werden. Dieses Dilemma zeigt sich letzten Endes darin, dass die theoretischen Auslegungen der Rezension zugunsten einer rein ästhetizistischen, mit dem Terminus von Luhmann, autopoietischen Textgestaltung mehrmals unterbrochen werden.[66]

3.3. *Der neue Roman von d'Annunzio* (1895)

Der dritte Essay knüpft direkt an den vorangehenden an: Der Rezensent erklärt gleich am Anfang die Absicht, seine frühere, vorwiegend negative Meinung über den italienischen Dichter jetzt zu präzisieren, und zwar auf Grund von verschiedenartigen Erfahrungen, unter denen der ästhetischen Lehre von Aristoteles eine besondere Bedeutung zukommt. Im Laufe des Essays wird im Spiegel dieser Lehre konstatiert, d'Annunzio hätte in seinem jüngsten Roman die Lebensabgewandtheit überwunden, somit würde seine ästhetizistische Poetik eine positive Richtung einschlagen. Diese Aufwertung beruht allerdings, wie es sich zeigen wird, auf einer Missdeutung des Werks.[67]

---

65 Ebd.

66 Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1995, S. 254ff.

67 Vgl. Pulver, Elsbeth: Hofmannsthals Schriften zur Literatur. Bern: Verlag Paul Haupt, 1956, S. 51.

Durch das Aristoteles-Studium ergeben sich die konträren Begriffe von Tun und Anschauen, die auf der expliziten Ebene des kritischen Textes die ironische Struktur steuern. Ihre tragende Opposition entsteht jedoch durch die Gegenüberstellung von Theorie und Lektüre, theoretischen Überlegungen und konkretem Leseerlebnis, wobei sich schließlich das Letztere als stärker erweisen wird. Während im ersten, poetologische Probleme erörternden Teil der frühere, ästhetizistische d'Annunzio immer noch abgelehnt wird, zieht die Kritik über seinen neuesten Roman *Die Jungfrauen von Felsen*, die jetzt als zweiter Teil des Essays von dem ersten sogar getrennt wird, schon eine positive Bilanz.

Es scheint, als ob der junge Kritiker in dem inzwischen vergangenen Jahr zu dem Dilemma Künstlichkeit-Lebensbezogenheit nach entsprechender theoretischer Hilfe gesucht und diese erst bei Aristoteles gefunden hätte. Der andere Lehrmeister, der nicht benannt wird, muss Nietzsche sein. Nicht nur, dass seine eifrige Lektüre in dieser Zeit in Hofmannsthals Briefwechsel nachweisbar ist,[68] er wird auch von d'Annunzio selber als Vorbild anerkannt und propagiert. So steht wohl mehr Nietzsche als Aristoteles hinter der hier entworfenen neuen poetologischen Konzeption des Kritikers, wenn jetzt Tun und Handeln als normative Verhaltensweisen gelten. Als Bezugspunkt kommt immer noch „das Leben" vor. Sogar dreimal wird unterstellt, d'Annunzio wisse zwar „um die Zeichen des Lebens", aber es fehle ihm, „was an dem allen daran ist", seine Weisheit erschöpfe sich vollständig im „Anschauen", das eine teilnahmslose Distanzierung von der Welt zur Folge habe.[69] Mit dieser Bestimmung der Autorposition liefert der Rezensent insofern eine genaue Definition für die Beobachtung zweiter Ordnung, dass von ihm ganz besonders die Unmittelbarkeit der Lebenserfahrung als das wichtigste Kennzeichen des modernen Dichters ausgeklammert wird. Schon wieder wird auch den Helden von d'Annunzio dieselbe Haltung generell vorgeworfen, und damit kommt man zum Kernpunkt der Kritik: Der Poetik der Passivität und Schwäche wird die Forderung nach Kraft und Willen entgegengehalten, aus der Einsicht heraus, es hänge „aber das ganze Leben an der geheimnisvollen Verknüpfung von Denken und Tuen."[70] Der erste Teil schließt mit der Verheißung, der italienische Dichter habe mit seinem neuen Buch dieser Erkenntnis ein Denkmal gesetzt.

Was man jedoch im zweiten Teil der Rezension über den Roman erfährt, kann die Erwartungen bezüglich der erlösenden Tat kaum erfüllen. Über die Charakterisierung des Protagonisten hinaus werden die Landschaft, die den Schauplatz bildet und die Lebensverhältnisse der Prinzessinnen beschrieben, die als Titel-

68 Vgl. die Frühphase seines Briefwechsels mit Marie Gomperz. Hofmannsthal, Hugo von: Briefwechsel mit Marie Gomperz 1892-1916. Freiburg: Rombach, 2001.

69 Hofmannsthal: Reden und Aufsätze, S. 206f.

70 Ebd., S. 208.

figuren eine schicksalhafte Begegnung für den Helden bedeuten könnten, wenn sie zum Schluss des Romans nicht aneinander vorbeigehen würden. Der Rezensent spürt in allen drei thematischen Bereichen schlummernde Kräfte auf. Der Held sei auf der Suche und seine Beweggründe werden folgendermaßen gedeutet: „Seinem ungeborenen Sohn eine Mutter suchen, heißt die Tat suchen, in der man seine Kraft hergeben und lebendig werden kann."[71] In der Landschaft könne man lauter zurückgedrängte Naturkräfte erahnen: „Es ist ein gigantisches Heranschwanken, Sichaufbäumen, Emporklimmen, Zudringen; ein übermässiges Wollen und Können, das plötzlich starr und stumm geworden ist."[72] Schließlich sollten die Prinzessinnen die „sittliche Schönheit" mit ihrem wunderbaren Ausharren verwirklichen „und handeln dadurch, dass sie da sind und lächeln und hinter ihrer Schönheit ihre Verzweiflung verbergen."[73] Dominierend ist hier jedoch dieselbe schwüle Atmosphäre, auf die es in jedem Prosawerk d'Annunzios besonders ankommt und es bleibt alles beim Alten. Der Rezensent selbst muss zugeben: „Somit ist es wieder zu keiner Tat gekommen, und man könnte glauben, es sei wenig gewonnen."[74] Die Wiedergabe der handlungsarmen Geschichte kann nicht aufzeigen, dass in diesem Roman irgendein Durchbruch erfolgt wäre; es ist allein der Rezensent, der hier zum Schluss einen „wundervollen Umschwung" erblickt, indem er behauptet, der Dichter fange mit diesem Werk an, „den Mächten, die binden, gerecht zu werden".[75]

In dem positiven Ausklang spielen also nicht die immanenten Werte des d'Annunzio-Romans eine Rolle, sondern die bewusste oder unbewusste Missdeutung des Werkes durch den Kritiker. Erst mit Hilfe dieses Widerspruchs zu dem von ihm früher Gesagten kann die ethisch fundierte Aristotelische Theorie gerechtfertigt werden. Das war aber nicht die letzte Pointe des Essays von Hofmannsthal. Bis zu diesem Punkt hatte es den Anschein, es ginge ihm in erster Linie um die – auf die klassische Lehre von Aristoteles gestützte – Rechtfertigung seiner poetologischen Ansichten, um die moralische Widerlegung des reinen Ästhetizismus. Als wolle er beweisen, dass sogar das Werk eines so ausgewiesenen ästhetizistischen Autors wie des italienischen Dekadenten Gabriele d'Annunzio, im Interesse des poetologischen Ziels missverstanden, umgedeutet werden kann. Diese, im Grunde genommen sogar „edle" poetologische Intention gewinnt aber im vorletzten Absatz des Essays einen neuen Sinn, wenn sich jetzt der strenge Kritiker und konsequente Theoretiker als Leser entpuppt:

---

71 Ebd., S. 210.
72 Ebd., S. 211.
73 Ebd., S. 212.
74 Ebd.
75 Ebd., S. 213.

> Wie ich vor ein paar Monaten mit diesem Buch in Venedig unter den Arkaden saß, war seine Kraft so groß über mich, daß mir unter dem Lesen wirklich manchmal war, als trüge mir der Dichter sein ganzes Land entgegen, als käme Rom näher heraufgerückt, das Meer von allen Seiten hergegangen, ja als drängen die Sterne stärker hernieder.[76]

Letztlich wird also die Lesesituation – wie der Kritiker das Werk liest und sich dabei vollständig fasziniert fühlt – rekonstruiert, was bereits eine neue Unterscheidung, die Vorwegnahme der Beobachtung dritter Ordnung bedeutet.[77] Aus dieser Perspektive gesehen, kann nämlich durchaus das Leseerlebnis als das Primäre und die Theorie, das poetologische Bedürfnis als das nachträglich Hinzugefügte bezeichnet werden. Immerhin kann man ihre Relevanz an diesem Punkt des Textes nicht mehr entscheiden; die Missdeutung von d'Annunzio kann auch als Zeichen der Ambivalenz dieser Konstellation aufgefasst werden.

Als besonders artifizielles Moment zeigt sich in dem letzten d'Annunzio-Essay nicht mehr die Sprache, es ist eher die Ereignishaftigkeit der Kritik, die die Diskursivität zu durchbrechen vermag. Wenn man im Text nicht nur die poetologischen Erörterungen und die kritischen Werturteile bemerkt, sondern auch das spätsommerliche oder herbstliche Venedig – der Essay ist im Dezember geschrieben – sowie den unter den Arkaden sitzenden, sich beim Lesen vergessenden Kritiker, den performativen Hintergrund des Textes, wahrnimmt, dann erkennt man die entworfene Lesesituation als Erzählsituation schlechthin, woraus folgt, dass man sich schließlich und endlich inmitten einer Erzählung befindet.

4. Die Folgen der ironischen Struktur für die kritische Intention

Die ironische Struktur in den Essays über d'Annunzio entstand durch die Wechselwirkung von Gedankenstruktur und Textgestaltung. Auf der konzeptionellen Ebene wurden hierarchisch abgestufte Oppositionen durchgespielt, von denen das eine Glied nach der ursprünglichen Absicht des Essayisten als Schlussfolgerung aus der Gedankenführung die Oberhand zu gewinnen hätte. Dies wurde aber auf der Ebene der Textgestaltung durch die Wechselbewegung zwischen Kritik/Theorie und Lektüre, zwischen diskursiven Aussagen und durchpoetisierten Textstellen stets verhindert. Das theoretisierende Bestreben wurde durch das überwältigende Leseerlebnis sowie durch das unwillkürliche Weiterschreiben des Gelesenen, also von dem Kontext des primär Literarischen

---

76 Ebd.

77 Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, S. 158f.

kontrapunktiert. Zu einer Synthese, zu einer Auflösung der polarisierten poetologischen Absichten konnte es auf diese Weise nicht kommen, der Abschluss erscheint in allen drei Texten als unvorbereitet und wirkt pointenartig.

Unentschieden bleibt deshalb, worauf der Essayist eigentlich hinaus wollte. Der überbetonte Schönheitskult von d'Annunzio stellt ein Gegenkonzept zu der eigenen Ästhetik von Hofmannsthal dar. Wäre es für ihn in erster Linie darum gegangen, seine eigenen poetologischen Ansichten der faszinierenden Schreibweise des italienischen Dekadenten entgegenzusetzen, so hätte er ihn entschlossener und eindeutiger ablehnen müssen. Aus den behandelten Essays sind jedoch Inkonsequenzen und Widersprüche herauszulesen: Eine unwiderrufbare negative Kritik an d'Annunzio wurde nur in der Rezension zu seinem Roman *Triumpf des Todes* formuliert, aber auch hier wird deren Schärfe durch die identifikatorische Redeweise, wie es die Textanalyse gezeigt hat, zunehmend zurückgenommen. Die Beurteilung von d'Annunzio bleibt also widersprüchlich: Trotz seiner von Hofmannsthal prinzipiell abgelehnten Kunstauffassung erfolgt in den Essays eine uneingestandene Rechtfertigung d'Annunzios.

Dieser Widerspruch resultiert aus der zwiespältigen Situation des Essayisten. Hofmannsthal fühlte sich als verantwortungsvoller Dichter einer Poetik verpflichtet, die sowohl auf dem Schönen als auch der Moralität beharrt. Andererseits konnte er sich als moderner Dichter auch der Faszination der neuen Wahrnehmungsweisen und Darstellungsmöglichkeiten, der Kontingenz der Beobachtung zweiter Ordnung nicht entziehen. Dass diese letztere zwar einen Gewinn im Ästhetischen, aber zugleich auch einen Verlust, nämlich den des direkten Lebensbezugs, bedeutet, war eine schmerzhafte poetologische Grunderfahrung seiner Generation. Indem die essayistischen Texte mit ihren Aporien bei Hofmannsthal auf paradoxe Weise Ganzheitsentwürfe[78] postulieren, signalisieren sie dieselbe Identitätskrise, aus der die zeitgenössischen literarischen Texte hervorgegangen sind.

[78] Kernmayer, Hildergard: Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität. Einige Überlegungen. In: Csáky, Moritz; Kury, Astrid; Tragatschnig, Ulrich (Hg.): Kultur – Identität – Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne. Innsbruck, Wien, München, Bozen: Studien Verlag, 2004, S. 211.

Peter Sprengel (Berlin)

Wer war Windholz? Ein deutsch-jüdischer Schriftsteller aus Österreichisch-Schlesien an der Peripherie und zwischen den Zentren der Moderne

Aufbruch vom Rand her

Er sah sich gern als einsamen Flaneur im Gedränge des Wiener Lebens. Man beachte die fast gleichlautenden Einsätze zweier später Erzählungen: „Wer in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts den sich täglich auf dem Wiener Graben und in der Kärntnerstraße abspielenden Mittagskorso besuchte, dem fiel schon nach kurzer Zeit die Gestalt eines hochaufgeschossenen, jungen Mannes von ausgesprochen aristokratischem Ansehen auf, der sich mit ausgesuchter Förmlichkeit und Zuvorkommenheit inmitten der ihm allem Anscheine nach wohlbekannten Gesellschaft gleichwie auf dem Parkett eines Salons bewegte."[1] „An einem klaren Dezemberabend des Jahres 1902 schob sich durch die elegante und fröhliche Menge, welche um diese Zeit immer die Kärntnerstraße und den Graben in der Inneren Stadt in Wien erfüllt, ein Mann, der durch seinen Anzug und sein Gehaben seltsam von den übrigen Menschen sich abhob. Er mochte dreißig und einige Jahre darüber zählen und war von hoher und schlanker Gestalt."[2]

Der das schrieb, war 1902 gerade einunddreißig Jahre alt und seiner Herkunft nach keineswegs auf dem Parkett der Inneren Stadt zuhause. Jacob Leopold Windholz wurde am 28. Mai 1871 als Sohn eines jüdischen Fabrikanten[3] im

---

1 J[acob] L[eopold] Windholz: Liebe. Vier Novellen. Buchschmuck von L. Blauensteiner. Wien, Leipzig: Lumen 1909 (vorh.: StB München Am Gasteig, ÖNB Wien, StLB Wien), S. 115 (Der Selbstmord des Dichters Anibas).

2 J[acob] L[eopold] Windholz: Ahasver. Der Einsiedler. Zwei Erzählungen. Buchschmuck von L. Blauensteiner. Wien, Leipzig: Lumen 1909 (vorh.: SBPK Berlin, ÖNB Wien, StLB Wien), S. 123 (Der Einsiedler).

3 In die Matrikel (Nationalien) der Philosophischen Fakultät der Universität Wien wird Windholz im April 1890 mit „mosaisch[er]" Religionszugehörigkeit eingetragen. Als Vater ist Adolf Windholz, Fabrikant in Mährisch-Ostrau, angegeben (Universitätsarchiv Wien, Sign. 143). Dort auch – von fremder Hand – die hier zugrunde gelegte Namensschreibung „Jacob".

heutigen Dreiländereck Tschechien/Polen/Slowakei an der Grenze zwischen Mähren und Schlesien geboren: in dem zu Österreichisch-Schlesien gehörenden Königsberg (heute tschech. Klimkovice) unweit von Mährisch-Ostrau, das 1945 mit Schlesisch-Ostrau zu Ostrava, der heute drittgrößten Stadt Tschechiens, vereinigt wurde. In Mährisch-Ostrau, wo er sich auch später noch wiederholt – bei den Eltern? – aufhielt,[4] besuchte Windholz die Volksschule, ab 1881 dann im benachbarten Troppau (heute tschech. Opava) das Gymnasium – und das „gute Theater".[5] Aus dem „Verkehr mit gleichgesinnten, den schönen Wissenschaften huldigenden Freunden"[6] reißt ihn eine schwere Krankheit („eigentlich eine Folge sich ablösender Krankheiten"[7]), die ihn über mehrere Jahre zum Selbststudium zwingt. Sie legt den Grund für die Einsamkeit, die zu einem zentralen Thema seines Schreibens werden sollte, als persönliche Attitüde – die einleitenden Zitate haben das schon angedeutet – von ihm bewußt kultiviert wurde und seine literarische Stellung entscheidend bestimmt. Denn Jacob Leopold Windholz, der stets nur als „J. L. Windholz" zeichnete, ist ein Außenseiter und Grenzgänger, ein Mann zwischen den Fronten, Lagern und Stühlen, und seiner Reputation bei der Mitwelt hat das ebenso geschadet wie seiner Stellung im Gedächtnis der Nachwelt. Wir wissen nicht einmal das Sterbejahr des Autors, der sich zu Lebzeiten „so gut wie verschollen" wähnte.[8]

Die erste und letzte Literaturgeschichte, die den „melancholischen mährischen Bruder" (Michael Georg Conrad[9]) überhaupt erwähnt, ist Eduard Castles 1937 abgeschlossene *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*. Bei einem Umfang

---

4 Als Wohnort angegeben im eigenhändigen Brief an Franz Brümmer aus Mährisch-Ostrau vom 28. Dezember 1895 (SBPK Berlin, Handschriftenabteilung, Nachlaß Brümmer), in der Selbstanzeige von 1902 (s. u. Anm. 67) sowie in: Herm[ann] Cl[emens] Kosel (Hrsg.): Deutsch-österreichisches Künstler- und Schriftsteller-Lexikon. Bd. 2. Wien: Lechner 1906.

5 Vgl. den auf Windholz' Selbstdarstellung zurückgehenden Artikel in: Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. 6. völlig neu bearb. Aufl. Bd. 7. Leipzig: Reclam [1913], S. 465.

6 Ebd.; vgl. auch den eigenhändigen Brief an Michael Georg Conrad, dat. Mährisch-Ostrau, 24. Januar 1889 (StB München, Monacensia – mit freundlicher Genehmigung): „Wir hatten uns zu einem Kreise zusammengethan, um die Descendenzlehre zu pflegen, u. durch ihre Grundlage in Litteratur und Philosophie einzudringen."

7 J[acob] L[eopold] Windholz: Aus meinem Leben. In: Illustrirte Zeitung (Leipzig), Nr. 3334 vom 23. Mai 1907, S. 904 (mit Photo des Verfassers).

8 Eigenhändiger Brief an Michael Georg Conrad, dat. Berlin, 4. Oktober 1912 (StB München, Monacensia).

9 Die Gesellschaft, Oktober 1897, S. 127.

von 2388 Seiten schenkt ihm der dem Zeitraum 1890-1918 gewidmete vierte Band gerade einmal zwei Zeilen. Windholz tritt an letzter Stelle einer Aufzählung von Autoren auf, die „mit dem Naturalismus [...] in Zusammenhang stehen"; über sein Schaffen wird nicht mehr verraten, als daß er sich „nach seinem Versdrama *Ritter, Tod und Teufel* (1895) dem Roman und der Novelle zuwandte."[10] Andere literaturwissenschaftliche Handbücher und Lexika[11] kennen den schon von Soergel nicht wahrgenommenen[12] Schriftsteller in der Regel ebenso wenig wie die biographischen Enzyklopädien. Er fehlt leider auch in der von mir selbst verfaßten Literaturgeschichte der Zeit des deutschen Kaiserreichs[13] und einer vorausgegangenen Studie über die Beziehungen zwischen der Wiener und Berliner Moderne.[14] Dabei stellt Windholz für das von Gregor Streim und mir analysierte Spannungsfeld zwischen den beiden führenden Moderne-Zentren einen hochinteressanten Zeugen dar. Die vorliegende kleine Studie ist daher auch der Versuch einer nachträglichen Ergänzung und Wiedergutmachung.

Windholz kommt 1889 nach Wien, wo er in einer Klinik seine Krankheit ausheilt und 1890 (nach einem Zwischenaufenthalt am Gardasee) das Studium der Philosophie und Naturwissenschaft aufnimmt.[15] Gut zwei Jahrzehnte später wird er, im Alter von einundvierzig Jahren, nach Berlin aufbrechen. Allerdings läßt er sich weder der Wiener noch der Berliner Moderne im engeren Sinne

---

10 Castle, Eduard (Hg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Bd. 4. Wien: Fromme [1937], S. 1366.

11 Ausnahmen bilden Hans Giebischs *Kleines österreichisches Literaturlexikon* (Wien: Hollinek 1948) sowie – fast gleichlautend – Wilhelm Koschs *Deutsches Literatur-Lexikon* (Bd. 4, Bern: Francke 1958) und Franz Heiduks *Oberschlesisches Literatur-Lexikon* (Bd. 3, Heidelberg: Palatina 2000).

12 Soergel, Albert: Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Leipzig: Voigtländer, 1911.

13 Sprengel, Peter: Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870-1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende. München: Beck, 1998 (de Boor / Newald: Geschichte der deutschen Literatur IX/1); ders.: Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900-1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. München: Beck, 2004 (de Boor / Newald: Geschichte der deutschen Literatur IX/2).

14 Sprengel, Peter; Streim, Gregor: Berliner und Wiener Moderne. Vermittlungen und Abgrenzungen in Literatur, Theater, Publizistik. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1998 (Literatur in der Geschichte – Geschichte in der Literatur 45).

15 Er belegt im ersten Semester Vorlesungen in Psychologie (Zimmermann), Ästhetik (Knauer), Physik (Lang), Geologie (Sueß) und Allgemeiner Chemie (Lieben).

zurechnen. Durch E. M. Kafka in den Kreis des Jungen Wien eingeführt[16] und unter die Beiträger der *Modernen Dichtung* (Brünn)[17] und der Modernen Rundschau (Wien)[18] aufgenommen, kann er hier doch schon deshalb keine rechte Heimat finden, weil er bis weit in die neunziger Jahre hinein mit dem von Hermann Bahr und seinen Mitstreitern so demonstrativ überwundenen naturalistischen Paradigma sympathisiert. Allerdings (und aus diesem Grund ist er wohl den Recherchen für die oben erwähnte Monographie entgangen) orientiert sich Windholz dabei – zunächst – nicht direkt nach Norden. Seine schriftstellerischen Anfänge sind vielmehr mit der Münchner/Leipziger[19] Zeitschrift *Die Gesellschaft* verbunden, und die nächsten Stationen seines Philosophiestudiums heißen Zürich und Bern.

Von November 1890 bis Mai 1891 berichtet Windholz für Michael Georg Conrads – 1885 als kämpferisches Organ des Frühnaturalismus begründete[20] – *Gesellschaft* über das Wiener Theaterleben. Mit seiner begeisterten Reaktion[21] auf die Publikation von Conrad Albertis darwinistischem „Glaubensbekenntnis" *Zwölf Artikel des Realismus* im Januarheft 1889[22] sicherte sich der Siebzehn-

16 Vgl. Windholz: Aus meinem Leben. In einer unmittelbar nach Schließung des Literatencafés erschienenen Novelle berichtet der mit autobiographischen Zügen ausgestattete Ich-Erzähler vom Wiedersehen mit einem Mitglied „der kleinen Tafelrunde der Modernen, die sich anfangs der 90er Jahre allabendlich im ‚Griensteidl' versammelte" (J[acob] L[eopold] Windholz: Die Sehnsucht nach dem Glück. In: Frankfurter Zeitung, Nr. 41 u. 45 vom 10. u. 14. Februar 1897, hier: Nr. 41, 3. Morgenblatt, S. 2).

17 S. u. Anm. 27.

18 S. u. Anm. 33.

19 München war Verlagsort der ersten beiden Jahrgänge und Wohnsitz des wichtigsten Herausgebers (Conrad); ab 1887 erschien *Die Gesellschaft* in Leipzig.

20 Vgl. Strieder, Agnes: „Die Gesellschaft" – Eine kritische Auseinandersetzung mit der Zeitschrift der frühen Naturalisten. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 1985 (Europäische Hochschulschriften I/884); Stumpf, Gerhard: Michael Georg Conrad. Ideenwelt – Kunstprogrammatik – literarisches Werk. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 1986 (Europäische Hochschulschriften I/914).

21 „Wie groß war daher die Freude, als wir in Ihrer ‚Gesellschaft' das Blatt fanden, welches unseren Ideen beredtesten Ausdruck gab u. zugleich die, der Lüge strafte, die da sagen, der deutsche Realismus sei nicht imstande Positives zu erzeugen, – als wir in Ihr [sic] das Blatt der Jungen und Jüngsten von Deutschlands Muse fanden" (Brief vom 24. Januar 1889, wie Anm. 6).

22 Wieder in: Brauneck, Manfred (Hg.): Naturalismus. Stuttgart: Metzler, 1987 (Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1880-1900), S. 49-58. Zur darwinistischen Ästhetik Albertis vgl. Kolkenbrock-Netz, Jutta: Fabrikation – Experiment – Schöpfung. Strategien ästhetischer Legitimation im Naturalismus. Heidelberg: Winter, 1981 (Reihe Siegen 28), S. 282-285; zu Windholz' damaligem Interesse für den Darwinismus s. o. Anm. 6.

jährige die Aufmerksamkeit des Herausgebers, der noch im August desselben Jahres das erste Windholz-Gedicht veröffentlichte, eine Elegie in Distichen.[23] Als Wiener Theaterkorrespondent der *Gesellschaft* ist Windholz der unmittelbare Vorgänger von Karl Kraus.[24] Und wie beim frühen Kraus stehen auch beim jungen Kritiker Windholz alle Zeichen auf „Realismus".[25] Über die Theateraufführung selbst gehen seine Besprechungen zumeist leicht hinweg; um so größeren Raum nehmen die Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Drama oder Dramatiker (mit Lob für Anzengruber, Ibsen, Richard Voß) und die Polemik gegen andersdenkende Kritiker (Ganghofer, Berger, Speidel) ein. Insbesondere die Klage über das Niveau der Wiener Presse wirkt gleichfalls wie ein Vorgriff auf Kraus. Im Hinblick auf die weitere Entwicklung des Autors ist vor allem das Bekenntnis zur Moderne hervorzuheben, zu dem sich die Abweisung aller ethischen und ästhetischen Dogmen vom Typ „Du sollst" zu Beginn des dritten Wiener Theaterbriefs auswächst:

> wir lehnen uns gegen sie [sc. diese Dogmen] auf; – und in diesem Aufbäumen, in diesem Auflehnen liegt der Grundzug, das Grundmoment der Moderne. [...] Das ist es, was ich die eine Funktion der Moderne nennen möchte; und die andere: Den Kampf um die Prinzipien einer neuen Lebensansicht, einer neuen Lebensweisheit, einer neuen Moral [...].[26]

Fünf Zeilen später fällt, kaum mehr überraschend, der Name Friedrich Nietzsches. An dessen *Zarathustra* gemahnt das kurz vorher veröffentlichte freirhythmische Gedicht *Fragment* mit seiner Verachtung für „Der thier'schen Menschheit abgeschmackte Mehrheit" und dem stolzen Bekenntnis zur Sonderstellung des

---

23 J[acob] L[eopold] Windholz: Sehnsucht. In: Die Gesellschaft, August 1889, S. 1111f. Auf die überzähligen Hexameter am Anfang und Ende macht Windholz selbst in seinem Begleitbrief aufmerksam (eigenhändiger Brief an Michael Georg Conrad, dat. Mährisch-Ostrau, 7. März 1889; StB München, Monacensia). Von den drei im Januar 1889 übersandten Gedichten hat Conrad keinen Gebrauch gemacht. Spätere Gedicht-Publikationen Windholz' in derselben Zeitschrift: Die Gesellschaft, Dezember 1893, S. 1542 (Sezession 93) und März 1896, S. 324 (Der Liebe Weg).

24 Dessen Theaterbesprechungen für *Die Gesellschaft* sind wiederabgedruckt in: Kraus, Karl: Frühe Schriften 1892-1900. Hg. v. Johannes J. Braakenburg. Bd. 1. München: Kösel, 1979, S. 45ff., 72ff., 186ff., 242ff.

25 Vgl. insbesondere die Besprechung der Burgtheater-Inszenierung von Ibsens *Volksfeind* in: Die Gesellschaft, Dezember 1890, S. 1855f.

26 Die Gesellschaft, Januar 1891, S. 115.

Propheten: „Ich aber wandle einsam / Nur Wahrheit suchend, wahre, freie Menschen."[27]

Ein ähnliches Pathos des Aufbruchs zu neuen Ufern spricht aus dem Ausstellungsbericht *Josef Israels, ein holländischer Genremaler* im Septemberheft der *Gesellschaft* 1891, dem letzten kritischen Beitrag von Windholz zu Conrads Zeitschrift: „Eine neue Kunst ist es, welche der Künstler unserer Zeit übt, – eine Kunst, die in neuen Worten spricht, in neuen, ungekannten Harmonien tönt, in neuen, fremden Farben leuchtet [...]."[28] Und doch vollzieht sich noch im Laufe dieses Essays ein Umschlag zur Aufwertung der Vergangenheit, der Tradition und Geschichte, aus Anlaß nämlich von Israels' Bild „Der Sohn eines alten Volks".[29] Windholz nimmt sich die Freiheit zu einem umfänglichen Exkurs, einer autobiographisch angelegten Reminiszenz: Bei einem Krakau-Aufenthalt will der Autor in zwei ganz unterschiedlichen jüdischen Gesichtern (dem einer jungen Dame im Kunstverein auf dem Schloßberg und dem eines alten Mannes unten in der Altstadt) denselben „starren müden Blick" gesehen haben, in dem sich gleichsam das Schicksal einer langen Reihe von „Ahasverussöhnen" kristallisiert.[30] Ohne daß Windholz hier seine eigene Zugehörigkeit zum Judentum zu erkennen gäbe, klingt in dieser Hervorhebung der jüdischen Thematik schon ein wichtiges Thema seines späteren Werks an.

Der damals hochgeschätzte,[31] auf der Jahresausstellung im Künstlerhaus Wien mit neunzehn Werken vertretene Maler ist auch Gegenstand einer nur ein gutes Dutzend Zeilen umfassenden Publikation von Windholz in der *Modernen Rundschau* (Wien) – wahrscheinlich derjenigen Veröffentlichung, in der unser Autor die engste äußere Gemeinschaft mit führenden Vertretern des Jungen Wien erreicht. Denn unter der gemeinsamen Überschrift Bilder werden zwei als

---

27 Vgl. J[acob] L[eopold] Windholz: Fragment. In: Moderne Dichtung, Dezember 1890, S. 779. Unter dem gleichen Titel publiziert Windholz drei Jahre später bei Schabelitz ein schmales Bändchen mit weiteren Gedichten: Fragmente. Zürich: Verlags-Magazin, 1893 (vorhanden: SUB Frankfurt, StB München Am Gasteig, StLB Wien).

28 Die Gesellschaft, September 1891, S. 1241.

29 Abb. in: C[arel] L. Dake: Jozef Israëls. Berlin: Marquardt [1910], S. 47.

30 Die Gesellschaft, September 1891, S. 1244.

31 Vgl. die Hervorhebung von Israels in einem gleichzeitigen Ausstellungsbericht der Freien Bühne: „Er ist für Stoff, für Technik und Farbe der Bahnbrecher gewesen und auch noch immer der Leuchtturm, nach dem die Schiffer inmitten des bewegten Meeres auslugen" (Becker, Benno: Die Münchner Kunst-Ausstellung III. In: Freie Bühne 2 [1891], S. 792-795, hier: S. 792). Max Liebermanns „Kritische Studie" Jozef Israëls erschien ab 1901 in mehreren Auflagen.

Bildbeschreibungen getarnte Prosagedichte von Loris (d. i. Hofmannsthal)[32] und eine reale Bildbeschreibung von Felix Dörmann abgedruckt sowie – als ‚Weltkind in der Mitten' – Windholz' Text über Jozef Israels' auch auf der Münchner Kunstausstellung 1891 gezeigtes Gemälde *Die Heimkehr vom Felde*. Er teilt mit den Beiträgen der Wiener Kollegen den stimmungslyrischen Eingang, unterscheidet sich von ihnen aber durch die soziale Problematik, die er an der Gestalt der heimkehrenden Landarbeiterin abliest:

> Die ist müde, – so schrecklich müde, daß sie umsinken möchte, – doch sie kann, sie darf nicht rasten: sie muß eilen, – nach Hause, – zum Manne und zu den Kindern, die ihrer harren; – sie muß eilen, damit dem Kleinsten, das im Schlafe sich an sie schmiegt, der rauhe Abendwind nicht schädlich werde, – und sie hält es fester an sich, – und sie rafft ihre letzte Kraft zusammen, – und mit großen, breiten Schritten schreitet sie hinein im Dünensande – in das Zwielicht des Abends.[33]

Als Dramatiker und Erzähler sucht Windholz zunächst sichtlich Anschluß an die Moderne, jedoch ohne letzte Konsequenz und letztlich auch ohne Erfolg. Sein erstes[34] Drama *Ritter, Tod und Teufel* bietet er dem Cotta-Verlag 1895 (vergeblich) als „modernes Drama in Versen" an.[35] Sein einziger Roman *Das neue Leben* erscheint 1902 mit der Gattungsbezeichnung „Ein moderner Roman". Und noch die Erzählungen seiner Sammlung *Liebe* stellt Windholz Cotta im Januar 1908 als „vier moderne Novellen" vor.[36] Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, daß das Stichwort „modern" bei diesem Autor im Laufe der Jahre eine Verschiebung von der ästhetischen zu einer primär inhaltlichen Bestimmung durchmacht. Während *Ritter, Tod und Teufel* auch in der formalen Gestalt an aktuelle Entwi-

---

32 Unter dem Titel *Bilder (van Eyck: Morituri – Resurrecturi)* in: Hofmannsthal, Hugo von: Reden und Aufsätze I. Hg. v. Bernd Schoeller. Frankfurt a. M.: Fischer, 1979, S. 513f. – Zur Referenzlosigkeit der Bildbeschreibungen, für die die Redaktion der *Modernen Rundschau* später einen anderen Malernamen nachreichte, vgl. Renner, Ursula: „Die Zauberschrift der Bilder". Bildende Kunst in Hofmannsthals Texten. Freiburg i.Br.: Rombach, 2000 (Litterae 55), S. 51ff.

33 Moderne Rundschau 3 (1891), S. 223 (dort abweichend: „das Abends"). Vollständiger Abdruck in: Renner: Zauberschrift, S. 53.

34 Es folgen der nur aus Windholz' Selbstdarstellung *Aus meinem Leben* bekannte und jedenfalls bis 1907 unaufgeführte Einakter *Liebe, die nicht leben kann* sowie das Renaissancedrama *Masaccio* (s. u. Anm. 83).

35 Eigenhändiger Brief, dat. Zürich, 20. Juni 1895 (Schiller-Nationalmuseum / Deutsches Literaturarchiv, Cotta-Archiv [Stiftung der Stuttgarter Zeitung], Marbach am Neckar [im folgenden: DLA]). Mit freundlicher Genehmigung des DLA.

36 Maschinenschriftlicher Brief mit eigenhändiger Unterschrift, dat. Deutsch-Altenburg bei Wien, 23. Januar 1908 (DLA Marbach a.N.).

klungen der literarischen Moderne anschließt, gilt das für die späteren Texte kaum noch. Wenn etwas an diesen „modern" ist, so die dargestellte Lebensform von Künstlern oder Ästheten – Menschen, die ein „neues Leben" versuchen, dabei aber durchweg mehr oder weniger scheitern. Die vorgeblich modernen Werke erweisen sich somit letztlich als Kritik der Moderne und Distanzierung von ihr.

Diese Halbheit oder Ambivalenz spiegelt sich, von Ausnahmen abgesehen, auch in der Publikationspraxis unseres Autors. Allein die Tatsache, daß Windholz in den Jahren 1895-1908, unbeirrt um die Kontinuität der Absagen,[37] den Großteil seines Schaffens[38] dem Verlag Goethes, Geibels und Sudermanns anbietet, scheidet ihn aus dem Lager einer konsequenteren Moderne aus. Die Briefe an Cotta ermöglichen im Ansatz auch einen Überblick über seine Mitarbeit an Zeitschriften. Denn als Orte der Vorveröffentlichung seiner Erzählungen gibt Windholz dort an: *Der Bund* (Bern), *Frankfurter Zeitung*, *Illustrirte Zeitung* (Leipzig), *Nord und Süd* und *Österreichische Rundschau*. Diese von Alfred von Berger und Karl Glossy seit 1904 herausgegebene repräsentative Zeitschrift, an der Windholz auch mit einer Rezension[39] und einem Gedichtbeitrag[40] beteiligt ist, stellt gewissermaßen das donauländische Pendant zur *Deutschen Rundschau* (Berlin) Julius Rodenbergs dar und spiegelt einen recht gemäßigten Modernismus. Ähnlich wie bei seiner Mitarbeit an den Wiener Zeitschriften *Neue Bahnen*[41] und *Der Weg*[42] bewegt sich Windholz dort eher im Troß als an der Spitze – geschweige denn in der Avantgarde – des Fortschritt-Zugs.

---

37 Nicht erhalten. Die Manuskripte des Romans und des ersten Novellenbandes wurden immerhin zur Einsicht angefordert. Ob Windholz mit der Einsendung der Renaissancenovellen *Im Garten der Bianca Capello* (vgl. seinen maschinenschriftlichen Brief mit eigenhändiger Unterschrift, dat. Deutsch-Altenburg bei Wien, 16. Juni 1908, DLA Marbach a.N.; Titel hier noch: „Zwei Abende im Garten der Bianca Capello") gleichfalls einer ausdrücklichen Aufforderung nachkam, läßt sich nicht erkennen.

38 Einschließlich eines „gehaltvollen Gedichtband[s]", der offenbar nie erschienen ist; vgl. den eigenhändigen Brief aus Rohrau bei Wien vom 17. November 1904 (DLA Marbach a.N.).

39 S. u. Anm. 79.

40 J[acob] L[eopold] Windholz: Elegie des Weibes. In: Österreichische Rundschau, Heft 80 vom 10. Mai 1906, S. 74.

41 Herausgegeben von Ottokar Stauf von der March (1901-1905), ab September 1902 zusammen mit Karl M. Klob. Windholz wird in den beiden ersten Jahrgängen als Mitarbeiter genannt und veröffentlicht in Heft 5 vom 1. März 1901 das Gedicht *Nächtlicher Gang* (S. 147). Der dritte Jahrgang enthält eine sehr unfreundliche Bemerkung über seinen Roman *Das neue Leben* (Heft 10 vom 15. Mai 1903, S. 274).

42 Herausgegeben von Richard Charmatz und Friedrich Hertz (1905/06). Unter dem Kolumnentitel *O du mein Oesterreich!* veröffentlichte Windholz zwei satirische „Kulturbilder" über das Findlingswesen und die Trinkgeldmentalität: Das Findelkind (Nr. 2 vom 7. Oktober 1905, S. 9f.), Der Betrüger (Nr. 6 vom 4. November 1905, S. 9f.).

Ins buchhändlerische Abseits schließlich führt die Gesamtausgabe seines späteren Erzählwerks in drei mit der Jahresangabe 1909 erscheinenden Bänden des Verlags „Lumen",[43] Wien/Leipzig. Die von Leopold Blausteiner im besten Jugendstil illustrierten Bände stehen im Repertoire des kurzlebigen Verlags neben reformpädagogischen Texten und einer „Imperialistischen Bibliothek", deren kraftvolles Engagement in den sozialethischen Tönen des Erzählers Windholz doch nur ein diskretes Echo findet. Sie geraten überdies in die Konkursmasse des zahlungsunfähigen Unternehmens, aus der sie Windholz rettet, um sie dem „Leipziger Kommissionär" Friedrich Foerster anzuvertrauen,[44] der mit einiger Verspätung entsprechend korrigierte Rezensionsexemplare[45] versendet.

Zwischen Naturalismus und Symbolismus

Ein Sprung in die Beletage der literarischen Moderne gelingt dem Fünfundzwanzigjährigen mit *Ritter, Tod und Teufel;* er sollte allerdings eigentümlich folgenlos bleiben.[46] Nach der Absage durch Cotta erscheint das 1893/94 in Bern entstandene Versdrama wahrscheinlich noch 1895 bei S. Fischer in Berlin.[47] Das Stück spielt im Arbeiterviertel Wien-Ottakring im Spätherbst 1892 und zeigt einen lungenkranken Schriftsteller und seine Lebensgefährtin Erica in Geldnöten. Dem Paar, das dem Hauswirt seit einem Monat die Miete schuldet, ist die Wohnung gekündigt worden, aus der es im Dritten Aufzug auch in aller Form hinausgeworfen wird. Dabei scheint die freie Liebesgemeinschaft den eigentlichen Kündigungsgrund darzustellen, wie sie auch die Geldverlegenheit der beiden

43 Die Aufklärungsmetaphorik des auf dem Titelblatt in Anführungszeichen stehenden Verlagsnamens setzt sich in einer Sternen-Vignette mit Swastika-Symbolen fort.

44 Eigenhändiger Brief an Michael Georg Conrad, dat. Deutsch-Altenburg, 14. Februar 1912 (StB München, Monacensia).

45 Vorhanden: Brenner-Archiv Innsbruck, z. T. auch StB München Am Gasteig.

46 Eine positive, die „neuen und eigenartigen" formalen Mittel betonende Rezension von Karl Credner erschien in: Die Gesellschaft, Juni 1896, S. 828f. Dennoch hat das Buch so wenig Verbreitung gefunden, daß es heute nur noch in wenigen Bibliotheken nachweisbar ist (s. folg. Anm.); auch eine Zusammenarbeit mit der *Neuen Rundschau*, der Hauszeitschrift des S. Fischer Verlags, hat sich nicht ergeben. Von einer Aufführung, wie Credner sie nachdrücklich anmahnt, ist nichts bekannt.

47 Angaben zur Entstehung nach: J[acob] L[eopold] Windholz: Ritter, Tod und Teufel. Ein Drama in Versen. Berlin: S. Fischer 1896 (vorh.: SBPK Berlin, SUB Frankfurt, StB München Am Gasteig, ÖNB Wien, StLB Wien), S. 64. Auf dem äußeren Umschlag steht das Erscheinungsjahr 1895; bekanntlich pflegte S. Fischer die im Herbst erscheinenden Titel vorzudatieren.

bedingt; denn die Eltern des Schriftstellers haben ihm offenbar aus demselben Grund die finanzielle Unterstützung entzogen. Man kennt die Thematik aus verschiedenen naturalistischen Dramen (Max Halbe: *Freie Liebe,* 1890; Otto Erich Hartleben: *Hanna Jagert,* 1893); die Motive Armut, Krankheit, Wohnungsnot sind im Naturalismus ohnehin ubiquitär.

Gleiches gilt für den Einsatz des regionalen Dialekts, den hier vor allem die grundsympathische Waschfrau und die im Kontrast dazu um so unsympathischere Hausmeisterin einbringen. Erstere bittet freundlich um ihren Lohn:

> Wann ich's nöt brauchen thät, so thät ich Sie
> Nicht plagen, glaub', das sollten Sie schon wissen.
> Zwei Monat' hab ich g'wart', jetzt kann ich nimmer.
> Der Mann hat vierzehn Tag kein Arbeit mehr,
> Fünf Mäuler wollen auch zu essen hab'n,
> Wann s'noch so klein sind, ich bin alt und schwach, –
> [...].[48]

Immerhin sind das Blankverse. Daß Windholz es mit den Prinzipien des Naturalismus nicht so ernst nimmt, zeigt sich ja auch am Happy end. Ein sehnlich erwartetes Honorar trifft zu Beginn des Dritten Aufzugs ein, und als schließlich noch der alte Freund Götz die Nachricht einer festen Redakteursanstellung für den Schriftsteller überbringt, sind alle Nöte vergessen. Die Krankheit spielt offensichtlich keine Rolle mehr, und der Exodus aus der schäbigen Wohnung gestaltet sich fast zum Triumphzug. Damit scheint die naturalistische Doktrin von der Determiniertheit des Menschen durch biologische und soziale Zwänge widerlegt, die im Zweiten. Aufzug geradezu schulbuchmäßig formuliert wird:

> 's ist alles nur Gesetz, Notwendigkeit;
> Und das Geschwätz von Freiheit, Wille, Zufall,
> Das lassen wir den Kindern und den Narren.
> Der Mensch ist stets nur das Produkt gewesen
> Von den Verhältnissen, die ihn umgeben.
> Und kennt man die Verhältniss' nur, so ist
> Der ganze Mensch ein aufgelöst Exempel.[49]

Der das sagt, ist – der Teufel. Sein Auftreten im Rahmen eines zunächst fast naturalistisch anmutenden Bühnenstücks darf befremden, ist aber von langer Hand her vorbereitet. Schon der Titel kündigt es ja an, der wiederum dem (seit dem 18. Jahrhundert eingebürgerten) Titel von Albrecht Dürers Kupferstich entspricht,

---

48 Ebd., S. 12.
49 Ebd., S. 38f.

der in der Buchausgabe auch gleich zweifach – auf dem Umschlag und gegenüber dem Titelblatt – abgebildet ist. Da der männliche Protagonist mit Nachnamen „Ritter" heißt, ist der aufmerksame Leser schon durch das Verzeichnis der dramatis personae darüber belehrt, daß wir es hier mit einem Beispiel jener mächtigen – von Conrad Ferdinand Meyer bis zu Dürrenmatt und darüber hinausreichenden[50] – Traditionslinie der deutschsprachigen Literatur zu tun haben, in der sich das allegorische Geschehen von Dürers Stich als bildliche Metaebene über den Text legt. Wie es seinem Namen entspricht, identifiziert sich Windholz' Dramenheld mit dem Reiter auf Dürers Stich, indem er am Ende des Ersten Aufzugs die mühsam gegen alle Verpfändungsvorschläge der Waschfrau verteidigte Mappe mit Dürer-Stichen zu sehen verlangt und angesichts des Meisterstichs, den ihm die verständnisvolle Geliebte aussucht, im Tone des Bekenntnisses ausruft:

> Siehst Du, wenn auch der Tod zur Seite geht,
> Der Teufel hinterdrein gezogen kommt,
> Steht doch der Reiter fest und ohne Furcht.[51]

Bei Dürer *sitzt* die Figur des Reiters. Dennoch ist „steht" wohl kein Druckfehler, sondern eine gezielte Vorbereitung auf die folgende Traumszene, mit der sich das im Erscheinungsjahr von Gerhart Hauptmanns Traumdrama *Hanneles Himmelfahrt* begonnene Stück in bemerkenswerter Nähe zu aktuellen literarischen Entwicklungen behauptet. Über dem Bett des eingeschlafenen Schriftstellers öffnet sich zu Beginn des Zweiten Aufzugs „eine zweite, erhöhte Szene" mit einer offenen Landschaft, die von einem Bach (Acheron?) in eine blumige Wiese auf der einen Seite (Diesseits, Leben?) und eine wüstenartige Sandfläche auf der anderen Seite (Jenseits, Tod?) geteilt wird: „Im halbhohen Gras auf der Wiese steht in voller Eisenrüstung, den Helm auf dem Kopfe, das Schwert gerade vor sich hingestellt, Ritter. Ihm gegenüber auf dem anderen Ufer im lockeren Sande steht der Tod, mit schwarzem Mantel angethan."[52]

In dieser symbolistischen Manier geht es jedoch nicht lange weiter. Nach einem Gespräch zwischen Ritter und Tod, in das sich alsbald der Teufel einschaltet und das nach dem Abgang des Ritters in eine Art Pakt zwischen Teufel und Tod

---

50 Vgl. Sprengel, Peter: Ritter, Tod und Teufel. Zur Karriere von Dürers Kupferstich in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Der Bildhunger der Literatur. Festschrift für Gunter E. Grimm. Hg. v. Dieter Heimböckel u. Uwe Werlein. Würzburg: Königshausen & Neumann (erscheint demnächst). Über die Bildvorlage und ihre Benennung vgl. Theissing, Heinrich: Dürers Ritter, Tod und Teufel. Sinnbild und Bildsinn. Berlin: Mann, 1978.

51 Windholz: Ritter, Tod und Teufel, S. 25.

52 Ebd., S. 26.

mündet (der Tod soll als „Hungertod" seine „soziale Pflicht" erfüllen, ja „Sozialpolitiker" werden[53]), wird der Traum ganz realistisch: Wir erleben (bzw. Ritter träumt) zwei Szenen, die – wie wir nachher erfahren – offenbar eine Rekapitulation früherer Erlebnisse des Paars sind.[54] Ritter und Erica begegnen sich in einer Redaktionsstube, in der ihnen der Teufel als Chefredakteur unsittliche Angebote macht; nach neuerlicher Verwandlung wird Ritter an einem abendlichen Uferkai Zeuge, wie sich seine Freundin ins Wasser stürzen will bzw. vom hinter ihr stehenden Tod ins Wasser gestoßen werden soll. Zuvor muß er die geschwätzigen Ausführungen des Teufels (in der Gestalt eines modisch gekleideten Bekannten) über die Fortschritte der Wissenschaften, insbesondere der Elektrizität[55] und der deterministischen Soziologie (siehe oben) über sich ergehen lassen. Die Verführungskünste des Teufels scheitern aber ebenso wie die Aktivitäten des Todes am Eingreifen des Protagonisten, der seinem Namen besonders in der Redaktionsszene alle Ehre macht.

Die Traumsequenz in Windholz' Drama lädt zu vielfältigen literarischen Vergleichen ein. Neben der wohl auch entstehungsgeschichtlich ausschlaggebenden Parallele zu *Hanneles Himmelfahrt* ist die Beziehung zu Hofmannsthals lyrischem Drama *Der Tor und der Tod* (1893) nicht zu übersehen. Aber auch ein späteres Drama Gerhart Hauptmanns bietet sich zum Vergleich an: Das 1898 unter dem Titel *Patriarchenluft* entworfene, 1904 als Fragment veröffentlichte *Hirtenlied* zeigt einen kranken Künstler in einem ärmlichen Großstadtatelier, dem nur durch Vermittlung eines Engels der Zugang zur mythischen Welt des Alten Testaments eröffnet wird. Ebenso ist an den Übergang von moderner Wirklichkeit zur Leidenschaft der Renaissancewelt zu denken, den Schnitzlers Einakter *Die Frau mit dem Dolche* (1902) anhand der Betrachtung eines alten Gemäldes inszeniert: Die Frau der heutigen Alltagswelt verliert sich gleichsam in das Bild, begreift vor ihm ihr eigenes Schicksal als das einer Mörderin aus Liebe. Von solcher Verunsicherung durch imaginäre Welten ist bei Windholz freilich nichts zu spüren. Das gilt auch für die zweite markante Stelle, an der sein Schauspiel – wiederum in enger motivlicher Nähe zu Hauptmann, nämlich dessen Märchendrama *Die versunkene Glocke* (1896) – das naturalistische Paradigma aufbricht: die umfangreiche Märchenerzählung Ericas im Dritten Aufzug von

---

53 Ebd., S. 30.

54 Ebd., S. 42 („uns're ganze / Geschicht' von A bis Z"). Eine Vorausdeutung findet sich allerdings schon im Ersten Aufzug: „Und in dem Elend hab ich Dich gefunden, – / Denkst Du noch an die Mondscheinnacht am Quai" (S. 23).

55 Ein Lieblingsthema von Windholz, das auch in den Erzählungen *Was ist die Liebe?* und *Ahasver* aufgenommen wird; vgl. Liebe (wie Anm. 1), S. 12; Ahasver/Der Einsiedler (wie Anm. 2), S. 20 („Von Beruf ist er Ingenieur, Elektrotechniker"), S. 35f. u. 40.

der kleinen Seenixe aus dem Böhmerwald, die sich auf die Suche nach Menschen begibt. Ihre Liebesofferten werden von den egoistischen Menschen abgewiesen, bis sie auf ein hilfloses Brüderpaar trifft (einen Geniusknaben im Hemd mit einem „irren Bruder" an der Hand[56]), das sie mit sich nimmt und pflegt.

Die Aufforderung zu entschlossener Hilfeleistung ist die Moral von Windholz' Drama, und daß es überhaupt solch eine eindeutige Moral hat, setzt dieses Stück schon in deutlichen Abstand von den Leitbildern der literarischen Moderne. Von diesem ‚fabula docet' aus versteht sich auch das – vom Autor aus gesehen natürlich ironische – Lob des Teufels für die Statistik und eine auf sie gestützte Form der „Sozialpolitik".[57] Windholz, den wir auch später noch als Kritiker statistischer Betrachtungsweisen kennenlernen werden, verdächtigt eine derartige Haltung offenbar des Zynismus oder Defätismus, jedenfalls des Unterlassens tätiger Hilfe im konkreten Fall. Wie wichtig ihm weiterhin dieses Gebot praktischer Hilfe im Einzelfall und die Auffassung des Menschen als autonomen Individuums (statt als statistischer Nummer) bleiben, zeigt etwa die Erzählung *Der Einsiedler*. Deren Held mit dem programmatischen Namen Hilferding wird uns gleich in der ersten Szene als Helfer vorgestellt: indem er einen gehbehinderten Jungen, den die Polizei als Kleinkriminellen verfolgt, nach seinem Sturz pflegt und vor dem Zugriff der Staatsgewalt zu schützen sucht. An entscheidender Stelle vollzieht er die – ihm vom Leben „in kristallreiner Schale" dargebotene – Reflexion:

> Gab es denn eine Satzung für das Handeln der Menschen, die man ihnen auflegen konnte, wie das eiserne Joch den gebändigten Tieren? Gab es eine Richtschnur für ihren Weg? Nein und abermals nein! Denn jetzt fühlte er die Erkenntnis, so wie man ein großes Naturgesetz nur dann völlig begreift und in sich aufnimmt, wenn man es fühlend erlebt hat, daß das Tun der Menschen in ihrem Wesen durchaus bedingt und verankert ist.[58]

Wohlgemerkt: in ihrem individuellen Wesen bedingt und verankert.
Als narratives Pendant zum Versdrama von 1895 kann man die Titelerzählung des ersten (heute in keiner Bibliothek mehr nachweisbaren) Novellenbandes von Windholz ansehen: *Totentanz und andere Novellen.*[59] *Totentanz*, 1897 von Joseph Viktor Widmann[60] im *Sonntagsblatt des „Bund"* (Bern) abgedruckt, ist eigentlich

56 Windholz: Ritter, Tod und Teufel, S. 57.
57 S. o. Anm. 53.
58 Windholz: Ahasver/Einsiedler, S. 162.
59 Leipzig: Georg Heinrich Meyer, 1897.
60 Ein Glückwunschtelegramm von Windholz zu Widmanns 60. Geburtstag (20. Februar 1902) hat sich erhalten (Burgerbibliothek Bern, Nachlaß Widmann).

keine Novelle, sondern ein Reigen von fünf Prosastücken, die in symbolistischer Manier um das Verhältnis von Leben und Tod kreisen. In jedem von ihnen tritt – schon darin wird die Nähe zum Drama deutlich – der Tod als Person auf, allerdings zumeist für die Menschen unsichtbar oder als solcher nicht kenntlich. In den ersten beiden Stücken *Revue* und *Schlagende Wetter* nimmt er die Gestalt eines älteren Herrn an. Vor ihm salutieren die Soldaten, die im strahlenden Sonnenschein beim Klang der Kriegstrompete durch den Hohlweg hinunter in die Ebene (zur Schlacht?) reiten; seine Hand fühlt der Direktor auf der Schulter, in dessen Kohleschacht soeben durch eine Explosion dreißig Bergleute zu Tode gekommen sind:

> Er wandte sich um und mit ihm die übrigen. Hinter ihnen stand ein älterer Herr mit glattem Gesicht in einem schwarzen Rocke. Ein süßes, weichliches Lächeln umspielte seine Lippen, als er sagte: „Den armen Leuten ist doch der Tod besser als das Leben." Alle sahen ihn betroffen an, doch keiner erkannte den Tod.[61]

Der Zynismus, mit dem der „philosophische Markscheider" in derselben Situation den „kolossalen Luftdruck" kommentiert (statt Mitleid mit den Opfern zu empfinden), erinnert an die sachliche Attitüde des Teufels. Die naturalistische Grundierung des Dramas findet in der Genauigkeit, mit der im zweiten Prosastück die Arbeit unter Tage beschrieben wird, ihre Entsprechung.

In den folgenden Nummern ändert sich die Tonlage. *Tagebuchblatt* und *Liebe* feiern mit sentimentalem Pathos das Glücksempfinden des Menschen in der (sommerlichen wie winterlichen, jedenfalls ländlich bestimmten) Natur; wie im Frühwerk Hofmannsthals erscheint der Tod als dionysische Konzentration oder Grenzüberschreitung des Lebens. Aus der Ahnung der Unendlichkeit erwächst dem Schreiber des *Tagebuchblatts* die Vision des Laute spielenden Todes auf dem Fensterbrett; auf dem Gipfel ihres Glücks werden die Liebenden von einem wohlmeinenden Tod, der hier als Charonsfigur auftritt, in den Tod gesteuert.

Eine gewisse Ironisierung bewirkt zunächst das Schlußstück des Zyklus *Idylle*. Ein Kandidat der Theologie mit dem sprechenden Namen Gottfried Himmelein, der „kleine rührende Geschichten"[62] schreibt (ein autopoetischer Reflex?), hat sein erstes Honorar empfangen und eilt damit von den Höhen des Zürichbergs, wo er wohnt, hinunter in die Stadt, wo er bei einem alten Trödler eine Statuette erwirbt, die er dort anscheinend schon mehrfach begehrlich betrachtet hat:

---

61 J[acob] L[eopold] Windholz: Totentanz. In: Sonntagsblatt des „Bund", Nr. 14 vom 4. April 1897, S. 105-108, hier: S. 106.

62 Ebd., S. 107.

> Es war ein Tödlein, das auf einem schwarzen Sockel stand, ganz in einen schwarzen Mantel gehüllt, der aus Ebenholz geschnitten war, aus welchem nur der Kopf, die Füße und die Arme in gelblichem Elfenbein geschnitzt hervorsahen. Einen Oberarmknochen hatte es unter das Kinn genommen und mit einem andern strich das Tödlein darauf wie auf einer Geige.[63]

Wiederum darf man sich an das Drama erinnert fühlen, in dem die Einbeziehung eines Kunstwerks (des Dürer-Stichs) der symbolischen Verdichtung dient. Die Parallele geht weiter, insofern auch Himmelein zu träumen anfängt. Das Goldstück, das er als Wechselgeld empfangen hat, ist ein Napoleontaler aus der Zeit der Hundert-Tage-Herrschaft 1815, und prompt tut sich vor dem inneren Auge des Einschlafenden ein apokalyptisches Bild des Todes auf, der auf einem gewaltigen Felsen inmitten des sturmerregten Meeres in immer wilderen Tönen dem Kaiser aufspielt: „Vor sich her trieb der Tod den Kaiser, und der Kaiser tanzte, tanzte über den Rand des Felsens hinweg und verschwand mit einem grellen Schrei in der Tiefe."[64]

Distanzierung von der Moderne

Mit seinem „mittelgroßen Künstlerroman"[65] *Das neue Leben* (1902) bemüht sich Windholz sichtlich um größere Popularität. Er opfert den – dem Anspruch nach gleichwohl aufrechterhaltenen – Status des „Kunstwerks"[66] der Nähe zur Trivialität und distanziert sich von der Moderne, auf die er nur noch „deskriptiv", nicht mehr programmatisch Bezug nimmt: „Wenn ich dieses mein viertes Buch einen modernen Roman nannte und wenn es auch das bedeutungsvollste Problem im Gefühlsleben des modernen Weibes zum Inhalt hat, so möchte ich trotzdem nicht, daß meinem Werk eine Tendenz untergelegt werde."[67]

Der Roman trägt in der Korrespondenz mit dem Cotta Verlag den Titel *Das Recht des Vaters*, obwohl er zunächst von der Eigenwilligkeit einer emanzipierten jungen Frau (der dänischen Bildhauerin Dagny Arnesson als „idealen Typus des modernen, freien und selbständig schaffenden Weibes"[68]) handelt, die ihr Kind

---

63 Ebd., S. 107f.

64 Ebd., S. 108.

65 So die Charakterisierung in der Korrespondenz mit Cotta: eigenhändiger Brief, dat. Mährisch-Ostrau, 3. Februar 1902 (DLA Marbach a.N.).

66 „Ich glaube Ihnen ein Kunstwerk anbieten zu können" (ebd.).

67 J[acob] L[eopold] Windholz: [Selbstanzeige.] In: Die Zukunft 40 (1902), S. 408.

68 J[acob] L[eopold] Windholz: Das neue Leben. Ein moderner Roman. Leipzig: Seemann Nachf. 1902 (vorh.: SBPK Berlin, SUB Göttingen), S. 75.

ganz für sich haben und aufziehen will. Es ist gewissermaßen die Natur selbst, die dafür sorgt, daß der Vater schließlich doch zu seinem Recht kommt: Eine lebensbedrohende Krankheit der jungen Mutter führt ihren geliebten – und sie immer noch liebenden – Fritz Strobel nach Berlin, und aus „Onkel Fritz" wird endlich „Papa". Übrigens ist der Mann ein österreichischer Schriftsteller, der Gedichte[69] und Novellen verfaßt und sich überwiegend in Italien aufhält, aber auch in der Schweiz (wo die ersten Kapitel spielen) Philosophie studiert hat.

Die vier Novellen des Bandes *Liebe* (1909) problematisieren gleichfalls die Konzeption eines „neuen Lebens". Die Vertreter der – hier zumeist künstlerisch definierten – Moderne sind in der Regel zum Verzicht auf unmittelbarste emotionale Bedürfnisse und erotische Erfüllung gezwungen oder haben gar nicht den Willen zu ihrer vollständigen oder dauerhaften Verwirklichung.[70] Da gibt es (in *Reminiszenzen*) die Schauspielerin, die bei einem Besuch in ihrer Heimatstadt Wien auf ein Bild stößt, das ihr früherer Geliebter gemalt hat, und auch ein Wiedersehen herbeiführt, das in eine Erneuerung alter Zärtlichkeiten mündet; doch ihre Zeit dafür bleibt knapp bemessen, und eine Gefährdung des Terminkalenders kommt nicht in Frage: „Sie wußte, daß sie nun wieder Monate brauchen würde, um den Aufruhr zu beschwichtigen, und schließlich, – schließlich waren alles doch nur – Reminiszenzen."[71] Da gibt es den erfolgreichen Frauenmaler, dessen wichtigstes Liebeserlebnis jedoch in einem Verzicht bestand und der diese Erfahrung bzw. das in ihr begründete Liebesverständnis vergeblich einem frischgeschiedenen Maschinenbauingenieur mitzuteilen versucht *(Was ist die Liebe?)*. Schließlich gibt es den Dichter Anibas, der ein paar Gedichte im *Pan* veröffentlicht hat und am Jahrestag seiner ersten Begegnung mit der schönen Nora V. Selbstmord begeht, weil sie sich nicht eindeutig für ihn entscheidet, sondern mit einem anderen eine Reise antritt *(Der Selbstmord des Dichters Anibas)*.

Mindestens so wichtig wie die Psychologie des Literaten und der unentschlossenen Frau ist die erzählerische Vermittlung der Anibas-Geschichte im Rahmen einer Herrenrunde, in der unterschiedlichste Auffassungen vom Selbstmord und der Möglichkeit eines Liebestods in anderen sozialen Schichten diskutiert werden. Der Erzähler selbst ist ein Schriftsteller, der aus den nachgelassenen Papieren seines Freundes einen Roman konstruieren will und dabei dem Tage des Todes allein fünf Kapitel zu widmen beabsichtigt. Einer noch stärkeren

---

69 So wird ihm das Gedicht zugewiesen (und in voller Länge abgedruckt: ebd., S. 84), das Windholz 1896 in der *Gesellschaft* unter dem Titel *Der Liebe Weg* publiziert hat (s. o. Anm. 23).

70 In diesem Sinne schildert schon die frühe Novelle *Die Sehnsucht nach dem Glück* am Beispiel eines Mitglieds der Griensteidl-Runde den Liebesverzicht aus Lebensschwäche.

71 Windholz: Liebe, S. 58.

Ironisierung verfällt der Graf Lipperden, dessen Zweifel an der Befähigung von Friseurgehilfen zum Liebestod die Binnenerzählung mitveranlassen und der sich durch eine spätere Nachfrage als mögliches Urbild für die Figur des Nebenbuhlers Gaston R. zu erkennen gibt. Eine Schlußpointe, die einer Schnitzler-Novelle würdig gewesen wäre![72]

Die novellentypische Zuspitzung der Handlung und die ebenso für diese Gattung charakteristische Dynamik zwischen den Erzählebenen verstärken sich noch im dritten Text desselben Bandes mit dem Titel *In Lüge leben*.[73] Auch Milieu (die stumpfsinnige Atmosphäre einer fiktiven böhmischen oder mährischen Provinzstadt) und Menschenbild der Binnenerzählung lassen fast an eine Erzählung Ferdinand von Saars denken.[74] Ein Universitätsmediziner reiferen Alters erzählt seiner früheren Braut und jetzigen vertrauten Freundin von der Wiederbegegnung mit einer Frau, deren zügellose Sexualität und deren Mut zur kompromißlosen (heimlichen) Normverletzung er einst als Arzt und als Vertrauter eines von ihr in eine leidenschaftliche Affäre verwickelten Freundes aus nächster Nähe kennengelernt hat. Erst durch diese Erzählung und die Aussprache darüber kommen die latenten Kommunikationsstörungen zur Sprache, die vor Jahrzehnten den Anlaß zur Auflösung der Verlobung des Erzählers und zu Ernas Heirat mit einem anderen Mann gegeben haben. Als „Starke" und „Moderne"[75] (oder Modern-sein-Wollende) um ihr Urteil über die ihr fremde Person gebeten, gelangt die Hörerin zu einem moderaten Fazit, das die gängigen Männermythen ebenso relativiert wie die Fallhöhe zwischen individueller Gefühlswahrheit und gesellschaftlicher Lüge:[76]

> Wäre sie [sc. Marie Geppert] an einem Fürstenhofe geboren worden, so wäre sie vermutlich eine Grande amoureuse geworden, von welcher die Skandalchronik noch nach Jahrhunderten berichtet hätte [...]. – So aber ist sie in Niemeschau aufgewachsen! Und deswegen glaube ich, daß man bei ihr gar nicht von Lüge in unserem Sinne sprechen kann, denn das war doch nur eine Waffe und nichts anderes. Wie hätte sie denn auch unter diesen kleinlichen Verhältnissen, unter denen sie aufwuchs und lebte, ihre Art Glück verwirklichen sollen?[77]

---

72 Vgl. die irritierende, alles Bisherige einer neuen Wertung unterwerfende Wirkung des Schlusses in Schnitzlers Erzählungen *Der Witwer* (1894), *Die Toten schweigen* (1897), *Leutnant Gustl* (1900) und *Der blinde Geronimo und sein Bruder* (1900/01).

73 Vorabdruck in: Erdgeist 4 (1909), S. 80-103.

74 Auffällig ist die Nähe zu Saars Novelle *Der Brauer von Habrovan* (1900), die gleichfalls von einem Arzt erzählt wird.

75 Windholz: Liebe, S. 106.

76 Zur Bedeutung des Wahrheit-Lüge-Diskurses für die Moderne und dem Begriff der „konventionellen Lüge" vgl. Sprengel: Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870-1900, S. 49-53.

77 Windholz: Liebe, S. 109.

Soweit die Werke, mit denen Windholz Anschluß an die Moderne sucht oder sich ausdrücklich auf sie bezieht. Für die Renaissancenovellen *Im Garten der Bianca Capello* (1909)[78] wird man das nur bedingt sagen können. Eher ist zu konstatieren, daß diese hochartifiziellen Gebilde, mit denen Windholz unübersehbar in die Fußtapfen Boccaccios, aber auch eines Conrad Ferdinand Meyer tritt, gegen bestimmende Tendenzen des aktuellen Zeitgeschmacks angeschrieben sind. In seiner Besprechung der dritten Auflage von Isolde Kurz' *Florentiner Novellen* (1905) jedenfalls führt Windholz den relativ geringen Publikumserfolg des Werks auf das nachlassende allgemeine Bildungsniveau und die Mode einer „neuen Romantik" zurück, die sich wie eine schlechte Karikatur ihres Vorbilds, der historischen Romantik, ausnehme: „Der tiefgründigen Mystik entspricht die Unklarheit und Verworrenheit der Gedankengänge und dem Sichversenken in überschwänglichen Gefühlen ein stillvergnügtes Plätschern in Sentimentalitäten."[79] Wie Heine in seiner *Romantischen Schule* der alten, unterstellt der Kritiker Windholz der „neuen Romantik" geradezu „reaktionäre Tendenzen".

Windholz' Rückbesinnung auf die Tradition läßt sich mit dem neuklassischen Formwillen eines Paul Ernst vergleichen,[80] und tatsächlich ist Windholz in der positivsten Würdigung, die sein Novellenschaffen erhalten hat, neben Ernst gestellt worden – und zwar nicht nur wegen der Diskrepanz zwischen künstlerischem Anspruch und öffentlicher Anerkennung, die nach Ansicht von Michael Georg Conrad beide einte und mit dem Schicksal des Malers Anselm Feuerbach verband.[81] Conrad attestiert Ernst wie Windholz „vollkommene Reinheit und Redlichkeit der künstlerischen Absicht, das Streben nach klassischer Einfachheit des Ausdrucks und unbedingte Hingabe an den heiligen Sinn und Ernst des Lebens" und schließt sich im übrigen der Vorliebe Widmanns gerade für die Renaissancenovellen von Windholz an. Gestützt auf das Urteil des italienischen

78 Wien, Leipzig: Lumen (vorh.: StB München Am Gasteig, ÖNB Wien, StLB Wien).

79 Österreichische Rundschau, Bd. 8, Heft 94/95 vom 16.-23. August 1906, S. 134f.

80 Vgl. Woehrmann, Andreas: Das Programm der Neuklassik. Die Konzeption einer modernen Tragödie bei Paul Ernst, Wilhelm von Scholz und Samuel Lublinski. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 1979 (Europäische Hochschulschriften I/301).

81 Michael Georg Conrad: Feuerbach-Schicksal? In: Deutsches Literaturblatt 2 (1912), Nr. 9 vom 1. September 1912, S. 3-5 (Zitate S. 4f.). Dort auch die Bezugnahmen auf die Kritiken Widmanns (Der Bund, Bern) und Caprins (Marzocco, Firenze). Windholz, der Conrad in seinem Brief vom 14. Februar 1912 (wie Anm. 44) mit Informationen über das Schicksal seines Verlags versorgte, die jener bereitwillig aufgreift, dankt für die Besprechung, die ihm „sehr, sehr große Freude bereitet" hat, mit Brief vom 4. Oktober 1912 (wie Anm. 8).

Kritikers Giulio Caprin,[82] attestiert er ihnen sogar eine für deutschsprachige Werke ungewöhnliche – die *Florentiner Novellen* der Wahl-Florentinerin Isolde Kurz deutlich übertreffende – Nähe zu „Geist und Farbe" des Florentiner Cinquecento.

Und doch sind gerade Windholz' Renaissancenovellen in auffälliger Weise der Zeit, in der sie entstehen, verhaftet. Das zeigt nicht zuletzt das problematische Frauenbild, das hier entfaltet wird, und zwar in den beiden Binnenerzählungen – der vom „fahrenden Griechen" bzw. Humanisten Leontius Pilatus oder der von der „Liebe des Masaccio", die Windholz anschließend zu einem dreiaktigen Künstlerdrama ausbauen wird[83] – ebenso wie in dem sie umfassenden Rahmen. Figuren wie Tella in der ersten oder die Pisanerin Bianca in der zweiten Erzählung sind primär sinnliche Geschöpfe und geben Anlaß zu Feststellungen wie den folgenden: „Der Sinn der Frauen aber ist unbeständig und ihre Neigung dem Wechsel unterworfen [...]",[84] oder: „Aber der Frauen Sinn hält immer und zu allen Zeiten an dem Augenblicke fest und wenn sie auch mit dem größten und verwegensten Gedanken zu spielen und ihn zu hegen wissen, so finden sie doch nur selten den Mut, danach zu handeln."[85] Die Übereinstimmung mit Otto Weiningers Geschlechteranthropologie (*Geschlecht und Charakter,* 1903) ist evident. Noch prekärer dagegen erweist sich die Gestaltung der Gastgeberin der abendlichen Versammlungen und eigentlichen Adressatin der erzählten Novellen: Bianca Capello ist eine Femme fatale reinsten Wassers, eine wahre Fin-de-siècle-Phantasie. Benvenuto Cellini warnt den jungen Bandanello vor den Gefahren, die von einem Stelldichein mit der Gemahlin des Medici-Fürsten ausgehen: „Haß und Liebe wohnen einträchtig und verschwistert in derselben Herzkammer eines Weibes."[86] Ruggiero, der Erzähler des nächsten Abends, folgt ihrer Einladung und muß umgehend für seinen Leichtsinn büßen; er stirbt mit den Worten: „grüße mir die schöne Bianca, denn ich liebe sie noch, trotz ihrer Falschheit."[87]

---

82 Vgl. Caprin, Giulio: La Germania letteraria d'oggi. Pistoia: Pagnini 1912 [1911], S. 254-259. Der Band ist aus den Beiträgen des einflußreichen Publizisten (1880-1958) zum *Marzocco* hervorgegangen.

83 Masaccio. Wien: o.V. 1910 (vorh.: StLB Wien).

84 J[acob] L[eopold] Windholz: Der fahrende Grieche. In: Österreichische Rundschau, Bd. 4, Heft 44 vom 31. August 1905, S. 214-221 sowie Heft 45 vom 7. September 1905, S. 253-262, hier: S. 220.

85 J[acob] L[eopold] Windholz: Die Erzählung von der Liebe des Masaccio. Eine Novelle aus der Renaissance. In: Österreichische Rundschau, Bd. 10 (1. Quartal 1906), Heft 4, S. 260-280, hier: S. 274.

86 Windholz: Der fahrende Grieche, S. 262. Zu einer ähnlichen Doppelheit der Gefühle bekennt sich im *Einsiedler* die moderne Femme fatale Marion: Ahasver/Einsiedler (wie Anm. 2), S. 186.

87 Windholz: Liebe des Masaccio, S. 280.

Noch einen Schritt weiter von der Realität weg führt *Ahasver* (1907)[88] als Windholz' erster – noch recht unsicher ausgefallener[89] – Versuch im Genre der phantastischen Erzählung.[90] Auch hier kann man zwischen Rahmen- und Binnenerzählung unterscheiden, wobei das Schwergewicht auf ersterer liegt. Indem sie von der Suche eines Königsberger Philologen nach einer verschollenen Handschrift berichtet (die denn auch als Binnenerzählung präsentiert wird), nimmt sie ein im 19. Jahrhundert beliebtes Motiv auf – man denke an Gustav Freytags Roman *Die verlorene Handschrift* (1864) oder Conrad Ferdinand Meyers Novelle *Plautus im Nonnenkloster* (1881). Einen phantastischen Anstrich gewinnt das Ganze, indem der junge Forscher seine Handschrift, die Auskunft über die Geschichte der Ahasver-Sage geben soll (ein im Wien der Jahrhundertwende tatsächlich erforschtes Thema[91]), von einer Figur erhält, die genauso aussieht, wie man sich die mythische Figur des Ewigen Juden vorstellt, mit bürgerlichem Namen Matthias Wanderer (!) heißt und von ihren Freunden Ahasver genannt wird, ja selbst auf dieser Anrede besteht. Die Zuordnung zum Judentum ist eindeutig gegeben,[92] aber nicht dominant; eher herrschen die Züge eines Abenteurers, Weltverbesserers und Erfinders (mehr vom Schlage Münchhausens als Edisons), ja eines enttäuschten Idealisten vor. In der rastlosen Energie, mit der sie die Umwelt ihren Zielen unterwirft, sieht sich die Figur selbst geistigen „Freibeutern" wie Hamann (noch ein Königsberger!) und Wagner verbunden.[93] Windholz' Ahasver, der in seinem Begleiter Antonio ein proletarisches Pendant besitzt,[94] wird ein „soziales Herz" zugeschrieben;[95] gegen Ende

88 Vorabdruck in: Illustrirte Zeitung (Leipzig), Nr. 3334-3340 (23.6.-4.7.1907).

89 Vgl. auch die negative Besprechung durch Richard Sexau in: Das literarische Echo 13 (1910/11), S. 644.

90 Mona Körte zufolge „verändert sich der Ewige Jude in der Phantastik des frühen 20. Jahrhunderts", „wird Ahasver vor allem in den Romanen Gustav Meyrinks und Emil Szittyas in einer Schwundstufe des Wunderbaren als das Neue literarisiert" (Die Uneinholbarkeit des Verfolgten. Der Ewige Jude in der literarischen Phantastik. Frankfurt a. M.: Campus, 2000 [Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung, Bd. 6], S. 318). Windholz' *Ahasver* wird in Körtes Untersuchung nicht zur Kenntnis genommen.

91 Der Wiener Germanist Jacob Minor veröffentlichte 1904 *Goethes Fragmente vom Ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland* und hatte 1896 Rudolf Kassners Dissertation *Der ewige Jude in der Dichtung betreut;* vgl. die Veröffentlichung durch Klaus E. Bohnenkamp in: Hofmannsthal-Jahrbuch 2 (1994), S. 21-78.

92 S. u. mit Anm. 97.

93 Windholz: Ahasver/Einsiedler, S. 32. Zu Hamann vgl. auch S. 17f.

94 Wohl eine Reminiszenz an die ursprüngliche Anregung der Erzählung durch das Schicksal eines italienischen Steinbrucharbeiters: vgl. Aus meinem Leben.

95 Windholz: Ahasver/Einsiedler, S. 21.

seines Lebens – denn er stirbt tatsächlich – bricht er nach Argentinien auf und gründet dort eine kommunistische Kolonie.

Leben und Werk

Ahasver erscheint in der Buchausgabe von 1909 zusammen mit der Erzählung *Der Einsiedler;* in einem Brief an Cotta werden beide Texte übrigens – wohl nicht nur mit Blick auf ihren Umfang, sondern auch auf ihre Anlage als gebündelte Darstellung eines Lebenslaufs – als „kleine Romane" bezeichnet.[96] *Der Einsiedler* ist sicher das persönlichste narrative Zeugnis seines Autors; auf die Ansätze zu einem Selbstporträt im Charakterbild des Protagonisten Hilferding (als Flaneur und Tat-Ethiker) wurde bereits hingewiesen, und weitere entsprechende Züge bzw. Äußerungen der Figur sind im folgenden noch zu erwähnen. Darf man nun nicht aber aus der Zusammenstellung der beiden Erzählungen schließen, daß hier eine innere Verwandtschaft vorliegt, daß also auch die erstere trotz ihrer skurril-phantastischen Elemente in direkter Beziehung zum Leben des Verfassers steht?

Aufschlüsse gibt schon die Herkunftsfrage. Ahasver sagt von sich: „Ach, das ist schon so lange her [...], daß ich hinausgezogen bin aus der dumpfen Judengasse der kleinen mährischen Landstadt mit dem modrigen Geruch, hinaus in die Welt."[97] Könnte dieser Ausruf nicht auch für Windholz gelten – mit der kleinen Abweichung, daß es sich bei seinem Geburtsort um eine schlesische Landstadt in der Nähe der mährischen Grenze handelte? Und ist es in diesem Zusammenhang nicht ausgesprochen merkwürdig, daß der junge Held der Erzählung aus einem Ort namens Königsberg kommt – wie auch der Autor? Die bekannte ostpreußische Universitätsstadt dient zur Camouflage und – für den Eingeweihten – zur Enthüllung des autobiographischen Bezugs. Eines Bezugs, der offenbar doppelt ist und sich auf die gegensätzlichen Hauptfiguren gleicherweise erstreckt: auf den Bürger wie auf den Abenteurer, auf das „Mückenherz" und die „Philologenseele"[98] ebenso wie auf die produktive Ruhelosigkeit in ihrer höchsten Potenz. Eine chronologische Parallele zwischen Windholz und dem Königsberger Privatdozenten besteht jedenfalls in der Ankunft in Wien: Beide kamen „in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts"[99] in die österreichische Hauptstadt.

---

96 Brief vom 23. Januar 1908 (wie Anm. 36).
97 Windholz: Ahasver/Einsiedler, S. 54.
98 Ebd., S. 34.
99 Ebd., S. 5.

Windholz' Weg nach Wien stand im Zeichen der Ausheilung seiner schweren Krankheit. Der schriftstellernde Held seines Dramas *Ritter, Tod und Teufel* wohnt in Wien-Ottakring und hat anscheinend mit einer Lungenkrankheit zu kämpfen, sieht in mehr als einem Sinn den Tod vor sich; als Zeitpunkt ist der Spätherbst 1892 angegeben, in dem Windholz selbst wiederum in Wien studierte.[100] Im selben schlechtbeleumdeten Stadtteil befindet sich auch Ahasvers „buntscheckiges Raritätenkabinett",[101] in dem er während seiner Wien-Aufenthalte absteigt und dessen einzelne Bestandteile nach seinem Tod kraft testamentarischer Verfügung auf die Freunde verteilt werden. Der Philologe Johannes bekommt die Hängematte, in der er den Gastgeber bei seinem einzigen Besuch gesehen hat, und sagt sich angesichts des handfesten Gegenstandes: „Also hatte sich doch alles in Wirklichkeit ereignet, und seine empfindsam gehüteten Erinnerungen waren kein aus Einbildung und Phantasie gesponnenes Traumgebilde."[102] Dabei ist gerade das locker geknüpfte Netz der Hängematte ein signifikantes Symbol der frei schwebenden Qualität der Poesie wie der von ihr verfertigten Texturen!

Da wir vom Leben des Jacob Leopold Windholz kaum mehr als die zahlreichen Ortswechsel kennen, bietet sich für eine Überprüfung des autobiographischen Gehalts seiner Werke primär ihr topographisches Gerüst an. Zürich, wo Windholz vom Herbst 1891 bis zum Sommer 1892 und vom Herbst 1894 bis zum Sommer 1896 studiert hat,[103] wird regelmäßig als Studienort erwähnt. Hier steht der Schreibtisch des schwäbischen Kandidaten der Theologie Gottfried Himmelein (im letzten Teil des *Totentanz*). Im *Einsiedler* sagt der Ex-Wiener Hilferding mit Bezug auf seine Jugendliebe: „Als sich Marthe dann verlobte, ich glaube, mit einem adeligen Offizier, ging ich gerade in mein erstes Semester nach Zürich."[104] Der Wiener Protagonist und Erzähler von *Was ist die Liebe?* nennt einen Jugendfreund namens Fritz Trappel,[105] in dem man geradezu ein Miniaturporträt des Autors erkennen kann: „Während ich auf der Akademie in München war, hat er in Zürich Philosophie, Psychologie, Erkenntnistheorie und noch eine Menge ähnlicher Dinge studiert [...]."[106] Bei einem Zürich-Besuch nimmt Trappel den Erzähler in eine Vorlesung von Richard Avenarius mit: „Das war ein wundervoller

---

100 Laut den Nationalien der Universität (wie Anm. 3) war Windholz für das Wintersemester 1892/93 erneut in Wien immatrikuliert – im Anschluß an seine ersten beiden Studiensemester in Zürich und vor dem Studium an der Universität Bern.

101 Windholz: Ahasver/Einsiedler, S. 50.

102 Ebd., S. 116.

103 Die Matrikeldaten jetzt im Internet: http://www.matrikel.unizh.ch/pages/12360.htm.

104 Windholz: Ahasver/Einsiedler, S. 156.

105 Der Name klingt kaum zufällig an den Fritz Strobels im Roman *Das neue Leben* an, der gleichfalls in der Schweiz Philosophie studiert (hat).

106 Windholz: Liebe, S. 13.

Kopf! [...] Avenarius sprach damals über die Gefühle, und einen Teil der Vorlesung benützte er dazu, um nachzuweisen, daß die Liebe, – trotz des Vorranges, den ihr die Dichter, Künstler und andere unnütze Leute einräumen – vor den anderen Gefühlen durchaus nichts voraus habe und keinen besonderen Rang einnehme."[107]

In die empiriokritizistische Philosophie des Zürcher Philosophen fügt sich diese These durchaus. Daß Windholz als Student mit Avenarius auch persönlich bekannt wurde, wird sich uns später bestätigen. Noch in der autobiographischen Skizze von 1907 gedenkt er dankbar seines akademischen Lehrers: „Für seine Geisteshaltung scheint freilich in der metaphysischen und reaktionären Strömung unserer Tage kein Platz zu sein."[108] Derselbe Text macht allerdings deutlich, daß Windholz in seiner Jugend einem anderen Leitstern huldigte: nämlich dem zu Anfang des 20. Jahrhunderts schon der Vergessenheit anheimgefallenen, erst kürzlich wiederentdeckten[109] Philipp Mainländer, einem originellen Philosophen in der Nachfolge Schopenhauers. Es ist gewiß kein Zufall, daß Mainländers Name in der eben schon erwähnten Novelle *Was ist die Liebe?* jedenfalls beiläufig genannt wird.[110]

So könnte man fortfahren und beispielsweise die München-Referenzen in Windholz' Œuvre untersuchen. Eine bedeutende Episode des *Einsiedlers* ist ja der Begegnung mit der Tänzerin und vermeintlichen „Kokotte" Marion gewidmet, in der Hilferding eine frühere Münchner Geliebte wiedererkennt. Ebenso verbinden sich in der Novelle *Was ist die Liebe?* die Motivkreise der Kunst, Boheme und Liebe (einer gleichfalls durch den Verzicht des Mannes beendeten Liebesbeziehung) mit dem Schauplatz München. Das darin beschworene Motiv der fernen Verlobten, die den Erzähler am Genuß der Gegenwart hindert, basiert möglicherweise auf persönlichem Erleben, wie der Vergleich mit dem Gedicht nahelegt, das Windholz (mit der Ortsangabe München) im Dezember 1893 in der *Gesellschaft* veröffentlichte.[111] Unter der Überschrift Sezession 93 beklagt das lyrische Ich höchst sentimental seine Trennung von Erni, die sich gerade bei der Betrachtung der Bilder der Münchner Sezession schmerzhaft-störend bemerkbar macht.

---

107 Ebd.

108 Aus meinem Leben.

109 Vgl. die Edition seines literarischen Nachlasses (Hildesheim u. a.: Olms 2002) im Rahmen einer neuen Werkausgabe und den Kolloquiumsband *Was Philipp Mainländer ausmacht* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 1999), jeweils herausgegeben von Winfried H. Müller-Seyfarth.

110 Windholz: Liebe, S. 15.

111 S. o. Anm. 23.

Letztlich steht hinter der Suche nach etwaigen autobiographischen Bezügen die übergeordnete Frage, wieweit sich die Identität des Autors in seinen Texten reflektiert. Diese Frage soll hier abschließend unter zwei Aspekten aufgegriffen werden: der Problematik der jüdischen und der deutsch-österreichischen Identität des Schriftstellers Windholz. „Herr Pollack [...] – er ist nämlich ein Jud', aber sonst ein sehr braver Mensch und man sieht's ihm gar nicht an"[112] – so äußert sich in der Novelle *Reminiszenzen* die Mutter der Schauspielerin über einen Untermieter und gibt damit ein Beispiel des alltäglichen Rassismus. Die von ihr vorgenommene Markierung (indirekt wird damit auch die Sprecherin – nämlich als nichtjüdisch – gekennzeichnet) stellt allerdings eher eine Ausnahme in der Welt des Erzählers und Dramatikers Windholz dar. Denn derartige Markierungen fehlen in den meisten seiner Texte. Lediglich in den beiden großen autobiographischen Erzählungen hielt er es für richtig, die Titelfiguren unmißverständlich als Juden auszuweisen. Das entsprechende Zitat aus *Ahasver* wurde oben angeführt; es kann natürlich nicht abgetrennt werden vom Mythos des Ewigen Juden, der – indem er diesen als zur Wanderschaft und Heimatlosigkeit verdammt begreift – letztlich eine problematische Außensicht auf das jüdische Schicksal wiedergibt. Eine Außensicht, die sich freilich, wie etwa die Romane von Fritz Mauthner (*Der neue Ahasver*, 1882) und Robert Jaffé (*Ahasver*, 1900) zeigen, auch und gerade viele damalige jüdische Intellektuelle zu eigen machten.[113]

Daß Heinrich Hilferding, der Protagonist des *Einsiedlers*, Jude ist, bleibt lange unklar. Wenn er den Kontakt zwischen seinem Jugendfreund, dem Polizeikommissar Artur Hoffmann, und dem hochmögenden Herrn Nejedli mit der ratlosen Bemerkung kommentiert: „[...] du bist doch noch Jude und das offizielle Wien ist doch meines Wissens antisemitisch",[114] so gibt das wohl einen Hinweis auf seine Sensibilität in Sachen Rassismus, erzwingt aber keine Festlegung. Andererseits hat er selbst zu einer antisemitisch akzentuierten Polemik gegen die „schachernden Polacken" Galiziens ausgeholt. Genau hier aber gibt die Erzählung einen leicht überlesbaren Hinweis auf die Herkunft der Titelfigur: „[...] ich kann bei meinen Antezedenzien wirklich nicht gut ein Ultra-Deutschnationaler im österreichischen Sinne sein [...]."[115] Sind diese Antezedenzien die bisherigen Lebenswege und -erfahrungen des Helden oder (doch eher) die Vorgeschichte seiner Familie, seine Ahnen? Gewißheit erhalten wir erst in den beiden letzten Kapiteln (9./10.), die den plötzlichen Aufbruch Hilferdings aus Wien zeigen,

112 Windholz: Liebe, S. 40.

113 Vgl. Bodenheimer, Alfred: Wandernde Schatten. Ahasver, Moses und die Authentizität der jüdischen Moderne. Göttingen: Wallstein 2002.

114 Windholz: Ahasver/Einsiedler, S. 173.

115 Ebd., S. 142.

nachdem er gerade einen Tag und eine Nacht in der Hauptstadt des seit zehn Jahren nicht mehr von ihm betretenen Landes zugebracht hat und in diesen knapp 24 Stunden eine jeder Wahrscheinlichkeit spottende Häufung von Wiederbegegnungen mit früheren Bekannten bzw. Geliebten erlebt hat. Im Gespräch mit einem alten jüdischen Hausierer, den er nach seinem Leben befragt und dem er – typisch für diese Figur – Hilfe anbietet, wird ihm eine Deutung des jüdischen und seines eigenen Schicksals zuteil. Der Hausierer beginnt mit der Situation der Unterdrückung der Juden in ihren Gastländern („da wuchsen Menschen heran, abgewendet allem Leben, und ihr Auge war nach innen gerichtet"), um überzuleiten zur Ära der Emanzipation:

> Als aber dann die Tore und Brücken der Enge und Bedrücktheit geöffnet waren und die Fessel von ihren Händen gestreift und sie hinaustreten sollten in das Licht und in die Freiheit, da waren jene, die die Wahrheit suchten und die Wurzel, unfähig zu leben und ihren Platz zu behaupten, und sie zogen sich in sich selbst zurück; – – und Herr, seid Ihr nicht einer von diesen? – – oder sie sanken tief und tiefer – – wie ich gesunken bin. – Die anderen aber, die nichts gemein hatten mit diesen, und gröberen Sinnes waren, die stiegen aufwärts zu den Gütern dieser Welt und sonnten sich in dem neuen Lichte. Und so ist alles zugrunde gegangen und vernichtet worden was wertvoll war und der Mühe wert und des Schweißes der Vorderen. – –[116]

Die fluchtartige Abreise Hilferdings aus Wien ist ein endgültiger Abschied von Österreich, in das er, wie der Schlußsatz nachdrücklich festhält, nie mehr zurückkehrt. Diese Abwendung vom Heimatland kann insofern nicht völlig überraschen, als der Protagonist im Gespräch mit dem befreundeten Polizeikommissar bereits erhebliche Vorbehalte gegenüber dem gegenwärtigen Zustand seines (einstigen) Vaterlands geäußert hat.[117] Aus Enttäuschung über die Schwäche, die die deutsche Bevölkerung (als die bisherige Führungsschicht des Gesamtstaats) gegenüber dem „slawischen Ansturm" zeige,[118] hat er mittlerweile nämlich die reichsdeutsche Staatsangehörigkeit angenommen. Allzu quälend empfand er die Sisyphus-Aufgabe, „Deutscher und Österreicher zugleich, oder, wie die niedliche Nomenklatur lautet, Deutsch-Österreicher zu sein, – Untertan oder Bürger – die

116 Ebd., S. 220f.

117 Die Parallele zu Windholz' satirischer Kolumne *O du mein Oesterreich!* (wie Anm. 42) drängt sich auf.

118 Eine Anspielung auf die Nationalitätenkonflikte in Österreich-Ungarn findet sich auch in *Die Sehnsucht nach dem Glück* (wie Anm. 16). Mit Bezug auf die Heimat des autobiographisch angelegten Ich-Erzählers heißt es dort: „Ach, richtig. Sie sind dort oben zu Hause, wo die Kohle herkommt und unsere Gendarmerie blutige Siege erkämpft" (Nr. 45, 3. Morgenblatt, S. 2).

rechtliche Formel dafür wird sich nicht finden lassen – eines Landes zu sein, das nicht einmal einen eigenen Namen besitzt, denn ‚die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder' sind staatsrechtlich niemals mehr unter einen einzigen Hut zu bringen."[119]

Vor diesem Hintergrund scheint es nur konsequent (und es bestätigt nochmals unsere These vom bekenntnishaften Charakter des *Einsiedlers*), daß Windholz 1912[120] seinen österreichischen Wohnsitz aufgibt und nach Berlin umzieht[121] – „um mich in irgendeiner Form durchzusetzen."[122] Die Chancen dafür stehen schlecht, wie Windholz selbst es aufgrund seines Mangels an persönlichen Verbindungen einschätzt,[123] zumal er es in jenen Jahren „mit der Bühne" versucht,[124] und zwar in der überlebten Gattung des Renaissancedramas.[125] Bekanntlich ist es nicht einmal der Energie des jungen Georg Heym gelungen, sein Renaissancedrama *Atalante* auf die Bühne zu bringen.

Immerhin lanciert Windholz bald nach der Ankunft in Berlin eine (seine erste!) Publikation in einem radikalen Organ der literarischen Avantgarde, nämlich in

---

119 Windholz: Ahasver/Einsiedler, S. 138. – Bei der Kritik fanden diese politischen Auslassungen wenig Anklang. Der Münchner Richard Sexau schreibt: „Übrigens scheinen seine Gestalten den Autor weniger zu interessieren als die Gelegenheiten, seinem Ärger über allerlei, besonders österreichische Mißstände Luft zu machen, was er leider nicht ohne sachliche Unrichtigkeiten im Stil eines Provinzreporters tut" (Das literarische Echo 13 [1910/11], S. 644).

120 Das bei Brümmer (wie Anm. 5) und danach in anderen Nachschlagewerken angegebene Datum 1910 läßt sich angesichts der Korrespondenz mit Michael Georg Conrad nicht halten. In seinem Brief vom 14. Februar 1912 (wie Anm. 44) schreibt Windholz noch aus Deutsch-Altenburg bei Wien: „Denn ich lebe nun schon seit vielen Jahren abseits von allem Litteraturgetriebe auf dem Lande zusammen mit einem Freunde, der hier Arzt ist." Zu Pfingsten schickt er eine Bildpostkarte mit eigenem Photo aus Berlin-Steglitz (gestempelt 23. Mai 1912; StB München, Monacensia). Erst im Brief vom 4. Oktober 1912 (wie Anm. 8) heißt es: „Ich habe mich jetzt in Berlin niedergelassen [...]."

121 Wo er seit Herbst 1912 im nördlichen Schöneberg wohnt (Bamberger Straße 61, Berlin W.50). Die Adresse begegnet erstmals im eigenhändigen Brief an Franz Brümmer vom 26. September 1912 (SBPK Berlin, Handschriftenabteilung, Nachlaß Brümmer).

122 Brief vom 4. Oktober 1912 (wie Anm. 8).

123 Vgl. ebd.: „man kennt mich nicht, und ich kenne keinen Menschen."

124 „Seit einem Jahre versuche ich es mit der Bühne. Aber ohne Beziehungen geht es eben nicht u. noch dazu mit einem historischen Drama ‚Masaccio'" (Brief vom 14. Februar 1912; wie Anm. 44). Zu *Masaccio* s. o. Anm. 83.

125 Vgl. Uekermann, Gerd: Renaissancismus und Fin de siècle. Die italienische Renaissance in der deutschen Dramatik der letzten Jahrhundertwende. Berlin, New York: de Gruyter, 1985.

Herwarth Waldens expressionistischer Zeitschrift *Der Sturm*. Unter der Überschrift *Wissenschaft* reitet er – in veränderter, härterer, satirisch zugespitzter Diktion – sein altes Steckenpferd: die Polemik gegen die Statistik, um mit einer Volte zu enden, die doch sehr deutlich macht, wie wenig das Thema Österreich für ihn abgeschlossen und wie wenig ihm bis jetzt der Übergang in eine neue deutsche oder Berliner Identität gelungen ist:

> Da hat nun der Direktor des Wilmersdorfer Statistischen Amtes, Dr. Dreydorff, eine ebenso verdienstliche wie aufschlußreiche Untersuchung angestellt und es zeigte sich, daß fast jeder zwanzigste Mensch, der in Wilmersdorf über die Straße läuft, ein Oesterreicher ist. So die Wissenschaft.
> Was aber die Wissenschaft nicht sagt: dieser Zwanzigste ist immer ein Mensch, der Musik macht oder Theater macht oder Literatur oder wenigstens Zeitung macht oder mindestens ein Damenschneider ist. – Kurzum, dieser zwanzigste Wilmersdorfer ist immer ein Mensch, der etwas von dem großen und schönen und notwendigen Dinge macht, das man Kultur nennt.
> Rom verschlang Athen und Athen gab ihm seine Rhethoren [sic] und Philosophen und verschlang Rom. Und Rom verschlang den Orient und der Orient gab Rom den Mithraskult und drückte ihm die Kehle zu.
> Ich weiß, Berlin ist nicht Rom und Wien ist kein Athen und ein wiener Operettenkomponist kein griechischer Peripathetiker [sic]; – das weiß ich alles. Die Sache stimmt nicht – und dennoch stimmt die Sach.[126]

Auch der Österreicher Windholz macht weiter Kultur bzw. Literatur. Eine neue Erzählung *Der Abenteurer* geht im Januar 1914 an den Herausgeber des *Brenner* Ludwig von Ficker,[127] wird dort freilich nicht gedruckt. Nochmals vier Jahre später finden wir Windholz als Beiträger einer kurzlebigen Zeitschrift des Wiener Expressionismus wieder. Im 15. Heft des *Frieden* vom 3. Mai 1918 nimmt er den Rücktritt des österreichischen Außenministers Ottokar von Czernin aufgrund der die Berliner Regierung verstimmenden Sixtus-Affäre zum Anlaß einer Wiederauflage seiner Wien/Athen-Berlin/Rom-Betrachtung. Er beginnt mit einem Katalog mediokrer Autoren, die Lobgedichte auf Kaiser Wilhelm II. verfaßt haben (Karl Rosner, Hans Müller, Julius Hirsch), um daran zu erinnern, „daß alle

---

126 Der Sturm, 3. Jg., Nr. 132 (Oktober 1912), S. 195; die Häufigkeit von Druckfehlern in frühen *Sturm*-Heften ist notorisch. – Windholz mißversteht seine mutmaßliche Quelle: In Berlin-Wilmersdorf waren damals von 109716 Einwohnern 1787, also nur jeder 60. Einwohner, Österreicher; vgl. [Rudolf] Dreydorff: Die Bevölkerung von Groß Berlin nach der Staatsangehörigkeit. In: Groß Berlin. Statistische Monatsberichte 3 (1912), Heft 4, S. 7-18.

127 Eigenhändiger Brief an Ludwig von Ficker, dat. Deutsch-Altenburg, 17. Januar 1914 (Brenner-Archiv Innsbruck).

diese braven Alexandriner, die zu den Großtaten des deutschen Imperialismus die süße und schöne Musik machen – Österreicher sind." Sollte wiederum Athen Rom bedrohen, indem es ihm seine Rhetoren schickt? Der neue Artikel *Rom und Athen* hat auch einen neuen Schluß:

> Das geistige Deutschland hat zwei Zentren: Weimar und Potsdam. Weimar liegt unter schweren Wolkenmassen begraben. – –
> Wir anderen Österreicher aber, die wir weder begabt noch fähig sind, Potsdamer Musikanten zu werden, was könnten wir auf dieser gottesverlassenen Erde noch anfangen?
> Machen wir's wie Czernin – danken wir ab.[128]

Das scheint auf seine Weise denn auch der Autor Windholz getan zu haben. Er hat es so still um sich werden lassen, daß die Nachschlagewerke seinen Tod um mindestens sechs Jahre zu früh ansetzen.[129]

Nachspiel, komisch-satirisch

Mittlerweile war Windholz längst zu einer literarischen Figur geworden, die bislang allerdings in die Manuskripte Carl Hauptmanns gebannt blieb. Der ältere Bruder Gerharts hatte seit 1885 in Zürich studiert, bei Richard Avenarius Vorlesungen gehört und schon bald den – nie verwirklichten – Entschluß gefaßt, bei ihm zu habilitieren. Carl Hauptmanns *Metaphysik in der modernen Physiologie* (1893 [1892]) ist Avenarius – mit dessen Einverständnis – gewidmet; auch nach dem frühen Herztod des Philosophen im August 1896 hält sein inzwischen zur Dichtkunst konvertierter Schüler den Kontakt zur Familie aufrecht. So verbringen Carl Hauptmann und seine Frau Martha im April 1897 einige Tage am Lago Maggiore in der Gesellschaft von Avenarius' Witwe Maria.

Carl Hauptmann verdankt diesem Zusammentreffen die Anregung zu einer „kleinen Charakternovelle", die er in die erweiterte Neuausgabe seiner Erzählsammlung *Sonnenwanderer* (1897) unter dem Titel *Schneider Windholz* einfügen möchte.[130] Dazu ist es freilich nicht gekommen; um so größere Aufmerksamkeit

---

128 Der Friede 1 (1918), S. 342.

129 Als Todesjahr wird 1912 angegeben: bei Castle (wie Anm. 10) mit, bei Giebisch, Kosch und Heiduk (wie Anm. 11) ohne Fragezeichen.

130 Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin, Nachlaß Carl Hauptmann, Sign. 99/2, S. 73. Zum Kontext vgl. Eberhard u. Elfriede Berger: Carl Hauptmann. Chronik zu Leben und Werk. Stuttgart – Bad Cannstatt: Frommann & Holzboog, 2001 (Carl Hauptmann: Sämtliche Werke. Supplement), S. 85f.

verdient die erste Niederschrift des Gehörten, die immerhin schon deutliche Spuren einer literarischen Überformung aufweist. Deren Stationen reichen vom Schreiber über die Erzählerin und Richard Avenarius als deren wahrscheinliche Quelle bis zum cand. phil.[131] Windholz selbst zurück, der jenem diese oder eine ähnliche Geschichte von sich selbst erzählt haben muß:

> Eine wunderreizende Erzählung machte mir Fr. Prof. A. abends bei Tische. Sie erzählte mir von einem jungen Studenten, der aus ärmlichen Verhältnissen erwachsen bei Herrn Prof. studierte. Er war Schneiderssohn. Sein Vater bekleidete eine ganze kleine Dorfgemeinde in Oberschlesien. Da begab es sich, dass der Alte krank daniederlag. So musste der Sohn heim, um den Vater zu vertreten und die Kundschaft nicht zu verlieren. Nun sass er auf dem Schneiderbrett, und begleitete seine Nadelstiche mit allerhand ernsten philosophischen Gedanken. Auch über seine Arbeit fiel dadurch mehr Licht. Er dachte dann und wann über die Schneidermethoden und Schnitte nach – und that sich viel darauf zu gute, einen seiner Hosenschnitte ersonnen zu haben. (Stoff zu einer kleinen Charakternovelle.) Vor allem muss nun das philosoph. Schneiderlein in dem Verhältniss zu Dorfmädchen und Bauernknechten gezeigt, und das Wort Carlyle's wahr gemacht werden: „Die Welt muss demjenigen, der da näht und denkt Gehorsam schenken." (Komisch-satirisch!)[132]

Von solchen Käuzen schlesischer Provenienz, Vertretern einer abgründigen Innerlichkeit inmitten einer rustikalen Natur, ist die dichterische Welt Carl Hauptmanns überreich. So bleibt die Windholz abgewonnene Figur des philosophischen Dorfschneiders auch jenseits des Novellenplans in seiner kreativen Phantasie lebendig. In den Entwürfen zu Hauptmanns (gleichfalls nie fertiggestelltem) Drama *Das ewige Erbe* taucht sie wieder auf. Das Stück war 1896 mit unverkennbar autobiographischem Bezug konzipiert worden: als Schilderung eines Menschen, „der die democratisierte Allerweltswissenschaft als eine conventionelle Form überwunden hat, und zu einer persönl. Lehre durchdringen will."[133] In späteren Fassungen geht es um den Gegensatz zwischen

---

131 Den Titel gibt sich Windholz in seinen biographischen Notizen für Franz Brümmer: Brief vom 28. Dezember 1895 (wie Anm. 4).

132 Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin, Nachlaß Carl Hauptmann, Sign. 99/2, S. 55. Das Carlyle-Zitat in freier Abwandlung nach: Thomas Carlyle: Sartor resartus oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh. Übers. v. Thomas A. Fischer. Leipzig: Weigand 1882, S. 251 (Schluß von Buch III, Kap. 11). – Wie aus dem Fabrikanten (Textilfabrikanten?) Adolf Windholz ein Dorfschneider geworden ist, läßt sich nur erraten. Da es damals an der Universität Zürich keinen anderen Studenten namens Windholz gab und überdies die Angaben zur geographischen Herkunft übereinstimmen, steht der Bezug auf Jacob Leopold Windholz jedoch außer Zweifel.

133 Zit. Berger: Carl Hauptmann, S. 82.

dem Standpunkt eines konservativen Gutsherrn und dem „neuen Evangelium" des Pfarrers, dessen utopische Lehre auf „das Wesentl." dringt.[134] In den dadurch ausgelösten revolutionären Wirren der Dorfgemeinschaft – zum Beispiel einer „mit dem kühnsten Humor" zu schildernden Gemeindeversammlung – soll nun der „Schneider Windbolz [...] eine grosse Rolle" spielen: „Schneider Windbolz ist begeisterter Anhänger der neuen Lehre und wühlt im Dorfe."[135]

Wie immer die neue Namensform zustande gekommen ist,[136] Carl Hauptmann kontaminiert hier offenbar das „philosoph. Schneiderlein" der Avenarius-Erzählung mit seinem Vater; der Dorfschneider selbst wird zum Aufklärer. Mit der Kritik des Jacob Leopold Windholz an den „reaktionären Tendenzen" der Gegenwart paßt das gar nicht so schlecht zusammen.

---

134 Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin, Nachlaß Carl Hauptmann, Sign. 37/4, S. 2.

135 Ebd., S. 3.

136 Man kann einen Lesefehler desjenigen annehmen, der das zitierte Szenarium in die Maschine geschrieben hat. Innerhalb des Typoskripts ist die Schreibweise einheitlich; vgl. auch das Verzeichnis der dramatis personae ebd., S. 7: „Windbolz, Dorfschneider".

Zoltán Szendi (Pécs)

Irre, Bettler und ihr Verwandter. Zu einem Motivkomplex in der Lyrik Rainer Maria Rilkes[1]

Kaum mehr als ein Jahr nach der Entstehung des Gedichtzyklus *Die Stimmen* (Juni 1906) aus dem *Buch der Bilder*[2] kehrt Rilke im nächsten Band – *Neue Gedichte*[3] – zu einigen Gestalten der früheren Texte zurück.[4] Die mit *Irre im Garten* beginnende Gedichtreihe knüpft vor allem an die Gedichte *Lied des Bettlers* und *Lied des Idioten*.[5] Während aber die Redeform in *Die Stimmen* durch die erste Person Singular bestimmt wird, die ein unmittelbares Identitäts- und Rollenspiel ermöglicht,[6] wird auf die Elendsfiguren der Gedichte *Irre im Garten, Die Irren, Aus dem Leben eines Heiligen* und *Die Bettler* aus einer Außenperspektive fokussiert. Diese Objektivierung der einzelnen Rollen bedeutet aber keineswegs, dass sie etwa eine andere Funktion hätten. Die motivischen Textparallelen, die gelegentlich sogar zu intertextuellem Selbstzitat führen, zeigen deutlich, wie eng diese schicksalhaften Existenzformen miteinander verbunden sind.

Die isolierte Welt der Geisteskranken täuscht sowohl in *Das Lied des Idioten* als auch in *Irre im Garten* und *Die Irren* eine scheinbare Geborgenheit vor. Die aus seiner Krankheit folgende Unmündigkeit macht den Behinderten im Zyklusstück aus *Die Stimmen* von denen abhängig, die sich in der Welt besser auskennen. Mit Worten, die die Hörigkeit hervorheben, setzt das Gedicht ein: „Sie hindern mich nicht. Sie lassen mich gehn. / Sie sagen es könne nichts geschehn." (I, 327) Die

---

1 Der Text ist Teil einer größeren Studie des Verfassers über das lyrische Werk Rainer Maria Rilkes.

2 Erschienen in der zweiten Auflage des *Buch der Bilder*, im Dezember 1906, entstanden zwischen dem 7. und 12. Juni 1906.

3 Erschienen in *Der Neuen Gedichte anderer Teil*.

4 Vor allem *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* und *Das Buch von der Armut und vom Tode* im *Stunden-Buch*.

5 Vgl. den Kommentar in: Rilke, Rainer Maria: Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Hg. v. Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski, August Stahl. Bd. 1. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel, 1996. Auch die Rilke-Gedichte werden nach dieser Ausgabe zitiert. Auf die Quelle wird im Text nur mit der Band- und Seitenzahl hingewiesen.

6 S. dazu Szendi, Zoltán: Zum Rollenspiel in der Lyrik Rainer Maria Rilkes (*Die Stimmen* aus dem *Buch der Bilder*). Manuskript, S. 4.

naive Vorstellung von seiner Freiheit und die beruhigenden Gesten seiner Umgebung runden seine beschränkte Welt ab. Während die anderen Figuren des früheren Gedichtkreises ihr misslungenes Leben beklagen, zeigt sich in der Wiederholung der Strophenabschlüsse „Wie gut" die Zufriedenheit des Geisteskranken. Aber nicht nur das: Eine Art Selbstberuhigung steckt auch darin, genauso wie im kindlichen Nachsprechen: „Es kann nichts geschehen." Die Abwandlung des Konjunktivs – „es könne nichts geschehen" – in den Indikativ ist nicht nur eine treue Wiedergabe der Sprechmodi, sondern auch ein ironisches Signal der Distanz, die diese „Stimme" begleitet.

Der ganze Text ist von der Spannung beherrscht, die sich aus der Diskrepanz zwischen der Gewissheit von einer zuverlässigen Weltordnung und deren Infragestellung ergibt. Denn sogar in dieser einfältigen Seele tauchen beunruhigende Zweifel auf, die er verscheuchen will: „Nein man muß wirklich nicht meinen es sei / irgend eine Gefahr dabei". Die dunkle Ahnung davon, dass die ständige Bewegung in der Welt auch zur Unübersichtlichkeit führen kann; die latente Angst vor dem Chaos, das auch in dem stumpfsinnigen Geist selbst lauert und ihm mit dem Zusammenbruch der trügerischen Ruhe droht, steigern sich mitunter zur Verzweiflung: „Manchmal glaub ich, ich kann nicht mehr -."[7] Die affirmative Zufügung – „(Wie gut.)" – weist mit ihrer absonderlichen Ironie auf die völlige Labilität der Wahrnehmungsfähigkeiten des Kranken hin. Wenn er die größte Gefahr in dem „Blut" sieht – „Das Blut ist das Schwerste. Das Blut ist schwer", heißt es wiederholt im Text –, dann diagnostiziert er seinen Angstzustand (trotz seiner Unwissenheit) „psychoanalytisch" treffend, geht man davon aus, dass das Blut hier für die versteckte Triebwelt steht.[8]

Dass der Geisteskranke eher die innere Gefahr als die äußere wittert, ist damit zu erklären, dass er von der Außenwelt durch seine Behinderung und durch Bevormundung abgeschirmt wird. Das Ball-Motiv, das im Werk Rilkes auch sonst eine bedeutende Funktion hat, zeigt hier genau das seltsame Verhältnis des Ich zur Welt. Dadurch nämlich, dass der Ball ihm das Weltall im Kleinen darstellt, wird es übersichtlich. Die Frage, „Ob der wohl kommt wenn man ruft?", zeugt aber zugleich von der beunruhigenden Vermutung, dass die Bewegungsgesetze des Balls eigenständig sind und deshalb dem Subjekt kaum gehorchen. Die Welt erscheint also auch durch dieses Dingsymbol zweideutig: Sie ist schön in ihrer Buntheit und Lebendigkeit, aber auch rätselhaft genug in ihrer dynamischen

---

7 Insgesamt lässt sich wohl behaupten, dass die Kranken und die Gequälten im Werk Rilkes eine besondere Stellung einnehmen. Durch ihr Leid und ihre Distanz zu den „Gesunden" und „Tüchtigen" werden sie gewissermaßen in einer Umbewertung erhöht.

8 Dieser Textteil wird von W. Müller nur als Ausdruck der mangelnden Erkenntnis gedeutet. Müller, Wolfgang G.: Das mittlere Werk. In: Engel, Manfred (Hg): Rilke-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2004, S. 293.

Vielfältigkeit. Mit den Worten des Pseudo-Idioten: Sie ist „freundlich" und „ein wenig unbestimmt".

Das Trügerische wird auch in *Irre im Garten* gleich am Anfang hervorgehoben:

> Noch schließt die aufgegebene Kartause
> sich um den Hof, als würde etwas heil.
> Auch die sie jetzt bewohnen, haben Pause
> und nehmen nicht am Leben draußen teil. (I, 537)

Die Konjunktivform „würde" deutet gerade das Gegenteil von „heil" an, und die Parallele zwischen den Lebensumständen der ehemaligen Kloster- und der gegenwärtigen Klinikbewohner weist über die äußere Lage hinaus auf eine tiefere Gemeinsamkeit hin: Wie die Mönche so sind auch die Irren ‚dem Leben enthoben'. Die Kreuzreimverbindungen – „Kartause" – „Pause" und „heil" – „teil" – unterstreichen noch stärker diese seltsame Verwandtschaft. Die poetische Intention lässt den sonst keineswegs nebensächlichen Umstand außer Acht, dass die Klausner willentlich nicht am Leben teilnehmen, die Kranken dagegen aus Not und unbewusst „eine Pause" machen. Das Wort „willig" bedeutet in diesem Kontext also keine vorsätzliche Verhaltensweise, sondern vielmehr ein instinktives Einverständnis mit ihrer unmittelbaren Umgebung. Die räumliche Geschlossenheit bedeutet für sie Sicherheit; alles, was unbekannt ist, wirkt beunruhigend, deshalb gehen sie „gern mit bekannten Wegen". Die Kreisbewegung, die - ähnlich wie die räumliche Enge - in den meisten Fällen das bedrückende Gefühl der Einschränkung auslöst, stellt für die geistig Behinderten eine Vertrauen erweckende Modalität dar, weil sie eine Art Bewegungsfreiheit ermöglicht, unter solchen begrenzten Umständen aber, in denen die ständige Wiederholung ein vertrautes Milieu sichert. „Primitiv" - so schonungslos lapidar wird allerdings dieser Lebensbereich bezeichnet.

Das fünfstrophige Gedicht kann in zwei größere Segmente gegliedert werden: Die ersten zwei Strophen reflektieren die allgemeinen Umstände der Geistesgestörten, und der aus drei Verseinheiten bestehende längere Teil fokussiert auf ein „konkretes" Moment aus ihrem Alltagsleben. Schon die Proportion der Textstruktur zeigt, dass gerade diese Bilder von der unheimlichen Welt der Wahnsinnigen das meiste verraten können. Es geht um die Gartenarbeit der Behinderten, die aus zwei Perspektiven beleuchtet wird. Zunächst wird der Anblick der Gartenpflege aus einer flüchtigen Außensicht beschrieben: „demütig, dürftig, hingekniet" arbeiten die Irrsinnigen an den Frühlingsbeeten. Diese gewiss auch aus therapeutischer Sicht nützliche Beschäftigung scheint die Behinderten laut der zitierten Attribute kaum zu befriedigen. Zu diesem Eindruck kommt dann die von einer Innensicht her artikulierte Erfahrung von den heimlichen Gebärden der Gartenpfleger, mit denen sie „das zarte frühe Gras" liebkosen.

Das in der Lyrik Rilkes so häufig vorkommende „aber" markiert auch in diesem Gedicht einen Wendepunkt und führt eine neue Perspektive ein. Trotz der Aussageform des Satzes, der die seltsamen Erlebnisse als echte Wahrnehmungen einer Belauschung mitteilt, geht er in den Bereich der Vermutungen über. Eine tiefe Empathie und poetische Fantasie, die sich hier gegenseitig bedingen, gewähren uns einen Einblick in die Tiefe der „verdrehten" Seelen. Das zarte Gras, das ein Stück gezähmte Natur darstellt, steht wohl als Ersatz für das fehlende Zärtlichkeitsobjekt in den zwischenmenschlichen Beziehungen der Geistesgestörten. Obwohl die plausibel dargestellten Gesten im Text psychologisch zweifellos in dieser Richtung deutbar sind, weist die reflektierende Fortsetzung im Gedicht auch auf weitere Zusammenhänge hin. Indem nämlich dem „freundlichen" Gras „das Rot der Rosen" gegenübergestellt wird, öffnet sich ein neuer Horizont mit der Rosensymbolik in der Textwelt. Die roten Rosen, die „drohend" und im „Übermaß" den Wahnsinnigen erscheinen, symbolisieren ja die esoterische Sphäre der Schönheit und Vollkommenheit im dichterischen Weltbild Rilkes, zu der die geistig Behinderten nur bedingt einen Zugang haben.[9] Das wiederholte „vielleicht" hält aber das „Wiedererkennen" in ihrem Fall für möglich, denn die Irren bewahren in ihrem unausforschbaren Wesen das Geheimnis der Rosen, deren symbolischer Macht sich sonst nur der Poet, ihr orphischer Sänger bewusst ist. Wenn die Wahnsinnigen die Rosen „drohend" fänden, wäre das kein Zeichen ihres Schwachsinns, sondern umgekehrt: ihrer ausnehmenden Erleuchtung. Und hier ist wohl am besten eine versteckte Verbindung zwischen der Erfahrungsmöglichkeit der Irrsinnigen und des impliziten Dichters zu finden, der in der *Ersten Elegie* verkündet: „[...] das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen [...]" (II, 201).[10]

Die zwei Abschlussverse des ganzen Gedichtes sind wahrscheinlich auf zweierlei Weise zu lesen, je nachdem, ob die vorletzte Zeile auf den unmittelbar vorangegangenen Textteil oder auf die letzte Zeile bezogen wird: „Dies aber läßt sich noch verschweigen: / wie gut das Gras ist und wie leis." (I, 537) Der Doppelpunkt nach dem vorletzten Vers, verknüpft - zumindest grammatisch - eher die beiden Zeilen miteinander, und in diesem Fall ist bei den Geistesgestörten zu verheimlichen, dass sie das Gras liebkosen. Das „noch" in der vorletzten Zeile scheint aber auf ihr Geheimwissen über die Rosen zurückzuweisen. Bei beiden Deutungsversionen bleibt allerdings das intertextuelle Selbstzitat in der letzten

---

9 Vgl. dazu auch: Wolff, Joachim: Rilkes Grabschrift. Heidelberg: Manuskript- und Druckgeschichte, Forschungsbericht, Analysen und Interpretation. Heidelberg: Lothar Stiehm, 1983, S. 85f.

10 „Das Schöne ist auch schrecklich, erfährt Rilke in Paris." In: Decker, Gunnar: Rilkes Frauen oder Die Erfindung der Liebe. Leipzig: Reclam, 2004, S. 104.

Zeile - „wie gut das Gras ist [...]" -, das die sich selbst beruhigende Geste des Irren aus „Das Lied des Idioten" wiederholt: „(Wie gut.)" (I, 327)

Ohne jegliche Markierung eines neuen Gedichtes fängt das nächste Werk, *Die Irren,* in einem „Fortsetzungston" an: „Und sie schweigen, weil die Scheidewände, / weggenommen sind aus ihrem Sinn [...]". Nicht nur die Rhetorik des Textes, sondern auch die Hauptmotive weisen auf die zyklusartige Verbindung der beiden Werke hin. Die eigenständige Welt der Irrsinnigen, dass sie vom „Leben draußen" abgeschirmt sind, wird hier mit einem paradoxen Bild sichtbar gemacht, nach dem die Ursache der Kommunikationslosigkeit bei den Behinderten im Fehlen der „Scheidewände" in ihrem Bewusstsein zu suchen sei. Diese merkwürdige Erklärung für die Isolierung der Geistesgestörten von der Außenwelt ist einleuchtend, wenn wir bedenken, dass „die Scheidewände", d.h. die ständige Unterscheidung für die normalen zwischenmenschlichen Beziehungen im Alltagsleben unentbehrlich ist. Denn nur die Distinktionsfähigkeit in der Verhaltensweise ermöglicht dem Menschen ein dauerhaftes Zusammenleben mit den anderen. Die Andersartigkeit im Benehmen der Irren besteht folglich darin, dass sie die zivilisatorischen Normen spontan, jedoch „konsequent" verletzen. Sie leben in einer verkehrten Welt, und die Textperspektive hebt in der Lebensweise der Wahnsinnigen gerade das hervor:

> Nächtens oft, wenn sie ans Fenster treten:
> plötzlich ist es alles gut.
> Ihre Hände liegen im Konkreten,
> und das Herz ist hoch und könnte beten,
> und die Augen schauen ausgeruht. (I, 538)

Nachts, wenn die fremde Außenwelt in ihrer beunruhigenden Alltagsdynamik nicht mehr wahrnehmbar ist, können die Irren ihr glücklich „normales", d.h. kontemplatives Leben gestalten. Die Aufzählungen - „Ihre Hände liegen im Konkreten, [...] das Herz ist hoch [...], die Augen schauen ausgeruht [...]" - bekunden eine beinahe vollkommene körperliche und seelische Beschaffenheit, die kaum mit den Behinderten zu verbinden sind, viel mehr den wenigen Glücklichen gehören. Die imaginäre Situation zeugt aber zugleich von der zweifachen Verbundenheit dieser beschränkten, jedoch außergewöhnlichen Wesen. Denn sie sind zwar in ihre Einsamkeit sowohl durch die klösterliche Enge als auch das nächtliche Dunkel eingeschlossen, das sie schützt, dennoch nicht völlig befriedigt. Erst „wenn sie ans Fenster treten" – also doch irgendeinen Zugang zur fremden Welt haben -, ist „alles gut".[11] Was sie beruhigt, ist aber nicht die unmittelbare

[11] Die Feststellung „plötzlich ist alles gut" ist doppelbödig: Einerseits kommentiert sie die paradoxe Situation, andererseits greift sie motivisch auf die selbstberuhigende Geste der Kranken in den Gedichten *Lied des Idioten* und *Irre im Garten* zurück.

Wirklichkeit, sondern ihr Bild, das im „Widerschein" eingefangen ist und so „weiterwächst und niemals sich verliert". Und gerade dieses widerspruchsvolle Verhältnis zur Außenwelt verrät den unterschwelligen Zusammenhang zwischen den Irren und den narzisstischen Dichtern, deren Welt sich nur um sich selbst dreht, die aber ohne ihre Umgebung nicht existieren können, sich diese aber nur kontemplativ erobern wollen. Der Garten „im beruhigten Geviert" symbolisiert also sowohl den eingeschränkten und so überschaubaren Mikrokosmos als „gezähmten" Teil der fremden Welt (bei den Irren) als auch die subjektiv „gefilterte" und neu geschaffene Wirklichkeit (bei den Künstlern).

Keineswegs zufällig steht der nächste Text, *Aus dem Leben eines Heiligen,* im Band neben *Die Irren,* denn in beiden Gedichten spielen die Titel gebenden Figuren eine aus gesellschaftlicher Sicht extreme Rolle.[12] Gemeinsam ist in ihrem Schicksal die Einsamkeit und Fremdheit, die notwendigerweise mit Angstvorstellungen verbunden sind. Die Wahnsinnigen suchen Geborgenheit in der Enge ihrer Welt, der Heilige muss dagegen lernen, „langsam durchzugehen" (I, 538). Gleich die Anfangsverse betonen die unerträgliche Furcht des Heiligen, die ihn in ihrer Macht hält: „Er kannte Ängste, deren Eingang schon / wie Sterben war und nicht zu überstehen." Schon dieser Auftakt lässt erahnen, dass Rilkes Heiliger kein Erwählter ist, der sich zwar von der Eitelkeit der irdischen Welt fernhält, seine höhere Berufung aber sein ganzes Leben erfüllt und so - trotz aller Leiden und Entbehrung - im Vertrauen zur Welt, zu Gott und zu sich selbst seinen Dienst am Leben verrichtet. Die Textrhetorik bestätigt nicht nur, sondern steigert sogar das Eingangsbild der Hoffnungslosigkeit - bis zum Ende der dritten Strophe. In dem zweigliedrigen Text, der insgesamt aus vier Strophen besteht, dominieren also - zumindest quantitativ - die negativen Umstandsattribute und die Merkmale einer völligen Weltentfremdung. Mit dem Kyklos, der die zweite Verseinheit mit der ersten verbindet, wird die beklagenswerte Situation des Heiligen erweitert: „Er kannte Ängste [...]. Und namenlose Nöte kannte er [...]", ohne irgendeine konkrete Ursache seiner trostlosen Lage zu erwähnen. Wieso sind die Bedrängnisse „namenlos"? Noch rätselhafter scheint die metonymische Symbolik der „hergegebenen Seele" zu sein, die wahrscheinlich die absonderliche Konstellation eines gespaltenen Subjekts darstellt. Die bildliche Inkarnation der Seele, auf die ihr Besitzer „folgsam" verzichtet, verselbständigt sich wie ein mündiger Mensch. Die diesbezüglichen Metaphern sind bekannt, denn sie

[12] Auf die Zwischenstellung des Gedichtes wird auch in der Kommentierten Ausgabe hingewiesen. Die lapidare Bemerkung hinsichtlich der Textdeutung scheint aber vereinfachend zu sein: „Die Stellung dieses ‚Heiligenlebens' zwischen den Gedichten über die Irren und die Bettler macht Analogien und Kontraste sichtbar, ohne daß symbolistische oder allegorische Deutungen nötig wären." In: Rilke: Werke, Bd. I., S. 974.

stammen aus dem religiösen Sprachgut, in dem Christus als himmlischer „Bräutigam" der frommen Frauen bezeichnet wird. Die bewusste Bezugnahme auf diese traditionelle und kontextreiche Ausdrucksform entbehrt weder (versteckter) Ironie noch blasphemischer Allusion, die diesen Text auch mit den biblische Motive bearbeitenden Gedichten verknüpft, wie z.B. *Pietà*. Als Gotteslästerung erscheint aber nicht einmal so sehr die erotische Assoziationsweite, die die unverschleierte Wortwahl - „daß sie läge / bei ihrem Bräutigam" - öffnet, viel mehr aber die Annahme einer Schicksalsentscheidung, die in der Textmetaphorik als Ich-Spaltung dargestellt wird, und in der alle Wesenszüge eines Heiligen radikal umgewertet werden. Die gründliche Analyse der Metaphernreihe zeigt, dass die Trennung von der „erwachsenen" Seele, die nun schon „ihrem Bräutigam und Herrn" (d.h. Christus und Gott) gehört, eigentlich einen Verzicht auf den religiösen Teil des Ich bedeutet; auf jene Hälfte der Persönlichkeit nämlich, die Gott gefügig ist. Eine doppelte Paradoxie steckt in dieser eigenständigen Perspektivierung. Einerseits erweist sich gerade die mündige Seele als gehorsam, während der allein Zurückgebliebene von seinem hörigen Ich-Teil Abschied nimmt und sich so quasi emanzipiert. Andererseits wird er als „folgsam" bezeichnet, weil er seine Seele dem Herrn gibt. Der Widerspruch in der Gestensymbolik ist gewiss nicht aufzulösen, denn er gehört ja zur „inneren Revolte" des Heiligen. Die eigene Seele herzugeben ist zwar eine Selbstkasteiung, deren Folge das Alleinsein ist, das „alles übertrieb", der Gewinn dieser Selbstlosigkeit ist aber auch nicht gering. Was allein zurückbleibt, ist das andere, das „eigentliche" Ich, das auf solche Weise zu seiner Souveränität gelangt.

Daher die Zäsur und der Wendepunkt, die durch die Konjunktion „aber", auch hier, am Anfang der letzten Strophe angezeigt werden.

> Aber dafür, nach Zeit und Zeit, erfuhr
> er auch das Glück, sich in die eignen Hände,
> damit er eine Zärtlichkeit empfände,
> zu legen wie die ganze Kreatur. (I, 539)

Das Glück, das der Heilige um den Preis seiner Seele erworben hat, ist schwer zu deuten. Wortwörtlich heißt es, dass es mit der Möglichkeit identisch ist, „sich in die eigenen Hände [...] zu legen". Als Grund (und gleichzeitig als Ziel) wird der narzisstische Wunsch nach (eigener) Zärtlichkeit angegeben. Die völlige Isoliertheit wird aus dieser Sicht also nicht mehr als Verhängnis empfunden, sondern als besondere Gelegenheit für eine absolute Ich-Erfüllung und Ich-Erweiterung. Die Bedingung der narzisstischen Glückserfüllung ist die Kompromisslosigkeit. Das Ich beansprucht für sich seine eigene „ganze Kreatur", so wird eigentlich sogar die „hergegebene" Seele zurückverlangt. Und, in einer anderen Annäherung: der Heilige begeht dadurch, dass er sich in die eigenen Hände legt, anstatt sich gänzlich seinem Schöpfer anvertrauen zu wollen, die größte Gottes-

lästerung, da er quasi an die Stelle des Gottes rückt und so beide Rollen für sich beansprucht: diejenigen des Schöpfers und seiner Kreatur. Die Gestensymbolik scheint aber noch komplizierter zu sein, wenn wir sie auch mit ihrer motivischen Vorwegnahme vergleichen. In *Das Lied des Bettlers* kommen nämlich zum Teil dieselben oder nur wenig abgewandelte Gestusmomente vor.

> Und endlich mach ich noch mein Gesicht
> mit beiden Augen zu;
> wie's dann in der Hand liegt mit seinem Gewicht
> sieht es fast aus wie Ruh.
> Damit sie nicht meinen ich hätte nicht,
> wohin ich mein Haupt tu. (I, 324)

Es wird in dieser Geste außer dem Schamgefühl und dem Selbstgefühl des ausgelieferten Menschen auch das narzisstisch Selbstgefällige ausgedrückt.[13] Denn im Zustand der In-sich-Geschlossenheit und der zärtlichen Selbstgeborgenheit steckt zugleich die bewusste Absonderung, die die Welt des Durchschnittsmenschen nicht nur beneidet, sondern (zumindest insgeheim) auch verachtet.

Diese intertextuelle Bezugnahme schafft ungewollt eine Verbindung zu dem letzten Stück der hier untersuchten Gedichtreihe *Die Bettler*, obwohl es durch seine Schreckensbilder scheinbar kaum irgendwelche Verwandtschaft mit den zuletzt erwähnten Gedichten aufweist. Schon die lyrische Situation ist ungewöhnlich, indem das Thema, das fürchterliche Elend der Bettler auf eine „gattungsfremde" (epische) Weise eingeführt wird. Trotz der Kürze des ganzen Textes gibt es zu Beginn gleich eine zweifache „narrative" Vermittlung. In einer imaginären Dialog-Situation wendet sich das lyrische Ich an einen virtuellen Zuhörer, um das von einem Fremden Erfahrene weiterzugeben. Diese „narrative" Perspektivierung in der ersten Verseinheit bereitet mit den sachlichen Aussagen das ungeheuere Erlebnis vor, das dann in den nächsten zwei Strophen mitgeteilt wird:

> Du wußtest nicht, was den Haufen
> ausmacht. Ein Fremder fand
> Bettler darin. Sie verkaufen
> das Hohle aus ihrer Hand. (I, 539)

Die metaphorische Verkehrung der flehenden Gebärden der Bettler, in der die Rollen des Nehmenden mit denen des käuflich Gebenden ironisch vertauscht werden, drückt schon die Bedürftigkeit der unglücklichen Wesen aus, die in den

---

[13] Vgl. dazu auch: Klieneberger, H. R.: Rilke's „Elendsfiguren" and the Romantic Tradition. In: Colloquia Germanica. Bd. 21, 1988, S. 288.

weiteren Bildern bis zum Paroxysmus gesteigert wird. Die Metaphorik des ekelerregenden Anblicks, die in der Lyrik Rilkes sonst in diesem Maße selten vorkommt, ist diesmal wohl nur mit der Schocksästhetik Gottfried Benns zu vergleichen. Sogar der Wohlklang der Reime dient hier der Versinnlichung der abstoßenden Gebärden der Bettler, indem er die Widerlichkeit durch Querverbindungen noch steigert („Mist" – „frißt"). Die entsetzliche Darstellungsperspektive lässt ein befremdendes Zusammenspiel zwischen den Bettlern und dem Fremden zu. Während nämlich die Elendsfiguren alle Hässlichkeiten ihrer Körper ohne Scham vorzeigen, beschaut der „Hergereiste" sie mit Aufmerksamkeit, denn „er kann es sich leisten".[14] Die zynische Ironie des Kommentars zeugt zwar von einer trotzigen Abwehr des Hässlichen, die Abschlussbilder deuten aber ein Sich-Auflösen in dem Ekligen an, als wenn die abstoßenden Gestalten den Fremden selbst in sich aufsaugen würden: „Es zergeht in ihren zerrührten / Augen sein fremdes Gesicht." Die ganze widerliche Gestenszenerie, die in diesem Punkt augenscheinlich in eine Vision hinübergeht, die eine Art Zwangsvorstellung darstellt, mutet zugleich ein verzerrtes Spiegelbild an. Der Fremde erscheint ja als „Verführter", der nun schon zur Welt der Behinderten und Ausgestoßenen gehört. Und umgekehrt: die Irren und die Bettler - alle diese Randgestalten sind fremd für den Alltagsmenschen, nicht aber für den Dichter, mit dem sich das Ich, das in *Das Lied des Bettlers* die Maske des Bettlers trägt, so gern identifiziert.[15]

> Dann weiß ich nicht sicher wer da schreit,
> ich oder irgendwer.
> Ich schreie um eine Kleinigkeit.
> Die Dichter schrein um mehr. (I, 324)

---

14 Dass Rilke „den Schmerz poetisch thematisiert, gar lyrisch theatralisiert" hat, gilt nicht nur für die *Fünf Gesänge*, wie Görner feststellt, sondern auch für dieses Gedicht und die noch früher entstandenen Texte der *Stimmen*. Görner, Rüdiger: Rainer Maria Rilke. Im Herzwerk der Sprache. Wien: Zsolnay, 2004, S. 126.

15 Auch Rilke wusste aber genau, dass der Dichter nicht mit dem Autor verwechselt werden darf: „Man soll, als Dichter, selbst die détresse nicht zu seiner Geliebten machen, sondern alle Heimsuchung und Seeligkeit in das Werk verlegen, und das äußere Leben muß davon geprägt sein, daß man sich weigert, sie beide anderswo durchzumachen." In: Rilke, Rainer Maria: Briefwechsel mit Thankmar von Münchausen 1913-1925. Hg. v. Joachim W. Storck. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel, 2004, S. 25. Vgl. in diesem Zusammenhang den Brief Rilkes an Nanny Wunderly-Volkart vom 9. 1. 1920: „[...] wie ein Hochstapler des Elends komme ich mir vor [...]". In: Rilke, Rainer Maria: Briefe an Nanny Wunderly-Volkart. Frankfurt a. M.: Insel, 1977, Bd. 1, S. 92.

Werkstatt



Annegret Middeke (Göttingen/Dresden)

Goethes Gedicht *Das Tagebuch* – eine erotisch-moralische Novelle in Stanzen[1]

> In der Geschichte der Kunst gibt es [...] keine reinen Wiederholungen. Das Alte kehrt als ein Neues wieder, um das Neue auszudrücken. Das Alte wirft auf das Neue einen neuen und oft ironischen Schatten.
>
> (Viktor Šklovskij)

Seine Brisanz verdankt Goethes Gedicht *Das Tagebuch. 1810,* in dem die Bereitschaft zur ehelichen Untreue, männliche Impotenz und sexuelle Erregung vor dem Traualtar unverhohlen ausgesprochen werden, eben diesem Verstoß gegen die zeitgenössische Konvenienz und Moral, sowie seiner abenteuerlichen Überlieferungsgeschichte vom im literarischen Untergrund kursierenden Liebhaber- und gelegentlich polizeilich konfiszierten Raubdruck bis hin zur englischsprachigen Erstveröffentlichung im „Herrenmagazin" *Playboy*.[2] Angesichts der „verstohlen-lüsterne[n] oder laszive[n] Rezeption"[3] mahnt Borchmeyer, man möge das *Tagebuch* nicht überschätzen, zumal die „Goethe-Philologie" sich in den letzten Jahren ohnehin „ungeniert als Goethe-Phallologie" präsentiere.[4] Goethe selbst war sich der Brisanz bewusst; drei Tage vor der Fertigstellung des *Tagebuchs* schrieb er an Charlotte von Schiller, dass ihm „seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann",[5] in sein Tagebuch jedoch: „Über moralische Erzählungen in Stanzen, Inhalt, Form, Reime."[6]

---

1 Für Anregungen und Hinweise danke ich Prof. Dr. Christian Wagenknecht.

2 S. „The diary". Übers. v. Frederick Nims. In: Playboy v. Dez. 1968, S. 212f.

3 Borchmeyer, Dieter: Die geheimgehaltenen Dichtungen des Geheimrats Goethe. Kritische Anmerkungen zu ihrer Wiederentdeckung. Der ‚Walpurgissack' und ‚Das Tagebuch'. In: Wittkowski, Wolfgang (Hg.): Verlorene Klassik? Ein Symposium. Tübingen: Niemeyer, 1986, S. 99-111, hier S. 102.

4 S. ebd., S. 100.

5 Brief an Charlotte von Schiller (27.4.1810). In: WA IV, 21, S. 248f., hier S. 249.

6 Tagebucheintrag (27.4.1810). In: WA III, 4, S. 113. In Riemers *Mitteilungen* zu diesem Tag heißt es: „Mittags mit Goethe über moralische Erzählungen in Stanzen; Inhalt, Form, Reime." (Riemer, Friedrich Wilhelm: Mitteilungen über Goethe. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses hg. v. Arthur Pollmer. Leipzig: Insel, 1921, S. 317.)

Die Fabel ist rasch erzählt: Es geht um einen Mann im mittleren Alter, vermutlich einen Handelsreisenden, dessen Kutsche auf dem Rückweg von nicht näher bestimmten Geschäften einen Radbruch erleidet. Er muss eine Nacht warten, bis der Schaden repariert ist, und kehrt in ein Gasthaus ein. Dort findet er Gefallen an der hübschen jungen Kellnerin, die ihm das Essen aufs Zimmer serviert. Überwältigt von plötzlichem Verlangen, versucht er sie zu küssen. Sie befreit sich aus der Umarmung, verspricht ihm aber, um Mitternacht zu einem Stelldichein wiederzukommen. Sie hält ihr Versprechen, und doch befreit sie sich abermals aus seinen Armen und erklärt ihm lange und umständlich, dass er nichts Unrechtes von ihr denken solle, weil sie eigentlich nicht so leicht zu haben sei, ihn aber habe sie mit ihrem Herzen ausgewählt usw. usw.: „Mich nennt die Stadt, mich nennt die Gegend spröde; / Nun aber weiß ich, wie das Herz sich kehre: / Du bist mein Sieger, laß Dich's nicht verdrießen, / Ich sah ich liebte, schwur Dich zu genießen." (X, 5-8)[7] Nachdem sie nun bereit ist sich hinzugeben, hat ihn die Manneskraft verlassen. Sich selbst und vor allem seinen „Meister Iste", wie er sein sonst so gehorsames und zuverlässiges Glied nennt, verfluchend, bleibt ihm nichts anderes übrig, als auf eine erneute Erektion zu warten. Er wartet vergebens – und das Mädchen schläft ein. Während er die Schlafende betrachtet, schweifen seine Gedanken in die Vergangenheit zu den vielen lustvollen Liebesnächten mit seiner Gattin, in denen ihm nicht ein einziges Mal so eine Schmach widerfahren ist. Mit den erotischen Erinnerungen kommt auch prompt die Erregung wieder, der „Meister Iste" erwacht aus seiner Ohnmacht: „Auf einmal ist er da und ganz im Stillen / Erhebt er sich zu allen seinen Prachten." (XX, 3-4) Doch statt sich endlich über das schlummernde Mädchen herzumachen, lässt der Mann es weiterschlafen, setzt sich an sein Tagebuch und resümiert den unfreiwillig verhinderten Seitensprung: „[...] Ich nahte mich der heimischen Pforte / Entfernen wollten mich die letzten Stunden, / Da hab' ich nun am sonderbarsten Orte / Mein treues Herz aufs neue dir verbunden. / Zum Schlusse findest du geheime Worte: // Die Krankheit erst bewähret den Gesunden. / Dies Büchlein soll Dir manches Gute zeigen / Das Beste nur, muß ich zuletzt verschweigen." (XXII, 1-8) Vom Hahnenschrei wird das Mädchen geweckt und verlässt schamhaft das Zimmer. Er sieht ihm noch einmal nach und fährt nach Hause. Die letzte Strophe schließlich verkündet „die Moral von der Geschichte".

---

[7] Es gibt noch keine endgültige, alle Handschriften berücksichtigende Ausgabe des Gedichts. Hier wird zitiert aus der ersten Abschrift Friedrich Wilhelm Riemers, dabei werden die von Goethe auf zwei Korrekturblättern notierten Änderungen berücksichtigt. (S. Goethe, Johann Wolfgang von: Das Tagebuch. In: Eibl, Karl [Hg.]: Goethe. Gedichte in Handschriften. Fünfzig Gedichte Goethes. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel, 1999, S. 182-210.) Die römischen Zahlen geben die Strophe, die arabischen den Vers der jeweiligen Strophe an.

„Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise / Und doch vermögen in der Welt, der tollen, / Zwey Hebel viel auf's irdische Getriebe: / Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe." (XXIV, 5-8)

Goethe hat das *Tagebuch* nicht veröffentlicht; in einem Gespräch mit Eckermann am 25.2.1824 nannte er drei die Selbstzensur bedingende Faktoren:

1. Die Verantwortung gegenüber seinem Ruf („er [muß] sich immer in einem gewissen Niveau halten"),
2. die Empfindlichkeit des Publikums („er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen und er hat daher Ursache sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Ärgerniß gebe") und
3. die Moral der Zeit („Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und der zu dem, was einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakspear's kräftigen Mitmenschen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen").[8]

Aus diesen Gründen hat Goethe das Gedicht nur in engem Kreis außerhalb (oder über) der „gemischten Welt" stehender Auserwählter vorgelesen und es ansonsten in einer Sammelmappe mit der Aufschrift „Paralipomena" aufbewahrt.[9] Jedoch hat er seinem Titel das Entstehungsjahr hinzugefügt – genau genommen lautet er: *Das Tagebuch. 1810* –, vermutlich um bei späterem öffentlichen Bekanntwerden eine chronologische Einordnung möglich zu machen.

Seit seiner ersten offiziellen Veröffentlichung[10] bewegen die (verhältnismäßig wenigen) Interpretationen sich auf dem von Eckermann abgesteckten Gebiet zwischen „in hohem Grade sittlich in [seiner] Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen

---

8 S. Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Einundzwanzigste Originalauflage. Nach dem ersten Druck, dem Originalmanuskript des dritten Teils und Eckermanns handschriftlichem Nachlaß neu herausgegeben von Professor Dr. H. H. Houben. Leipzig: F. U. Brockhaus, 1929, S. 70f.

9 S. [Über die Incommunicabilien unter den Paralipomena]. In: WA I, 42.2, S. 54f. hier S. 54: „Unter den zurückgebliebenen oder vielmehr zurückgehaltenen Gedichten ist eine bedeutende Anzahl, welche vielleicht niemals öffentlich erscheinen zu lassen räthlich ist; sie sind meinem Sohne als Geheimniß in die Hände gegeben, um solche künftighin mit Beirath der verbündeten Freunde entweder zu zerstören oder sonst darüber zu verfügen."

10 Zur Editions- und Rezeptionsgeschichte s. Vaget, Hans Rudolf: Goethe – Der Mann von 60 Jahren. Mit einem Anhang über Thomas Mann. Königstein/Ts.: Athenäum, 1982, S. 13-33.

unsittlich zu nennen pflegt," und „weit verfänglicher" und „bei weitem verwegener" (als die durch die antikisierende Form, „dem Ton und Versmaß der Alten", gleichsam neutralisierten *Römischen Elegien*).[11] Dabei haben sich zwei entgegen gesetzte Positionen herausgebildet. Die eine, vor allem vertreten durch Siegfried Unseld, versteht das *Tagebuch* als „ein Gedicht des Verzichts",[12] der „Brüderlichkeit und Zärtlichkeit"[13] „von höchst moralischem Charakter",[14] die andere, vor allem vertreten von Hans Rudolf Vaget, als einzigartige Leistung innerhalb der deutschsprachigen erotischen Literatur.[15] Hier soll noch einmal, jedoch unter maßgeblicher Einbeziehung der äußeren Form – der italienischen Stanze –, die Problematik des erotisch-moralischen Gehalts des *Tagebuchs* in Augenschein genommen werden.

Bekanntlich ist die metrische Organisation eines Textes keine Gegebenheit an sich, sondern beruht auf einer Entscheidung für oder gegen bestehende literarische Konventionen, wodurch der Text zum aktiven Mitspieler im Prozess der Semiogenese wird. Über diese Entscheidung verraten die auf das *Tagebuch* zu beziehenden Selbstzeugnisse Goethes, der „im Gebrauch der Versmaße von hellster Besonnenheit" war,[16] mehr als die Knappheit und Lakonie der Notizen auf den ersten Blick vermuten lassen, kommen doch zu der bloßen Nennung der Form und des Titels („Die Stanzen ‚das Tagebuch' abgeschrieben"[17]; „Abends mit August das Tagebuchgedicht in Stanzen"[18]) die Hinweise auf die Konzeption als „Geschichte im Castischen Styl und Sinne"[19], als „moralisch" und als „Erzählung"[20]. Die epitextuelle Formel: *Das Tagebuch* = moralische Erzählung in Stanzen im Castischen Stil und Sinn weist durchaus auf eine Entscheidung hin, und zwar für die Konvention der italienischen Stanzendichtung.

Der folgende Ausschnitt aus einer das *Tagebuch* betreffenden Diskussion zwischen Hans Rudolf Vaget und Dieter Borchmeyer indes zeigt, dass die

11 Eckermann: Gespräche, S. 70f.,

12 Unseld, Siegfried: „Das Tagebuch" Goethes und Rilkes „Sieben Gedichte". Frankfurt a. M.: Insel, 1978, S. 56.

13 Ebd., S. 57.

14 Ebd. S. 49.

15 Vgl. Vaget, Hans Rudolf: Goethe als erotischer Dichter. In: Wittkowski, Wolfgang (Hg.): Verlorene Klassik? Ein Symposium. Tübingen: Niemeyer, 1986, S. 112-128, bes. S. 127f.

16 Kayser, Wolfgang: Goethes Dichtungen in Stanzen. In Ders.: Kunst und Spiel. Fünf Goethe-Studien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1961, S. 86-99, hier S. 99.

17 Tagebucheintrag (30.4.1810). In: WA, III, 4, S. 114.

18 Tagebucheintrag (10.12.1819). In: WA III, 7, S. 120.

19 Tagebucheintrag (30.8.1808). In: WA III, 3, S. 378f., hier S. 379.

20 Tagebucheintrag (27.4.1810). In: WA III, 4, S. 113.

Verortung des Gedichts in der Tradition der italienischen Epik keine Selbstverständlichkeit in der Goethe-Forschung ist.

> Vaget: „[...] Sie unterstellen mir, Herr Borchmeyer, ich hätte gesagt, Goethe benutzt die Ottaverime zur Nobilitierung des Gegenstandes. [...]"
> Borchmeyer: „Die These einer Nobilitierung des Gegenstandes durch den Gebrauch der Stanze ist keine Unterstellung, sondern eine sehr plausible These innerhalb der deutschen Tradition der Stanze. Man gibt sie erst auf, wenn man weiß, das [sic!] Goethe in einer Tradition narrativer Verwendung der Stanze von Ariost bis Lord Byron stand. Ich weiß das ja auch erst seit der Lektüre der von mir betreuten Dissertation von Wolfgang Dietrich".[21]

In der deutschen Literatur wird die Stanze, „eine Fürstin der Strophen"[22], bevorzugt für Gedichte in hohem und rhetorischem Stil wie Prologe, Festgedichte, Huldigungen, weltanschauliche poetische Reflexionen u. ä. verwendet.[23] Entsprechend heißt es in Wolfgang Kaysers Klassifizierung der Stanzen Goethes[24]: „Der Überblick lässt etwas von dem Wesen, dem Ethos erkennen, das Goethe der Stanze zuschreibt. [...] Sie ist ihm nicht nur das Maß für Sprechdichtung, sondern Spruchdichtung. Die Stanze deutet, verkündet; ihr Sprechen kommt aus einem höheren Wissen, und sie spricht von Höherem".[25] Auch Werner Simon stellt fest, dass die Stanze „für Goethe von den Ansätzen im Jahre 1783 an bis in die hohe Altersdichtung des letzten Jahrzehnts eine immer wieder gepflegte Form des hohen Stiles" blieb,[26] und bemerkt, das *Tagebuch* betreffend, dass die

---

21 Diskussion Borchmeyer und Vaget. In: Wittkowski, Wolfgang (Hg.): Verlorene Klassik? Ein Symposium. Tübingen: Niemeyer, 1986, S. 128-133, hier S. 133.

22 Kayser, Wolfgang: Kleine deutsche Versschule. Tübingen, Basel: Francke, [24]1992, S. 46.

23 S. Frank, Horst Joachim: Handbuch der deutschen Strophenformen. Tübingen, Basel: Francke, [2]1993, S. 671ff.

24 Kayser (Goethes Dichtungen, S. 89) klassifiziert Goethes Stanzen nach ihrem Verwendungszweck:
1) in Epen *(Geheimnisse, Das Tagebuch)*
2a) in Prologen und Epilogen
2b) in Festspielen zur Deutung von Maskenzügen
3a) in großen Gedichten
3b) in Widmungsgedichten.

25 Ebd.

26 Simon, Werner: Zu Goethes Stanzendichtung. In: Seiffert, Hans Werner (Hg.): Beiträge zur deutschen und nordischen Literatur. Festgabe für Leopold Magon zum 70. Geburtstag. Berlin: Akademie-Verlag, 1958, S. 238-249, hier S. 249.

„Formstrenge den scheinbar libertinen Inhalt zur Höhe ernster Betrachtung hebt",[27] so wie Vaget meint, dass das „Prachtgewand der poetischen Form" die Bändigung des „Dämons Eros" bewirke.[28] Kayser selbst äußert sich vorsichtig zum *Tagebuch* und weist ausdrücklich auf die Fortsetzung der „recht gewagte[n] epischen Erzählungen" der italienischen Literatur hin,[29] doch verwundert es angesichts seiner Klassifizierung, in der das *Tagebuch* und die *Geheimnisse* zusammen gefasst werden, nicht, wenn die maßgeblich von Goethe geschaffene würdevolle Aura der deutschen Stanze auch im *Tagebuch* wahrgenommen wird. Erst Wolfgang Dietrich dokumentiert in einer komparatistischen Analyse erstaunliche Übereinstimmungen des *Orlando furioso* von Ariost[30] und des *L'archivescovo di Praga* von Casti mit dem *Tagebuch* und damit die rein narrative Verwendung der Stanzen: „Die Stanzen der ‚Tagebuch'-Novelle sind eine direkte Nachahmung der Stanzen in den Castinovellen, und zwar in metrischer Hinsicht. [...] Die Versicherung des Dichters, er habe das ‚Tagebuch' in ‚Casti'schem Styl und Sinne' verfaßt, erweist sich auch insofern als wahr".[31]

Goethe hat in einem Brief an Schiller die Stanzen als „gar zu obligat gemessen und periodisch"[32] charakterisiert, doch erweisen „[g]erade diese strophischen Strukturen" sich als besonders „geeignet für gesprächsmäßige, betont ‚unmusikalische' Gattungen", da vor dem Hintergrund der Monotonie der konstant strophischen Intonationen die Gesprächsintonation um so deutlicher wahrgenommen wird.[33] Der strengen Form, die nach der versethischen Interpretation Simons eine züchtigende Funktion, die Disziplinierung des „scheinbar libertinen Gehalts", ausübt, wird in der strukturalistischen die nahezu gegenteilige Funktion, die

27 Ebd., S. 242.

28 S. Vaget: Goethe, S. 74.

29 S. Kayser: Goethes Dichtungen, S. 88.

30 Ausdrücklich nennt Goethe nur Casti als Quelle, doch könnte seine für den 21.4.1810 bezeugte Lektüre August Wilhelm „Schlegels Recension von Gries' Übersetzung des Ariost" (WA III, 4, S. 111) eine weitere Anregung gewesen sein. Darauf weist schon Eckermann hin, der das *Tagebuch* als „in dem Ton und der Versart von Meister Ariost" beschreibt (Eckermann: Gespräche, S. 71). Eine erste Interpretation in die Richtung bietet Rüdiger, Horst: Humor und Ironie in Ariosts „Orlando furioso". In: Schweizer Monatshefte 54 (1975), H.12, S. 914-929, hier S. 926ff., an.

31 Dietrich, Wolfgang: Die erotische Novelle in Stanzen. Ihre Entwicklung in Italien (1340-1789) und Deutschland (1773-1810). Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 1985 (Europäische Hochschulschriften. Reihe I, Bd. 812), S. 107.

32 Brief an Schiller (21.2.1789). In: WA, 13, S. 71f., hier S. 71.

33 S. Lotman, Jurij M.: Die Analyse des poetischen Textes. Aus dem Russischen übers. u. hg. v. Rainer Grübel. Kronberg/Ts.: Scriptor-Verlag, 1975, S. 150.

Gewährung narrativer Freiheiten, zugeschrieben.[34] Diese These kann leicht bestätigt werden anhand der poetischen Syntax: Im *Tagebuch* gibt es eine Tendenz zur Zäsur,[35] d.h. „einer syntaktischen Pause, die stärker ist als die am Anfang oder Ende desselben Verses"[36] und die zumeist mit einem Enjambement[37] einhergeht, so dass die „Einheit der Versreihe"[38] in ein Spannungsverhältnis mit der syntaktischen Struktur des Textes tritt und die abwechslungsreiche Prosaintonation sich entfalten kann. Diese und weitere Besonderheiten der poetischen Syntax, etwa der Wechsel von kurzen und langen, asyndetisch, syndetisch, polysyndetisch verbundenen Haupt- und Nebensätzen, rhetorische Fragen, Imperativsätze, Interjektionen und Invektiven, Parallelismen, Wiederholungen, verschiedene Figuren der Transmutation u. v. a., im *Tagebuch* zeigen eindeutig, dass diese Stanzen im Dienst der Narration und nicht des „hohen Stiles" stehen. Bei solch einer Strophe, so Rüdiger über die [Ariostsche] Stanze in narrativer Verwendung, liegt gewiss „die Gefahr der Unruhe, auch der Abschweifung" nahe, „so wie man ihr in der alltäglichen Konversation oft nicht entgeht. Aber ihre Eigenart läßt die

---

34 Unseld („Das Tagebuch" Goethes, S. 33f.) betrachtet auch den Reim „als kognitives Substrat des moralischen Inhalts": „Die ersten Reimpaare >Ende<, dann >wende<, und dann die Zeile: >Das Beste bleibt, wir geben uns die Hände< machen dem Leser klar, daß er nicht auf eine Katastrophe ehelichen Treuebruchs vorbereitet wird. [...] Immerhin reimt sich hier >versuchend<, also Versuch und Versuchung, auf >Tugend<. >So waltet was< – mit solcher lässigen Floskel kann nur Goethe das moralische Fazit der ganzen Geschichte in der Schlußzeile schon der ersten Strophe ankündigen: >gerettet ist die Tugend<." In der Tat ist der Reim, „bedingt durch die progressive Wirkung seines ersten und die regressive Wirkung seines zweiten Gliedes", „ein wichtiger semantischer Hebel" (s. Tynjanov, Jurij N.: Das Problem der Verssprache. Zur Semantik des poetischen Textes. Aus dem Russischen von Inge Paulmann. München: Fink, 1977 [Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 25], S. 127ff.), und eine Vielfalt reimsemantischer Effekte lässt sich im *Tagebuch* finden. Doch stellt auch der Reim in einem weiträumigen poetischen Text ein dessen narrative Wirkung unterstützendes Mittel dar (s. Lotman: Die Analyse des poetischen Textes, S. 135).

35 In 58 von 192 Versen werden Zäsuren realisiert, in weiteren 58 ist, da eine Wort- oder Syntagmagrenze vorliegt, eine Zäsur zumindest möglich.

36 Vgl. Zirmunskij, Viktor M.: Introduction to Metrics. The theory of verse. Aus dem Russischen übers. v. C. F. Brown. London, The Hague, Paris 1966 (Slavistic Printings and Reprintings. Bd. LVII), S. 161.

37 S. ebd.: „Depending on the distribution of this pause, one can distinguish two kinds of enjambement: one internal syntactic pause terminates a phrase carried over from the preceding line [...], and other begins a phrase carried over into the following line [...] Often, however, both types are to be seen in one enjambement."

38 Tynjanov: Das Problem der Verssprache, S. 66f.

[...] Stanze als spezifische Form der kultivierten geselligen Konversation erscheinen, wobei der Hörer zum idealen Mitwirkenden wird, weil er sich immer wieder angesprochen fühlt. Ohne an Charakter und Qualität zu verlieren, kann die Stanze auf Ernst und Tiefe verzichten."[39] Dieser „gepflegte, dabei schadenfrohe" Konversationston, den Goethe 1810 für sein *Tagebuch* übernahm, hatte „über gut zwei Jahrhunderte hinweg (16.-18. Jh.) die Einzigartigkeit der galanten italienischen Stanzennovelle" begründet.[40]

Vor dem Hintergrund der narrativen Wirkungsmöglichkeiten der Stanzen fließt die Fabel im Plauderton der galanten Novelle dahin und steuert direkt auf ein erotisches Abenteuer zu, dessen anekdotischer Verlauf in den Strophen III bis X topisch-konventionell aufgebaut ist. Den witzig-ironischen Höhepunkt der Anekdote bildet das in selbstbewusster Offenheit dargebotene sexuelle Versagen des Protagonisten: „Und wie ich Mund und Aug' und Stirne küsste / So war ich dich in wunderbarer Lage: Denn der so hitzig sonst den Meister spielet / Weicht schülerhaft zurück und abgekühlet." (XI, 5-8)

An der Stelle des Missgeschicks jedoch wird der anekdotische Fortgang gestört, indem ein erotisch-moralisches Paradoxon in die Struktur der Fabel eingeführt wird, das sich wie ein moralisches Wunder ausnimmt. Der profane Ort des heimlichen Stelldicheins verwandelt sich in einen „Zauberkreis" (XXI, 8), in dem die gesamte Handlungsdynamik zum Stillstand kommt: „Jener, dem sie nichts verwehrte", ist „[o]hnmächtig" (XIV, 4), das Mädchen liegt „schlafend, schöner als sie wachte" (XIII, 5), und „athmet lieblich holdem Traum entgegen", (XIV, 7) der Protagonist selbst „hält den Athem, sie nicht aufzuregen." (XIV, 8) Vergeblich auf die Erektion hoffend, gibt er sich anfangs zornigen Selbstverwünschungen, dann sinnlich-sexuellen Phantasien hin, in denen jedoch nicht mehr das gegenwärtige Mädchen, sondern die entfernte Gattin das Objekt der Begierde ist. Genau diese, seiner eigentlichen sexuellen Absicht widersprechenden, Phantasien erlösen ihn schließlich aus der peinlichen Lage.

Die paradoxe Handlungsironie ist zugleich der Wendepunkt der Erzählung, der durch einen Tempus- und einen Rollenwechsel markiert wird. Vom Präteritum, dem Modus der gestalteten Mittelbarkeit, geht sie ins Präsens über und, scheinbar beiläufig motiviert durch einen die leidige Situation veranschaulichenden Vergleich: „Vom Schlangenbisse fällt zunächst der Quelle / Ein Wanderer so, den schon der Durst verzehrte." (XIV, 5-6), zerfällt die Einheit aus erzählendem und erlebendem Ich. Der Ich-Er-Bezugswechsel, nach Iser ein Indikator für das Bestreben, etwas Doppeltes zum Vorschein zu bringen, ermöglicht eine distanzierte Betrachtung des Geschehens und die daraus folgende Personalisierung der Erzählung eine Trennung von der anekdotisch intendierten Geschichte, in welcher

39 Rüdiger: Humor und Ironie, S. 926.

40 Vgl. Dietrich: Die erotische Novelle, S. 95.

der Erzähler zugleich das handelnde Subjekt ist. Auf dem narrativen Höhepunkt der Handlungsführung ist das erzählend-erlebende Ich weder in der Lage die Ereignisse voranzutreiben noch sie zu steuern und wird zum Objekt einer eigenwilligen, sich gleichsam verselbständigenden und den Verlauf der Geschichte bestimmenden Erotik. Diese, diktiert von den „Grillen des Meisters", verlagert sich von dem missglückenden amourösen Abenteuer mit dem unbekannten Mädchen auf die bereits erlebten Liebesnächte mit der Ehefrau. Das erlebende Ich, nun in der Rolle des Wanderers und in einem ambivalenten Zustand zwischen Selbstverwünschung (angesichts seiner augenblicklichen Schmach) und Selbstgefälligkeit (angesichts seiner früheren sexuellen Leistungen), taucht ein in die Erinnerungswelt seiner ehelichen erotischen Wonnen, die in Form eines Gedankenzitats wiedergegeben werden. Hier setzt sich die Ich-Spaltung zunächst fort: („Spricht er zu sich: so mußt du doch erfahren" [XV, 2]). Der schrittweise Prozess der Erinnerung und träumerischen Assoziation wird zur Kontemplation im Sinne einer faszinierten ästhetischen Verwunderung über die eigene erlebte Erotik, die einst so selbstverständlich, intensiv und lebendig war („Als Deine Herrinn Dir zum ersten Male / Vor's Auge trat im Prachterhellten Sale." [XV, 7-8] // „Da quoll dein Herz, da quollen Deine Sinnen, / So daß der ganze Mensch entzückt sich regte." / [XVI, 1-2] [...] „Vervielfacht war was sich für sie bewegte: / Verstand und Witz und alle Lebensgeister / Und rascher als die andern jener Meister." [XVI, 6-8]) und kraft derer nicht nur „das Idealbild eines vergangenen, von Potenzstörungen unbeeinträchtigen Liebeslebens",[41] sondern auch die Selbstsicherheit des erlebenden Ich rekonstruiert und somit neu gewonnen werden. Anders als in der Anekdote ist in der Rückwende der Ton nicht „gesprächsmäßig", sondern emphatisch und pathetisch-bewegt. Der Übergang zurück zur ersten Person Singular erfolgt ausgerechnet in den skandalösen Versen: „Und als ich endlich sie zur Kirche führte: / Gesteh' ich's nur, vor Priester und Altare, / Vor deinem Jammerkreuz blutrünstger Christe, / Verzeih mir's Gott! es regte sich der Iste." (XVII, 5-8) Der cc-Reim >Christe< : >Iste<, in dem die „Nachdrucker" des *Tagebuchs* „eine so starke Blasphemie [sahen], daß sie ihn fast immer durch Pünktchen ersetzten",[42] enthält neben der Kritik an der kirchlichen Ehemoral das Postulat einer nicht reglementierten, nur der gegenseitigen Liebe verpflichteten Sexualität.[43] Er zeigt

41 Vgl. Vaget: Goethe, S. 62.

42 Unseld: „Das Tagebuch" Goethes, S. 43.

43 Aber es geht wohl nicht um die Subsumierung der „Auferstehung des Gekreuzigten und des männlichen Zeugungsorgans [...] unter den Glauben an die Wiederauferstehung des Menschen in ewiger ‚Werdelust'" (Vaget: Goethe, S. 68). Dietrich (Die erotische Novelle, S. 103) entdeckt auch hier eine mögliche Anlehnung an Casti: Es sei „daran zu denken, daß Castis antiklerikale Satiren naturgemäß an kirchlichen Stätten spielen und Goethe deshalb diesen Zug übernahm."

auf drastische Weise, dass die Erzählung sich von der anekdotischen Fabel gelöst hat, denn hier, in der eigentlichen Darstellung von Erotik, fallen Ehe, Liebe und Sexualität zusammen.[44] Die Rückwende erweist sich insofern als entscheidender Punkt, als die Summe eines vergangenen, außerhalb der anekdotischen Fabel liegenden, Lebensabschnitts gezogen und diese Summe zur Gegenwart wird. Kaum dass der Protagonist seine Manneskraft wieder erlangt, es „dem Wandrer ganz zu willen [steht], / Nicht lechzend mehr am Quell zu übernachten" (XX, 5-6), wird er sich des wundersamen Vorgangs bewusst („Wer hat zur Kraft ihn wieder aufgestählet? / Als jenes Bild, das ihm auf ewig theuer / Mit dem er sich in Jugendlust vermählet / Dort leuchtet her ein frisch erquicklich Feuer" [XXI, 1-4]) und entzieht sich, gleichsam geläutert, „dem holden Zauberkreise" (XXI, 8). Die Überwindung des im „gepflegten, dabei schadenfrohen" und selbstironischen Plauderton vorgetragenen Missgeschicks wird am Ende zur echten Katharsis.

Die wundersame Erfahrung, von einer eigenwilligen, unvorhersehbaren Erotik vom Vorsatz der ehelichen Untreue auf den Weg der ehelichen Treue zurückgeführt worden zu sein, wird in Abhängigkeit vom Adressaten auf zweierlei Weise rationalisiert und offizialisiert: als Eintrag im Reisetagebuch, das der Gattin zugedacht ist, und als Botschaft an die Menschheit in den Rahmenstrophen des Gedichts.

Vaget meint, das *Tagebuch* handele „nicht von dem, wovon zu handeln es vorgibt: den Imponderabilien des männliches Sexuallebens und der Rolle, die ‚Pflicht' und ‚Liebe' darin spielen." Es reklamiere zwar „die Lizenz zur Intimität, die mit dieser literarischen Form traditioneller Weise gegeben ist",[45] doch entziehe es sich letztlich „der Konsequenzen dieser Form" und verweigere „Fazit und Geständnis."[46] Er begreift den Titel rhematisch, als die Tagebuchpraxis „zwischen Aufklärung und Kunstepoche"[47] aufrufend. Das Tibulls *Elegien* entnommene

44 Nach Tynjanov (Das Problem der Verssprache. S. 127ff.) ist vor allem der nicht kanonische Reim ein wirksamer „semantischer Hebel". Eben solche Reime, das bezeugt Riemer (Mitteilungen über Goethe, S. 326), hat Goethe gefordert: „Wenn die Reime nicht neu, genialisch oder überhaupt bedeutend sind, so ziehen sie den Gegenstand herunter."

45 Vaget: Goethe, S. 49.

46 Ebd., S. 79.

47 S. Schönborn, Sibylle: Das Buch der Seele. Tagebuchliteratur zwischen Aufklärung und Kunstperiode. Tübingen: Niemeyer, 1999 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 68), S. 18f.: „Körper und Körpererfahrung gehören zu den zentralen Themen der diarischen Selbstthematisierung. [...] Die Tagebücher vollziehen diesen Prozeß [des einsetzenden Sprechverbots über autonome Körperregungen] mit, bilden aber zugleich ein retardierendes Moment, indem sie noch einmal Spuren des Körpers dem Text einschreiben, über individuelle Körperreaktionen sprechen, die aus dem literarischen Text als unschicklich, pathologisch, als nicht kommunikabel ausgegrenzt werden."

Motto „– Aliam tenui; sed iam quum gaudia adirem, / Admonuit dominæ deseruitque Venus." („[Oft] hab ich eine andere in den Armen gehalten, doch kaum begann ich die Freuden zu genießen, da machte mich Venus an meine Herrin denken und ließ mich im Stich.")[48] lässt, auf den Titel bezogen,[49] tatsächlich einen Tagebucheintrag und darin das Geständnis ehelicher Untreue erwarten. Da aber das Tagebuch ein Element des diegetischen Universums der Novelle ist, erscheint es sinnvoller, den Titel thematisch zu verstehen. In dem Fall könnte eine Begebenheit erzählt werden, in der ein Tagebuch „als Thema oder zentraler Gegenstand"[50] vorkommt, ohne dass der Leser den Inhalt erfährt oder erfahren müsste. Hier aber wird der Tagebucheintrag als wörtliches Zitat in die Novelle eingefügt, weshalb er nicht als defizitär, sondern im Gegenteil als besonders bedeutsam angesehen werden muss, entfaltet sich doch durch seine Unabhängigkeit vom Erzählerstandpunkt eine eigentümliche Spannung zwischen Assimilation und Dissimilation bezüglich der kontextuellen Umgebung. Wird gewöhnlich in der Doppelfiktion des „Texts im Text" die erste als real und die zweite als fiktiv wahrgenommen,[51] so stellt sich im *Tagebuch* die zweite als aufrichtige Reflexion eines in der ersten Fiktion „real" erlebenden Ich dar und suggeriert nicht Fiktivität, sondern Authentizität. Da jedoch jede autobiographische Äußerung ein Versuch ist, das Leben zu strukturieren, d.h. als aus verschiedenen Stationen bestehende Einheit zu erklären und ihm einen Sinn zu geben, ist sie in letzter Konsequenz ein Akt der Autokonstruktion. Genau den vollzieht der Tagebuchschreiber und muss dabei das nächtliche Erlebnis kompatibel in sein persönliches autobiographisches Sujet sowie in das seiner Ehe einfügen:

> XXII
> Sitzt, schreibt: Ich nahte mich der heimischen Pforte
> Entfernen wollten mich die letzten Stunden,
> Da hab' ich nun am sonderbarsten Orte,
> Mein treues Herz aufs neue Dir verbunden.

---

48 Das Motto wurde vermutlich, angeregt durch Goethes Beschäftigung mit Koreffs Tibull-Übersetzung, nachträglich auf dem Titelblatt der Abschrift Riemers hinzugefügt. Zum 6.5.1810 notierte Goethe in sein Tagebuch (WA III, 4, S. 115f.): „Baron Rennenkampf, der [...] auch die Übersetzung des Tibull von Koreff [...] brachte. [...] Abends zu Knebel. Koreff. Zuletzt ‚das Tagebuch'."

49 Dafür spricht, dass es auf die erste Seite direkt unter den Titel gesetzt wurde (s. Eibl: Goethe. Gedichte in Handschriften, S. 182).

50 Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buchs. A. d. Frz. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2001, S. 83.

51 S. Lotman, Jurij M.: Tekst v tekste. In: Ders.: Izbrannye stat'i v trech tomach. Bd. I: Stat'i o semiotike i tipologii kul'tury. Tallin: Aleksandra, 1992, S. 148-160, hier S. 155ff.

Zum Schlusse findest Du geheime Worte:
Die Krankheit erst bewähret den Gesunden.
Dies Büchlein soll dir manches Gute zeigen
Das Beste nur, muß ich zuletzt verschweigen.

Zwar kann „[d]as Beste" – das erotisch-moralische Wunder – der Gattin aufgrund seiner prekären Bewandtnis nicht mitgeteilt werden, die mitteilbaren der „geheime[n] Worte"[52] aber sind weder „leichtgewichtige Dinge"[53] noch ein „‚Trick'",[54] sondern im Gegenteil eine hoch komplexe Rationalisierung des verschwiegenen „Besten": „Die Krankheit erst bewähret den Gesunden." (XXII, 6)[55] Die Dialektik von Krankheit und Gesundung entspricht jener ironischen Wahrheit der Geschichte, dem erotisch-moralischen Wendepunkt, der am Ende zur Katharsis führt. Sie zeigt, dass die Gefährdung selbst imstande ist, die Rettung herbeizuführen, bringt doch die Krise, ihrem Wesen nach eine Situation, in der eine Wende zum Guten wie zum Schlechten sich vollziehen kann, den von der Trauten in doppeltem Sinn weit Entfernten ohne sein Zutun – sogar: entgegen seinen ehebrecherischen Absichten – noch näher zu ihr, als er es zuvor war.

Die aus Pro- und Epilog bestehenden rahmenbildenden Strophen I und XXIV, in denen ein anonymes Waltendes (I, 8) bzw. die Pflicht und die Liebe (XXIV, 8) als rettende Kräfte den Versuchungen des Dämons antithetisch gegenübergestellt werden, schließlich verkünden die „Moral von der Geschichte":

I
Wir hören's oft und glauben's wohl am Ende
Das Menschenherz sey ewig unergründlich
Und wie man auch sich hin und wieder wende
So sey der Christe wie der Heide sündlich.
Das Beste bleibt, wir geben uns die Hände
Und nehmen's mit der Lehre nicht empfindlich:
Denn zeigt sich auch ein Dämon uns versuchend
So waltet was, gerettet ist die Tugend.

52 Das ist durchaus wörtlich zu verstehen als geheim gehaltene bzw. geheim zu haltende Worte. Schönberger hingegen meint, dass es sich um Worte mit einem „geheimen Hintersinn" handele. (Schönberger, Otto: Dichtung und Liebe. Zu Goethes Gedicht „Das Tagebuch". In: Perels, Christoph [Hg.]: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Tübingen: Niemeyer, 1988, S. 60-78, hier S. 76.)

53 Vaget: Goethe, S. 79.

54 Dietrich: Die erotische Novelle, S. 83.

55 Zu diesem Vers macht Goethe den Vermerk: „gesperrt" (s. Eibl: Goethe. Gedichte in Handschriften, S. 210).

XXIV
Und weil zuletzt bey jeder Dichtungsweise
Moralien uns ernstlich fördern sollen;
So will auch ich in so beliebtem Gleise
Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwey Hebel viel auf's irdische Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

Dietrich weist darauf hin, dass die moralisierenden Rahmenstrophen gattungstypisch für die italienische galante Novelle sind, die „wegen ihres anrüchigen Inhaltes zwangsläufig in einen stabilen moralischen Rahmen eingebettet werden [mußte], der den Autor gegen die Anwürfe beschränkter Zeitgenossen teilweise sicherte."[56] Dass dieser im *Tagebuch* hochgradig ironisch ist, hat schon dessen erster Interpret, Johannes Niejahr, festgestellt: Goethe selbst habe in den *Erzählungen deutscher Ausgewanderter* erklärt, warum die moralische Erzählung „seinem dichterischen Bedürfnis auf die Dauer nicht genügen könne. [...] Wenn daher Goethe in der letzten Strophe des Tagebuchs sagt, daß ‚bei dieser Dichtungsweise Moralien uns ernstlich fördern sollen', so ist dies eine Maske, die er sich nur für die Rolle des moralisierenden Erzählers vornimmt."[57] Da aber auch die ironische Distanzierung des Novellisten von der ‚Moral von der Geschichte' „ein festes Element der Gattung selbst" ist, schlussfolgert Dietrich: „Goethe hat den Kunstgriff in **ungebrochener** Weise übernommen."[58] Dabei jedoch wird übersehen, dass bereits die zu legitimierende Fabel durch die eigentümliche Handlungsironie, die Leichtigkeit der wundersamen erotisch-moralischen Wende, in ihrem anekdotischen Fortgang gestört wird und einen von der italienischen Vorlage abweichenden Verlauf nimmt. Um diese Erfahrung bereichert, werden die auf den ersten Blick konventionell scheinenden

56 Dietrich: Die erotische Novelle, S. 82. Auch Borchmeyer (Die geheim gehaltenen Dichtungen, S. 111) leitet aus der Feststellung, dass (anders als in den antikisierenden *Römischen Elegien*) „die unverhüllte Darstellung der Geschlechtlichkeit" im *Tagebuch* „mit seinem modern-bürgerlichen Sujet und seiner spezifisch modernen Strophenform" nicht durch die Form legitimiert wird, ab, dass sie durch „Moralisierung" legitimiert werden musste. Und Schönberger (Dichtung und Liebe, S. 67) meint in Anlehnung an Gundolfs Charakterisierung der Stanzen, dass „Frivolität und naive oder kokette Verruchtheit bei dieser Form nur dann ausgeschlossen [sind], wenn es sich um eine Lehre (wie letztlich in unserem Falle) oder um Allegorie handelt."

57 Niejahr, Johannes: Goethes Gedicht „Das Tagebuch". In: Euphorion II (1895), S. 604-616, hier S. 609.

58 Dietrich: Die erotische Novelle, S. 91.

Rahmenstrophen zu einem gewissen Grad entironisiert, denn letzten Endes fallen „Pflicht" und „Liebe" auf wunderbare Weise doch zusammen: die Pflicht des ritualisierten Andenkens als Handlungsregulativ, die durchaus gewohnheitsmäßig erfüllt werden kann, wie z. B. im täglichen Schreiben („Nun setzt' ich mich zu meiner Tasch' und Briefen / Und meines Tagebuchs Genauigkeiten, / Um so wie sonst, wenn alle Menschen schliefen, / Mir und der Trauten Freude zu bereiten;" [V, 1-4]), und die Liebe als lebendige Erinnerung, die im Falle der „Pflichtvergessenheit" von selbst als rettende Kraft wirksam wird. Die Korrelation von Pflicht und Liebe zeigt sich an der Funktion des Tagebuchs, das sowohl eine „ermahnende Macht"[59] als auch ein Medium zum Speichern und Mitteilen, wenn auch in verkürzter Form, der erneuerten und bestärkten Liebe ist.

Gewiss besteht eine Inkongruenz zwischen den Rahmenstrophen, in denen Versuchung und Rettung in antithetischem, und dem Tagebucheintrag, in dem sie in dialektischem Verhältnis zu einander stehen. Sie ist begründet in den zwei adressatenbezogenen Formen von Offizialisierung, von denen die in den – insofern noch konventionellen – Rahmenstrophen in ihrer Sentenzhaftigkeit die allgemeinere, aber auch trivialere ist.

Abschließend lässt sich festhalten: Das *Tagebuch* ist eine an die italienische galante Novelle angelehnte anekdotische Geschichte, die jedoch einen wundersamen erotisch-moralischen Kern enthält, der ihren Wendepunkt bildet und einen nicht-anekdotischen Fortgang bewirkt. Die moralische Legitimation des Gedichts liegt weder in der „edlen Stanzenform" noch im „Motiv des Verzichts" noch in den „Moralien", sondern in eben diesem Kern. Wenn Vaget behauptet, dass Goethe sich von „dem moralisierenden Anliegen der italienischen galanten Novelle distanziert, gerade indem er sie zu imitieren vorgibt",[60] hat er insofern Recht, als das *Tagebuch* keiner äußeren Moralisierung bedarf, da es die Gattungskonvention als solche unterläuft, deren in geselligem Ton vorgetragene „anrüchige" Fabel hier zu einem moralischen Ende geführt wird. Goethe hat das *Tagebuch* formal, thematisch und „atmosphärisch" in der Tradition der „gewagten" italienischen Stanzendichtung verortet, um es dann wieder aus ihr zu befreien, ein Vorgang, der mit Bloom als intertextueller Akt des Wegwendens und Überbietens bezeichnet werden kann. In diesem Spannungsfeld aus Imitation und Ablehnung, aus mis-reading und re-writing, erweist es sich als innovativer literarischer Text, der ohne moralische Rechtfertigung, aber auch ohne „den Meister Iste in den Himmel wachsen zu lassen",[61] Beachtung verdient.

59 Schönberger: Dichtung und Liebe, S. 77.

60 Vaget: Goethe, S. 47.

61 Borchmeyer: Die geheim gehaltenen Dichtungen, S. 100 u. 111.

Gábor Pusztai (Debrecen)

Die „Wahrheit" und die Literatur
Über die Beurteilung der Deutschen Kolonialliteratur in der Literaturforschung nach 1945

Johann Loubser, der Direktor der Nationalbibliothek Namibias in Windhoek, wunderte sich vor Kurzem in einem Interview mit Stefan Hermes in der *Berliner Literaturkritik* darüber, dass die deutsche Kolonialliteratur in Deutschland selbst weitgehend unbekannt zu sein scheint: „Natürlich handelt es sich fast ausschließlich um miserable Bücher, um kolonialistische Propaganda. Aber zumindest die deutsche Forschung müsste sich doch mit diesen Texten beschäftigen."[1]

Aus dieser Aussage können wir zwei wichtige Informationen herausfiltern: erstens wird die deutsche Kolonialliteratur von Loubser als ‚kolonialistische Propaganda' gewertet, zweitens wird hier auch das mangelnde Interesse der deutschen Forschung für dieses Thema deutlich.

Das mangelnde Interesse ist vor allem durch historische Gründe zu erklären. Im Folgenden werde ich mich neben dem historischen Hintergrund dieser Frage auch mit dem Stand der Forschung nach 1945 auseinandersetzen. Dabei wird die ‚Wahrheit' in und hinter der Literatur bzw. das Verhältnis der Forscher zur ‚Wahrheit' in den Vordergrund gerückt.[2]

1. Gründe des Schweigens – Die deutsche Kolonialliteratur vor 1945

Dass die deutsche Kolonialliteratur sich vor dem Ersten Weltkrieg durchgesetzt hat und als Gattungsform behaupten konnte, ist Frida von Bülow zu verdanken.[3] Den entscheidenden Durchbruch erreichte aber Gustav Frenssen[4] mit seinem

---

1 Internetversion http://www.berlinerliteraturkritik.de/index.cfm?id=4956 (24. Mai 2004)

2 Mit ‚Wahrheit' ist hier das subjektive Verhältnis der Forscher zur historischen Wirklichkeit und zur Literatur gemeint. Alle anderen Aspekte des Wahrheitsbegriffes (wie z.B. der philosophische) werden in dieser Arbeit außer Acht gelassen.

3 Warmbold, Joachim: Deutsche Kolonial-Literatur. Lübeck: Eigendruck, 1982, S. 68f.

4 Benninghoff-Lühl, Sybille: „Ach Afrika! Wär' ich zu Hause!" Gedanken zum deutschen Kolonialroman der Jahrhundertwende In: Nestvogel, Renate; Tetzlaff, Rainer (Hg.): Afrika und der deutsche Kolonialismus. Zivilisierung zwischen Schnapshandel und Bibelstunde. Berlin-Hamburg: Dietrich Reimer, 1987, S. 84.

Peter Moors Fahrt nach Südwest.[5] Das Buch thematisiert den Aufstand der Herero in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1904-1906 und dessen Unterdrückung durch die deutsche Schutztruppe. Dass gerade von diesem Buch in seinem Erscheinungsjahr 44.000 Exemplare über den Ladentisch gingen[6] und dass das Werk im Ersten Weltkrieg etwa eine Auflage von einer halben Million Exemplare erreicht hat und damit zum „Volksbuch" wurde, ist kein Zufall. Der Kolonialroman ist ein Teil der „Kolonialpädagogik", ein Teil eines Kolonisationsplans des deutschen Staates gewesen.[7]

> Vom Kolonialministerium in Berlin verordnet, von Industrie und Handel finanziert, verlief die Werbung für die Kolonien im Bildungs- und Freizeitbereich, in Jugendvereinen, beim Militär und in Betrieben in Form von Ausstellungen, Festumzügen, Plakaten, Zirkusvorstellungen, Reden- und Zeitungsbeiträgen, Firmenreklame etc.[8]

In diese Reihe der Werbeträger passt also auch unter anderem die Kolonialliteratur.[9] Die aggressive Eroberungspolitik und deren Notwendigkeit in Übersee fanden ihren Niederschlag in der Kolonialliteratur und insbesondere in der Kolonialllyrik.[10] Die Schutzgebiete gingen zwar im Ersten Weltkrieg verloren, doch der Stern der Kolonialliteratur sank nicht, wie man es vielleicht hätte erwarten können. Im Gegenteil. Viele haben erst nach dem Verlust der Kolonien zur Feder gegriffen und fühlten sich berufen das Schicksal deutscher Siedler, den heroischen Kampf der Schutztruppler, die fleißige und mühsame Arbeit der Farmer und Händler und das schwere Leben der Frauen und Kinder in Togo, Kamerun, Deutsch-Ost und Deutsch-Südwest zu beschreiben.[11] Von der Gründung der ersten deutschen Kolonie an bis 1918 erschienen 247 Werke der Kolonialliteratur, zwischen 1918 und 1945 stieg diese Zahl auf 455. Der deutsche Kolonialroman erlebte also in der postkolonialen Zeit einen ungekannten

5 Frenssen, Gustav: Peter Moors Fahrt nach Südwest. Berlin: Grote'sche, 1906.

6 Siehe dafür auch: Benninghoff-Lühl: „Ach Afrika! Wär' ich zu Hause!", S. 83-100.

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Djomo, Esaie: „Des Deutschen Feld, es ist die Welt!" Pangermanismus in der Literatur des Kaiserreichs, dargestellt am Beispiel der deutschen Koloniallyrik. Ein Beitrag zur Literatur im historischen Kontext., St. Ingbert: Röhrig, 1992, S. 271. Warmbold: Deutsche Kolonial-Literatur, S. 278f.

10 Djomo: „Des Deutschen Feld, es ist die Welt!", S. 53.

11 Fritz Peuckert konstatiert 1937 auch, dass gerade nach dem Ersten Weltkrieg, also in der postkolonialen Zeit „ein erstaunliches Anschwellen dieses besonderen Schrifttums" zu beobachten war. Peuckert, Fritz: Völker und Kolonien in der Dichtung. In: Bücherkunde 4 (1937), S. 563-572.

Aufschwung, der in der Zeit des Dritten Reichs seinen Gipfel erreichte.[12] Innerhalb der 12 Jahre erschienen nämlich mehr koloniale Werke (im Erstdruck!) als zuvor in der 34 Jahre langen Kolonialherrschaft Deutschlands.[13] Die Gründe sind meiner Meinung nach in der Wilhelminischen Epoche Deutschlands zu suchen: Von 1871 bis 1914 erlebt Deutschland einen ungekannten Aufschwung in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht. Die Einwohnerzahl steigt über 60%, 48 Großstädte entstehen, es gibt nahezu keine Arbeitslosigkeit, die Expansion der deutschen Wirtschaft[14] und auch der Überseepolitik[15] verstärken die herrschenden ideologischen Strömungen, wie „Sendungsbewusstsein", „Kampf ums Dasein" und Auserwähltheit zur Weltherrschaft.[16] Das steigert das Selbstwertgefühl und die Selbstwertschätzung der Bürger des jungen deutschen Staates erheblich und wird von den Rassentheorien von Gobineau und Chamberlain, vom Antisemitismus und Antiliberalismus Lagardes,[17] der Übermensch-Theorie Nietzsches, die überall im Lande begeisterte Anhänger findet, noch verstärkt.[18] In der Literatur äußert sich das in der chauvinistischen Heimatkunstbewegung,[19] die die „liberalistisch-materialistisch-jüdisch verseuchte" westliche Zivilisation der „Lebenskraft der Scholle" und der mythisierten Figur des blonden, blauäugigen, deutschen Bauern entgegenstellt.[20] Weitere Antworten auf den Wilhelminismus waren der psycho-

12 Man spricht 1939 über die koloniale Literatur „der letzten Jahre", derer Ernte „eine ganze Reihe Bücher" war. Es ist sogar die Rede von einer „kolonialen ‚Konjunktur' auf dem Büchermarkt". Siehe dazu: Jautzen, G.; Ortlieb, H. D.: Das deutsche Schrifttum und die Kolonien. In: Die Buchbesprechung 3 (1939), S. 136-142.

13 Vergleiche dazu den Appendix von Joachim Warmbold In: Germania in Africa. Germanys Colonial Literature. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1989, S. 263-287.

14 Fischer, Jens Malte: Deutsche Literatur zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg. In: See, Klaus von (Hg.): Neues Handbuch der Literaturwissenschaft. Band 19. Jahrhundertende – Jahrhundertwende (II. Teil.) Akademische Verlagsgesellschaft. Wiesbaden: Athenaion, 1976, S. 232.

15 Hier ist natürlich das Programm Wilhelms II. einen „Platz an der Sonne" zu erobern, gemeint.

16 Siehe dazu: Ideologie des zweiten Reiches. Unter: historischer Hintergrund.

17 Paul de Lagarde ruft in seinen *Deutschen Schriften* aus 1886 nach einem christlich-germanischen Glauben und macht für die Missstände Liberalismus und Judentum verantwortlich.

18 Fischer: Deutsche Literatur zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg, S. 234-235.

19 Hierzu gehört auch Gustav Frenssens, vor allem mit seinem Werk *Jörn Uhl*, das 1901-1949 eine Gesamtauflage von 2 600 000 Exemplaren erreicht hat. Siehe dazu: Fischer: Deutsche Literatur zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg, S. 242.

20 Fischer: Deutsche Literatur zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg, S. 240f.

logisierende Individualismus, pseudo-reformistische Rufe nach Erneuerung und die Flucht in die Ferne, in das Fremde, wie es z.B. in den Büchern Karl Mays der Fall ist.[21] Diese Flucht in die unbekannte Ferne erhielt im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts eine feste, bewusst koloniale Form. In der Berliner Frauenzeitschrift „Kolonie und Heimat" war 1910 folgendes zu lesen:

> Wir brauchen keine Lederstrumpfromane mehr, denn was unsere Soldaten in Südwest in jenen Kämpfen mit den wilden Eingeborenen geleistet und gelitten haben, wog vielfach schwerer als das Leben des Lederstrumpf und Genossen, denn es hatte einen nationalen Sinn.[22]

Dann kamen der Erste Weltkrieg und die Niederlage. Der Krieg erschütterte den Glauben in das bestehende Wertesystem. Den Krieg hatte Deutschland verloren, das Land lag in Trümmern und wurde besetzt, der Kaiser hatte abgedankt und flüchtete nach Holland. Deutschland hatte über Gebiete auf dem Kontinent hinaus auch noch seine Kolonien verloren. Die bisher geltenden Werte, welche die Deutschen zu dem machten, was sie waren, verfielen. Das Sinn- und Wertgefüge des europäischen Kulturraums, speziell des deutschen, wurde in der Literatur in Frage gestellt.[23] Das Selbstbewusstsein, die Würde der eigenen Identität geriet in Gefahr. Man suchte fieberhaft nach neuen Antworten, aber die Weimarer Republik gab auch keine befriedigende Lösung auf die Frage der Identität des Eigenen. Das Land war gespalten, ein Bürgerkrieg brach aus. In den Straßenkämpfen behaupteten sich die konservativen Kräfte. Die endgültige Antwort auf die Frage der eigenen Identität gab in wesentlich radikalerer Weise als im zweiten Reich, der NS-Staat. Die Kolonialliteratur nach dem Ersten Weltkrieg hatte nicht mehr nur die Rolle des staatlichen Propagandaorgans des Kolonialismus und des Revancheismus, sondern, wie wir bereits gesehen haben, auch die Rolle der Selbstbehauptung. In diesen Werken werden in verstärktem Maße die Klischees des Gedankenguts der Heimatkunstbewegung verarbeitet, wodurch die Klischees des Übermenschen, der herrschenden Rasse, des tugendhaften und arbeitsamen Deutschen zu einer Kompensationsstrategie wurden, welche die Erosion der Werte des Eigenen zu verhindern versuchten.[24] Die Suche nach dem Eigenen, bzw. die

---

21 Ebd., S. 250f.

22 Kolonie und Heimat 14 (1910), zitiert nach Benninghoff-Lühl: „Ach Afrika! Wär' ich zu Hause!", S. 83-101.

23 Magill, Daniela: Literarische Reisen in die exotische Fremde. Topoi der Darstellung von Eigen- und Fremdkultur. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1989, S. 1.

24 Zur gesellschaftlichen Rolle des Klischees siehe: Kunow, Rüdiger: Das Klischee. Reproduzierte Wirklichkeiten in der englischen und amerikanischen Literatur. München: Wilhelm Fink, 1994, S. 41.

Bestätigung dessen, kurbelte in der Zwischenkriegszeit die Kolonialliteratur an und das erzeugte zugleich die starke Abwertung des Fremden, wodurch das Eigene nach einem verlorenen Krieg und einer misslungenen Revolution sich nicht nur wiederfand, sondern auch ins gute Licht zu treten vermochte. Die Kolonie in der Kolonialliteratur wird, genauso wie in der vorkolonialen Periode, eine Projektionsfläche; indem sich „Deutsche ihren Widerpart sowohl innerhalb als auch außerhalb deutscher Grenzen erfanden, erfanden sie sich selbst."[25] Dieses Selbstfinden war in einer Identitätskrise, wie in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, dringend notwendig. Das erklärt auch warum in den Werken ein Übermaß von Klischees, Stereotypen und die starke Akzentuierung der Opposition zwischen Fremdem und Eigenem vorhanden sind. Nach 1918 kehrten wie gesagt viele Afrika-Deutsche in ihre Heimat zurück und versuchten mit mehr oder weniger Erfolg ihr Leben, ihre Erfahrungen in irgendeiner Form aufzuzeichnen. Das hatte zum Ergebnis, dass nach 1918 eine große Welle deutscher Kolonialromane auf dem Markt erschienen, oder, wie man es 1937 formuliert hatte: dass „gerade die Jahre nach dem Kolonienraub [...] eine reiche Ernte guter Kolonialerzählungen [brachten]."[26] So entstand in Deutschland die Situation, dass, obwohl das Land keine Gebiete mehr in Übersee hatte, doch die Hauptschaffensperiode der Kolonialliteratur in der postkolonialen Zeit lag, das heißt, zwischen 1918 und 1945.[27] Der „Raummangel" wurde nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und den verlorenen Gebieten Deutschlands verstärkt in der Kolonialliteratur thematisiert. In der Weimarer Republik entstand der bekannteste deutsche Kolonialroman, der Roman von Hans Grimm, mit dem Titel *Volk ohne Raum* (1926).

Nach dem Ersten Weltkrieg sind es in der Kolonialliteratur meistens nicht die Eingeborenen, die als Fremde dargestellt werden, also die Schwierigkeiten verursachen und gegen die gekämpft werden muss, sondern es sind, im Zeichen der neuen Zeit, viel mehr die Engländer und Franzosen, die den deutschen Siedler mit Willkür und Ungerechtigkeit behandeln, diskriminieren und sein Leben unmöglich machen.[28] Die Einheimischen bekamen in den Romanen die Rolle der Verbündeten der Deutschen gegen die Engländer, denn „alle wollen wieder deutsch werden".[29] Das neue Feindbild wird in Büchern thematisiert, wie etwa in *Wann*

---

25 Zantop, Susanne: Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870). Berlin: Erich Schmidt, 1999, S. 17.

26 Peuckert: Völker und Kolonien in der Dichtung, S. 563-572.

27 Vergleiche dazu Warmbold: Deutsche Kolonial-Literatur, S. 14.

28 Zimmermann, Peter: Kampf um den Lebensraum. Ein Mythos der Kolonial- und Blut-und-Boden-Literatur. In: Denkler, Horst; Prümm, Karl (Hg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen. Stuttgart: Reclam, 1976, S. 165-183.

29 Voigt, B.: Du meine Heimat Deutschsüdwest. Zitiert nach Zimmermann: Kampf um den Lebensraum, S. 165-183.

kommen die Deutschen endlich wieder? von Senta Dinglreiter aus dem Jahr 1935, *Die zweite Generation* von Fritz Spießer von 1938 oder *Farm Trutzberge* von Adolf Kaempffer von 1937.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten änderte im Wesentlichen nicht viel an der Kolonialliteraturproduktion, obwohl die offizielle Politik des Dritten Reiches in erster Linie die so genannte „Osterweiterung" als Ziel angab und nicht die Besiedlung Afrikas. Ab 1933 bemühten sich die Nazis das kulturelle Leben Deutschlands zu verändern. Ihr Motto war „Säuberung und Förderung", wobei sie die Arierisierung der Kultur vor Augen hatten.[30] Alfred Rosenberg, der Chefideologe des Dritten Reiches, hat seine Ansichten in seinem Hauptwerk *Der Mythus des 20. Jahrhunderts* (1930) niedergeschrieben. Hier wird die Wiedergeburt des nordisch-völkischen Mythus verkündet und als Aufgabe Nummer eins wird die so genannte „Ostbesiedlung" angesehen. Das wird auch von Hitler proklamiert:

> Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewußt einen Strich unter die außenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schließen endlich die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit ab und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft. Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie an Rußland und die ihm untertanen Randstaaten denken.[31]

Es ist deshalb verständlich, dass im Mittelpunkt der offiziellen (das heißt, der nationalsozialistischen) Förderung des Schrifttums in den dreißiger Jahren nicht die Kolonialliteratur, sondern die Blut-und-Boden- beziehungsweise die Bauernliteratur stand.[32]

Die Kolonialliteratur verschwand trotzdem nicht aus den Buchhandlungen und Bibliotheken. Im Gegenteil: Innerhalb der Reichsstelle Rosenbergs befand sich die Abteilung *Dichtung und Erzählung*, eines der Unterkapitel hieß *Reise und Abenteuer*. Dieses Unterkapitel führte nur Titel, „die sich mit den Erlebnissen in den Kolonien, auf Fahrten und Expeditionen befassten".[33] In diesen kolonialen Büchern waren meistens die ideologisch-politischen Ideen zu finden, die seit der

30 Schoeps, Karl-Heinz Joachim: Deutsche Literatur zwischen den Weltkriegen, III. Literatur im Dritten Reich. Bern: Peter Lang, 1992, S. 29.

31 Hitler, Adolf: Mein Kampf. München 1939, S. 741. Zitiert nach: Zimmermann: Kampf um den Lebensraum, S. 165-183.

32 Zimmermann: Kampf um den Lebensraum, S. 165-183.

33 Strothmann, Dietrich: Nationalsozialistische Literaturpolitik. Bonn: Bouvier, 1985, S. 238.

vorkolonialen Zeit einen zentralen Platz einnahmen. Diese Ideen waren vor allem Raummangel und Rassentrennung.[34] Mitte der dreißiger Jahre erschienen Kolonialromane, in denen die Ideen weiterhin prägnant präsent sind, wie *Gebt Raum!* (1936) oder *Kampf um Afrika* (1934).[35] Deutscher Kolonialismus und die Ideologie des Nationalsozialismus waren nicht so weit voneinander entfernt.[36] Wilhelm Föllmer, der Herausgeber der Zeitschrift *Brücke zur Heimat, Zeitschrift des Deutschen Kolonialvereins, Gesellschaft für nationale Siedlungs- und Auslandspolitik e.V.* und zugleich auch Präsident des genannten Kolonialvereins schrieb am 20.11.1933 in *Brücke zur Heimat:* „Wer alte oder neue Jahrgänge unserer Zeitschrift durchblättert, wird erstaunt sein, wie viele nationalsozialistische Gedanken geäußert und nationalsozialistische Forderungen von uns aufgestellt wurden, bevor diese Bewegung gegründet wurde."[37] Die Nationalsozialisten ihrerseits versprechen den Befürwortern der Kolonialbewegung die „kolonialen Ansprüche unter keinen Umständen aufzugeben."[38] Die gemeinsamen Ziele und die ähnliche Ideologie führten zu einer Zusammenarbeit zwischen Kolonialpolitikern und NS-Staat. Die kolonialen Forderungen wurden jetzt auf Staatsniveau erhoben und die Kolonialliteratur wurde in die Blut-und-Boden-Literatur einverleibt. In diesem Zusammenhang spricht Zimmermann über eine Funktion der Bauernliteratur der Blut-und-Boden-Ideologie, die sie von der Kolonialliteratur „übernahm".[39] Meiner Meinung nach kann man hier weniger von einer Übernahme sprechen, da die Kolonialliteratur ja nicht verschwunden ist, viel mehr ist die Rede von einer Einverleibung der Kolonialliteratur in die Literatur der Blut-und-Boden-Ideologie und in deren literarische Verarbeitung.

Die Bauernliteratur hat sich zwar die Kolonialliteratur einverleibt,[40] weil die offiziellen Prioritäten der Literaturförderung in die Richtung der „Osterweiterung" gingen, aber die Kolonialliteratur erlebte in der NS-Zeit eine wahre Konjunktur.[41] Dass die „koloniale Dichtung als bedeutsamer Teil der weltdeutschen Dichtung"[42] betrachtet wurde, beweist auch, dass Kolonialschriftsteller wie Frenssens und Grimm 1938 in einer Gruppe von 32 Erfolgsautoren ihrer Zeit, welche die höchsten

---

34 Zimmermann: Kampf um den Lebensraum, S. 165-183.

35 Bauer, Josef: Gebt Raum! Berlin: Theaterverlag, 1937; Vogt, Helmut: Kampf um Afrika. Berlin: Ahn & Simrock, 1934.

36 Djomo spricht hier sogar über den Kolonialismus „als Frühform des Faschismus". Siehe dazu: Djomo, E.: „Des Deutschen Feld, es ist die Welt!", S. 222.

37 Brücke zur Heimat 33 (1933), No. 11/12 S. 145. Zitiert nach Djomo: „Des Deutschen Feld, es ist die Welt!", S. 234.

38 Djomo: „Des Deutschen Feld, es ist die Welt!", S. 232.

39 Zimmermann: Kampf um den Lebensraum, S. 165-183.

40 Ebd.

41 Jautzen, Ortlieb: Das deutsche Schrifttum und die Kolonien, S. 136-142.

42 Peuckert: Völker und Kolonien in der Dichtung, S. 563-572.

Absatzquoten erreicht haben, auf Platz 12 bzw. 14 standen. Diese hochrangige Position bedeutete eine Auflagenhöhe von 428.000 Exemplaren von Frenssens und 390.000 Exemplaren von Grimms Werken.[43]

Der Kolonialschriftsteller Hans Grimm galt als Vorzeigeautor der NS-Zeit. Das Gedankengut des Nationalsozialismus betrachtete Grimm als sein eigenes. Das beweist eine Dissertation mit dem Titel *Hans Grimm als Wegbereiter nordischer Gedankenschau*. In dieser Dissertation von Edgar Kirsch aus dem Jahre 1937 wurde auf die vier gemeinsamen, grundsätzlich politischen Ideen von Grimm und Hitler hingewiesen.[44] Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurde Grimm zum Präsidenten der Reichsschrifttumskammer[45] ernannt. Nachdem Heinrich Mann, der Vorsitzende der Dichterakademie dazu gezwungen wurde, sein Amt niederzulegen, weitere Mitglieder (wie Thomas Mann, Döblin, Huch, Paquet) ihren Austritt erklärten, wieder andere (wie u.a. Fulda, Keiser, Kellermann, Werfel usw.) ausgeschlossen wurden, konnten die neuen Machthaber Deutschlands die dezimierten Reihen der Schriftsteller nach ihrem Geschmack auffüllen.[46] So wurde Hans Grimm zum Senator der Abteilung 3 der Dichterakademie der Preußischen Akademie der Künste ernannt.[47] Seine literarischen Werke wurden von den Nationalsozialisten hoch gelobt. Grimm, der zu den Lieblingsautoren von Adolf Hitler zählte, aber nie der NSDAP beitrat, sah im NS-Staat die einzige Möglichkeit, seine kolonialen, sozialen und nationalistischen Ideen zu verwirklichen.[48] Die Werke von Hans Grimm wurden sogar noch in den letzten Jahren des Krieges als „Frontbuchhandelsausgabe für die Wehrmacht" herausgegeben.[49]

Nach dem Krieg hat sich die Beurteilung von Hans Grimm wesentlich verändert. Er galt in der Bundesrepublik und im West-Europa der Nachkriegszeit als „überzeugter Nationalsozialist"[50] und als „Edelfaschist",[51] als „pseudomythischer

43 Strothmann: Nationalsozialistische Literaturpolitik, S. 381.

44 Siehe dazu mehr in: Wulf, Joseph: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Gütersloh: Sigbert Mohn, 1963, S. 294.

45 Ebd., S. 169.

46 Graeb-Könneker, Sebastian (Hg.): Literatur im Dritten Reich. Dokumente und Texte. Stuttgart: Reclam, 2001, S. 30-33.

47 Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich, S. 33.

48 http://www.dhm.de/lemo/html/biografien/GrimmHans/index.html

49 Der Novellenband *Der Richter in der Karu* wurde z. B. 1943 noch als „Frontbuchhandelsausgabe für die Wehrmacht" aufgelegt. Grimm, Hans: Der Richter in der Karu. Oslo: Aas&Wahl, 1943.

50 Beutin, Wolfgang et al.: Deutsche Literaturgeschichte. Stuttgart: Metzler, 1992, S. 389.

51 Bieler, M.: Zwischen Weser und Windhuk. In: Reich-Ranicki, Marcel (Hg.): Romane von gestern – heute gelesen. Bd. II. 1918-1933. Frankfurt a. M.: Fischer, 1996, S. 74-82.

Blut-und-Boden-Romancier",[52] als einer der „politischen und literarischen Größen des Dritten Reichs"[53] als „Vor-, Mit- und Nachläufer des Nationalsozialismus"[54] oder zumindest als einer der „Größen der Konservativen Revolution"[55], als „volkhafter" oder „völkisch-nationaler" Schriftsteller.[56] Wenn er in ostdeutschen Lexika überhaupt erwähnt wurde, dann nur kurz und bezeichnet als „präfaschistischer Autor"[57] oder Schriftsteller von „profaschistischen Abenteuerromanen".[58]

2. Die Kolonialliteraturforschung in der Nachkriegszeit

Nicht nur die Beurteilung von Hans Grimm im speziellen, sondern auch die Beurteilung der gesamten Kolonialliteratur im allgemeinen verändert sich nach dem Zweiten Weltkrieg. Die lobenden Worte verstummen und es herrscht großes Schweigen rund um dieses Thema. Dies ist verständlich; aber neben der Tatsache, dass die deutsche Kolonialliteratur eine politisch belastete Literatur war, gab es auch andere Gründe:

> Die Kürze der eigentlichen Kolonialzeit, das Fehlen einer wortstarken Kolonialminderheit – d.h. ehemalige ‚Kolonialuntertanen' – in der deutschen ‚Metropole' und die zentrale Stellung der Holocaust-Diskussion und Aufarbeitung im Denken der Nachkriegszeit ließen die Beschäftigung mit Kolonialismus und kolonialem Gedankengut in den Hintergrund treten.[59]

---

52 Ketelsen, Uwe-Karsten: Literatur und Drittes Reich. Schernfeld: SH, 1992, S. 209.

53 Reiter, Andrea: Karl Springenschmid: Der Waldgänger. Rechtfertigungsprosa im Biedermeierstiel? In: Baur, Uwe; Gradwohl-Schlacher, Karin; Fuchs, Sabine (Hg.): Macht Literatur Krieg. Österreichische Literatur im Nationalsozialismus. Wien: Böhlau, 1998, S. 307.

54 Vondung, Klaus: Völkisch-nationale und nationalsozialistische Literaturtheorie. München: List, 1973, S. 176.

55 Hahn, Michael: Scheinblüte, Krisenzeit, Nationalsozialismus. Die Weimarer Republik im Spiegel späterer Zeitromane (1928/1933). Bern: Peter Lang, 1995, S. 174.

56 Strothmann: Nationalsozialistische Literaturpolitik, S. 91. Siehe weiter auch: Schnell, Ralf: Dichtung in finsteren Zeiten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1998, S. 74.; Beutin et al.: Deutsche Literaturgeschichte, S. 393; Warmbold: Deutsche Kolonial-Literatur, S. 152, 278.

57 Hoffmann, S.: Konzept und Konstanz. Über das Konzept des geistigen und politischen Führertums bei Hans Grimm. In: Caemmerer, Christiane; Delabar, Walter (Hg.): Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933-1945. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996, S. 193-204.

58 Hartmann, Karl-Heinz: Das Dritte Reich in der DDR-Literatur. Stationen erzählter Vergangenheit. In: Wagener, Hans (Hg.): Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Stuttgart: Reclam, 1977, S. 307-329.

59 Zantop: Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland, S. 12.

Das erklärt wohl das mangelnde Interesse und auch warum nur wenige Literaturwissenschaftler und Literaturhistoriker sich mit dem Thema befassten.[60] Es scheint, als ob die deutschen Wissenschaftler sich nicht an das Thema der deutschen Kolonialliteratur wagen wollten. Wenn man sich doch mit Kolonialliteratur beschäftigte, dann ging das Interesse vor allem in Richtung der nicht-deutschen Kolonialliteratur, wie beispielsweise jene von Martin Steins. In seinem Buch über das Bild des Schwarzen in der europäischen Kolonialliteratur hat er einen sehr interessanten Beitrag zur Imagologieforschung geleistet, sich aber bei der Auswahl des Materials auf französische Kolonialliteratur beschränkt, denn er lehnt die Einbeziehung der kolonialen Literatur anderer Länder ab. Über die deutsche Kolonialliteratur schrieb er:

> Die deutsche Kolonialbewegung, die verspätet einsetzte, brach nach 1914 frühzeitig ab, und die weitere Beschäftigung mit Afrika stand danach meist unter dem polemischen Vorzeichen von 'Deutschlands Recht auf Kolonien'. Hier findet sich also sehr bald eine Befangenheit in tagespolitischen Fragen.[61]

Wahrscheinlich handelt es sich bei dieser Aussage von Steins nur um eine Ausrede, um sich nur noch mit der französischen Kolonialliteratur beschäftigen zu müssen.

Wenn sich Wissenschaftler doch mit dem Thema der deutschen Kolonialliteratur beschäftigen, dann sind es meistens Arbeiten, welche die Elemente dieser Literatur hervorheben, die als politisch-ideologische Kolonialpropaganda dienten.[62] Der literarische Aspekt bleibt im Hintergrund. Auch in den neusten Studien wird die deutsche Kolonialliteratur nicht anders dargestellt, als „propagandistische Rechtfertigung der Feldzüge, wodurch primitive, barbarische Einheimische ‚zivilisiert' und der christlich-abendländischen Kultur zugeführt werden."[63] Peter Horn hebt auch die Techniken in der Kolonialliteratur hervor, die Stereotypen und Vorurteile bestätigen und welche die Positionen von Kolonisator und Kolonisiertem polarisieren: „Der Kolonist setzt daher ‚zwischen Weiß und Farbig einen Unterschied [...] wie zwischen Mensch und Tier.' Grenzziehungen

60 Neben Joachim Warmbold, Thomas Bleicher, Susanne Zantop, Peter Zimmermann, Inge Wilds, Sybille Benninghoff-Lühl, Wolfgang Bader und Janos Riesz gibt es vor allem Nicht-Deutsche Autoren, die sich mit dem Thema beschäftigt haben: u.a.: Amaodu Booker Sadji, Oloukpola-Yinon und Esaïe Djomo.

61 Steins, Martin: Das Bild des Schwarzen in der europäischen Kolonialliteratur 1870-1918. Ein Beitrag zur literarischen Imagologie. Frankfurt a. M.: Thesen, 1972, S. 17.

62 Siehe dazu vor allem die Arbeiten von Warmbold, Djomo und Benninghoff-Lühl.

63 Kleedorfer, Jutta: Vom Wilden zum Menschen. Ein Streifzug durch die Dritte Welt in der Kinder- und Jugendliteratur. In: Dritte Welt und/in den Medien. Dezember 1998, S. 33-42.

dieser Art kennzeichnen fast alles, was man unter dem Namen Kolonialliteratur zusammenfassen kann."[64]

In der Beurteilung der Kolonialliteratur in Deutschland konzentriert man sich also auf die Aspekte, die auch im Dritten Reich betont wurden: Gegensätze und Polarität. Die Ursache dafür ist wahrscheinlich, dass die deutsche Kolonialliteratur nach Meinung der Forscher „das Prädikat ‚künstlerisch wertvoll' nicht verdient"[65] und dass eine neutrale Analyse für unverantwortlich gehalten wird.[66] Diese Meinung wird wohl international gelten, denn im unlängst erschienenen, umfassenden Handbuch über europäischen Kolonialliteratur, wo neben englischen, französischen, spanischen und portugiesischen auch die niederländische und eine „amerikanische" (post)koloniale Literatur einen Platz bekommen haben, wird die deutsche Kolonialliteratur nicht einmal erwähnt.[67] Alexander Honold und Oliver Simons verkünden in der Einleitung zum Buch *Kolonialismus als Kultur?*, worin ein Kapitel für Literatur reserviert ist: „Das Stichwort ‚Literatur' betitelt demnach nicht die Neulektüre der als ‚Kolonialliteratur' bekannten Texte, sucht auch nicht nach Ausgestaltung eines kolonialen Themas".[68] Auch hier wird also eine Konfrontation mit den so genannten kolonialen Texten peinlich gemieden. Nicht nur eine Analyse, sondern auch Primärtexte der deutschen (post)kolonialen Literatur sind eine Rarität. Der 1997 veröffentlichte Band *Der postkoloniale Blick* beinhaltet zwar Texte deutscher Autoren, aber die Texte handeln nicht von ehemaligen deutschen Kolonien, sondern von Kalkutta, Mexiko, Haiti, Brasilien, Singapur usw.[69] Nachstehend möchte ich die deutsche Kolonialliteratur aus der Sicht eines afrikanischen und eines deutschen Wissenschaftlers präsentieren, welche für die ganze Forschung repräsentativ ist: aus der Perspektive von Amadou Booker Sadji und Joachim Warmbold.

---

64 Horn, Peter: Fremdheitskonstruktionen weißer Kolonisten. In: Wierlacher, A. (Hg.): Perspektiven und Verfahren interkultureller Germanistik. München: Iudicum, 1987. S. 405-418.

65 Warmbold: Deutsche Kolonial-Literatur, S. 1.

66 „Eine Haltung, die sich neutral analysierend den Gedanken und Texten Grimms nähert und in der Folge zu einer Position gelangt, von der aus sie verteidigend wirken muss (oder sogar will), halte ich für untragbar." Hoffmann: Konzept und Konstanz, S. 193-204.

67 D'haen, Theo (Hg): Europa buitengaats. Koloniale en postkoloniale literaturen in Europese talen [Europa in übersee. Koloniale und postkoloniale Literatur in europäischen Sprachen]. Amsterdam: Bert Bakker, 2002.

68 Honold, Alexander; Simons, Oliver (Hg): Kolonialismus als Kultur? Tübingen: Francke, 2002, S. 12.

69 Lützeler, Paul Michael (Hg): Der postkoloniale Blick. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.

3. Wahrheitssuche

In seinem Buch *Das Bild des Negro-Afrikaners in der Deutschen Kolonialliteratur (1884-1945)* schreibt Amadou Booker Sadji über den Schwarzafrikaner in der deutschen Kolonialliteratur. In seiner Einleitung skizziert er den Grundriss des Werkes.

> Als erstes sei ganz klar herausgestellt, dass die vorliegende Arbeit nicht beabsichtigt, eine Rezeptionsgeschichte oder Quellenuntersuchung zu liefern, sondern vielmehr einen Beitrag zur literarischen Imagologie-Diskussion über Negro-Afrika und die Negro-Afrikaner, einer Diskussion, die vornehmlich innerhalb der europäischen „Litterature comparee" beziehungsweise Komparatistik ausgelöst wurde.[70]

Als Zielsetzung gibt Sadji an, eine „zusammenfassende Bestandsaufnahme" der deutschen Varianten zu den europäischen Grundmotiven, in Sachen „Negerbild" in der Kolonialliteratur präsentieren zu wollen.[71] Bei Sadji scheint es aber nicht darauf anzukommen, die literarische Repräsentation des „Negerbildes" zu erfassen, sondern die literarischen Werke mit der ‚Wahrheit' (Sadjis) zu vergleichen und dem Bild des Negro-Afrikaners (das meistens in stark rassistischen Widerspiegelungen dargestellt wurde) gerecht zu werden, indem der Verfasser dem Leser erklärt, warum es nicht stimmt, was die deutschen Kolonialschriftsteller vor dem Zweiten Weltkrieg über die Bewohner der ehemaligen deutschen Schutzgebiete geschrieben haben. Wenn Sadji zur Analyse der Primärtexte kommt, dann bemüht er sich ebenfalls darum, die so genannte ‚Wahrheit' hinter den Texten zu erkunden und weniger das Bild der Schwarzen zu erschließen, obwohl gerade das die eigentliche Aufgabe einer imagologischen Studie wäre.[72]

---

70 Sadji, Amadou Booker: Das Bild des Negro-Afrikaners in der Deutschen Kolonialliteratur (1884-1945). Berlin: Dietrich Reimar, 1985, S. 21.

71 Ebd., S. 27.

72 Fischer weist zurecht darauf hin, dass der Zweck der Forschung nicht die Feststellung der „Wahrheit" sein sollte: „Im Übrigen [...] legt die komparatistische Imagologie es nicht darauf an, die ‚Falschheit' oder ‚Richtigkeit' eines Images zu eruieren, sondern das Wie und das Warum seines Funktionierens im Rahmen literarischer und transliterarischer Kommunikationsprozesse und Bedingungen. Von welcher Gegebenheit aus sollte man auch die ‚Falschheit' eines Images beurteilen? Imagologie wäre also nicht als eine denkbare Form der Image-Kritik mißzuverstehen, die den Übereinstimmungsgrad imagotyper Aussagen mit objektiv real gegebenen Größen überprüfen möchte." Fischer, Manfred S.: Literarische Imagologie am Scheideweg. Die Erforschung des „Bildes vom anderen Land" in der Literatur-Komparatistik. In: Blaicher, Günther (Hg.): Erstarrtes Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur. Tübingen: Gunter Narr, 1987, S. 57.

Die Erforschung des ‚wahren' Images des Schwarzafrikaners gegenüber dem ‚falschen' Bild der Kolonialliteratur genießt aber bei Sadji Vorrang. Hierzu nur einige Beispiele: Im Kapitel „Ärzteliteratur" zitiert Sadji eine Stelle aus dem Buch *Tropenarzt im afrikanischen Busch* von L. Külz. Hierin wird beschrieben, dass

> besonders weit fortgeschrittene Neger dauernd eine Kopfbedeckung [tragen] [....] Durch eine Jahrtausende hindurch gesteigerte und fortgeerbte Akklimatisierung hat der Neger die uns leider fehlenden Fähigkeiten bekommen, barhäuptig der Tropensonne zu trotzen. Gewöhnt er sich ans Tragen unzweckmäßiger Kopfbedeckung, so wird ihm dieser Vorzug ungleich schneller verloren gehen, als er ihn gewonnen hat.[73]

Amadou Booker Sadji versucht diese zweifelsohne fragwürdige Aussage überhaupt nicht als Teil eines Motivs für das Bild der Negro-Afrikaner auszuarbeiten, sondern überprüft es auf seinen Wahrheitsgehalt und entrüstet sich dabei offensichtlich über die Unwissenheit von Külz, wenn er schreibt:

> Wie viel Europäer liegen nicht oft stundenlang ‚barhäuptig' auf den baumlosen Stränden in der unbarmherzigen Tropensonne, wogegen sich die Afrikaner in den Schatten zurückziehen! Und wenn sie lange in Afrika gelebt haben, hören auch die meisten Europäer von selbst auf, Sonnen- und Strandfanatiker zu sein. Külz Bild, wonach ‚besonders weit fortgeschrittene Neger [...]' dauernd eine Kopfbedeckung tragen, muss auch in anderer Hinsicht relativiert, wenn nicht vollkommen korrigiert werden. Wer in negro-afrikanischen Sitten und Bräuchen bewandert ist, weiß, dass zum Beispiel in den Ländern der Sahel-Zone, wo die Sonne unbarmherzig scheint, gerade die Bauern die Kunst des Flechtens von Strohhüten weit entwickelt haben. Und außerdem gibt es neben den Kopfbedeckungen, die Bauern und Hirten bei der Arbeit unter freiem Himmel tragen, in vielen negro-afrikanischen Familien auf dem Lande und sogar in den traditionellen städtischen Milieus den Brauch, dass eine verheiratete Frau auf jeden Fall ein Kopftuch tragen muss.[74]

Diese Auseinandersetzung Sadjis in der Frage ‚Mit oder ohne Hut' dient meiner Meinung nach eher dazu, wer Recht haben sollte, wer denn die Wahrheit ‚besitze', (und reicht höchstens zur Darstellung der Inkompetenz des Schriftstellers und Tropenarztes Külz) und weniger zu einer Imagologieuntersuchung.

Ein weiteres Beispiel möchte ich dem Kapitel „Beamten- und Soldatenliteratur sowie allgemeine Kriegsliteratur" entnehmen. Hierin wird u. a. die Treue der negro-afrikanischen Soldaten der Hilfstruppe beschrieben. Eine Passage aus dem Buch *Die Engländer im Urteil unserer ostafrikanischen Neger* von Hans

---

73 Sadji: Das Bild des Negro-Afrikaners in der Deutschen Kolonialliteratur, S. 165.
74 Ebd.

Poeschel[75] wird zitiert, worin der Abschiedsbrief eines Askaris vorgelesen wird. Der Askari hat im Roman sein Leben geopfert, um seinen deutschen Vorgesetzten zu retten.

> Gott hat meinen Wunsch gehört. Ich freue mich, du weißt jetzt, ich habe keine Redensart gemacht. Ich habe Gott alle Tage gebeten, er soll mich endlich die Kugel für dich auffangen lassen. Das ist nun geschehen. Ich werde gern sterben. Ich schicke Dir zugleich mein Schnupftabakfläschchen. Ich habe es mit meinem Blute gefüllt. Trage es als Amulett (dawa) in jedem Gefecht. Das ist mein letzter Wunsch.[76]

Bei dieser Gelegenheit lässt sich Sadji darauf ein, aufgrund eines Memoirenwerkes von Maximilian Decher die ‚Wahrheit' über die Treue der Askaris zu erkunden und stellt fest, dass ‚in Wirklichkeit' eher massenhaftes Desertieren als solche Selbstaufopferung für den deutschen Kolonisator üblich war. Die Funktion dieses zweifelsohne außergewöhnlich tendenziösen Zitats wird aber mit einem Satz erledigt:

> Auch jene Geschichte von den Askaris, die aus der Gefangenschaft entlaufen und ihre Treue zur deutschen Kolonialherrschaft dadurch unter Beweis stellen, daß sie nicht in ihre im Frieden lebenden Dörfern zurückkehren, sondern unter den größten Schwierigkeiten freiwillig wieder zu deutschen ‚Schutztruppe' finden, klingt in ihrer Außergewöhnlichkeit fast wie ein Märchen.[77]

Sadji geht im Weiteren darauf ein, Gegenbeispiele für „die Frage der Desertion von Askaris"[78] aufgrund von Memoirenwerken zu präsentieren, obwohl er nochmals betont, dass „die historische Richtigkeit der Tatsachen nachzuprüfen"[79] nicht zu der Aufgabe seiner Arbeit gehört. Sadji beschreibt also die Kolonialliteratur als ein Gegenbild der „Realität". Wir können bei Sadji eine Polarisierung beobachten. Er stellt den einen Pol, die Kolonialliteratur mit ihren tendenziösen oder „falschen" Aussagen dar, der andere Pol (das Gegenüber von den „falschen" Aussagen) ist dann die „Wahrheit". Der literarische Aspekt der Kolonialliteratur wird auch von Sadji vernachlässigt.

Die Untersuchung innerhalb der Kolonialliteratur beschränkt sich auch bei anderen Wissenschaftlern auf eine Polarisierung ‚Wahrheit-Unwahrheit'. Ein

---

75 Dr. Hans Poeschel war im ehemaligen deutschen Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika als Bezirksrichter tätig.

76 Sadji: Das Bild des Negro-Afrikaners in der Deutschen Kolonialliteratur, S. 219.

77 Ebd., S. 219.

78 Ebd., S. 220.

79 Ebd.

weiteres Beispiel dafür ist Joachim Warmbold. Er leitet sein Werk *Deutsche Kolonial-Literatur* mit den Worten ein:

> Was die Zugehörigkeit eines Werkes zur kolonial-literarischen Gattung betrifft, so entscheidet darüber keinesfalls nur der Ort der Handlung, sei es Deutsch-Südwest- bzw. Deutsch-Ostafrika, Kamerun oder Togo. Mindestens ebenso bedeutungsvoll, wenn nicht noch wichtiger ist die Verarbeitung bestimmter kolonialer Ideen, die oft programmatischen Charakter tragen. [...] Ob ein literarisches Zeugnis als 'kolonial' eingestuft werden kann, hängt somit letztlich von seiner Eigenschaft als Träger kolonialpolitischer Vorstellungen und Interessen ab. Rein äußerliche Merkmale wie etwa die Wahl einer deutschen Kolonie als Ort der Handlung können nicht als allein ausschlaggebend angesehen werden. [...] Entscheidend für den kolonialen Charakter eines Werkes ist die alles verbindende Idee vom Kampf für die deutsche koloniale Sache – gleichgültig, wo und mit welchen Waffen für sie gefochten wurde.[80]

Joachim Warmbold nimmt in dieser Vorgehensweise seiner Untersuchungen eine Position ein, die, wie sich später zeigen wird, auf seine Konklusion schließen lässt. Seiner Definition nach werden aus der deutschen Kolonialliteratur Werke ausgeschlossen, die *kein* propagandistisches Gedankengut über die Kolonien und deren Bewohner vermitteln wollen, da seines Erachtens nur Werke in die Kategorie Kolonialliteratur aufgenommen und untersucht werden können, die „Träger kolonialpolitischer Vorstellungen und Interessen" sind und bei der es um den „Kampf für die deutsche koloniale Sache" geht. Es mag nicht überraschen, dass er in seiner Schlussfolgerung die Kolonialliteratur als Propagandaliteratur bezeichnet, die „der Aufklärung über die ‚Schutzgebiete', der Werbearbeit der Kolonialvereine, insbesondere aber der Rechtfertigung deutscher Expansionsbestrebungen" diente.[81] Warmbold kommt zur Schlussfolgerung, dass die deutsche Kolonialliteratur eine gesteuerte Literatur sei, die von der Blut-und-Boden-Ideologie stark beeinflusst und dadurch gleichzeitig völlig ins Feld des Schrifttums des Nationalsozialismus gezogen worden sei.[82] Dieses Urteil ist, wie wir oben bei der Beschreibung der Position der deutschen Kolonialliteratur vor dem Zweiten Weltkrieg gesehen haben, an und für sich nicht falsch. Die deutsche Kolonialliteratur war tatsächlich Träger kolonialpolitischer und rassistischer Ideen. Die Definition Warmbolds ist darüber hinaus auf einen Circulus vitiosus gegründet. Erstens definiert Warmbold die Kolonialliteratur als eine Literatur, die „Träger kolonialpolitischer Vorstellungen und Interessen" ist, d.h. dass ein Werk, das kein kolonialpropagandistisches Gedankengut enthält, bei Warmbold

80 Warmbold: Deutsche Kolonial-Literatur, S. 9.
81 Ebd., S. 278.
82 Ebd., S. 278f.

gar nicht als Kolonialliteratur in Frage kommt, und zum Schluss behauptet er, dass Kolonialliteratur Propagandaliteratur sei. Es ist also nicht überraschend, was Warmbold schlussfolgert, sondern viel mehr die Methode, mit der er zu dieser Konklusion kommt. In den Äußerungen Warmbolds wird neben dem Ringschluss auch seine polarisierte Sichtweise der deutschen Kolonialliteratur deutlich. Er betrachtet die Kolonialliteratur als Nazipropaganda, die der Realität der Kolonien nicht entspricht. Bei Warmbold können wir also auch eine Opposition beobachten; nämlich die propagandistische Kolonialliteratur im Dienste des Nationalsozialismus als Unwahrheit einerseits und die so genannte ‚Realität' oder ‚Wahrheit' á la Warmbold andererseits. Es handelt sich also auch bei ihm um eine Polarisierung im Umgang mit der Kolonialliteratur. Die Aufmerksamkeit für das Literarische in der Kolonialliteratur kommt bei Warmbold entschieden zu kurz.

4. Schluss

Warmbold und Sadji sind Repräsentanten der Kolonialliteraturforschung in deutschem Sprachgebiet. Andere Forscher gehen auch auf die Suche nach der ‚Wahrheit' in der Kolonialliteratur und das tun sie im Kontrast zum historisch-politischen Entstehungskontext dieser Gattung. Wissenschaftler wie Djomo oder Benninghoff-Lühl suchen und finden in der Kolonialliteratur nur politisch-ideologische Propaganda.[83] Auch bei ihnen werden andere Aspekte des Phänomens in den Hintergrund gerückt oder überhaupt nicht besprochen. Die Wahrheitssuche macht die Kolonialliteraturforschung mehr zur ‚Kolonienforschung' in literarischen Werken und – mehr oder weniger – ohne die Literaturanalyse. Die (absolute und objektive) ‚Wahrheit' in der Literatur zu erfassen ist hoffnungslos. Außerdem sind literarische Texte, bei denen Fiktionalität eine zentrale Rolle spielt, als Mittel und Gegenstand der Wahrheitssuche wenig geeignet. Wenn in der Forschung die Kolonialliteratur der ‚Wahrheit' gegenüber gestellt wird, dann dient es vor allem dazu den negativen Charakter der Kolonialliteratur, eine Art Lügenhaftigkeit, zu betonen. Die Funktion der ‚Wahrheit' also ist es, die Unwahrheit zu bestimmen. Diese Oppositionspaare definieren zuerst ihren Gegenpol und erst durch diese negative Definition dann sich selbst. Was ist ‚die Wahrheit'? Schon Nietzsche hat festgestellt:

[83] Djomo: „Des Deutschen Feld, es ist die Welt!"; Benninghoff-Lühl, Sybille: Deutsche Kolonialromane 1884-1914 in ihrem Entstehungs- und Wirkungszusammenhang. Bremen: Übersee-Museum, 1983.

> Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind [...].[84]

Die Wahrheitssuche in der Kolonialliteratur oder sonstwo setzt die Existenz der Unwahrheit voraus. Die Bedeutung von ‚Wahrheit' versteht man nicht als eine grundsätzliche, absolute Voraussetzung, sondern nur als einen Unterschied zum anderen, zur ‚Unwahrheit'.[85] Die ‚Wahrheit' kann also nicht ohne ‚Unwahrheit' gedacht werden. Es wird deutlich, dass die Bedeutung von ‚Wahrheit' kontextgebunden ist.[86] ‚Wahrheit' ist ein Konstrukt, das eigentlich nicht existiert und seine Existenz wird aus der ‚Unwahrheit' abgeleitet.[87] Alles in der Sprache ist ein Produkt der Unterschiede.[88]

Diese Unterschiede konstruieren hierarchische Oppositionspaare, die wie z.B. Wahrheit-Unwahrheit, Leben-Tod oder Weiß-Schwarz eine Polarität bilden. Die Pole der Oppositionspaare sind unterschiedlich belegt. Wahrheit ist z.B. ein positiver Terminus, Unwahrheit ein negativer. Da die deutsche Kolonialliteratur bei den obengenannten Wissenschaftlern der „Wahrheit" gegenüber gestellt wird, wird deutlich, dass diese Art Literatur als Unwahrheit und somit negativ beurteilt wird. Dieser negative Charakterzug der deutschen Kolonialliteratur ist zweifelsohne anwesend. Aber sie besteht nicht nur ausschließlich aus der vielmals hervorgehobenen rassistischen Kolonialpropaganda. Diese Art Propaganda ist

---

84 Zitiert nach: Said, Edward W.: Orientalismus. Frankfurt a. M: Ullstein, 1981, S. 228.

85 Culler, Jonathan: Dekonstrukció [Dekonstruktion]. Budapest: Osiris, 1997. S. 149., auch bei: Bókay, Anatal: Irodalomtudomány a modern és a posztmodern korban [Literaturwissenschaft in der Moderne und in der Postmoderne]. Budapest: Osiris, 1997, S. 356.

86 Die Frage stellt sich natürlich, inwieweit Kontexte eine eindeutige Bedeutung verleihen können. Culler meint: „Der Kontext selbst jedoch ist unbegrenzt, so dass Erklärungen durch den Kontext die Bedeutung niemals determinieren können." Zitiert nach: Zima, Peter V.: Die Dekonstruktion. Tübingen: Francke, 1994, S. 57.

87 Auf ähnliche Weise erklärt Edward W. Said die Konstruktion des Orientalismus, die zur Selbstdefinition von Europa dient. Siehe dazu: Said: Orientalismus, S. 8. Vergleichbar argumentiert auch Igor Zabel, wenn er die Multikulturalität als Grundlage zur westlichen Vorrangstellung in der Kunst definiert. Siehe dazu: Zabel, Igor: Mi és mások [Wir und die anderen]. In: Magyar Lettre 37 (2000), S. 77.

88 Diese Annahme von Saussure gebraucht Derrida zu seinem *différance*-„Begriff". Derrida, Jacques: Die différance. In : Ders. : Randgänge der Philosophie. Hg. v. Peter Engelmann. Wien : Passagen, 1999, S. 31-56.

sicherlich ein Teil der Kolonialliteratur. In manchen Werken ist sie prägnanter, in anderen ist sie kaum zu finden.

Ich kann nur hoffen, dass eine unbefangene Analyse der Kolonialliteratur, wo nicht nur der negative Propagandacharakter und das Oppositionspaar Wahrheit-Unwahrheit die zentralen Rollen spielen, in der Zukunft möglich sein wird. Es wäre für die Verarbeitung dieser Art Literatur besser, wenn man sich in der (Kolonialliteratur-)Forschung auch auf andere (literarische) Aspekte (z.B. Alterität, Fremdheit usw.) konzentrieren würde und nicht im Sumpf der ‚Wahrheitssuche' steckenbliebe.

Stephan Krause (Berlin/Pécs)

Der aufgespannte Widerspruch
Franz Fühmanns nachdichterische Spurensuche bei Attila József

„...daß es ganz pfui [...], pinte, schufte, großerverrat ist, wenn man da, wo der Dichter sich angestrengt und gereimt hat, dann hergeht und machts nicht gereimt und überhaupt hintenrum anders..."
(Franz Fühmann an Sarah Kirsch, 13.04.1969)[1]

„...ajándék, mellyel meglepem
e kávéházi szegleten
magam
magam."
(József Attila: *Születésnapomra*)[2]

Am Vorabend zum 100. Geburtstag von Attila József stehe ein zweifacher Blick in eine Werkstatt. Dieser müsste der Blick in Werk*stätten* sein, deren geistig-räumliche Teilung sich nicht halten lässt, sondern sich von der *Aufgabe* her in die Zusammenführung beider bewegt. Im Raum[3] poetischer Texte nimmt die Arbeit des Übersetzers bzw. Nachdichters Franz Fühmann sich ein poetisierendes Nachsprechen zur Aufgabe. Sie bleibt freilich in dem Sinne unlösbar-offen, wie jene Arbeit am Mythos, deren Tun sich als das unaufhörlich rezeptive Schaffen „am sausenden Webstuhl der Zeit"[4] zeigt. Doch bei aller Unübertragbarkeit weisen die fortwährenden nachdichterischen Anstrengungen immer auf einen Ort der sprachlichen und nicht zuletzt poetischen Begegnung, deren nachhaltige Spuren Fühmanns Nachdichtungen aufweisen. Das *Nirgends* dieses Ortes lässt sich je als Notwendigkeit der Entscheidung beschreiben, der sich der übersetzende Nachdichter gegenüber sieht.

---

1 Fühmann, Franz: Briefe 1950-1984. Eine Auswahl. Hg. v. Hans-Jürgen Schmitt. Rostock: Hinstorff, ²1994, S. 81.

2 József Attila: Összes versei. Budapest: Osiris, 2003, S. 491.

3 *„espace littéraire"*. Vgl. Blanchot, Maurice: L 'espace littéraire. Paris: Gallimard, 1988 (col. Folio essais 89).

4 Goethe, Johann Wolfgang: Faust I, Nacht. In: Ders.: Dramatische Dichtungen IV. Faust. Berliner Ausgabe, Bd. 8. Berlin: Aufbau, 1965, S. 75.

Am Vorabend dieses 100. Geburtstages erweist sich eine neuerliche Lektüre von Józsefs Dichtungen ganz ähnlich als dieser Ort sprachlicher Gegenwart, die dem Nachdichter allenfalls ein Nachsprechen erlaubt, das um ein *Nikde*[5] kreist und kreißt: „Nirgends Nirgends Tiefe singt/ allerorten Nirgends grausam wild/ Heimat ist im Nirgends nur/ Nirgends im All flüchtge Spur"[6]. Es ist auch ein solches Nirgends, welches bei Attila József die Stelle der „költemény(em)" (Dichtung) im „itt"[7] (hier) bezeichnet und zugleich jenes, das ein Fertig-Sein zu bedeuten hätte.

Születésnapomra[8] ist der Verweis auf *dieses* Gedicht – „e költemény"[9] – als überraschende Zierat, das sich in seiner sprachlichen Anwesenheit mit sich selbst schmücken mag. Erscheint auch dieses kanonisierte Gedicht als eine Art Pflichtlektüre zum erwähnten Jahrestag, so ist ihm doch auch der explizite Hinweis auf das eigentliche sprachliche Geschehen als seine performative Qualität eigen und lässt in doppelter Hinsicht, d.h. in zwei grundsätzlichen Dimensionen, einen Platz erkennen, an dem sich das im Titel aufgerufene Ereignis vollzieht. Es ist der Zeitpunkt Geburtstag, der in dem Textereignis des Gedichtes als „e költemény" gegenwärtig ist, und zwar durch die in ihm selbst betonte Performativität des Gedichtes. Ein Rückblick auf Erfahrungen und Ereignisse wird als inhaltlicher Vordergrund des Jahrestages Geburtstag gegeben. Das eigentliche Ereignis aber ist in die Textgestalt verlegt, so dass das Thema Geburtstag bereits im ersten Vers inhaltlich abgehandelt ist und im dort folgenden Gedankenstrich die „Überraschung dieses Gedichtes"[10] beginnt.

Das Vorgehen des Textes selbst wird mögliche Aussage.

Daran anschließen mag sich der wiederholte Aufruf „mesélj",[11] den József 1937 an Thomas Mann richtet, jedoch wegen eines polizeilichen Verbotes nicht vortragen darf. Die Gegenwart des Poetischen beinahe beschwörend wird in *Thomas Mann üdvözlése*[12] im Erzählen das Erlebnis des Poetischen vorgeführt. Die Umstände des Verbotes scheinen dabei aufschlussreich. Denn die zu Recht ge- und berühmte politisch deutbare Schlusszeile des Gedichtes führte nach Attila Józsefs eigener Ansicht zum Vortragsverbot. Er nahm einer Zeitungsnotiz

5 Tschechischer Originaltitel des Gedichtes von František Halas, deutsch *Nirgends*.

6 Nachdichtung von Franz Fühmann in: Ders.: Essays, Gespräche, Aufsätze 1964-1981. Autorisierte Werkausgabe (WA) Bd. 6. Rostock: Hinstorff, 1993, S. 288.

7 Vgl. in *„Költőnk és kora" :* „Ime, itt a költeményem." (József: Összes versei, S. 513.)

8 „Zu meinem Geburtstag" (Übers. S.K.)

9 „dieses Gedicht" (József: Összes versei, S. 491.) (Übers. S.K.)

10 Vgl. „meglepetés e költemény". (Ebd.)

11 „erzähle". (Ebd., S. 474f.) (Übers. S.K.)

12 *Thomas Mann zum Gruß;* Nachdichtung von Stephan Hermlin, zuerst in: József, Attila: Gedichte. Berlin: Volk und Welt, Budapest: Corvina, 1960.

zufolge an, „die letzte Zeile des Gedichtes ist schuld an dem Mißverständnis um dessentwillen es die Polizei verbot".[13] Das (bewusste?) Missverständnis ließ dabei außer Acht, in welcher Weise das Gedicht das erzählerische Geschehen, also das „mesélj" (erzähle) selbst betont. Józsefs Hinweis auf das Missverstehen seiner Verse holt somit deren Aussage zurück und entlastet sie von einer vermeintlichen Festlegung auf den pointierten Schlussvers. Denn gerade der kindliche Wunsch nach Erzählung, nach ihrer Helligkeit und ihrer Wirkung in ihrem – auch wiederholten – Vollzug „menschlicher Gemeinschaft"[14] lässt den eigentlichen Raum dieses Gelegenheitsgedichtes entstehen, den die alleinige Konzentration auf mögliche politische Implikationen des Schlussverses nicht erkennbar werden lassen kann (und nicht will). József hatte das Gedicht für den Vortrag am Beginn von Thomas Manns Leseauftritt in Budapest geschrieben. Der Freund und Gastgeber der Manns in Budapest, Baron Hatvany, überliefert die Begegnung des jungen Lyrikers József mit dem „größten deutschen in Emigration lebenden Schriftsteller":[15]

> Gerührt las ich – vielleicht als erster – das Gedicht, das seitdem weltberühmt geworden ist, „Thomas Mann üdvözlése", den „Gruß an Thomas Mann". Dann eilte ich zu Thomas Mann hinüber, um ihm das Gedicht nach bestem Vermögen wortgetreu ins Deutsche zu übersetzen. Mann drückte Attila József bewegt die Hand und sagte ihm, wie wohl ihm die Bewunderung der ungarischen Jugend tue, der József einen so erschütternden Ausdruck verliehen hatte.[16]

Insofern mag auch *Thomas Mann üdvözlése* als ein Ort der Begegnung zwischen ungarischer und deutscher Literatur stehen, in deren Tradition sich die Nachdichtungsarbeiten Franz Fühmanns und Stephan Hermlins stellen.

Thomas Mann lobt Hermlins Nachdichtung 1954[17] als „etwas sehr Gutes [...] – für den verewigten Dichter, für mich, für alle".[18] Der Dank gilt dem Nachdichter, seiner Übertragungsarbeit gebührt Manns Anerkennung, da sie grundlegende Voraussetzung dafür ist, Manns „geringe[r] Berufenheit" abzuhelfen, denn Józsefs Werk ist ihm „größtenteils sprachlich verschlossen".[19] Darin steckt das Moment

---

13 Zitiert nach Mádl, Antal; Győri, Judit (Hg.): Thomas Mann und Ungarn. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1977, S. 454.

14 Brief Thomas Manns vom 16. Januar 1955 an den Ungarischen Schriftstellerverband. Ebd., S. 459.

15 Ebd., S. 460.

16 Ebd., S. 455, 458.

17 Vgl. Briefauszug, ebd., S. 457f..

18 Ebd., S. 455.

19 Ebd., S. 458.

der Brücken bauenden Vermittlung, welche die nachdichterische und Übertragungsarbeit als Topos darstellt. Es zeigt sie als Aufschließen eines „sprachlich verschlossenen [...] fragmentarisch[en]"[20] Bereiches, der „das Werk Attilas"[21] in Manns Kenntnis blieb. Franz Fühmann wird ca. 20 Jahre später in ähnlichem Zusammenhang mit ungarischer Lyrik[22] von funkelnden Schätzen in einer Ali-Baba-Höhle sprechen; er könne sie nur durch ein winziges Loch sehen; zu ihrem Erreichen fehle ihm aber der Zauberspruch, will sagen die fremdsprachliche Kompetenz.

Was Fühmann hier in eine Metapher der optischen Wahrnehmbarkeit kleidet, erscheint wie eine Antwort auf jenes „[í]me, itt a költeményem", das in *„Költőnk és kora"* im Aussprechen den Selbstverweis der Dichtung gewissermaßen als Erzählung des eigenen Ursprungs[23] enthält. Diese Gegenwärtigkeit vollzieht auch Józsefs Gedicht an Thomas Mann als Aufforderung. Der Herstellung der Gleichzeitigkeit von Schreiben und Erinnern, die sich bereits in *A Dunánál* in der Umarmung von „múlt, jelen s jövendő"[24] ausspricht, gilt das ästhetische Erlebnis, welches sich im Grußgedicht an Thomas Mann in der darin möglicherweise zu findenden „Sehnsucht nach menschlicher Gemeinschaft"[25] ausdrückt. Es ist erneut die Erfahrung einer Anwesenheit des Ästhetischen, die Erfahrung gleichsam von dessen Am-Ort-Sein, die sich auch in dem in *Thomas Mann üdvözlése* geäußerten Wunsch finden lässt, der Erzähler möge noch „eine kurze Frist"[26] bleiben. Hier bereitet eine Anspielung auf den *Zauberberg* gar vor, an welche Art von ästhetischem Erlebnis hier zu denken sei: „So sah/ Hans Castorp einst den Leib der Frau Chauchat./ Kein Lärm, der durch des Wortes Vorhang dringt.../ Erzähl, was schön ist und was Tränen bringt"[27]. Das Gedicht hält diese Spannung bis zum Ende in der Zeit- und Ortsgebundenheit des Ereignisses, das dessen Platz in „ma itt"[28] erneut markiert.

---

20 Zitiert nach ebd., S. 458.

21 Ebd. – Mann scheint sich der ungarischen Namensreihenfolge nicht bewusst gewesen zu sein. Es entsteht der Eindruck, Mann benutze fast selbstverständlich den Vornamen des Dichters. Dies mag in Korrespondenz zum freundschaftlich-ehrfürchtigen Ton des du/ te im Gedicht *Thomas Mann üdvözlése* gelesen werden.

22 In *22 Tage oder Die Hälfte des Lebens* (1973).

23 Vgl.: „Ce que l'œuvre dit, c'est le mot commencement." (Blanchot: L 'espace, S. 328)

24 József: Összes versei, S. 449. „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". (Übers. S.K.)

25 Brief Thomas Manns vom 16. Januar 1955 an den Ungarischen Schriftstellerverband. Zitiert nach Mádl, Győri: Thomas Mann, S. 459.

26 Poesiealbum 90. Attila József. Hg. v. Bernd Jentzsch. Berlin: Neues Leben, 1975, S. 24.

27 Ebd.

28 József: Összes versei, S. 474; „heute hier" (Übers. S.K.)

Zu einem solchen ästhetischen Begegnungsort, in Franz Fühmanns Worten zum „Kreuzpunkt [...] geistige[r] Linien"[29] wird der *Zauberberg*, dessen Lektüre Ágnes Heller als „stärkeres, gedankliches Erlebnis"[30] für die Entstehung von Józsefs Óda ausmacht. Die Umgebung von Lillafüred im Bükk-Gebirge[31] erinnere an den „Berghof" aus dem Zauberberg und habe so „in der Einsamkeit, in der ja jedes Erlebnis klarer und plastischer wirkt [...] unter dem Einfluß des Castorpschen Lebensgefühls"[32] zur Entstehung des Gedichtes beigetragen, in dem „das Bekenntnis Hans Castorps"[33] wiederholt werde. In Hellers Hinweis auf Józsefs Mann-Rezeption und in ihrer Deutung spielt die offensichtliche Ähnlichkeit der Örtlichkeiten eine entscheidende Rolle. Die *Ode* beginnt im Original wie in Fühmanns Nachdichtung mit dem unübersehbaren Hinweis auf das „Itt" – „Hier" der folgenden Dichtung. Ein Ich spricht vernehmlich seinen Platz und so den medialen des Gedichtes aus. Dies mag als intertextueller Zusammenhang zur Ortsbestimmung im Gedicht an Thomas Mann und auch zu *„Költőnk és kora"* gelesen werden, wo dessen Textualität gleichermaßen materiell vergegenwärtigt wird, wenn „itt a költeményem"[34] das Gedicht als Ganzes meint.

Dieser rezeptionsgeschichtliche Ort der *Ode*, den Heller bei József in dessen „Transponierung (von Hans Castorps) [Bekenntnis] in die Lyrik"[35] ausmacht, wird für Franz Fühmann Ende der 1950er Jahre zu einem seiner ersten „Kreuzpunkt[e]"[36] mit der Lyrik Attila Józsefs:

1958 fragte Stephan Hermlin brieflich bei seinen Schriftstellerkollegen in der DDR an, ob sie sich an einem Unternehmen beteiligen würden, das für Fühmann zu einer gut 25 Jahre währenden, immer wieder aufgenommenen Beschäftigung werden sollte. Hier beginnt mit Texten Attila Józsefs die vielfältige Auseinandersetzung mit und Nachdichtung von ungarischer Lyrik durch Fühmann. Die durch Hermlin angeregte Begegnung mit Józsefs Gedichten führt 1960 nicht nur zur Publikation eines gemeinsamen Nachdichtungsbandes,[37] in dem sich unter anderen Fühmanns Nachdichtung der *Ode* befindet, sondern, so Fühmann, Attila József war „eigentlich die Ursache dessen [...], daß ich für

29 Fühmann: WA 3, S 287.

30 In: Mádl, Győri: Thomas Mann, S. 181.

31 Dieser Ausflugsort bildet den geographischen Hintergrund der im Juni 1933 (vgl. József: Összes versei, S. 385) entstandenen *Óda*.

32 In: Mádl, Győri: Thomas Mann, S. 181.

33 Ebd.

34 Vgl. dazu den zweiten Vers des Gedichtes: „Ez a második sora" (József: Összes versei, S. 513), der eben auf sich selbst verweist und seinen Ort derart ausspricht.

35 In: Mádl, Győri: Thomas Mann, S. 184.

36 Fühmann: WA 3, S. 287.

37 József: Gedichte.

mich Ungarn entdeckt habe".[38] Der Hermlin-Brief datiert vom 28. April 1958[39] und enthält einen Rekurs auf Nachdichtungen aus dem Ungarischen ins Französische, auf den Fühmann laut Hegyi (1981) in Budapest hinwies:

> Fühmann erzählt, daß *er* zur ungarischen Dichtung eigentlich in den fünfziger Jahren kam, und zwar durch Attila József und Stephan Hermlin. Hermlin hätte damals eine französische Nachdichtung eines Attila-József-Gedichtes gelesen und gemeint, „das müßten *wir* haben!! Und so begann – da keiner von uns ungarisch sprach – mit großem Eifer und gutem Willen das Nachdichtungsexperiment...".[40]

Hermlin ist sich der sprachlichen Schwierigkeiten, die unter den gegebenen Voraussetzungen entstünden, natürlich bewusst und schlägt also eine Arbeitsweise vor, deren Besonderheit Kárpáti[41] mit Recht gegen „häufig[e], wiewohl oberflächlich[e]" Kritik verteidigt. Es handelt sich um eine „Verfahrensweise bei der Übertragung von Lyrik, zumal aus dem Ungarischen, bei der eine entschiedene Differenzierung von (interlinearer, kommentierter) *Übersetzung* und *Nachdichtung* – anders gesagt: ausgangssprachlicher und poetischer Kompetenz – innerhalb der Gesamtoperation der Übertragung (Translation) üblich geworden ist."[42] Den

---

38 Gespräch zwischen Franz Fühmann und Endre Kiss. In: Budapester Rundschau (B.R.) 6 (1972), Nr.50, S. 6.

39 Im Fühmann-Nachlass, Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin. Ich berufe mich zudem auf Paul Kárpátis Angaben in zwei Artikeln: Franz Fühmanns nachdichterisches Scheitern an Adys Lyrik. In: Drei Raben 4 (2003), H.4-5, S. 39 und: Műfordítói műhelylevelek. In: Árgus 2002, H.5-6, S. 40. Im Vergleich zum Hermlin-Brief und den von Kárpáti dargestellten Zusammenhängen ist Fühmanns Aussage in einem Gespräch 1978, er übersetze „seit 25 Jahren" (B.R. [1978], 47, S. 10) aus dem Ungarischen, wohl eher ungenau. Auch die Werkverzeichnisse in Simon, Horst (Hg.): Zwischen Erzählen und Schweigen. Rostock: Hinstorff, 1987 und de Wild, Henk: Bibliographie der Sekundärliteratur zu Franz Fühmann. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2003 zeigen den 1960er Band als den ersten.

40 Hegyi, Hannelore: Franz Fühmann zu Gast in der Budapester Rundschau. In: B.R. 15 (1981), Nr.48, S. 9.

41 Paul Kárpáti (*1933) war lange Zeit Leiter des Seminars für Hungarologie an der Berliner Humboldt-Universität; in Zusammenarbeit mit Franz Fühmann (und einer Reihe anderer deutschsprachiger Dichter) Übersetzer und Herausgeber ungarischer Lyrik. Sein wichtiger Anteil an der Mehrzahl der viel gerühmten Fühmann'schen Nachdichtungen bestand z.T. im Vorschlagen der Texte und der Erstellung der Interlinearübersetzungen. Er lebt in Ungarn und in Deutschland.

42 Kárpáti: Franz Fühmanns nachdichterisches Scheitern, S. 39. (Hervorh. S.K.) Diese Unterscheidung der Arbeitsteile findet sich auch bei Garai, Gábor: József Attila németül. In: Nagyvilág 6 (1961), H.3, S. 444.

Grundstein legte Hermlin mit dem erwähnten Brief, in dem es analog heißt, keiner der angesprochenen Dichter könne Ungarisch, „aber die Aufgabe ist lösbar[43]. Wir verfügen über brauchbare Rohübersetzungen."[44] Fühmann selbst beschrieb diese *Aufgabe* mit Stolz wie leichter Enttäuschung folgendermaßen:

> Es war ein Wagnis, aber es hat sich gelohnt, und es ist gelungen; ein Dogma der Nachdichtungstheorie und -praxis ist umgestoßen; wir haben hier wirklich Neuland beschritten und die Möglichkeiten sozialistischen Verlagswesens ausgenutzt, aber das alles wird fast gar nicht beachtet.[45]

Die Unterscheidung zweier Arbeitsschritte ermöglichte auf diesem Wege das Ausnutzen zweier muttersprachlicher Kompetenzen, nämlich der des Interlinearübersetzers in seiner Sprache (hier Ungarisch)[46] und der des Nachdichters in seiner. Zur sprachlichen Kompetenz beider Beteiligten kamen die Kenntnisse des oft die Texte mit auswählenden Übersetzers. Für diese Position des Vorschlagenden lassen sich in den bis dato veröffentlichten Korrespondenzen einige Belege finden.[47] Weiterhin berichtet Fühmann im Zusammenhang mit dem opus magnum seiner Nachdichtungen, Vörösmartys *Csongor und Tünde*, davon, wie der mit ihm befreundete ungarische Lyriker Gábor Hajnal, ihn mit einer gewissen „Taktik" zu neuem Nachdichtungsmaterial brachte: „... der denkt sich immer: Was binde ich ihm als nächstes auf? Gábor ist ja ein großer Taktiker – da zitiert er dann etwas, und ich sage: „Ei, das ist aber schön!" – und schon hab ich's in der Tasche, zum Nachdichten...".[48]

Als Hermlin 1958 an seine Kollegen schrieb, gab es noch einen weiteren Hintergrund, der in der von Fühmann zitierten Äußerung Hermlins nur sehr schwach durchscheint.

Im Nachgang zu Chrustschows Rede auf dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 berichtet Fühmann von einer neuerlichen Blüte als Lyriker: „Meine besten Gedichte schrieb ich, nachdem die anfangs schockartige Wirkung der [...] Rede

---

43 Die Vokabel ‚Aufgabe' im Zusammenhang mit Übersetzungen lässt an Benjamins *Die Aufgabe des Übersetzers* denken, wo mit der Doppeldeutigkeit des Wortes ‚Aufgabe' alle Sicherheit des Zu-Ende-Bringens einer Übersetzung (gerade von Lyrik!) in argen Zweifel gezogen wird.

44 Zitiert nach Kárpáti: Franz Fühmanns nachdichterisches Scheitern, S. 39.

45 Fühmann: WA 3, S. 422.

46 Fühmann arbeitete z.B. für seine Nachdichtungen aus dem Tschechischen sehr eng mit Ludvík Kundera zusammen.

47 Vgl. Kárpáti: Műfordítói műhelylevelek, Franz Fühmanns nachdichterisches Scheitern.

48 Hegyi: Franz Fühmann zu Gast.

[...] überwunden war."[49] Die Hoffnung auf eine allgemeine Entspannung und einen Weg aus dem Stalinismus löste sich jedoch bald auf und führte für Fühmann gar dazu, dass seine „lyrische Konzeption endgültig [zerschliß]".[50] Die Ergebnisse der Kulturkonferenz des Jahres 1958 schließlich beendeten mit „eine[r] Zäsur [‚was man Entstalinisierung nannte]".[51] Fühmanns lyrische Produktion brach ab. Auch Hermlin beendete in diesem Jahr das Gedichte-Schreiben. In dieser allgemeinen Situation der Ernüchterung bot sich durch Hermlins Anstoß eine neue Möglichkeit der zumindest teilweisen – eben nicht eigenen – lyrischen Produktion. Dass ihm „die Lyrik abgestorben ist",[52] wird für Fühmann im Bereich der Nachdichtungen aufgefangen: „[D]ie Nachdichtung [sei] bei ihm eigentlich eine Ersatzhandlung, da er ja seit 1958 keine Gedichte mehr schreibe".[53] Franz Fühmanns Beginn in der Nachdichtung bedeutet ab 1958 die Erfüllung jener „Teilfunktion"[54] – ähnlich der in der Kinderliteratur –, die das „Pensum Nachdichtungen [Jahr um Jahr]"[55] darstellt.[56]

Für die Verbreitung ungarischer Lyrik im deutschen Sprachraum, besonders in der DDR, ist die beschriebene Entwicklung fast ein Glücksfall zu nennen. Auch wenn sich der Schritt in die Nachdichtungsarbeit in Fühmanns Darstellung eher als Ersatz für die eigene Gedichtproduktion darstellt und auch in dem 1983 geführten Gespräch noch seine Verbitterung über deren Abebben zu erkennen ist, bleibt die immer engere Verbindung von Fühmanns poetischer Entwicklung mit Ungarns Literatur ein nicht zu übersehendes Merkmal der Qualität seiner Texte. Er selbst bestimmt mit *22 Tage oder Die Hälfte des Lebens* (1973), das Ungarn und besonders Budapest für Fühmann vor allem auch als *poetische* Orte markiert, seinen „eigentlichen Eintritt in die Literatur".[57] Die ungarische Kritik

49 Franz Fühmann im Gespräch mit Wilfried F. Schoeller. In: Fühmann, Franz: Den Katzenartigen wollten wir verbrennen. Ein Lesebuch. Hg. v. Hans-Jürgen Schmitt. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1983, S. 356.

50 Ebd., S. 357.

51 Ebd.

52 Ebd., S. 379.

53 Hegyi: Franz Fühmann zu Gast.

54 Fühmann: WA 3, S. 423.

55 Fühmann: Den Katzenartigen wollten wir verbrennen, S. 358.

56 Fühmann erwähnt den Schritt in die Nachdichtung am Ende der 1950er Jahre auch im Trakl-Essay als Teil seiner dichterischen Entwicklung: „In dieser Zeit begann das Entdecken der großen, bislang fast unbekannten Dichter unserer östlichen und südöstlichen Nachbarn: Attila József, Vitězslav Nezval, Christo Botev, und in dem Maße, wie – aus mir damals noch nicht faßbaren Gründen – mein Gedichteschreiben zu stocken begann, um schließlich endgültig zu versiegen, wandte ich mich der Nachdichtung zu." (Fühmann: WA 7, S. 112.)

57 Fühmann: Den Katzenartigen wollten wir verbrennen, S. 363.

nimmt um so interessierter und lobender auf, was Fühmann für die Verbreitung ungarischer Kunst und Kultur mit seiner Nachdichtungsarbeit leistet. Dies gilt auch ganz offiziell, erhält Franz Fühmann für die Nachdichtungen doch schon bei seinem ersten Ungarnbesuch 1961 den Arbeitsverdienstorden der Ungarischen Volksrepublik in Silber, 1978 folgt die gleiche Auszeichnung, diesmal in Gold.[58]

Günter Rücker ist mit Blick auf die deutsche Resonanz auf Fühmanns nachdichterisches Schaffen darin Recht zu geben, dass die maßgeblichen Anerkennungen auch hier aus dem Land kommen, aus dem der Dichter stammt. In der Tat scheint „der Gewinn, den [...] die Bekanntschaft mit einem Dichter"[59] für ein mögliches deutsches Lesepublikum bedeutet, für die ungarische Kritik um einiges wichtiger zu sein als für die deutsche. Wobei dies mit Sicherheit auch im Lichte einer Feststellung in *22 Tage* zu lesen ist, die bewusst als Lehre aus Ungarns Literatur und Geschichte gezeigt wird:

> Weltoffenheit als Selbstverständnis eines kleinen Volkes, sich vor einer drohenden Überflutung nicht durch eine (entweder unmögliche oder verkrüppelnde) Abkapselung, sondern durch Sich-selbst-Erheben auf die Höhe der Weltkultur zu bewahren.[60]

Der enthaltene Seitenhieb auf die Verhältnisse zu Hause in der DDR dürfte mit literarhistorischem Blick offensichtlich sein.[61]

Die wiederholte kritische und zuweilen enthusiastische Anerkennung, die Fühmanns Arbeiten in Ungarn widerfährt, unterstützt die Einschätzung in *22 Tage*. So erfahren die Ergebnisse Fühmann'scher Nachdichtertätigkeit deutliches Lob, an dem sich die ungarische Wahrnehmung in größeren Zusammenhängen erkennen lässt. György Walkó z.B. betrachtet die Nachdichtungen als Glück für die ungarische Literatur. Gemeint sein dürfte damit sowohl die sprachliche Gewandtheit des Nachdichters wie die neue Bühne, die die deutschen Übertragungen ungarischer Lyrik auf diese Weise öffnen:

---

58 Fühmann in B.R. 12 (1978), Nr.47: „Die Anerkennung hat mir sehr wohlgetan."

59 Vgl. Rücker, Günter: Was ich läse. In: Neue deutsche Literatur 20 (1972), H.1, S. 24f.

60 Fühmann: WA 3, S. 417.

61 Inwiefern dahinter aber auch das Wissen um eine Literaturkritik steht, die zuweilen mehr wie die Geschichte der Verhinderung von Literatur anmutet, wird bereits anhand einer brieflichen Bemerkung (1964) gegenüber dem damaligen Minister für Kultur der DDR, Hans Bentzien deutlich: „[F]ast nie wird von dem Ziel ausgegangen, das der Autor sich gestellt hatte, sondern von dem fiktiven Buch, das er nach Meinung des Kritikers hätte schreiben müssen. Einer grünen Bank wird vorgeworfen, daß sie kein blauer Tisch sei." (FF an Hans Bentzien, 1.3.1964. In: Fühmann: Briefe, S. 38.)

> Er (Fühmann, S.K.) verabschiedete sich vom Lyrischen, doch verließ er die Verskunst nicht gänzlich, sondern übte sich fortan als Übersetzer an ausländischen Dichtern, vor allem an ungarischen, was für unsere Literatur kein kleines Glück bedeutet.[62]

Es war auch schon die Zeitschrift *Nagyvilág* gewesen, die dem ersten Nachdichtungsband mit Gedichten von Attila József eine ausführlichere Kritik gewidmet hatte. Der Beitrag jedes einzelnen der mitwirkenden Nachdichter wird in je einem Absatz besprochen. Fühmann ist neben einigen anderen vor allem mit seiner deutschen Version der bereits erwähnten *Ode* vertreten und erhält für diese Arbeit das Lob des Kritikers, der ihm bescheinigt, was seine Übersetzungen beweisen: „[D]ie auf dichterischem Niveau erreichte [inhaltliche und formale] Treue zum Original ist zugleich dichterischer und genauer als ‚künstlerische Freiheit'".[63] Zu Fühmanns Genauigkeit im Zusammenhang mit seinem nachdichterischen Schaffen berichtet Gábor Hajnal aus dem Entstehungshintergrund zur *Ode*, Fühmann sei „nach Lillafüred ins Bükk-Gebirge gefahren, um an der Stelle, wo die ‚Ode' [...] entstanden ist, sich auch selbst hinzusetzen auf die ‚glitzernde Felsenwand' und die ‚Mähnen von Hügeln' zu betrachten".[64] Hier zeigt sich der Versuch in aktiver Suche die räumliche Nähe zu einem Text zu erreichen, zu dem der Zugang eben durch dessen Sein in der Einzelsprache versperrt bleibt. Im Rahmen ihrer Interpretation der *Ode*, der sie die Fühmann'sche Nachdichtung zugrunde legt, geht Antonia Pezold in ihrem Lob noch weiter. Allerdings spricht aus ihrem die Nachdichtung betreffenden Fazit kein wirkliches Problembewusstsein für den Zusammenhang von Original und Nachdichtung: „[...] Inhalt, Aussage und äußere Struktur, auch die innere Bewegung des Gedichts, Rhythmik und Metaphorik sind auf der Basis eines tiefen Verständnisses für die Poesie Józsefs feinfühlig übertragen, weshalb sich die Interpretation auch mühelos an dem deutschsprachigen Text entwickeln lässt."[65] Weiterhin nennt sie diesen „ein dem Original weitgehend gleichwertiges lyrisches Werk".[66] Es ließe sich darauf fragen, inwiefern der hier behauptete Zusammenhang zwischen Originalgedicht und Nachdichtung die Interpretation beeinflusst und zu markant anderen Ergebnissen geführt hat als eine Auslegung in seiner Originalsprache. Dies bleibt als

---

62 Walkó, György: Franz Fühmann önmegtagadása és ujjászületése. In: Nagyvilág 19 (1974), H.1, S. 460. (Übers. S.K.)

63 Garai: József Attila németül, S. 444. (Übers. S.K.)

64 Hajnal, Gábor: Ein Freund der Ungarn und ihrer Poesie. In: Simon: Zwischen Erzählen und Schweigen, S. 108.

65 Pezold, Antonia: Attila Józsefs „Ode". In: WB 30 (1984) H.2, S. 245.

66 Ebd.

Fragestellung weniger für diese spezielle Deutung[67] relevant, denn mehr als Problematik der Übertragung bzw. Nachdichtung lyrischer Texte überhaupt. Der permanente übersetzerische Zwang zur Entscheidung, und zwar auf inhaltlicher wie formaler Ebene, zeitigt zuweilen Verschiebungen im interpretatorischen Gefüge der Nachdichtungstexte, die das Original nicht zugelassen hätte. Sehr wohl mag es sich dabei nicht notwendig um Sinnverengungen oder gar unzulässige Festlegungen des Textsinnes handeln. Dennoch ist die Rezeption nachgedichteter Lyrik immer nur eingedenk der übersetzerischen Problematik nachhaltig sinnvoll. In inhaltlicher Abwandlung eines Fühmann-Wortes zu seiner Nacherzählung der Odyssee[68] wäre zu sagen, dass die Nachdichtungen die Lektüre der Originale nicht ersetzen können (und sicher nicht sollen), sie wollen zu ihnen hinführen.[69] Wenn aber Pezold annimmt, dass der deutsche Nachdichtungstext eine Interpretation zulasse, die sich „auch mühelos"[70] an diesem wie am Original durchführen lasse, so bedeutet dies eine faktische Gleichsetzung von Original und Nachdichtung als Grundlage der Deutung. Demgegenüber weist Paul Kárpáti auf die Relationalität des nachdichterischen Tuns überhaupt hin. Übersetzungen seien in ihrem Zustandekommen und ihrer Veröffentlichung und möglichen kritischen Beurteilung selbst Rezeption. Kárpáti unterscheidet dazu drei Aspekte des Rezeptionsprozesses: das Leseverständnis des Nachdichters, die verstehendauslegende Textgestaltung des Nachdichters und die Publikation des fremdsprachigen Komplementärtextes. An letzteres schließt sich als Möglichkeit eine Aufnahme in den sprachlichen Rezeptionskontext der fremdsprachigen Literatur an.[71] Im Hinblick darauf mag Pezolds Analyse der *Ode* als eine solche Aufnahme gelten. Bestehen bleibt aber das Problem der angeblich weitgehenden Gleichwertigkeit von Original und Nachdichtung, was dazu führt, dass deren Dialogizität gänzlich verschwindet. Doch nur eingedenk der kommunikativen Zusammengehörigkeit beider lässt sich die zeitliche Seinsweise des Poetischen im espace littéraire der intertextuellen Vermittlung zwischen Original und Übersetzung verstehen. Vor dem bei Fühmann mit Blick auf die Moderne gegenwärtigen lyrisch-kommunikativen Zusammenhang muss besonders beachtet werden, dass

67 Pezolds Deutung der *Ode* privilegiert nur historisch-politische Zusammenhänge und ist nahezu ausschließlich bestrebt marxistisches Gedankengut in und hinter Józsefs Versen nachzuweisen.

68 Fühmann, Franz: Irrfahrt und Heimkehr des Odysseus. Rostock: Hinstorff, 1998.

69 Vgl. „Das Buch kann die Lektüre Homers nicht ersetzen, es will zu ihm hinführen." (Ebd., S. 133.)

70 Pezold: Attila Józsefs „Ode", S. 245.

71 Vgl. Kárpáti, Pál: Vörösmarty költészetének német(országi) befogadása. In: www.argus.hu/vorosmarty/irasok/vor_emlekules/karpati_pal.html

eine Übersetzung zunächst Medium mit dem Original gemeinsamer Sinnübertragung ist.[72] Inwiefern für Fühmann diese Dialogizität gültig war und inwiefern auch seine Nachdichtertätigkeit wohl in diesen Horizont einzuordnen ist, zeigt eine Bemerkung im Trakl-Essay:

> Vielleicht kommt er [der Leser, S.K.] zu der Überlegung, daß nicht nur Trakls Werk insgesamt, sondern auch das der weltweiten Moderne ein einziges großes Gedichtganzes darstellt, die Summe unserer Epoche [...].[73]

Im Lichte dieses Verständnisses wäre Nachdichtungsarbeit gewissermaßen Arbeit *an* und *in* diesem Gedichtganzen. Der Schleiermacher'sche Gedanke der Universalsprache wird hörbar. Es wäre für die Nachdichtung ihre Bestimmung nicht als Ort *zwischen* zwei Texten unterschiedlicher Sprachen, sondern die Markierung *ihres* Ortes in einer und als eine gemeinsame Sprache, die auch teilhätte am Zustandekommen des Gedichtganzen: „[D]ie kompromissartige Spannung zwischen zwei Texten neigt dann zum Produktiven, wenn deren Interaktion als ein solches wirkungsgeschichtliches Ereignis vor sich geht, infolge dessen eine einzigartige gemeinsame Sprache entsteht."[74] Bei Franz Fühmann ist dies nichts Geringeres als die Universalsprache der Poesie, in die vor allem eine Übersetzung eines jeden Gedichtes zu vollziehen ist und deren entscheidende Beteiligung als Dritte beim Nachdichtungsprozess mitgedacht und -praktiziert wird: „[D]ie Übertragung eines Gedichts ist ja nicht die Sache zweier, sie ist die Sache dreier Sprachen: der gebenden, der empfangenden und der Universalsprache der Poesie."[75]

Franz Fühmanns nachdichterische Annäherung an Attila József erfolgt vor einem Hintergrund, der eine durchaus gründliche Auseinandersetzung nicht nur

---

72 Diese Überlegungen folgen auch denen Ernő Kulcsár-Szabós zum Problem der Nachdichtung (műfordítás). Kulcsár-Szabó, Ernő: A saját idegensége. In: Alföld (1997), H.11.

73 Fühmann, Franz: Vor Feuerschlünden. Erfahrung mit Georg Trakls Gedicht. In: Fühmann: WA 7, S. 114. Auf diesen Zusammenhang verweist auch Dennis Tate vor dem Hintergrund von Fühmanns „undercover" Joyce-Rezeption. „The dozens of parallel references to other authors he includes to underline his view of ‚die weltweite Moderne' as ‚ein einziges großes Gedichtganzes [...], die Summe unserer Epoche' extend from Baudelaire and Rimbaud, via Nietzsche, Kraus, Rilke and Benn from Germany's tradition of ‚decadence', to the Czech and Hungarian poets of the calibre of Nezval and József whose work he had impressively translated into German." (Vgl. Tate, Dennis: Undercover Odyssey: The Reception of James Joyce in the Work of Franz Fühmann. In: German Life and Letters 47 [1994], H.6, S. 303.)

74 Kulcsár-Szabó: A saját idegensége. (Übers. S.K.)

75 Fühmann: WA 3, S. 421.

mit Attila József und seinen Gedichten erkennen lässt, sondern zudem fundierte theoretische Kenntnisse im Kontext der Übersetzungstätigkeit zeigt. Bisher ist eine Aufarbeitung von Fühmanns nachdichterischem Werk nur ohne die zahlreichen Briefwechsel mit ungarischen Freunden und Kollegen möglich gewesen, da Fühmann seinen Brief- und Tagebuchnachlass bis 20 Jahre nach seinem Tod unter Verschluss setzen ließ. Die durch Paul Kárpáti bereits veröffentlichten „Briefe aus der Nachdichterwerkstatt"[76] geben einen kleinen Einblick in die Arbeit des Meisters,[77] der jedes einzelne Wort und jede Formulierung so lange umkreiste, bis die Übertragung für ihn „dem Denken des ungarischen Dichters"[78] am nächsten kam. Auf eben diese Nähe im Denken mag sich auch Pezold bezogen haben, als sie für ihre Interpretation Original und Nachdichtung der *Ode* gleichsetzte. Im Gegensatz dazu weist Kulcsár-Szabó darauf hin, inwiefern eine nachdichterische Entscheidung dem gesamten Text einen epochal veränderten Deutungszusammenhang zu geben vermag. Fühmann übersetzt den Vers „... lelkek közt ingyen keresek/ bizonyosabbat, mint a kocka"[79] aus *Eszmélet* (1934) mit „... bin umsonst im Braus/ sabbernder Seelen nach was Sichrerm/ als nach dem Fall des Würfels aus"[80]. Die Nachdichtung stelle das Gedicht auf diese Weise in eine Verbindung mit *Un Coup de dés* von Stéphane Mallarmé und verschiebe so auch den Kontext von *Eszmélet* um eine Epochenlänge zurück.

Die Arbeitsmethode in der Fühmann'schen Nachdichterwerkstatt dürfte Aufschluss darüber geben, aus welchem Umgang mit den Texten sich die endgültige Gestalt der Nachdichtung ergibt. Die durch Kárpáti veröffentlichten Briefe geben zur Entstehung der *Eszmélet*-Nachdichtung einen zwar aus genannten Gründen noch unvollständigen Einblick in Fühmanns Arbeitsprozess, doch lässt sich darin mehrfach ein Problem wiederfinden, das den Nachdichter Fühmann umtrieb: die Übertragung der Reimstruktur sowie der „Geist der Grammatik, Rhythmus [...] und Versmaß und wie es in der Originalsprache klingt"[81] Für die *Eszmélet*-Nachdichtung *Besinnung* muss er das Reimschema des Originals verlassen und kann dessen ababbaba-Struktur nur in folgender Form anbieten: Verse 1 und 3 sind Waisen, 2 behält seinen Reim auf die Verse 4 und 5 und dann erst wieder auf 8, 6 und 7 reimen miteinander und werden auch vom die Strophe durchziehenden Vierfachreim umarmt. Davon ausgenommen sind die Strophen 4, 9 und 12, in denen das angegebene Schema nicht durchgehalten werden kann. Fühmann erklärt zu „Buschen/ Blume" (Strophe 4), dass sich durch „Alliteration

76 Vgl. Kárpáti: Műfordítói műhelylevelek, S. 40.
77 Paul Kárpáti spricht von Fühmann als „Mester". (Ebd.)
78 Hegyi: Franz Fühmann zu Gast.
79 József: Összes versei, S. 398.
80 Fühmann: WA 2, S. 285.
81 Hegyi: Franz Fühmann zu Gast.

plus Zusammenfall der Vokale plus ungewöhnliches Substantiv"[82] eine gute Lösung ergebe; als Pointe gestalte sich gar das Aufeinanderfolgen von „bei" und „schweig" in der Schlussstrophe, denn der Leser erwarte dort eher „schrei". Der so herausgearbeitete Gegensatz zwischen durch die Reime gesteuerter Leseerwartung und textlicher Wirklichkeit gibt dem Text jene mediale Spannung, die im Original an dieser Stelle ähnlich gegenwärtig sein dürfte. Fühmann entscheidet sich hier also aufgrund der Bedeutung der Verse, ja des Gedichts. Auch begründet er seine Entscheidung für die Auflösung des Originalreimschemas trotz Unzufriedenheit vor allem inhaltlich: „... es ist so oder so nicht gut, wenn man sich einmal vom Original entfernt hat. Aber einen *doppelten* Vierfachreim mit einem *solchen* philosophischen Inhalt[83] und bei einer solchen Anschaulichkeit kann, denke ich, kein Mensch hinbekommen."[84] Dass es Fühmann gerade um einen „poetischen Hauptton"[85] ging, der ihm in Bezug auf das Gesamtwerk Attila Józsefs bei der Nachdichtung half, dokumentiert nicht nur Kárpáti, sondern auch eine längere Antwort in dem Gespräch mit der Redaktion der *Budapester Rundschau*. Fühmann betont den wichtigen Unterschied zwischen Nachdichter und Übersetzer, letzterer dichte nicht, sondern erstelle eine wörtliche Rohfassung des Originals. Fühmann vergleiche diese dann mit einer eigenen Übersetzung, die er sich in „unendlich lange"[86] dauernder Arbeit anfertige. Schließlich führe aber auch dies zu dem unlösbaren Problem, nicht wortwörtlich übersetzen zu können: „Fertig zu sein, dieses Gefühl jedenfalls hat man nie."[87] Somit zeigt sich bei diesem Einblick in die Nachdichterwerkstatt, in welcher Weise der dritte Ort zwischen Original und Übersetzung eigentlich deren Dasein als bloße Vermittlung bedeutet, die zwischen beiden entsteht. Es ist jenes Gefühl der Unfertigkeit, von dem Fühmann spricht und das als Hintergrund für Fühmanns Übersetzung von „kocka" gelesen werden könnte; und zwar in der Weise, dass hier das von Kulcsár-Szabó betonte Bewegen des Gedichtes in Richtung Entschiedenheit gleichsam die notwendige nachdichterische Tendenz hin zu einer gültigen Entscheidung beinhaltet. Das distinktive Vorgehen im Prozess der Lyrikübertragung ist vor dem geschilderten Hintergrund seiner eigenen Unfertigkeit demnach einer Bewegung verwandt, die sich in *Eszmélet* durch die beständig

82 Kárpáti: Műfordítói műhelylevelek, S. 44. (Rückübers. S.K.)

83 Dies bestätigt z.B. Tverdotas Einschätzung von *Eszmélet:* „Die 12 Abschnitte verbinden sich irgendwie so miteinander, als seien sie Teile einer philosophischen Aphorismensammlung." (Tverdota, György: Ihlet és eszmélet. Budapest: Gondolat, 1987, S. 331.) (Übers. S.K.)

84 Ebd. (Hervorh. im Original)

85 Kárpáti: Franz Fühmanns nachdichterisches Scheitern, S. 40.

86 Hegyi: Franz Fühmann zu Gast.

87 Ebd.

durchgehaltene Widerspruchsspannung eingeschrieben findet. Die Bewegung ist so lesbar als Paraphrase des Zentralproblems der Nachdichtung. Das Performativ-Lyrische der Texte bleibt im Bereich des Unübersetzbaren überhaupt. Die sprachliche Gegenwart der Texte ergibt sich nur mehr in deren übertragener und übertragender Bezogenheit aufs Original, jedoch mangels des genuin sprachlichen Bezugs. Das Neben- und Miteinander der Nachdichtung(en) als verbindender Raum zwischen Übersetzung und Original wird beispielsweise deutlich anhand einer Gegenüberstellung von Übersetzungen zu *Nem én kiáltok* in sechs verschiedene Sprachen.[88] Das gemeinsam Poetische der einzelnen Varianten stellt sich hier im mehrfachen Vermittlungsvorgang her. Das Nachdichten ist für Fühmann sicher auch in dieser Hinsicht „natürlich eine exzellente Schule, es erzieht zur Disziplin und Genauigkeit. Man muß allerdings sich wirklich um das Original in seiner konkreten Form bemühen."[89] Diese Bemühung scheint im Übertragungsvorgang zu *Eszmélet* in der Tat – auch mit dem Hinweis von Kulcsár-Szabó – zu einer glücklichen Nachdichtung zu führen, deren Offenheit sich für den Nachdichtungstext selbst eben aus seiner Bezogenheit auf das Original ergibt. Der in seinem Beginn bereits vergebliche Versuch, jene „Unübersetzbarkeit dichterischer Sprache"[90] zu überwinden, hält sich in der Metaphorik von *Eszmélet* als Weben am „Webstuhl des Vergangnen".[91] Das Fertige und das Vollendete als Abgeschlossenheit stehen außerhalb der Zielbestimmung dieser Arbeit an der Nachdichtung.[92] Indem Fühmann Wörtlichkeit für die Nachdichtung

---

88 *Nicht ich bin es, der schreit;* vgl. das Nebeneinander von dessen russischer, französischer, italienischer, spanischer, deutscher (Fühmann) und englischer Übersetzung in Nagyvilág 20 (1975) H.4, S. 590-593.

89 FF in: Sauter, Josef-Hermann: Interview mit Franz Fühmann. In: WB 17 (1971) ,H.1, S. 52.

90 Engler, Jürgen: Das ideologische Element in der Literatur. In: NdL 32 (1984) H.6, S. 150.

91 József, Eszmélet. In: Fühmann: WA 2, S. 287.

92 Vgl. zur Frage der Unvollendbarkeit die Überlegungen von Attila József selbst: „[...] *a történet olyan meg nem kezdett és be nem fejezett műalkotás, amelyet ugyanezért éppen a meg nem kezdettség állandó befejezésének és a be nem fejezettség állandó megkezdésének mozzanataiban észlelünk, – míg a műalkotás olyan megkezdett és befejezett történet, amelyet ugyanezért éppen a megkezdettség állandó be nem fejezésének és a befejezettség állandó meg nem kezdésének végtelenségében észlelünk.*" (die Erzählung ist ein nicht begonnenes und unvollendetes Kunstwerk, welches wir eben in seinen Momenten der ständigen Vollendung seiner Nicht-Begonnenheit und des ständigen Beginnens seiner Vollendung wahrnehmen, – wohingegen das Kunstwerk eine begonnene und vollendete Erzählung ist, welche wir auch daher eben in ihrer Unendlichkeit ihrer ständigen Unvollendetheit des Beginnens und ihres ständigen Nicht-Beginnens der Unvollendetheit wahrnehmen.) (József, Attila: Tanulmányok és cikkek 1925-1930. Hg. v. Iván Horváth et. al. Budapest: Osiris, 1995, S. 119; Übers. S.K.)

ausschließt, öffnet er den eigenen nachdichterischen Schaffensprozess als Ort der Übertragung. Dessen Ergebnis als Nachdichtungsvariante der zuvor geprüften Möglichkeiten zeigt immer die notwendige Entscheidung. Dennoch schließt das bei Fühmann die große Nähe zu dem jeweiligen Dichter mit ein. Hier kann nur angerissen werden, wie weit Fühmanns Identifikation mit Attila Józsefs „Lebenskonflikt und Schicksal"[93] ging. Eine Randbemerkung in einem Gespräch mit Kalász und Kárpáti lässt aber seine geistige Nähe erahnen, die Fühmanns poetisches Konzept des Mythischen in der Literatur mit der Erfahrung von *Widerspruch* aufruft: „Ich glaube, es ist wirklich die Singularität von József, daß er diese Widerspruchspole [von Optimismus und Pessimismus, S.K.] zusammengespannt hat, in einem Gedicht, in einer Zeile."[94] Es ist auch ein solcher Bezug, der Fühmann in der Nachdichtung ungarischer Lyrik einen sprachlichen Ort gewinnt. Dies zeigen die klaren methodischen Positionen, die er immer wieder bekräftigt, sowie die Wertschätzung von Vertretern der Herkunftssprache wie Kalász[95] oder Hajnal.[96] Eine bemerkenswerte Strenge bestimmt zudem die für die qualitative Einschätzung der eigenen Arbeit gesetzten Beurteilungskriterien. Im Band *Gedichte und Nachdichtungen* der Werkausgabe lässt sich anhand einer editorischen Anmerkung nachvollziehen, wie ernst es Fühmann mit seiner sprachlichen Nähe zu den von ihm nachgedichteten Autoren war: „[A]ls Auswahlprinzip galt einzig das Bestehen als lyrisches Gebilde deutscher Sprache".[97] Es ist besonders auffällig, dass dort kein Text von Endre Ady erscheint, dessen Lyrik sich Fühmann ausführlich gewidmet hatte. Kárpátis Dokumentation[98] der Hintergründe ergänzt Fühmanns Antwort gegenüber den Redakteuren des *Magyar Nemzet:*

> Gegenüber Ady habe ich immer gemerkt, dass ich seiner Dichtung nicht gewachsen war. Ich habe zu früh begonnen Ady-Gedichte zu übersetzen und die meisten sind misslungen. [...] Ich glaube, wir erweisen Ady keinen guten Dienst, wenn wir schlechte Übersetzungen in seinem Namen veröffentlichen.[99]

---

93 Wolf, Christa: Nirgends sein o Nirgends du mein Land. In: Dies.: Hierzulande Andernorts. München: Luchterhand, 1999, S. 64.

94 Gespräch über Mihály Vörösmarty. In: Vörösmarty, Mihály: Wenn einst die Nacht sich erschöpft. Gedichte und dramatische Lyrik. Nachgedichtet von Franz Fühmann. Berlin: Rütten & Loening, 1982, S. 91.

95 Vgl. Kalász, Márton: Arcképvázlat Franz Fühmannról. In: Új Írás 15 (1976), H.9, S. 104.

96 Vgl. Hajnal, Gábor: Utószó. In: Fühmann, Franz: Tapasztalatok és ellentmondások. Budapest, 1978. (Ungar. Ausgabe von *Erfahrungen und Widersprüche*) und Hajnal, Gábor: Franz Fühmann 1922-1984. In: Nagyvilág 29 (1984), H.9, S. 1408.

97 Fühmann: WA 2, S. 14.

98 Vgl. Kárpáti: Franz Fühmanns nachdichterisches Scheitern.

Fühmann spricht so über den Nachdichter Fühmann und verrät nebenbei viel über den Stellenwert der Nachdichtungsarbeit. Sie ist neben der Vermittlertätigkeit in einen andern sprachlichen Zusammenhang gerade auch jener Dienst am gebenden Dichter und an dessen sprachlicher und kultureller Umgebung; daher das Lob in der ungarischen Kritik und die Auszeichnungen für den Nachdichter.

Der Ort der Nachdichtungen im Schaffen Franz Fühmanns wird aber darüber hinaus nicht nur als *Teilfunktion* und *Ersatzbeschäftigung* des ehemaligen Lyrikers bestimmbar bleiben können. Dafür sind nicht nur die Lyrikübersetzungen und ihre Spuren bei Fühmann zu nachhaltig, sondern auch die Kontinuität in der Nachdichtungsarbeit. Als wertschätzendes und zugleich hinweisendes Aussprechen des *Ecce poeta* – von Fühmann oft jungen zeitgenössischen Kollegen zugedacht – stehen die Nachdichtungen, von denen hier nur[100] an die Attila József betreffenden erinnert werden konnte und mit Blick auf dessen 100. Geburtstag auch *unbedingt sollte*.

Mit dem Topos des Nicht-Fertigen, des Unabgeschlossenen, ja des Unvollendeten, an dem sich die Eigenart der Nachdichtertätigkeit zeigt, ist der „Ort in der Sprache",[101] dem sich Fühmann mit den und durch die Nachdichtungen nähert, bereits einer der Stränge, die ins Bergwerk führen; „genauer der ewig quälende Drang, jenen Ort in der Sprache zurückzugewinnen, den ihm das Leben unwiederbringlich verlor."[102]

---

99 Józsa, György Gábor: „Minden amit most csinálok, folytatás". Beszélgetés Franz Fühmann-nal. In: Magyar Nemzet 33, Nr. 267 v. 13.11.1977, S. 9. (Übers. S.K.)

100 Außerdem übertrug Fühmann Texte von Endre Ady, Mihály Babits, Milán Füst, Gábor Hajnal, Márton Kalász, Ágnes Nemes Nagy, Sándor Petőfi, Miklós Radnóti und Mihály Vörösmarty.

101 Fühmann, Franz: Im Berg. Texte aus dem Nachlaß. Hg. v. Ingrid Prignitz. Rostock: Hinstorff, ²1993, S. 104.

102 Ebd.

Andrea Horváth (Debrecen)

Die unheimliche Stimme Identitätsstrukturen in Barbara Frischmuths *Die Schrift des Freundes*

Das Anderssein, die Fremdheit ist oft etwas Verführerisches, aber meistens erregt es doch ein Gefühl des Unheimlichen. Das Andere ist meistens weit entfernt von uns, liegt in der unbekannten Ferne. Geht man davon aus, dass Ort, Verortung, geokulturelle Zugehörigkeit als kritische Kategorien einen wesentlichen Platz innerhalb der postkolonialen Literatur einnehmen, so kann man dieses Anliegen als ein besonderes Beispiel für eine durchaus auch allgemeingültige Beschreibung jenes Aspektes zeitgenössischer Kultur verstehen. Die geokulturellen Landschaften müssen stets neu formuliert und umgewandelt werden, und der wesentliche Aspekt besteht darin, dass das postmoderne Subjekt als ein in einen ganz bestimmten historischen und geographischen Kontext bewusst und aktiv verortetes *(emplaced subject)* verstanden werden muss. Im ersten Teil meiner Arbeit gebe ich einen Überblick über die theoretischen Tendenzen der postkolonialen Literatur, im zweiten Teil stelle ich die psychoanalytische Entdeckung dar, die für den multikulturellen Diskurs so relevant geworden ist, und zum Schluss komme ich zur Vorstellung von Barbara Frischmuths Roman *Die Schrift des Freundes* (1998),[1] den ich als ein prägnantes Beispiel für den Moment der Entortung, Hybridität und der Mimikry lese.

Wenn man sich mit multikultureller Literatur auseinanderzusetzen versucht, scheint der Begriff *emplacement* nicht nur interessant, sondern problematisch zu sein. Die Literaturwissenschaftlerin Gayatri Spivak, deren Leben zwischen einem englischsprachigen und einem bengalischen Kulturbereich zu finden ist, warnt vor der Definition vereinfachender Identitätskonzepte, die eine Überlappung von Sprache und kulturellem Ort implizieren. Gerade ihre eigene geokulturelle Lage hat ihr bewusst gemacht, wie wenig die Grenze zwischen natürlicher und künstlicher Sprache gezogen werden kann: „I'm devoted to my native language, but I cannot treat it as natural, because, to an extent, one is never natural... one is never at home".[2]

---

1 Frischmuth, Barbara: Die Schrift des Freundes. Berlin: Aufbau, 2000. (Die Seitenzahlen im Haupttext beziehen sich auf diese Ausgabe)

2 Spivak, Gayatri Chakratorty: The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues. Hg. v. Sarah Harsym. London: Routledge, 1990, S. 38.

Multikulturelle Literatur beinhaltet also eine nicht auflösbare Dialektik von Verortung und Entortung, ein stets zirkulierendes Spiel der Selbsterfahrung und Selbstvermittlung, in dem sich eine authentische Erfahrung mit narrativen Konstruktionen der Identität abwechselt. Diese Literatur verweist auf die Krise, die aus dem Versuch, ein intaktes Selbstbild herzustellen, besteht, wie auch aus jenem Versuch, dieses Selbst diskursiv neu zu entwerfen. Die multikulturelle Literatur entspringt aus einer Kluft zwischen der Erfahrung einer bestimmten menschlichen Geographie einerseits und den kulturell vermittelten und tradierten Sprachen, Bildern und Erzählungen andererseits, die diese Erfahrung zu beschreiben versuchen. Man könnte sagen, die Schrift der multikulturellen Literatur überbrückt diese Kluft im gleichen Maße, in dem sie sie auch verbreitert. Was für Spivak ganz wichtig ist, ist die Frage von Aneignung und Widerstand. Diese Literatur entsteht in einer Geste der Mimikry, wie Homi Bhabha dies ausführt,[3] denn sie zeigt Ambivalenzen auf, die dem kolonialistischen Blickwinkel auch zu wiederholen scheinen. So beschreibt Bhabha diese Literatur als eine, die sich der gespaltenen Projektionsfläche von einem Selbst und seinem Double bedient, genauer einer hybriden Entortung, die das wahrnehmende und schreibende Subjekt pendeln lässt zwischen der kolonialistischen und der postkolonialistischen Erfahrung von einem gegebenen geokulturellen Ort. Gleichzeitig ist die Erfahrung, die diese Literatur zu vermitteln sucht, immer auch durch den Blick der kolonialisierten Kultur beeinträchtigt. Indem sich postkolonialistische Literatur dieser hybriden Entortung bedient, tut sie dies jedoch nur, um die diesem Blick zugrunde liegenden, aber nicht explizit benannten Voraussetzungen aufzudecken. Denn in den Darstellungen postkolonialistischer Entortung, die sich ihres Verfahrens bewusst sind, wird der Affekt der Hybridität nicht passiv angenommen sondern statt dessen aktiv installiert.

Gemeinsam ist beiden Theorien der Versuch, sich eine bestimmte kulturelle Sprache anzueignen, um sie in einen neuen historischen und geographischen Kontakt noch einmal zu platzieren, d.h. wieder zu orten. Im Zuge dieses Verfahrens bleibt die Integrität jener Andersheit aber auch erhalten, welche historisch eingesetzt wurde, um die kulturell anderen an den Rand der Macht und der Selbstdarstellung zu verbannen. Ein Aspekt dieser Demontage betrifft somit auch den Gegensatz zwischen kulturellem Rand und Zentrum, wobei es nicht darum gehen kann, den Ort des Authentischen vom Rand ins Zentrum zu verlagern, sondern darum, einen geographisch verorteten Kreuzpunkt verschie-

[3] Bbabha, Homi K.: Of Mimicry and Man: the Ambivalenz of Colonial Discourse. In: October 28 (Spring 1984), S. 125-133 sowie Ders.: Signs Taken for Wonders: Questions of Ambivalence and Authority under a Tree Outside Delhi, May 1817. In: Critical Inquiry 12 (Autumn 1985), S. 144-165.

dener Arten von Marginalität aufzuzeigen. Somit wird der ganze Binärismus von Zentrum und Rand demontiert.[4] Anders gesagt, die Kluft zwischen der Erfahrung einer bestimmten menschlichen Geographie (dem gelebten Raum) und der kulturell tradierten Sprache, die diese prägt, spaltet und verknüpft das Begehren, einen multikulturellen Ort und eine multikulturelle Identität zu entwerfen. Dieser Neuentwurf entsteht aber auch gleichsam als Reaktion auf eine tiefe Verwurzelung in der feudalistischen oder der kolonisierten sozialen Landschaft, die auch die Quelle und Voraussetzung für die kulturelle Entfremdung sind, wenngleich gegen sie auch die neuen Identitätskonzepte errichtet werden.

Dieses doppelte Sehen verknüpft ein bestehendes, unterdrückendes kulturelles System mit einem revolutionären kulturellen Entwurf, wobei sowohl die europäische Norm als auch der kolonialisierte Ort, der dadurch bedingt ist, dekonstruiert werden (im paradigmatischen Beispiel, das ich anbieten werde, ist es der Orient: die Türkei). Diese Dekonstruktion stellt letztendlich jegliche hegemoniale Zentralität der Idee einer Norm selbst in Frage.

So argumentiert Homi Bhabha für die theoretische Anerkennung und Konzeptualisierung einer „international culture",[5] die auf der Inskription und Artikulation der Hybridität von Kulturen beruht. Er betont, dass die Erfahrung von Entortung eine reale Erfahrung kultureller Differenz bewirkt, im Sinne einer Inkompatibilität zweier menschlichen Geographien, der kolonialistischen/ europäischen Homogenität und der postkolonialistischen/multikulturellen Heterogenität. Sie verweist auch auf die Differenz, die immer schon am Ort des Ursprungs angesiedelt war, die Differenz, die dem so genannten Heim innewohnt. Kulturelle Identität kann nur begriffen werden als eine von einer ursprünglichen Differenz existierende Identität. Laut Bhabha erweist sich die Entortung als die einzig mögliche authentisch-multikulturelle Identität.

In meiner Interpretation von Barbara Frischmuths Roman *Die Schrift des Freundes,* welchen ich als exemplarisches Beispiel für die Verschränkung von zwei entorteten Identitäten, der postkolonalistischen türkischen (orientalischen) Identität und der Identität der Frau vorstelle, werde ich versuchen, diese verschiedenen theoretischen Anliegen miteinander zu verknüpfen. In der Tat geht es mir darum, dass ich an Hand dieses Romans einen multikulturellen Typos als Gegennarrative vorstelle, in dem die Migrantin, die subalterne Frau – gegen

4 Ashcroft, Bill; Griffiths, Gareth; Tiffin, Helen (Hg.): The Empire Writes Back. Theory and Practice in Post-Colonial Literatures. London: Routledge, 1989, S. 114.

5 Bbabha, Homi K.: The Commitment to Theory. In: New Formations 5 (Sommer 1988), S. 5-23, hier S. 22.

Spivaks These – doch sich äußert und in der männlich konnotierten Welt gehört wird als Gegenbeispiel zu der Hauptfigur Anna, zum Subjekt des Okzidents.[6]

Die zentrale These, die auf dem Spiel steht, ist die Hinterfragung und gleichzeitig eine Neubewertung der Kategorie Identität im diskursiven Feld einer multikulturellen Welt, wo die Kategorien wie Heim, Heimat, Nation ins Schwanken geraten.

Mir geht es auch darum, zu fragen was heißt postkoloniale Kritik für deutschsprachige Zusammenhänge? Die signifikante Gegenwart von als Ausländer definierten Menschen ist nicht zu bestreiten. Was kann also die Aufmerksamkeit auf die anglo-amerikanische Debatte über Postkolonialismus und Multikulturalismus für den deutschen Sprach- und Kulturraum bedeuten? Die Effekte der Massenemigration von Menschen und der globalen Zirkulation von Zeichen, Waren und Informationen sind natürlich auch hier zu bemerken. Und vielleicht gerade darum geht es. Das ‚post' in ‚postkolonial' bedeutet eben kein einfaches ‚danach' im Sinne einer linearen, chronologischen Progression – dann würde die Debatte in der Tat nur die direkten Effekte von Kolonialherrschaft betreffen –, sondern es bedeutet die Rekonfiguration des gesamten Feldes, in welches der koloniale Diskurs einmündet. Erst in dieser Rekonfiguration wir die Debatte für den deutschen Sprachraum wirklich interessant (der keine nennenswerte Einwanderung aus den Kolonien aufweist), weil sie nun die genannten realgeschichtlichen Phänomene der postmodernen Welt – Massenemigration, globale Zirkulation von Waren, Zeichen und Informationen – soziologisch und kulturtheoretisch untersucht.

In meiner Interpretation von Frischmuts Roman versuche ich, die Kategorie Identität zwischen einer einfachen Vorstellung von Identität – wobei Sprachzugehörigkeit mit *cultural emplacement* überlappt – und dem Begehren nach einem „moment of arbitrary closure"[7] zu verhandeln. Denn künstlerische und theoretische Texte, die Familie, Heimat, Nation, Geschlecht oder kulturelle Identität repräsentieren, drücken die Tatsache aus, wie es Spivak formuliert: Heimat ist nie ein Ort für das entortete Subjekt, mit dem es eine nationale Identität aufbauen könnte, „because it has always been an artificial construct".[8]

---

6 Kurze Inhaltbeschreibung des Romans: Unter merkwürdigen Umständen lernt die junge Wienerin Anna Margrotti, die zwar gern Geschichten erzählt, aber sonst als Computerspezialistin eher nüchtern ist, Hikmet kennen. Zunächst scheint sich nur eine Liebesgeschichte zu entwickeln, doch plötzlich verschwindet Hikmet, und niemand will ihn gekannt haben. Bald ahnt Anna, dass seine Zugehörigkeit zu den Aleviten, einer antidogmatischen islamischen Glaubensgemeinschaft, mit dem Verschwinden zusammenhängt und dass sie selbst irgendwie schuldig ist.

7 Bhabha: Signs Taken for Wonders, S. 45.

8 Spivak: The Post-Colonial Critic, S. 39.

Jedes Bild einer Nation wird als Reaktion zu einem anderen Ort vorgestellt. So entsteht auch das Bild der Türkei in Frischmuths Roman als Abgrenzung gegen die zentrale, kulturelle Macht der westlichen Welt. Aber es gibt immer ein politisches und ethisches Bedürfnis für diese Identitätskonstruktion, für diese doppelte Sichtweise und Gegenhaltung. Bei Frischmuth kommt es besonders zum Ausdruck, indem sie diese Gegenhaltung noch einmal umdreht, wenn sie ihre türkische Heldin, als entortetes Subjekt in einer komplexen Entwicklungslinie von Identitätsstiftung sehen lässt, während Anna, die in ihrer Heimat Wien zum ersten Mal der multikulturellen Heterogenität begegnet und in ihrer stabil geglaubten weiblichen Position eine Identitätskrise erlebt. Im Roman entspringt dieses Gefühl für Differenz, diese Erfahrung eines *interspace*, der jeder Vorstellung von Nation, Heimat, und auch von persönlicher Identität immer zugrunde lag, der verschiedenen weiblichen Positionen ihrer Heldinnen Anna und Samiha innerhalb der patriarchalen Gesellschaft. Dieses Gefühl der Differenz kommt in der Darstellung der Geschichte zum Vorschein, als in der multikulturellen Welt Wiens die zwei Frauen in Gegenposition zu sehen sind: Samiha, die aus der Türkei nach Wien ausgewanderte, emanzipierte Frau und Anna, die im Schatten ihres reichen, machtvollen Geliebten existierende Frau. Frischmuth konfrontiert ihre Heldin in der detailreichen Gegenwartschronik mit dem Fremden vor der eigenen Haustür: mit der islamischen Minderheitskultur türkisch-alevitischer Migranten im mitteleuropäischen Wien, das schon immer eine Drehscheibe zwischen Ost und West war. Durch diese Erzählung einer Migration erörtert die Autorin, wie die Konstruktionen kultureller Identität innerhalb einer Dialektik von Heim und Fremdheit im Heimatlichen von dem in der Entortung begriffenen Subjekt produktiv angeeignet werden kann. Denn Samiha war schon in der Türkei entortet, aufgrund der Tatsache, dass sie eine Frau ist und somit an das Rand dieser Gesellschaft verbannt wurde.

So lese ich Frischmuths Roman als einen Roman, der die multikulturelle Welt auszeichnet, weil es eine ethnische Problematik mit der der Geschlechterdifferenz verknüpft. Eine Frau ist sowohl auf Grund ihrer Weiblichkeit innerhalb der patriarchalen Gesellschaft entortet, und als gebildete Türkin würde sie in der Türkei entortet werden, und in dem Fremden gibt es neben diesen zwei Gründen für die Entortung noch ihre Fremdheit, die sich in ihrer Ausgeschlossenheit ausdrückt. Seit kurzem sich in den Debatten feministische und postkolonialistische Theorien, da sie die Beziehung zwischen Männern und Frauen und die Beziehung zwischen der imperialistischen Macht und der kolonisierten Welt nebeneinander setzen. Spivak erklärt es damit, dass die Frauen wiederholt in einer konkreten Marginalisierung verortet sind und hier werden sie metaphorisch kolonisiert anders begriffen. So müssen Frauen einerseits der dominanten Kultur untergeordnet sein, andererseits, wenn sie eine eigene Selbstrepräsentanz erreichen wollen, müssen sie der Sprache der Kolonisierenden und ebenso der der sie unterdrückenden Männer unterlaufen. Meiner Meinung nach wird die Weiblich-

keit durch kulturelle Differenz eingeschrieben, aber auch auf Seiten der Frauen, wenn man daran denkt, dass die Autorin Frischmuth mehrere Jahre in der Türkei gelebt hat, und der Roman hat eine Wiener und eine türkische Heldin. Im weiteren versuche ich zu zeigen, wie das Selbst sich selbst fremd sein kann.

Julia Kristeva, die als Exilbulgarin in Paris als Psychoanalytikerin arbeitet, betont ihre These über die Korrelation zwischen einer weiblichen Erfahrung der Welt und der Erfahrung des Exils. Sie erklärt, dass die Frau in den Grenzen ihres Körpers gefangen ist, und so zweifach entfremdet ist. Einerseits durch kulturelle Klischees, Vorstellungen von Weiblichkeit, andererseits durch die Macht der Verallgemeinerung: „This female exile in relation to the General and to Meaning is such that a woman is always singular, to the point where she comes to represent the singularity of the the fragmentation, the drive, the unnameable".[9] Laut Kristeva erregt diese Singularität Dissidenz, sie versteht sie als eine Distanzierung oder eine Spaltung innerhalb der symbolischen Ordnung. Und weil die Philosophie der Frau immer den Ort der internen Spaltung zugeordnet hat: „places [woman] on the side of that singularity – that fragmentation prior to name or to meaning which one calls the Daemon – she is demonic, a witch". Aber wenn sie als dämonische Kraft konstituiert wird, kann die Frau auch zum Ort einer selbstgenerierenden Macht werden, was für meine Analyse von Frischmuths Roman bedeutsam wird. In ihren Überlegungen zu der Subjektivität und der Stimme der subalternen Frau bringt Spivak ihrerseits auch die Vorstellung eines bedrohlichen Doubles, wie dies der Dämon wäre, mit der Kategorie der Frau und des Fremden zusammen.

Wenn es um die Analogie zwischen persönlicher Psychologie und kollektiven kulturellen Prozessen geht, erscheint mir die Terminologie der Psychoanalyse besonders brauchbar, genauer Freuds Diskussion der Entstellung sowie der Ich-Spaltung. Denn diese Begriffe bezeichnen psychische Prozesse, die das Gefühl von Verdoppelung und von einer Fremdheit im Zentrum eines jeden Verständnisses von Identität aufkommen lassen.[10] Bhabha greift Freuds Begriff des Unheimlichen auf, um die multikulturelle Kondition zu erforschen. Laut seiner psychologischen Entdeckung können wir feststellen, dass das andere nie außerhalb oder jenseits von uns verortet ist, sondern hat seine Stelle in dem multikulturellen System und verfügt über einen dem System entsprechenden Diskurs. So ist Differenz keine Marke für einen Rand, für eine Grenze zwischen Innen und Außen, sondern sie hat einen unumgänglichen Ort, aber sie liegt im

---

9 Kristeva, Julia: A New Type of Intellectual: The Dissident. In: Moi, Toril (Hg.): The Kristeva Reader. Oxford: Blackwell, 1986, S. 296.

10 Freud, Sigmund: Das Unheimliche [1919]. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. XII. Frankfurt a. M.: Fischer, 1966, S. 229-268, hier S. 231

Zentrum. Es ist aber zu bemerken, dass diese interne unheimliche Differenz am meisten in Narrationen vorkommt, die einen authentischen Ort der Zugehörigkeit, der Integrität und der Einheit des Heims zu entwerfen versuchen. So spielt in der multikulturellen Literatur das Zusammenwirken von verschiedenen psychischen Zuständen der Ambivalenz, der Verdoppelung, der Spaltung des Ich eine Rolle, die zwischen den diversen Möglichkeiten der Zugehörigkeit zu einer kulturellen Wiederverortung führen kann. Bhabha erklärt dies mit einem „double and split time of national and personal representation".[11] Frischmuths Heldin ist ein Beispiel für diese Problematik. Die Duplizität ist ein wichtiges Motiv des Werks, jedoch im umgekehrten Sinne: nicht die Türkin erlebt dieses *double place* von Heim und Exil, sondern Anna, die Heimische wird zur doppelten Persönlichkeit, sie erlebt in ihrer Heimat gleichzeitig Zugehörigkeit und Entortung.

Durch die Duplizität zeichnet der Text eine Überlappung zwischen dem politischen und dem psychoanalytischen Diskurs der Entortung. Die subalterne Stimme der Frau spricht an dem unumgänglichen Stelle der Verortung, in der Zwischenzone. Sie gebiert sich als eine geisterhafte Stimme, auf unheimliche Weise angesiedelt zwischen den Zeiten und Orten, schwankend zwischen verschiedenen Identitäten. Laut Bhabha kann der Begriff „unheimliche interne Differenz" als Chiffre dienen, die sowohl einen persönlichen mit einem politischen Diskurs der Verortung *(enspacement)* verknüpft, als auch diese beiden Stränge mit der linguistischen Struktur des Diskurses selbst. Im gleichen Sinne wie das Subjekt sich selbst fremd ist, aufgrund der Spaltung zwischen bewussten und unbewussten Prozessen, so trägt auch jede Vorstellung einer kulturellen Instanz seine eigene Fremdheit in sich, so stellt auch jede kulturelle Sprache die eigene Fremdheit zur Schau.

In diesen Erzählungen verlangt man nach authentischer Erfahrung, nach Integrität des Subjekts, und gleichzeitig will man die Bedeutungsstabilität in Frage stellen. Gerade diese Dialektik zwischen einer ästhetischen Wiedergabe der (realen, authentischen) Erfahrung des Exils und einer Selbstreflexion konstituiert die Sprachen der Erzählungen. Dass eine spezifische Entortung durch die Sprache passieren kann, bzw. wie sehr alle kulturellen Sprachen sich selbst fremd sind. In Frischmuths Roman kann die Entwicklung verfolgt werden, wie die eigene Sprache in dem Heim einer nationalen Kultur den Übergang in den *anderen* kulturellen Diskurs, der ebenso in der Heimat (das Türkische in Wien) innewohnt, verhindern kann. Anna lebt zwischen zwei Welten. In ihrer wienerischen Welt lebt sie einerseits als Computerspezialistin eher nüchtern, bemerkt aber langsam, dass sie durch die Kontrolle ihres hochrangigen Geliebten außerhalb

[11] Bbabha, Homi K.: Nation and Narration. London: Routledge, 1990, S. 313.

der politischen Machtverhältnisse bleibt, andererseits möchte sie sich in die muslimische Welt Wiens integrieren, wo sie sich selbst und ihre Liebe findet, aber die fehlenden Sprachkenntnisse verhindern den Eintritt in die *heimliche* Welt. Ohne Stabilität wandert sie zwischen den sich stets wandelnden Grenzen, die jedes kulturelle System von innen her entfremden. Laut Bhabha kann man den wandernden Immigranten mit einem Melancholiker vergleichen, der den verlorenen Ort betrauert und öffnet eine Kluft in jedem geokulturellen Raum, wo er sich zu verorten versucht.

Auch Kristeva deutet Freuds Entdeckung des gespaltenen, durchgestrichenen Subjektes politisch, um zu zeigen, wie sehr die menschliche Psyche, zusätzlich zu den Fragen nach kultureller und geschlechtspezifischer Zugehörigkeit, nie in einem eigenen Heim verortet sein kann. Die Erfahrung kultureller Fremdheit wird somit für sie gleichbedeutend mit der Erfahrung jener psychischen Alterität, welche das Unbewusste innerhalb eines jeden individuellen psychischen Apparates herstellt. Die Figur des Fremden wird für sie zur Chiffre der Subversion des Individualismus, durch die die Psychoanalyse und die Reise der Migration gegenseitig austauschbar werden; „vivre avec l'autre, avec l'étranger, nous confronte à la possibilité ou non d'être un autre [...] ma propre altérité – étrangeté".[12]

So können sowohl Bhabha als auch Kristevas Umformulierung von Freuds Begriff des Unheimlichen als theoretische Rahmen gelesen und benutzt werden, um narrative Texte über kulturelle Entortung zu analysieren. Man kann der Frage nachgehen, ob und wie eine Identität in einer neuen Heimat hergestellt werden kann, inwiefern eine neue Zugehörigkeit entstehen kann und welche kulturellen und sexuellen Differenzen auftauchen.

Im Weiteren stelle ich diesen Prozess von Frischmuths Heldin vor, die zeigt, dass sich das Fremde nicht auf einem anderen Schauplatz der europäischen oder der östlichen Welt befindet, sondern diese Kulturen ihre eigene Fremdheit in sich tragen.

Nachdem im ersten Teil die Fragestellungen für postkolonialistische Überlegungen dargestellt wurden, um im zweiten Teil einen hybriden politischen und psychoanalytischen Diskurs als theoretischen Rahmen vorzuführen, folgt in diesem Abschnitt eine Analyse von Frischmuths *Die Schrift des Freundes*. Der Roman kann als eine fiktionalisierte Version der dargestellten Theorien, sowohl Kristevas Psychogramm als auch Bhabhas Konzeption des durchgestrichenen und gespaltenen multikulturellen Subjekts gelesen werden. Die Analyse untersucht jene rhetorischen Figuren, die der Diskussion von kultureller Entortung und

12 Kristeva, Julia: Étrangers à nous-mêmes. Paris: Fayard, 1988, S. 25.

Identität gemeinsam sind, d.h. die Gefühlsambivalenz, das Oszillieren zwischen verschiedenen Positionen und die Doppelung, durch die die Figuren dazu dienen, Fixierungen, Stabilitäten sowie eine transparente Selbstidentität zu unterlaufen.

Spivak benutzt eine Diskussion der Andersheit, der Fremdheit, die von Lacan als weibliche *jouissance* konzipiert wurde. Demnach kann diese *jouissance* auch umgekehrt als Sinnbild für kulturelle Phantasmen gedeutet werden, die sich auf ein Gefühl interner Fremdheit beziehen. Hier muss erwähnt werden, dass Lacan in seinem Seminar den Weg zum Tod als nichts anderes, als *jouissance* nennt, so kann man Frischmuths Roman als die Darstellung einer Wienerin (Österreicherin) und Türkin lesen, die, als Verkörperung der Entortung bzw. der Alterität, die Fremdheit und des patriarchalen kulturellen Systems markieren. Andererseits, während die Heldinnen wiederholt die zweifache Entortung der subalternen Migrantin (in diesem Kontext behandle ich auch Anna als Migrantin innerhalb ihrer eigenen Kultur) durchlebt und eine Multiplizität an Identitäten inszeniert, wird diese doppelte Szene der Entortung mit *jouissance* gleichgesetzt. Denn die von den Heldinnen unternommenen Selbstentwürfe durchlaufen wiederholt Todeserfahrungen. Ihre verschiedenen Identitäten entstehen aus verschiedenen Todesereignissen. Samiha, als türkische Migrantin verliert zuerst ihren Mann, dadurch bekommt sie die erste Motivation, sich auf den Weg einer emanzipierten Frau zu machen, schließlich kann sie durch den Tod ihrer Eltern endgültig in Österreich als wichtige, selbständige Geschäftsfrau bleiben. Bei Anna kann eine Gegenrichtung der Identitätsbildung beobachtet werden. Je mehr sie sich in der Nähe der türkischen Welt – und dadurch in der der Todesereignisse – befindet, desto größer wird die Distanz zwischen ihrer Identität als intelligente Computerspezialistin und als Geliebte (doch selbständig!) des Ministerialrats und ihrer Identität als schwache, unter Kontrolle der *anderer* Welt stehende Frau, die sich sowohl in einen *anderen,* türkischen Mann, als auch in die *andere,* türkische Kultur verliebt hat. Durch den letzten Todesfall, als ihr Freund Hikmet stirbt, wird ihre Identität gefestigt, schwingt nicht mehr zwischen zwei Polen, sondern weiß, wohin sie hingehört. Ihre verschiedenen Identitäten sind also, bedingt durch verschiedene Todesfälle. Der Tod gebiert sozusagen die multikulturelle Heldin. Kristeva erklärt, Exil beinhalte eine Entwurzelung aus der Familie, ist die Entortung nicht nur eine Form der Dissidenz, sondern auch eine Form der Destruktion, „of gambling with death, which is the meaning of life, of stubbornly refusing to give in to the law of death" (1986: 298). In diesem Sinne erkennen Frischmuths Heldinnen, dass in jeder neuen Phase ihrer Wiederverortung ihre vergangenen Erfahrungen vergessen werden müssen, damit diese Vergangenheit sie nicht tötet. So wird auch Anna mit der einfachen Erklärung für die Todesereignisse konfrontiert: „‚Weil die Schrift auf unserer Stirn es anders bestimmt hat', [...]. ‚Es war ein Unfall, ein tragisches Missvertsändnis!'", und Anna fragt sich schon selbst, „sterben alle Türken in dieser Stadt an Unfällen, oder bedeutet das Wort etwas ganz anderes, als sie sich darunter vorstellt?" (214)

Der Roman arbeitet auch mit der Duplizität von Raum und Zeit, die Homi Bhabha als wesentliches Merkmal der Erzählungen über multikulturelle Entortung definiert hat. Denn sie verschränkt nicht nur mehr als einen geographischen Bereich; sie erzählt auch analeptisch, um die Verknüpfung von Gegenwart mit Vergangenheit aufzuzeigen, die unheimliche Rückkehr der Vergangenheit in die Gegenwart: „the subject is graspable only in the passage between telling/told, between ‚here' and ‚somewhere else', and in this double scene the very condition of cultural knowledge is the alienation of the subject".[13]

Die erste Szene des Romans legt schon einen fundamentalen Aspekt von Annas Identität von Anfang an fest. Es beginnt mit einem Traum, in dem Anna sich in einer *anderen* Welt befindet, „da hat der Dschinn des verborgenen Sinns sich ins eigene Fleisch gehackt" (8). Im Sinne von Kristevas Psychogramm wird Anna somit von der Erzählerin als eine Frau eingeführt, der von Anfang der Geschichte an das Schicksal der Entortung eingeschrieben ist; die Andersheit ist stets repräsentiert, die Firma, wo sie arbeitet, ist voll „Spezialisten verschiedenster Herkunft" (10). Durch ihre ausländischen Kollegen, Jussuf und Ivo wird sie zum ersten Mal mit der Frage nach der eigenen Identität konfrontiert, als sie zugeben soll, dass sie als Libanesen in Wien nicht auf die gleiche Art und Weise essen, bumsen, ins Kino gehen können. Die Firma ist eine kleine Programmierungsfirma, wo die Programmierer für das Innenministerium arbeiten und stellen reichlich Daten über Ausländer zur Verfügung, „zum Beispiel die Adressen sämtlicher registrierter und vermuteter Assassinen-Kultstädten in der Hauptstadt plus Umgebung. Nicht nur die Adressen, auch wo die Leute tagsüber arbeiten, die registrierte oder vermutete Anhänger des Alten vom Berg und seines Kults sind, wen sie erpressen, mit wem sie schlafen und welche sexuellen Spezialpraktiken ihnen nachgesagt werden. [Die] Aufgabe wiederum ist es, die Daten so miteinander zu verknüpfen, dass mögliche Allianzen sichtbar werden, Vernetzungen und Verknüpfungen, mafiose Strukturen, mit einem Wort, die Daten so aufzuarbeiten, dass sie potentiellen Eiterherde unter den Migranten sichtbar werden" (24). Anna ist aber der Bedeutung der Daten, *der Schrift* nicht bewusst, ebenso die Tatsache nicht, dass sie ihr Geliebter, der Ministerialrat durch ihre sexuelle Beziehung sowohl privat als auch beruflich unter Kontrolle hält. Erst durch ihre türkische Nachbarin, Samiha kommt Anna ihren Träumen näher, zu der Andersheit, die – nach der Erzählung von Samiha – jedem auf die Stirn geschrieben ist. Die Schrift auf der Stirn interpretiert sie als die Marke der Differenz, die Bhabha das Zeichen der Hybridität nennt.

Anna lernt Hikmet kennen, und verliebt sich sofort in ihn. Der verschwindet aber plötzlich in der anderen Welt und/oder in den Machtverhältnissen der

[13] Bbabha: Nation and Narration, S. 301.

kolonialen Regierungspolitik, von dessen Identität niemand etwas weiß. Der junge Hikmet Ayverdi (der Name bedeutet: der verborgene Sinn) besucht regelmäßig den alten Schreibmeister, der die Schreibkunst nur für Eingeweihte unterrichtet. Der alte Türke wohnt in Annas Haus, bei seiner Tochter in Wien, nachdem er nach dem Tod seiner Frau die Türkei verlassen hat. Anna gerät plötzlich in eine fremde Welt, in die familiäre Sphäre Hikmets, in der die Schrift, „die Schicksalbestimmung" so wichtig ist, wo sie ihre Träume erleben kann, verliert sie sich als Computerspezialistin immer mehr. Durch die Rätsel und Geheimnisse (der weiteren Todesereignisse) der fremden Welt bewegt sie sich in ihrer Entwicklung eine *andere* Anna zu, aber sie bekennt sich: „Ich weiß selbst noch nicht, wer ich bin" (33). Man kann festhalten, dass die Prophezeiung, das Kennzeichen auf der Stirn und die Berührung des Todes die drei Konstanten in ihrem wandelbaren Leben sind.

Auf der narrativen Ebene wird ihr *internationales emplacement* durch eine gespaltene bzw. verdoppelte Erzählhaltung wiedergegeben. Die zeitlich und räumliche diegetische Ebene des Romans zeichnet ihr Leben im türkischen Teil Wiens, und als Vorgeschichte in der Türkei. Anna versucht mit Hilfe des Rechners, der Computerschrift in den alten Schriften mehr über die türkische Welt und Hikmet zu erfahren, aber niemand scheint Hikmet oder seine Familie zu kennen. Sie muss überlegen, ob es ihn nur in ihren Träumen gab, „ob er nur Sinnestäuschung wäre". „Gibt es Hikmet? Und wenn es ihn gibt, ist er nirgendwo da *draußen* oder irgendwie hier *drinnen*? Wie erreicht man ihn? Wer ist Hikmet?" (115) Während ihrer Suche wird ihr die Schwierigkeit bzw. Unmöglichkeit der Integration in die andere Kultur bewusst. Sie stößt überall an Grenzen, Grenzen des Systems, innerhalb dessen sie bisher lebte, aber sie bleibt auch außerhalb des Systems der fremden Welt. „Vielleicht hat er mehrere Namen [...], einen für Inländer und einen für Ausländer" (119). Sie beschreibt ihren Versuch, die „Schrift" dieser anderen Kultur zu entziffern, aber sie wird zweimal verortet: Einerseits fühlt sie sich ihres früheren Lebens nicht mehr zugehörig, als Anna, die weiß, wie der Rechner funktioniert; andererseits wird sie für die Eingeborenen der türkischen Welt immer etwas Fremdes darstellen, in der sie aber zu begreifen sucht, wie sie das alltägliche *andere* Leben entwerfen soll.

Dies führt zu einem betont selbstbewussten Verhalten, zu dem Gefühl einer Duplizität im Sprechen. Wenn sie mit ihrem Geliebten, dem Ministerialrat oder mit Kollegen spricht, ist sie noch immer das naive, kleine Mädchen, das sich nur für die Basic-Sprache interessiert, obwohl da sie über die geeignete Sprache verfügt, aber in der türkischen Welt kennt sie nichts, sie muss alles enträtseln und verstehen. Da sie unumgänglich aus der Position der Entortung heraus spricht, muss sie immer die eigene Andersheit anerkennen. Sie darf nicht vergessen, dass sie sich von den anderen Zuhörern unterscheidet, so muss sie in ihre Rede die Andersheit einbauen, damit sie die anderen verstehen und tolerieren. „Sie, Anna ist keine Türkin, ihr würde man es nachsehen, wenn sie etwas täte, was man

eigentlich nicht tut." (163) Sie hat stets das Gefühl, sie würde in ihrem Selbstverständnis schwanken, ihre Identität (als Wienerische Computerspezialistin oder türkische Geliebte) behaupten und dann wieder befragen. „Zum ersten Mal in ihrem Berufsleben stellt Anna sich rückhaltlos die Frage, ob sie überhaupt noch gebraucht wird." (171) Sie steht zwischen der Schrift des Computers und der alten Schrift der türkischen Kunst, somit empfindet sie sich nie als eine kohärente Identität, denn sie kann sich nie der anderen Identitäten entledigen, die räumlich um sie oder hinter ihr gelassen werden.

Doch das Schicksal, als verdrängtes kulturelles Unbewusstes, als die archaische Kraft, die, in Bhabhas Worten, in der Modernität wieder auftaucht, ein Schicksal, das nur lesen kann, wer Augen hat, die Schrift der Sterne zu lesen, kehrt zurück, als Hikmet, und dadurch Annas ganze Welt verschwinden. Unbedacht schleust Anna Hikmets Namen ins Computernetz des Innenministeriums eins, noch nicht wissend, dass ihre Firma gerade an der Erfassung und Enttarnung „potentiell gefährlicher Randgruppen" (24) arbeitet. Es hat zur Folge, dass Hikmet, der sich als Ausländer und Anhänger einer alevitischen Sekte in Wien doppelt fremd fühlt, verschwinden muss. Niemand will ihn plötzlich gekannt haben. Selbst Samiha, deren Vaters Schüler Hikmet war, verrät ihr nichts. Auf der Suche nach ihm erlebt die bis dahin politisch reichlich ahnungslose Computerspezialistin, was die „Festung Europa" ist. Jeder, der nicht „hierhergehört" (258), soll in sein Land zurückgeschickt werden. Sie erlebt hautnah die Ausländer- und Fremdenfeindlichkeit gerade muslimischen Zuwanderern aus dem Nahen und Mittleren Osten gegenüber, als sie auf einem alevitischen Kultur- und Begegnungsfest einem Bombenattentat fast zum Opfer fällt. Sie will nicht mehr zu ihrer früheren Welt gehören, aber wenn die neue, andere Welt mit Hikmet nicht mehr existiert, wohin soll sie? Sie oszilliert zwischen ihren Lebenswelten, sie wünscht sich in der türkischen Welt verortet zu sein. Die folgende Dialektik könnte aufgestellt werden: Kulturelle Neuentwürfe des Selbst sind möglich, aber nur insofern sie sich mit unheimlicher Differenz auseinandersetzen – mit der Berührung des Todes, dem Schicksal sowie mit der geisterhaften Multiplizität des Selbst, die alle Setzungen einer Identität unterwandert und die Betroffene zwingt, die Hybridität des Selbst anzuerkennen. Nachdem sie ihr früheres Leben fast zerstört hat, entschließt sich Anna, die Veränderung ihres Selbst fortzuführen. Sie begibt sich auf die Suche der *Schrift*.

Ihr Weg wird von Rätseln und Geheimnissen gesteuert, und dem, was Kristeva figural als ein Glücksspiel mit dem Tod bezeichnet hat. Anna bekommt von Samiha ein Buch, *Die Schrift des Freundes*, in dem sie Spuren über die Kalligraphen findet, und so kann sie durch die Enträtselung der Vergangenheit ihrer türkischen Freunde Hikmet und sich selbst wieder finden. Die Suche ist schwierig, ihren Alltag lebt sie als die Geliebte des Ministerialrates, und in der *Schrift* und in den Träumen sucht sie den schon tot geglaubten Hikmet. Die Duplizität verkörpert sie mit dem eigenen Leib, der ihr die Erfahrung der Entortung

auferlegt hat. Langsam enträtselt sie die geheimnisvollen Todesereignisse, und versteht endlich die machtvolle Funktion des europäischen Systems. Es wird klar, dass ihr die zwei starken, emanzipierten Frauen – Samiha, die Tochter des alten Kalligraphen und Hikmets Mutter – etwas verbergen, und die „Unfälle" mit der Arbeit von Annas Firma zusammenhängen. In der Schrift muss sie die Lösung für die Todesereignisse finden. Als Samiha erzählt, dass sie ihren Mann vor 4 Jahren verloren hat, schöpft sie Verdacht. Durch die Erzählung von Hikmets Mutter stellt sich heraus, dass der alte Hikmet auch getötet wurde. Mit Hilfe der anderen Schrift, der des Rechners, erfährt Anna, dass der alte Hikmet zu einer Gruppierung gehörte, und eine wichtige Rolle bei den Aleviten gespielt hat. Die Regierung hat ihn „als mögliche(n) Gegner" (295) betrachtet. Das System hat dann den Mord organisiert. Samiha hat dem alten Hikmet Ayverdi in der Buchhaltung ausgeholfen, als jemand ihrem Mann gesagt hat, dass er von ihrer Frau mit dem Alten betrogen wird. So kam es zu einem Eifersuchtsdrama, in dem sich die beiden Männer gegenseitig erschossen haben. In Wirklichkeit ging es nur um die Beseitigung eines Aleviten (= des alten Hikmet), und ungeplant ist es durch den Spitzeldienst der Firma zu einem Doppelmord gekommen. Als Anna zu ahnen beginnt, dass sie durch die Firma ebenso zu den Tätern gehört, ist sie bereit, sich auf weitere Etappen der Behauptung und Befragung ihrer Identität einzulassen.

Gleichzeitig – weswegen man von einer narrativen *double-scene* im Sinne von Bhabha sprechen kann – werden Erinnerungen an die türkische Vergangenheit durch ihre türkische Nachbarin in die wienerisch-türkische Verortung *(enspacement)* eingefügt. Samihas Erzählungen beschreiben ihr die Welt der ursprünglichen Entortung, durch die Familiengeschichten und türkischen Erzählungen wird sie an der Entortung teilhaben, obwohl sie den Ort – die Türkei – nie kannte.

Am Anfang meiner Arbeit habe ich darauf verwiesen, dass ich den Roman in Bezug auf die subalterne Frau als Gegennarrative interpretiere. Im Gegensatz zu Anna ist die eigentliche, wahre Migrantin Samiha. Als sie die Türkei mit ihrem Mann verlassen hat, kommt sie in Wien an, und lernt die Kunst dessen, was Homi Bhabha postkolonialistische Mimikry nennt. Sie eignet sich eine europäische (österreichische) Art des Gehens, des Sprechens und des Kleidens an, so dass man sie für eine gebürtige Österreicherin hält. Was Anna nicht realisieren kann, den Eintritt in die *andere* Kultur, verwirklicht Samiha ohne Schwierigkeiten. Sie führt ein doppeltes Leben neben ihrem Mann, studierte sie heimlich, hat sich verkleidet, damit sie niemand erkennt. Sie wurde zu einer selbstbewussten, europäischen Geschäftsfrau. „[...] gerade das war es, was mich reizte. Das wundersame Gefühl Abend für Abend, es wieder einmal geschafft zu haben, ohne dass Osman auch nur im entferntesten ahnte, was ich tagsüber alles erledigt hatte. Beinah genauso viel wie er, sagte ich mir. Und dazu habe ich noch die Wohnung sauber gemacht." (243) Als Anna erfährt, dass Samiha auch Macht hat, sogar ihr Notebook stehlen ließ, was wahrscheinlich auch mit dem Unter-

tauchen Hikmets zu tun hat, weiß sie nicht mehr, wo sie hingehört. Sie wünscht sich wieder als Stabilität ihre frühere Identität, als naive Frau, Geliebte des Ministerialrats zurück. Doch das Verdrängte kehrt wieder zurück, jene schicksalhafte unheimliche Andersheit, um das Gefühl homogener Identität wieder aufzuspalten. Durch die Macht der Schrift taucht Hikmet wieder auf. Bei Bhabhas Formulierung bleibend könnte man sagen, Hikmet kehrt als Resultat einer psychischen Ambivalenz zurück. Er fungiert als Chiffre ihrer internen unheimlichen Andersheit, als ihr Symptom, das sie daran erinnert, dass kein Teil ihrer hybriden Identität abgelegt werden kann, dass die Vergangenheit unwillkürlich wieder zurückkehrt und mit ihr die kulturelle Verortung, die sie verlassen wollte. Er zeigt ihr, dass sie nichts verdrängen kann, dass nämlich nichts ewig dauert, dass das einzige Gesetz die Desintegrationen von Situationen der Harmonie sein kann, die Entortung, das Aufbrechen von Familienbanden und von homogenen Identitäten. Sie muss anerkennen, dass sie auf dem Weg weitergehen muss, aber so, dass ihre frühere Identität immer als Teil ihrer Existenz bei ihr bleiben wird. Denn dieses vergangene Ich macht einen so integralen Teil ihrer Identität aus, dass dieser nicht vernichtet werden kann.

In ihrem Traum erkennt Anna retrospektiv nicht nur die Multiplizität ihrer Identität, sondern auch, dass diese zwei verschiedenen Frauen in ihr nicht kompatibel sind, obgleich keine von ihnen ausgelöscht werden kann. In ihrem Traum gelingt es Annas Vorstellungskraft, die Anwesenheit Hikmets hervorzulocken, Hikmet „kraft ihres Wünschens und der Schrift des Freundes" (316) in ihr Leben zurückzuholen. Aber Hikmet kommt bei einer Polizeirazzia, die Annas früherer Geliebter organisierte, ums Leben. Nach dem Mord entschließt sich Anna wieder, ihre frühere Identität endgültig hinter sich lassen, die Welt, die jetzt die *andere* geworden ist, und zu der sie nicht mehr gehören will. Sie würde sich gerne eine Lebensgeschichte wie die von Samiha aneignen, und bei ihrer Firma arbeiten, weil ihr Leben einer geraden Linien zu folgen scheint. Aber sie muss doch erkennen, dass für sie nur eine multiple Identität in Frage kommt. Die geisterhaften menschlichen Landschaften der Vergangenheit sind unausweichlich Erfahrungen ihrer gegenwärtig gewünschten türkischen Existenz aufgepfropft. Der Stern auf ihrer Stirn, das somatische Stigma für ihre Entortung, bezeichnet die Dialektik ihrer Biographie, ihr Schwanken zwischen dem Wunsch, sich neu zu verorten und dem Drang, alle Möglichkeiten eines weiteren Selbstentwurfes offen zu lassen. So merkt sie, dass die völlige Integration in die türkische Welt nie realisiert werden kann. Sie wählt trotzdem die Entortung, weil ihre doppelte Differenz sie zwingt, die ihr eingeschriebene Entortung am Leben zu halten, das Risiko und die Veränderung uneingeschränkt anzunehmen. Sie entschließt sich, für Samiha zu arbeiten. Sie wirft das Handy, das ihr der Ministerialrat geschenkt hat, in die Donau und so befreit sie sich symbolisch sowohl als Frau, als auch als österreichische Bürgerin von ihrer *anderen* Identität. Der Roman endet mit dem Wunsch, „Möge die Schrift auf [Annas] neuen Stirnen eine günstige sein." (347)

Frischmuths Roman siedelt ein kulturelles Wissen um eine interne Differenz, eine unheimliche Andersheit nicht am kulturellen Rand an, sondern im Zentrum einer gegebenen symbolischen Ordnung, indem sie dieses Wissen durch die Entwicklungsgeschichte einer entorteten österreichischen Migrantin verkörpern lässt. Der Roman ist als eine Dialektik einer progressiven Erzeugung von Identitäten lesbar, die bereits existente Identitäten durchzustreichen versucht, aber sie nicht ganz auslöscht, die der subalternen wortlosen Frau eine mögliche Sprache anbietet. Es ist die Stimme der widerstandsfähigen und sich immer neu entwerfenden Hybridität.

Sprachwissenschaft – Deutsch als Fremdsprache

Aufsätze

Heinz-Helmut Lüger (Koblenz-Landau)

Kontrastive Text(sorten)analyse Voraussetzungen, Probleme, Perspektiven

1. Ausgangslage

In der textlinguistischen Forschung sind sprach- und kulturvergleichende Aspekte während der letzten Jahre zunehmend in den Blickpunkt gerückt. Ausgehend von Pionierarbeiten wie Hartmann (1980) und Spillner (1981) werden gerade in jüngster Zeit die Bemühungen verstärkt, die Heuristik für Textsortenvergleiche zu überdenken und mit Hilfe verschiedener Einzelstudien zu neuen Untersuchungsansätzen zu gelangen. Kennzeichnend für das neu entstandene Forschungsinteresse sind nicht zuletzt programmatische Titel wie „Kontrastive Textologie" (Eckkrammer u.a. 1999, Adamzik u.a. 2001), „Zur Kulturspezik von Textsorten" (Fix u.a. 2001) oder „Textsorten im romanischen Sprachvergleich" (Drescher 2002).

Zwei allgemeine Schwerpunkte lassen sich dabei ausmachen. Zum einen stehen immer wieder theoretische und methodische Fragen im Mittelpunkt: Welche Beschreibungsebene ist angemessen? Was kann als sprach- und kulturübergreifende Konstante und damit als Bezugsgröße für den Vergleich herangezogen werden, welches *tertium comparationis* kommt in Betracht? In welchem Maße sind empirische Erhebungen erforderlich, ab wann kann man tatsächlich von kulturspezifischen Divergenzen sprechen? Zum andern konzentrieren sich zahlreiche Arbeiten auf einzelne Textsorten, die entweder einen hohen Grad an Standardisierung aufweisen oder einer besonderen konventionellen Prägung unterliegen (z.B. Todesanzeigen oder Hochzeitsannoncen).[1] Die Existenz nationaler oder regionaler Charakteristika dürfte in solchen Fällen somit naheliegender sein als in vielen anderen Kommunikationsbereichen.

Bezüglich der theoretischen Prämissen ist festzustellen, daß sich handlungsorientierte Zugänge weitgehend etabliert haben. Der Vielschichtigkeit und der spezifischen Funktionalität sprachlicher Kommunikation scheint man auf diese Weise am ehesten gerecht zu werden. Texte gelten als mehr oder weniger komplexe Mittel zur Lösung kommunikativer Probleme, ihnen lassen sich in aller Regel ein oder mehrere dominierende Handlungsmuster zuordnen. Die interne Struktur

[1] Vgl. Spillner (1981), Mode (1997), Rist (2002) sowie verschiedene in Fix u.a. (2001) und Drescher (2002) enthaltene Beiträge.

von Texten wird aufgefaßt als eine Abfolge aufeinander bezogener sprachlicher Handlungen. Ihre Auswahl und ihre Kombination sind zu einem großen Teil rekonstruierbar als Antwort auf antizipierte Rezipientenreaktionen; sie fungieren z.T. als Maßnahmen der prophylaktischen Bearbeitung von Vorbehalten oder Widerständen, die dem Erfolg einer Äußerung, d.h. der Realisierung der mit ihr verbundenen Ziele, entgegenstehen können (Zimmermann 1984, Franke 1987). Es kommt nun entscheidend darauf an, daß die Analysekategorien nicht allein als universelle Konzepte, als Modellierung von Textualität generell gelten, sondern sich ebenso an konkreter sozialer Wirklichkeit mit spezifischen Produktions- und Rezeptionsbedingungen bewähren. Hier besteht offensichtlich noch Bedarf an Präzisierung und empirischer Validierung.

In den folgenden Abschnitten soll nun untersucht werden, mit welchen Schwierigkeiten bei interlingualen Textvergleichen zu rechnen ist und welche Schritte zur Ermittlung kultur- oder gruppenspezifischer Merkmale grundsätzlich in Betracht kommen. Die vorliegenden Ausführungen verstehen sich als Beitrag zur aktuellen Methodendiskussion und sollen anhand einer Beispielanalyse konkrete Lösungswege aufzeigen.

2. Text(sorten)vergleiche: Möglichkeiten und Grenzen

Eine zentrale Fragestellung der vergleichenden Textlinguistik lautet, allgemein formuliert: Wie werden bestimmte kommunikative Aufgaben in verschiedenen Sprach- oder Kulturgemeinschaften ausgeführt? Welche Handlungen bzw. welche Handlungsabfolgen oder -strukturen sind jeweils typisch, welche Formulierungsweisen überwiegen? Unterschiede können dabei folgende Ebenen betreffen:

– die Sequenzierung von Handlungen,
– die Auswahl von Handlungen,
– den sprachlichen Ausdruck von Handlungen.

Bevor diese Aspekte näher bearbeitet werden, ist zunächst zu klären, auf welcher Basis entsprechende Kontrastierungen überhaupt erfolgen sollen. Es besteht ein weitreichender Konsens dahingehend, daß als angemessene Größe für den interlingualen Vergleich die Kategorie *Textsorte* anzusehen ist.[2] Nach einem verbreiteten Begriffsverständnis sind Textsorten „konventionell geltende Muster für komplexe sprachliche Handlungen und lassen sich als jeweils typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben"

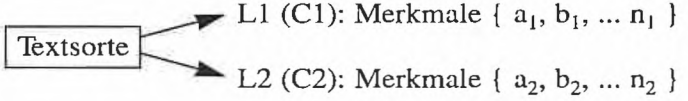
[2] Stellvertretend seien genannt: Spillner (1981), Krause (1998), Eckkrammer (2002), Henk (2003).

(Brinker 1997: 132). Aufgrund ihrer historischen Herausbildung stehen sie den Sprachteilnehmern als kognitiv gespeicherte Muster zur Verfügung und können je nach kommunikativem Bedarf aktiviert werden.

Textsorten sind von verschiedenen Seiten her bestimmbar (vgl. Stein 2004: 182ff.): Zunächst einmal kann man sie auffassen als Bündel spezifischer Merkmale, die eine Zuordnung zu Gruppen oder Mengen von Texten motivieren; kompetente Sprecher / Schreiber erkennen, welche Textsorte vorliegt. Gleichzeitig stellen sie mehr oder weniger eingespielte Komplexe von Aktivitäten, musterhafte Operationsabfolgen zur Lösung bestimmter kommunikativer Aufgaben dar. Solche Handlungsmuster dürften kognitiv als prototypische Schemata bei den Sprachteilnehmern verankert und als orientierende Einheiten in der Kommunikation verfügbar sein. Des weiteren lassen sich Textsorten charakterisieren bezüglich ihrer situativen Einbettung in Interaktionszusammenhänge, ihrer thematischen Komponenten sowie im Hinblick auf ihre jeweilige intentionale Ausrichtung. Gerade diese semantisch-pragmatischen Faktoren sind es, die sich für die Gewinnung einer Vergleichsbasis anbieten:

> Bevor ein wissenschaftlicher Vergleich begonnen werden kann, muss das ‚tertium comparationis' festgelegt werden. Es kann bei einem synchronen linguistischen Vergleich nur im einzelsprachenunabhängigen semantischen Bereich oder in der Kommunikationsintention liegen. (Spillner 2002: 106)

Von hier aus besteht nun die Möglichkeit, weiter nach Realisierungsformen in den betreffenden Kommunikationsgemeinschaften zu fragen:



Die Textsorte fungiert hier als Konstante, die Gesamtheit der untersuchten Parameter bei den herangezogenen Texten (der Sprachen L1, L2 mit der kulturellen Zugehörigkeit C1, C2) als Variable. Im Idealfall ergeben sich für alle Merkmale charakteristische Divergenzen der Art $a_1 \leftrightarrow a_2$, $b_1 \leftrightarrow b_2$ ... Im übrigen braucht sich der Vergleich nicht nur auf Beispiele aus zwei Sprachen zu beschränken; multilaterale Kontrastierungen sind zwar aufwendiger und schwieriger, die Ergebnisse aber meist umso aufschlußreicher.[3]

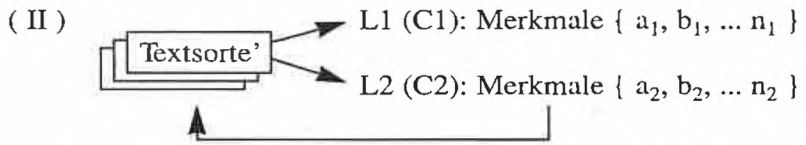
Die Wahl der Textsorte als *tertium comparationis* setzt ihre interlinguale Äquivalenz voraus. Daß eine solche Gleichsetzbarkeit längst nicht immer gegeben

[3] Vgl. z.B. Drewnowska-Vargáné (2001/02), Held (2002), Lenk (2002: 163ff.).

sein muß, ist offenkundig. Ein anschauliches Beispiel liefert bereits Spillner (1981) mit seiner Analyse zur Textsorte ‚Hochzeitsanzeige'. Es zeigt sich, daß eine von deutschen Konventionen abgeleitete pragmatische Bestimmung wie „Die Eheschließenden geben der Öffentlichkeit ihre Vermählung bekannt" nicht ohne weiteres übertragen bzw. verallgemeinert werden kann. Sie kontrastiert z.B. mit einer im Französischen bestehenden Konvention, wonach nicht die Eheschließenden selbst, sondern deren Eltern und eventuell auch die Großeltern das Ereignis bekanntgeben. Es ist somit problematisch, vor dem Textvergleich die oben genannte Bestimmung als einzelsprachenunabhängige Situationsdefinition zugrundezulegen. Es bedarf hier vielmehr einer Anpassung, die den gegebenen Unterschied mitberücksichtigt, und selbst diese Anpassung hätte wiederum nur vorläufigen Charakter:

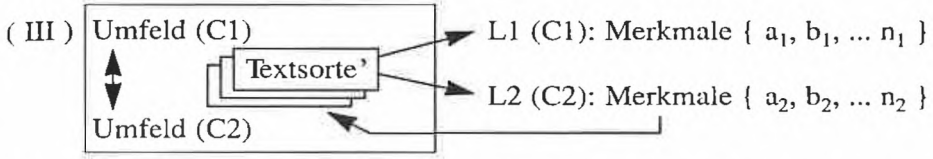
> Die als *tertium comparationis* fungierende modifizierte Definition gilt auch nur so lange, bis sie durch den Befund aus einer weiteren Sprache möglicherweise weiter verallgemeinert werden muß, in der divergierende, soziokulturell motivierte Konventionen für die Textsorte ‚Hochzeitsanzeige' existieren. (Spillner 1981: 245)

Das Schema (I) ist also insofern zu erweitern, als die vorab gegebene Textsortenbestimmung in Abhängigkeit von dem zu analysierenden Textmaterial der Zielsprache zu überprüfen und entsprechend abzuändern ist (s. im folgenden Schema den horizontalen Pfeil); das ausgangssprachliche Textsortenkonzept kommt dabei als Vergleichsbasis nur noch eingeschränkt in Betracht:



Das Vorliegen vollständiger Äquivalenz stellt in der Tat nur einen Sonderfall dar, partielle Äquivalenzbeziehungen sind dagegen die Regel.[4] Zu berücksichtigen ist hier ebenso der gesellschaftliche Interaktionszusammenhang, in dem eine Textsorte steht: Welche Funktion hat sie in der jeweiligen Kommunikationsgemeinschaft? In welchen Handlungsbereichen kommt sie vor, welche Relevanz, welche Glaubwürdigkeit wird entsprechenden Texten zugeschrieben? Auch hier gilt, daß diesbezügliche Differenzen oft erst durch den Vergleich mit zielsprachlichen Texten und durch ergänzende Umfeldanalysen in den Blick kommen. Das Schema (II) kann damit wie folgt modifiziert werden:

4 Ausführlicher hierzu Krause (1998: 41ff.); vgl. auch Adamzik (2001: 37ff.).



Bei interlingualen Vergleichen erweisen sich, und zwar je nach Textsorte, nicht alle Beschreibungsebenen als ergiebig. Welche Gesichtspunkte letztlich heranzuziehen sind, ist eine Frage empirischer Auswertung und nicht apriorischer Festlegung. Unabhängig davon gibt es eine Reihe von Textsorten, die entweder infolge von Internationalisierungstendenzen oder aufgrund analoger Kommunikationssituationen auf den ersten Blick nur eine geringe kulturspezifische Prägung besitzen.

Anhand deutscher und französischer Stellenanzeigen demonstriert beispielsweise Henk (2003), daß in vielerlei Hinsicht große Übereinstimmungen bestehen. Dies gilt besonders für den Bereich der Makrostruktur. Geht man aus von den Komponenten ‚Titel/Slogan', ‚Vorstellung des Unternehmens', ‚Suchmitteilung', ‚Beschreibung der gesuchten Person', ‚Beschreibung der angebotenen Stelle', ‚Angebote seitens des Unternehmens', Aufforderung zur Kontaktaufnahme', so zeigen sich eindeutige Konvergenzen: Bezüglich der Art, der Anzahl und auch der Reihenfolge der konstitutiven Handlungsmuster sind durchgängige Unterschiede nicht feststellbar. Erst auf der Ebene der Mikrostruktur werden einige Differenzen sichtbar, und zwar die Formulierungsweise und die propositionalen Gehalte betreffend, zum Beispiel bei den geforderten Qualifikationen und Eigenschaften; deutsche Anzeigen enthalten hier generell mehr persuasive Mittel, die verstärkt dem Lektüreanreiz und auch der Werbung für das eigene Unternehmen dienen (Henk 2003: 74ff.).

Spätestens hier stellt sich aus methodischer Sicht die Frage, inwieweit solche Aussagen bereits auf kulturspezifische Vertextungskonventionen verweisen oder ob ihr Geltungsbereich doch eher begrenzt ist? Ebenso bliebe zu klären, wie man bei entsprechenden Kontrastierungen vorgehen soll und wie die Datenbasis beschaffen sein muß, um zu validen Ergebnissen zu gelangen.

3. Paralleltextanalyse

Ein in der kontrastiven Text(sorten)linguistik oft bemühtes Verfahren stellt die Paralleltextanalyse dar. Im Unterschied zu Übersetzungstexten, die in direkter Beziehung zu ihren Ausgangstexten stehen und die von daher nicht als autonome Zeugnisse zweier Kommunikationsgemeinschaften in Betracht kommen, sind Paralleltexte unabhängig voneinander in ihren jeweiligen Sprachen entstanden; sie gehen vor allem auf analoge pragmatische Bedingungen (Intentionalität,

Sprechsituation) zurück und gehören einer gleichen Textsorte an. Diese funktionale Äquivalenz macht gerade, wie oben bereits ausgeführt, die Basis für den Vergleich aus – trotz relativierender Einflüsse des jeweiligen kulturellen Umfelds (vgl. (III)).[5]

Hat man es mit stark konventionalisierten Textsorten zu tun (z.B. Hochzeits- und Todesanzeigen, Wetterberichten), genügt in der Regel ein weiter Paralleltext-Begriff; die dabei heranzuziehenden Textexemplare ergeben ein ausreichend homogenes Korpus, weitere thematische Spezifizierungen erscheinen, wie die einschlägigen Untersuchungen bestätigen, insofern entbehrlich. In anderen Kommunikationsbereichen, wie etwa im Falle von Medientexten, ist die Situation jedoch eine andere; zusätzliche Differenzierungen sind notwendig, da sonst aufgrund intentionaler und thematischer Verschiedenartigkeit sehr heterogene Textkorpora entstünden. Für Pressebeiträge bieten sich beispielsweise Präzisierungen nach folgenden Kriterien an (vgl. Lüger/Schäfer 2005: 17ff.):

- Textsorte: z.B. Kommentar / Nachricht / Bericht / Reportage
- Kommentare eines bestimmten Pressetyps (z.B. einer überregionalen Zeitung),
- zu einem bestimmten Sachverhaltstyp (z.B. einem außenpolitischen Thema) oder zu einem konkreten Ereignis (z.B. einem Regierungswechsel),
- während eines bestimmten Zeitraums (z.B. eines Monats).

Je enger der Paralleltext-Begriff gefaßt ist, desto homogener wird die Vergleichsbasis, desto eher kann man sagen, daß eventuelle Unterschiede zwischen Beiträgen aus L1 und L2 auf sprach- oder kulturspezifische Bedingungen zurückführbar sind und nicht nur auf andere textexterne Faktoren.

4. Kommentierungsverfahren im Vergleich

Zur Veranschaulichung des methodischen Vorgehens und der Korpus-Erstellung seien im folgenden anhand konkreter Presse-Beispiele weitere Konsequenzen eines engeren Paralleltext-Begriffs erläutert.

Pressetexte zeichnen sich bekanntlich durch eine Reihe von übereinzelsprachlichen Merkmalen aus, und es erscheint wenig aussichtsreich, Vergleiche nur auf der allgemeinen Textsortenebene durchzuführen. Für die exemplarische Analyse empfehlen sich daher Einschränkungen des Untersuchungsfelds im zuvor skizzierten Sinn: herangezogen werden also Kommentartexte, die ein bestimmtes

[5] Entscheidende Anregungen gehen hier auf Hartmann (1980) und besonders Spillner (1981) zurück; vgl. ebenfalls die Diskussion bei Krause (1998: 33f.) und Adamzik (2001: 13ff.).

politisches Ereignis, die Folgen des Irak-Krieges von 2003 (und zwar speziell den Truppenabzug Spaniens im April 2004), betreffen und zwei regionalen deutschen und französischen Tageszeitungen entnommen sind (der RHEINPFALZ und den DERNIÈRES NOUVELLES D'ALSACE). Als Ergänzung (und zur Kontrolle) treten Beiträge aus überregionalen Zeitungen hinzu. Der Erhebungszeitraum konzentriert sich im wesentlichen auf die Woche vom 19.-24 April 2004, zum Vergleich werden von Fall zu Fall zusätzliche Belege mit einbezogen. Es handelt sich somit um ein sehr begrenztes Korpus, das allenfalls die Formulierung von Hypothesen erlaubt, nicht die Ableitung repräsentativer Aussagen.

Folgt man den Anregungen vorliegender Arbeiten, kommen unterhalb der Text-Ebene verschiedene Untersuchungsaspekte in Betracht: der Toposgebrauch, der Einsatz bildhafter oder emotionalisierender Ausdrücke, die Verwendung von Mitteln der Nähe- und Distanzkommunikation, die Realisierung von Bewertungen, die Nutzung persuasiver oder abwägender, reflexionsorientierter Argumentationsformen u.a.m.[6]

Hier soll vor allem ein Gesichtspunkt näher betrachtet werden, das Vorkommen bestimmter Verfahren der Argumentation. Auf markante Unterschiede hat diesbezüglich insbesondere Daniela Pirazzini (2002) hingewiesen. Grundsätzlich sei zu differenzieren zwischen argumentativen Vorgehensweisen, die das Überzeugen eines Adressaten von der Gültigkeit einer Behauptung, von der Richtigkeit einer Auffassung zum Ziel haben, und solchen, die lediglich die Präsentation von Erklärungen, Deutungen, Hintergründen, Entscheidungshilfen beabsichtigen, ohne sich dabei auf eine Position festzulegen:

> Persuasives Handeln ist daher nicht nur als Intention zu verstehen, eine bestimmte Perspektive als gültig zu etablieren, sondern auch als Versuch, den Rezipienten dazu zu bringen, über die Problematik der Sache logisch-rational nachzudenken. (Pirazzini 2002: 140f.)

Die beiden Argumentationsformen lassen sich zurückführen auf das in der Rhetorik tradierte Begriffspaar von *persuasio* und *dubitatio*. Für die kontrastive Betrachtung von Pressekommentaren sind die Begriffe insofern von Interesse, als sich daran anknüpfend durchaus unterschiedliche Formulierungspräferenzen festmachen lassen. So kommt etwa Pirazzini (2002: 142f.) zu dem Ergebnis, daß in spanischen und italienischen Texten eher das Dubitatio-Prinzip vorherrsche, auf klare Stellungnahmen zum strittigen Sachverhalt oft verzichtet werde und dem Leser somit eine gewisse Wahlfreiheit zwischen verschiedenen Positionen

---

[6] Vgl. Drewnowska-Vargáné (2001/02, 2004), Lenk (1999), Pirazzini (2002), Schäfer (2003).

bleibe.[7] Dagegen sei für deutschsprachige Kommentare kennzeichnend, meist eine zielbetonte Persuasion anzustreben, klare Entscheidungen vorzugeben und in mehr oder weniger eindeutiger Weise auf eine Übernahme der vertretenen Positionen hinzuarbeiten. Es liegt nun nahe, die genannten Argumentationsformen als Analysekriterien ebenfalls an das Korpus über die Berichterstattung zum Irak-Krieg heranzutragen und zu untersuchen, mit welchen sprachlichen Verfahren sie umgesetzt werden. Zur Illustration zunächst zwei Beispiele:

(1) Spanien war unter seiner gescheiterten konservativen Regierung zusammen mit Großbritannien der engste und wohl großmäuligste Alliierte in diesem fragwürdigen Militäreinsatz. Eine Mission der „Koalition der Willigen", die nicht, wie versprochen, mehr Sicherheit geschaffen hat. Sondern die im Gegenteil mehr Hass und Gewalt im Nahen und Mittleren Osten gegen den Westen provozierte. Die Kanonendiplomatie der von den USA angeführten „Operation Befreiung" muss im Irak als gescheitert angesehen werden.
[...] Da half auch nichts mehr, dass Spaniens konservativer Ex-Regierungschef José Maria Aznar, der den umstrittenen Irak-Einsatz an der Seite der USA durchgepeitscht hatte, den Rückzug als „eine sehr schlechte Botschaft an die Terroristen" kritisierte, die „ihr Ziel erreicht haben". Denn Zapateros Entscheidung für den sofortigen Rückzug ist mutig und auch richtig. Nur wer Fehler zu erkennen und daraus zu lernen vermag, kann den langen und schwierigen Kampf gegen den islamischen Terrorismus gewinnen.
(Die Rheinpfalz 20.4.2004)

(2) L 'Irak est un bourbier et c'est pour cela que George Bush et Tony Blair se tournent vers l'ONU qu'ils dédaignent tant naguère.
Le raisonnement est simple : si c'est par absence de l'ONU que la France et l'Allemagne ont refusé la guerre de 2003, le label onusien patiemment reconquis devrait obliger les opposants d'hier à prêter main forte à la reconstruction de l'Irak.

---

7 In die gleiche Richtung gehen Beobachtungen, wie sie Herman / Jufer für französischsprachige Leitartikel referieren; als ein Grund für den weitgehenden Verzicht auf Persuasionsversuche wird die Ferne der Leserschaft zu den kommentierten Sachverhalten angegeben: „Le lecteur, trop loin des rouages politiques traités dans cet article central du journal, ne peut généralement pas agir pour faire évoluer les choses [...]." (2000: 158)

La question vaudra aussi pour l'Espagne – et c'est là que le départ des militaires espagnols prend toute sa dimension psychologique. [...]
(DERNIÈRES NOUVELLES D'ALSACE 20.4.2004)[8]

Die Textauszüge beleuchten durchaus typische Merkmale innerhalb der jeweiligen Berichterstattung. Das RHEINPFALZ-Beispiel läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und zeichnet sich durch eine klar strukturierte, meist bipolare Verteilung von Positiv-/Negativwertungen aus: Die Entscheidung der neuen spanischen Regierung wird vorbehaltlos begrüßt, die amerikanische Kriegs- und Besatzungspolitik stößt dagegen auf massive Kritik. Diese Gegensätzlichkeit läßt sich vor allem an der Wahl vieler Bezeichnungen ablesen: „Entscheidung mutig und auch richtig" vs. „fragwürdiger Militäreinsatz", „nicht mehr Sicherheit geschaffen", „mehr Hass und Gewalt provoziert", „„Operation Befreiung'", „gescheitert". Dabei geht es in diesem Zusammenhang nicht primär darum, für welche Seite Partei ergriffen wird, sondern mit welchen Mitteln und mit welchen Intensitätsgraden die Stellungnahmen zum Ausdruck kommen. Symptomatisch sind außerdem offene Schuldzuweisungen und die persönliche Zuspitzung von Kritik („der wohl großmäuligste Alliierte", „den Einsatz durchgepeitscht"), Ironisierungen zeugen nicht zuletzt auch vom emotionalen Engagement eines Kommentators (vgl. das in Anführungsstriche gesetzte „Operation Befreiung" in (1)). Die Befunde sind keineswegs Einzelfälle und nicht nur charakteristisch für eine bestimmte Tageszeitung, sie stehen vielmehr im Einklang mit einer verbreiteten Tendenz. Zur Ergänzung sei noch ein weiteres Beispiel aus einer überregionalen Tageszeitung wiedergegeben:

(3) Beides, die Lern- und Koalitionsfähigkeit, scheint derzeit rapide zu schwinden. Seit Wochen hört man von Bush angesichts der Eskalation der Gewalt im Irak nichts als Durchhalteparolen. Spanien und Honduras ziehen sich nun aus dem Irak zurück, andere werden vielleicht folgen. Im Weißen Haus scheint das niemanden zu irritieren – so wenig wie der Umstand, dass die US-Besatzer den Kreislauf der Gewalt im Irak in Schwung halten, indem sie Moscheen bombardieren. Die aggressiven Unilateralisten in der US-Regierung haben diese ausweglose Lage selbst herbeigeführt. [...]

[8] [Übersetzung:] Der Irak ist ein Sumpf, und deshalb wenden sich George Bush und Tony Blair wieder der UNO zu, die sie vor kurzem noch so mißachtet hatten. Das Kalkül ist einfach: Wenn Frankreich und Deutschland sich 2003 nicht am Krieg beteiligt haben, weil die UNO nicht beteiligt war, dann dürfte jetzt das mit Geduld zurückeroberte UN-Gütesiegel die Gegner von gestern dazu animieren, sich engagiert am Wiederaufbau des Irak zu beteiligen. Das trifft auch auf Spanien zu – und genau darin liegt die psychologische Bedeutung des Rückzugs der spanischen Soldaten.

[...] Die US-Politik scheint derzeit dem Bild ähnlich zu werden, das ihre Gegner schon immer von ihr hatten.
(DIE TAGSZEITUNG 21.4.2004)

Die Art der Bewertung und der Gewißheitsgrad ihrer Formulierung mögen variieren (vgl. in (3) z.B. die Relativierung durch *vielleicht* oder das Kopulaverb *scheinen*), die polarisierende Ausrichtung und die starke Personalisierung in der Argumentation bleiben jedoch als gleichbleibendes Merkmal erhalten. Weitere bestätigende Belege aus anderen Zeitungen ließen sich hier problemlos anschließen. Im Unterschied dazu wirken die Kommentierungen in französischen Presseorganen trotz vergleichbarer politischer Position zurückhaltender. Insbesondere ist direkte, personenbezogene Kritik weniger häufig oder vielfach nur in abgeschwächter Form anzutreffen. In (2), einem kurzen Ausschnitt aus einem zweispaltigen Leitartikel, fällt sogleich auf, daß der Verfasser fast vollständig auf Stellungnahmen verzichtet, für die er selbst verantwortlich zeichnen müßte. Das heißt nicht, sich jeder Sachverhaltsbewertung zu enthalten – nur erfolgt die Versprachlichung fast ausschließlich in unpersönlicher oder deagentivierter Form. Und werden Politiker als Handlungsträger zum Gegenstand der Betrachtung, dann stehen sie – im Vergleich zu den deutschen Paralleltexten – seltener im Fokus direkter und pointiert formulierter Kritik. Gerade bei negativen Prädikaten fehlt vielfach die persönliche Zuschreibung, es herrschen entpersonalisierte Ausdrucksformen vor:

– l'Irak est un bourbier (der Irak ist ein Sumpf)
– le raisonnement est simple (das Kalkül ist einfach)
– le label onusien ... devrait obliger les opposants (das UN-Gütesiegel dürfte die Gegner dazu bringen...)
– la question vaudra aussi pour l'Espagne (die Frage betrifft auch Spanien).

Handlungen, die eigentlich der Urheberschaft politisch Verantwortlicher unterliegen, werden präsentiert als allgemeine, personenunabhängige Vorgänge; in den zwei letztgenannten Fällen liegen sogar Subjektschübe in dem Sinne vor, daß *label onusien* und *question* jeweils an die Stelle eines belebten Agens treten (vgl. von Polenz 1985: 186ff.). Der gesamte Text ist durchzogen von vergleichbaren Ausdrücken, die tendenziell den Eindruck einer entsubjektivierten, um Sachlichkeit und Distanz bemühten Darstellungsweise unterstreichen – auch dies ein Merkmal, das über das erfaßte Textmaterial hinaus Gültigkeit besitzt:

(4) Un triple revers pour la coalition
En annoncant le retrait de ses troupes d'Irak, l'Espagne a aussi retiré le tapis sous les pieds des autres pays engagés aux côtés des forces américaines. Consternés, les gouvernements membres de la coalition s'accrochaient hier à leurs positions. [...]
Beaucoup de gouvernements de la coalition placent leur salut dans un

engagement accru de l'ONU, qui pourrait donner une couverture politique à leur déploiement. « *Si les Nations unies venaient au premier plan, cela faciliterait la tâche du Japon* », a observé hier le général Yoshimitsu Tsumagari, chef de l'armée de l'air japonaise. En attendant, les Américains doivent de plus en plus ne compter que sur eux-mêmes en Irak.
(LE FIGARO 20.4.2004)[9]

Belege wie (2) und (4) verdeutlichen exemplarisch, daß das Erklären von Sachverhalten, das Aufzeigen von Hintergründen, Zusammenhängen, Handlungsmotiven und Wirkungen einen hohen Stellenwert besitzen. Hiervon zeugen u.a. auch bestimmte Ausdrücke wie *indiquer* ‚andeuten, anzeigen', *donner l'impression que* ‚den Eindruck erwecken, daß', *signe qu'il y* a ‚ein Zeichen dafür, daß es... gibt', *c'est pour cela que* ‚aus diesem Grunde...' u.a.m. Vom Textautor vorgenommene Bewertungen und Einordnungen treten des öfteren hinter referierte Meinungskundgaben zurück, personenspezifische, „konturenscharfe" Negativbewertungen sind deutlich seltener anzutreffen als in korrespondierenden deutschen Kommentarbeiträgen. Wo immer es geht – dieser Eindruck stellt sich ein – werden Stellungnahmen des Textautors in beschreibende, faktendarstellende Aussagen gekleidet:

(5) Unilatéralisme américain...
[...] Rien d'étonnant, si les Etats-Unis, déjà englués en Irak, perdent toute crédibilité aupès des pays arabes. Rien d'étonnant, non plus, si l'idée d'une « croisade » contre les musulmans fait son chemin du Maghreb au Golfe et nourrit le fanatisme intégriste, à la grande joie d'al Qaida et de tous les Ben Laden présents ou à venir.

[9] [Übersetzung:] Dreifacher Rückschlag für die Koalition
Mit der Nachricht, seine Truppen aus dem Irak zurückzuziehen, hat Spanien auch den anderen Ländern, die an der Seite der amerikanischen Streitkräfte im Einsatz sind, den Boden unter den Füßen weggezogen. Die Regierungen der Koalitionsmitglieder reagierten konsterniert, hielten aber an ihrer Position fest. [...]
Viele Regierungen der Koalition sehen ihr Heil in einer verstärkten Beteiligung der UNO, die ihrem Einsatz eine politische Legitimation geben könnte. „Wenn die Vereinten Nationen mehr in den Vordergrund rückten, wäre es für Japan einfacher", stellte gestern General Yoshimitsu Tsumagari, der Oberbefehlshaber der japanischen Luftwaffe, fest. Künftig werden sich die Amerikaner noch mehr auf sich allein verlassen müssen.

Ce danger n'est, selon toute apparence, pas perçu outre-Atlantique – par John F. Kerry non plus – où domine une vision très manichéenne, plaçant les « bons » d'un côté, et les « méchants » de l'autre. [...]
(DERNIÈRES NOUVELLES D'ALSACE 19.4.2004)[10]

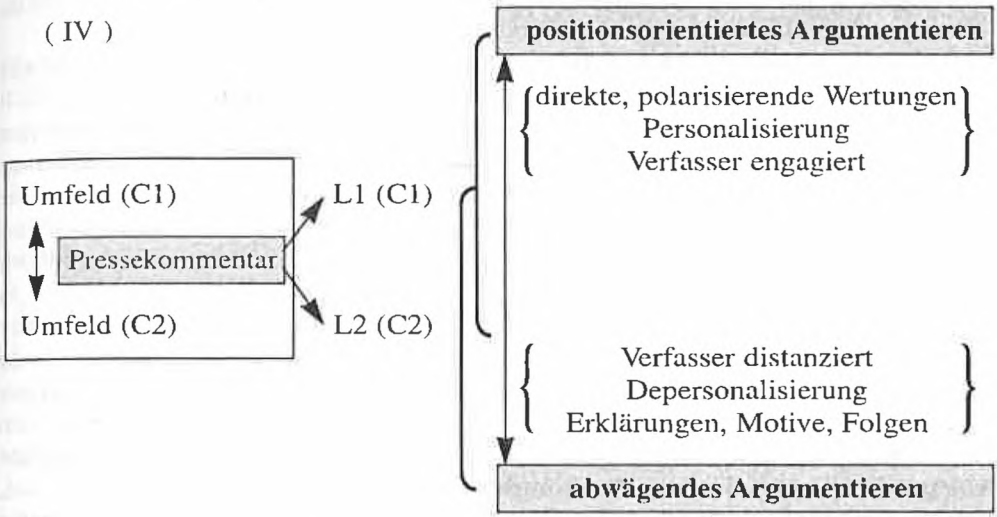
Zweifellos handelt es sich in (5) um eine kritische, alles andere als neutrale Einschätzung zur Nahost-Politik der USA. Die evaluierende Einordnung erfolgt jedoch mit metasprachlicher Distanz, die mit dem zweifachen *rien d'étonnant* eingeleiteten Aussagen beziehen sich auf Sachverhalte, deren Faktizität in den Formulierungen als gegeben vorausgesetzt wird; der Verlust an Glaubwürdigkeit, der Kreuzzugs-Vorwurf, die Stärkung des Fundamentalismus, die amerikanischen Wahrnehmungsdefizite – all das stellt sich dem Leser, obgleich aus einer bestimmten Beurteilungsperspektive resultierend, hier als etwas Unbestreitbares und Feststehendes dar.

Ohne die einzelnen Beobachtungen überbewerten zu wollen, deuten sich doch gewisse, zumindest graduelle Unterschiede an. Die deutschen Texte des Korpus sind eher geprägt von Tendenzen der Polarisierung, der Personalisierung und der klaren Meinungsfestlegung; insofern spielen auch Argumentationsformen eine größere Rolle, die zur Durchsetzung der favorisierten Positionen beitragen sollen. In den französischen Texten kommt die Art der Kommentierung den abwägenden Verfahren der Dubitatio sehr nahe; reine Oppositionsformate werden seltener bemüht, die Übernahme einer vom Autor vertretenen Perspektive steht insgesamt weniger im Vordergrund. Ob als Erklärung die bei Herman/Jufer (2000; vgl. Fußnote 7) vorgetragene Annahme ausreicht, die behandelten Sachverhalte lägen außerhalb der Einflußsphäre der Leser, so daß persuasive Ziele von vornherein aussichtslos seien, muß bezweifelt werden, denn sie würde gerade nicht die Existenz kulturspezifischer Unterschiede plausibel machen. Möglicherweise spielen hier Divergenzen bezüglich der massenmedialen Politikvermittlung eine wichtigere Rolle: Auf der einen Seite erfährt die Distanz des Verfassers zum Geschehen, zur Schreibsituation und damit auch zur eigenen Position eine große

10 [Übersetzung:] Amerikanischer Unilateralismus...
Es erstaunt nicht, wenn die Vereinigten Staaten, die bereits im Irak verstrickt sind, jede Glaubwürdigkeit bei den arabischen Staaten verlieren. Es erstaunt ebensowenig, wenn die Vorstellung von einem Kreuzzug gegen die Musulmanen vom Maghreb bis zum Golf die Runde macht und den Fanatismus der Fundamentalisten anheizt, dies zur großen Freude von Al Qaida und allen lebenden und kommenden Ben Ladens.
Diese Gefahr wird, allem Anschein nach, jenseits des Atlantik überhaupt nicht wahrgenommen – auch von John F. Kerry nicht; dort hat man eine sehr dualistische Schweise und unterscheidet klar zwischen den „Guten" und den „Bösen".

Wertschätzung; damit einher geht dann ebenfalls ein gewisser Verzicht auf persönliches, explizit geäußertes Engagement in der Argumentation. Auf der anderen Seite gilt das Eintreten für klar formulierte Thesen, die pointierende Zuspitzung bei der Austragung gegensätzlicher Meinungen, oft verbunden mit zusätzlichen emotionalisierenden Wertungen, offenbar eher als normal und daher als in der Medienkommunikation geradezu erwartbar. Man könnte noch einen Schritt weiter gehen und im Anschluß an die Höflichkeitsforschung fragen, ob die Tabuisierung gesichtsbedrohender Akte gesellschaftlich nicht so unterschiedlich etabliert sein kann, daß gerade öffentlich ausgetragene Angriffe auf die persönliche Sphäre entweder als Bruch elementarer Konventionen gewertet werden oder aber als zusätzliche Lektüreanreize fungieren, die attraktivitätssteigernd, damit absatzfördernd wirken und folglich bei der Textgestaltung auch anzustreben wären.[11] Zwischen diesen Polen dürften dann an unterschiedlichen Stellen deutsche und französische Pressekommentare zu situieren sein. Das Schema (IV) versucht, diesen Kontrast, einschließlich der Überschneidungsbereiche, wiederzugeben:

(IV)



Die Beispielanalyse hat speziell Kontraste in den Vordergrund gerückt. Zur Textrealität gehören natürlich ebenso Zwischenstufen und Übergänge. Sie ergeben sich vor allem aus unterschiedlichen Merkmalsverteilungen und dem Umstand,

[11] Dies mag gelegentlich im Widerspruch zum eigenen Berufs- und Rollenverständnis von Journalisten stehen (vgl. Preisinger 2004: 27).

daß es zwar Trends und Präferenzen gibt, nicht aber kulturell homogene Textbildungsmuster. So sind kulturspezifische Divergenzen immer auch in Verbindung zu sehen mit medien-, autoren- oder sachverhaltsabhängigen Variationen; von daher ist die Möglichkeit klarer Grenzziehungen und eindeutiger Zuordnungen eher die Ausnahme als die Regel.

5. Ausblick

Die Ausführungen im vorangehenden Abschnitt basieren auf einem enggefaßten Paralleltext-Begriff. Dadurch kommen vor allem sprachliche Verfahren unterhalb der Makrostruktur von Texten in den Blick: Mit der Kontrastierung deutscher und französischer Pressekommentare lassen sich insbesondere positionsorientierte und abwägende Argumentationsformen erfassen und im Hinblick auf ihre spezifische Verteilung charakterisieren. Diese mittlere Beschreibungsebene scheint in der Tat geeignet, auch die sprachlichen Realisierungsformen einzubeziehen (vgl. etwa den Ausdruck von Bewertungen, Mittel der Intensivierung / Abschwächung, die Signalisierung von Subjektivität oder Allgemeingültigkeit).

Allerdings stellen die hier referierten Beobachtungen nur einen ersten Schritt auf dem Weg zu einem interlingualen und interkulturellen Textsortenvergleich dar. Zunächst einmal wäre das Datenkorpus zu erweitern. Bei der vorgenommenen zeitlichen und inhaltlichen Eingrenzung läge es nahe, a) den Erhebungszeitraum auszuweiten, b) andere Themenbereiche zu berücksichtigen und c) zusätzliche regionale und überregionale Presseorgane hinzuzuziehen. Schließlich müßten weitere Analyseparameter zugrundegelegt und die Resultate der jeweiligen Auswertungen (unter Anwendung quantitativer Verfahren) zueinander in Beziehung gesetzt werden. Die Betrachtung persuasiver und reflexionsorientierter Argumentationsformen deckt zwar eines der zentralen Problemfelder ab, nicht minder aufschlußreich wäre es jedoch, alternative Wege zu beschreiten, sodann eine Verbindung zu vergleichbaren Ansätzen innerhalb der „kontrastiven Textologie" herzustellen und das Spektrum möglicher Untersuchungsaspekte entsprechend auszudehnen. An Vorarbeiten, die auch empirisch fundiert sind, fehlt es inzwischen nicht mehr. Parallelen, Ergänzungen sowie ein Transfer methodischer Vorschläge bieten sich an.

Literatur

Adamzik, Kirsten (2001): Grundfragen einer kontrastiven Textologie. In: Adamzik u.a., 13-48.

Adamzik, Kirsten/ Gaberell, Roger /Kolde, Gottfried (2001): Kontrastive Textologie. Untersuchungen zur deutschen und französischen Sprach- und Literaturwissenschaft. Tübingen: Stauffenburg (Textsorten 2).

Brinker, Klaus (41997): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin: Schmidt.

Drescher, Martina (Hg.) (2002): Textsorten im romanischen Sprachvergleich. Tübingen: Stauffenburg (Textsorten 4).

Drewnowska-Vargáné, Ewa (2001/02): Argumentative Strukturen und Strategien in Presseinterviews. Beiträge deutsch-, polnisch- und ungarischsprachiger Interviewer im Vergleich. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 39, 25-46; 40, 19-45.

Drewnowska-Vargáné, Ewa (2004): Zur Funktion der Metaphern als ‚suspendierte Verweisungen' in der Textsorte Zeitungskommentar. In: Studia Germanica 8, 5-22.

Eckkrammer, Eva Martha (2002): Textsorten im interlingualen und -medialen Vergleich: Ausschnitte und Ausblicke. In: Drescher, 15-39.

Eckkrammer, Eva Martha/ Hödl, Nicola /Pöckl, Wolfgang (1999): Kontrastive Textologie. Wien: Edition Praesens.

Fix, Ulla/ Habscheid, Stephan/ Klein, Josef (Hg.) (2001). Zur Kulturspezik von Textsorten. Tübingen: Stauffenburg (Textsorten 3).

Franke, Wilhelm (1987): Texttypen – Textsorten – Textexemplare. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 15, 263-281.

Hartmann, Reinhard R.K. (1980): Contrastive Textology. Comparative Discourse Analysis in Applied Linguistics. Heidelberg: Groos.

Held, Gudrun (22002): Richtig kritisieren – eine Frage des höflichen Stils? In: Lüger, H.-H. (Hg.): Höflichkeitsstile. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 113-127.

Henk, Katrin (2003): „PME fiable, nos objectifs sont ambitieux et nous recherchons..." Französische und deutsche Stellenanzeigen im Vergleich. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 41, 55-89.

Herman, Thierry/ Jufer, Nicole (2000): L 'éditorial, „vitrine idéologique du journal"? In: SEMEN. Revue de sémio-linguistique des textes et discours 13, 135-162.

Krause, Wolf-Dieter (1998): Zur Theorie des interlingualen Vergleichs von Texten. In: Fremdsprachen und Hochschule 52, 31-47.

Lenk, Hartmut E.H. (1999): Der Explizitätsgrad von Bewertungen in der Textsorte ‚Kommentar'. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 35, 76-115.

Lenk, Hartmut E.H. (2002): Personennamen im Vergleich. Die Gebrauchsformen von Anthroponymen in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Finnland. Hildesheim: Olms.

Lüger, Heinz-Helmut/ Schäfer, Patrick (2005): Presse(text)analyse und Text(sorten)vergleich. In: Hammer, E/ Lüger, H.-H. (Hg.): Entwicklungen und Innovationen in der Regionalpresse. Landau: Knecht (Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft 7), 13-26.

Mode, Donatien (1997): Textsorten im Kulturvergleich. In: Pohl, I. (Hg.): Methodologische Aspekte der Semantikforschung. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 323-335.

Pirazzini, Daniela (2002): Ist Persuasion das Ziel der Argumentation? Das abwägende Verfahren in romanischen Texten. In: Drescher, 137-152.

von Polenz, Peter (1985): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin: de Gruyter.

Preisinger, Irene (2004): Das Berufsverständnis politischer Journalisten in Frankreich und Deutschland. In: Frenkel, C./ Lüger, H.-H./ Woltersdorff, S. (Hg.): Deutsche und französische Medien im Wandel. Landau: Knecht (Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft 6), 23-29.

Rist, Thomas (2002): Deutsche und französische Textsortenkonventionen in der Regionalpresse: Todesanzeigen in der RHEINPFALZ und in LES DERNIÈRES NOUVELLES D'ALSACE. In: Châtellier, H./ Mombert, M. (Hg.): La presse an Alsace au XX^{e} siècle. Strasbourg: P.U.S., 335-361.

Schäfer, Patrick (2003): Les procédés de la communication de proximité dans les DERNIÈRES NOUVELLES D'ALSACE, L'ALSACE et DIE RHEINPFALZ: Comparaisons linguistiques. In: Große, E. U./ Seibold, E. (Hg.): Presse française, presse allemande. Paris: L'Harmattan, 193-228.

Spillner, Bernd (1981): Textsorten im Sprachvergleich. Ansätze zu einer Kontrastiven Textologie. In: Kühlwein, W./ Thome, G./ Wilss, W. (Hg.): Kontrastive Linguistik und Übersetzungswissenschaft. München: Fink, 239-250.

Spillner, Bernd (2002): Die Textsorte *Restaurantkritik* im kontrastiven und interkulturellen Vergleich. In: Drescher, 101-119.

Stein, Stephan (2004): Texte, Textsorten und Textvernetzung. In: Lüger, H.-H./ Rothenhäusler, R. (Hg.): Linguistik für die Fremdsprache Deutsch. Landau: VEP (Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, Sonderheft 7), 171-222.

Zimmermann, Klaus (1984): Die Antizipation möglicher Rezipientenreaktionen als Prinzip der Kommunikation. In: Rosengren, I. (Hg.): Sprache und Pragmatik. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 131-158.

Katalin Horváth – Attila Péteri (Budapest)

Das Satzmodussystem im Deutschen und im Ungarischen

Zum Abschluss eines Forschungsprojektes

0. Einleitung

Am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität wurde von 2002 bis 2004 ein vom Ungarischen Förderungsfonds Wissenschaftlicher Forschung gefördertes dreijähriges Forschungsprojekt[1] durchgeführt. Der vorliegende Aufsatz versteht sich als abschließender Bericht und will die wichtigsten Forschungsergebnisse zusammenfassen.

Obwohl die Satzmodusforschung in der germanistischen Linguistik in den späten 80er und in den 90er Jahren eine Blütezeit erlebte,[2] sind relativ wenige kontrastiv angelegte Arbeiten entstanden. In der ungarischen linguistischen Fachliteratur taucht die Frage selten auf. Beschreibende ungarische Grammatiken arbeiten wohl mit den Termini ‚Satztyp' bzw. ‚Satzart', wobei unter dem ersteren eher eine formal, unter dem letzteren eine funktional orientierte Klassifizierung zu verstehen ist. Eine regelmäßige Diskussion über die Satzmodi im Ungarischen sowie Bestrebungen zur Klärung und zur einheitlichen Definition der Termini scheint es in der ungarischen Linguistik nicht zu geben. Deshalb verfolgten wir mit unserem Forschungsprojekt mehrere Ziele. Erstens wollten wir das deutsche Satzmodussystem mit dem gleichen Subsystem in einer genetisch nicht verwandten und auch typologisch sehr unterschiedlichen europäischen Sprache, im Ungarischen vergleichen. Wir hoffen dabei interessante Erkenntnisse für die Sprachtypologie geliefert zu haben. Zweitens wollten wir mit unserer Arbeit auch der ungarischen Grammatikographie Anregungen zu einer tieferen Auseinandersetzung mit dem Phänomen ‚Satzmodus' geben. Drittens hatten wir indirekt die Absicht, obwohl wir keine Inlandsgermanisten und keine deutschen Muttersprachler sind, gerade durch den Sprachkontrast, durch die Beschreibung des deutschen Satzmodussystems im Spiegel einer anderen Sprache auch der germanistischen Satzmodusforschung einen bescheidenen Beitrag zu leisten und die

---

[1] Projektnummer: OTKA T37670.

[2] Vgl. Meibauer (1987), Altmann u.a. (1989), Altmann (1993), Rosengren (1992 und 1993).

Diskussionen in der Germanistik, die ja seit der Mitte der 90er Jahre an Intensität verloren haben, ein bisschen wieder zu beleben.

1. Theoretischer Hintergrund

Zu einem kontrastiven Vergleich sucht man zuerst nach einer angemessenen theoretischen Basis, die als Tertium comparationis gelten kann. In der germanistischen Fachliteratur konkurrierten in den 90er Jahren bekanntermaßen zwei Richtungen miteinander. Die Münchener Schule unter der Leitung von Hans Altmann versteht unter Satzmodus ein komplexes sprachliches Zeichen mit einem Form- und einem Funktionsaspekt.[3] Die Formtypen der Sätze werden als Bündel oberflächensyntaktischer Merkmale betrachtet, mehrere Formtypen gehörten nach der gemeinsamen Grundmodalität zu einem Satzmodus.[4] Die satzmodusrelevanten Merkmale seien nach Altmann die Reihenfolgemerkmale, die morphologische Markierung des Finitums, die kategoriale Füllung (vor allem das obligatorische oder optionale Auftreten von w-Phrasen) sowie die intonatorische Markierung. Ferner kommt im Falle bestimmter Formtypen des Imperativsatzmodus auch die von dem als syntaktischen Defaulttyp angesehenen Verb-Zweit-Aussagesatz abweichende Valenzrealisierung in Frage, besonders das Fehlen einer syntaktischen Subjektposition in Imperativsätzen.

Im Gegensatz dazu suchten Inger Rosengren und ihr Forschungsteam in Lund die Merkmale der Satzmodi auf einer abstrakten syntaktischen Repräsentationsebene, auf der Ebene der Logischen Form. Satzmodusmerkmale seien demnach logische Operatoren, deren Skopus der ganze Satz sei. Diese Operatoren könnten sich auf der Ebene der phonetischen Form in bestimmten Phrasen manifestieren (wie etwa die satzinitiale w-Phrase in w-Interrogativsätzen), könnten jedoch auch phonetisch stumm bleiben (wie bei Entscheidungsinterrogativsätzen). Serialisierung und Intonation seien nach dieser Auffassung an sich nicht satzmodusrelevant. Sie seien Merkmale für die pragmatische Interpretation der Äußerung, gehörten also in der modularistischen Konzeption der Rosengren'schen Schule nicht ins Grammatik-, sondern ins Pragmatikmodul.

Weitere, aus der jüngeren Fachliteratur bekannte Konzepte behandeln Satzmodalität als eine semantisch fundierte Kategorie im Rahmen einer Modalitätstheorie. Es werden von der realen Welt verschiedene irreale Welten postuliert. Deklarativsätze ergäben sich durch Default, ihr semantischer Grundwert beziehe

---

[3] Vgl. dazu Altmann (1987), (1993).

[4] So stellen z.B. der Entscheidungsinterrogativsatz und der w-Interrogativsatz, obwohl sie keine gemeinsamen oberflächensyntaktischen Merkmale aufweisen, auf Grund des gleichen modalen Grundwertes die Formtypen des Interrogativsatzmodus dar.

sich auf die real gegebene Welt bzw. auf die reale Situation. Interrogativa und Imperativa seien modal markiert, zur Erfassung ihrer Semantik seien „die relevanten Beziehungen zwischen den aktuell vorliegenden Gegebenheiten und den dazu existierenden Alternativen" (Lohnstein 2000: 3) zu analysieren.[5] Ansätze, die Satzmodi im Rahmen des minimalistischen Programms behandeln, schreiben den einzelnen Satzmodi repräsentierenden Satztypen in der Regel abstrakte Satzmodusmorpheme zu oder definieren sie durch spezifische Regeln in Bezug auf die Besetzung bestimmter funktionaler Projektionen.[6]

Die vorliegenden Satzmoduskonzepte lassen sich auch danach klassifizieren, ob als Grundlage für die Bestimmung von Satzmodi a) die repräsentierenden sprachlichen Formen sowie die repräsentierten propositionalen Einstellungen oder b) die semantische Struktur des ausgedrückten einstellungsfreien Referenztyps oder c) das Illokutionspotential der den Satzmodi angehörenden Sätze dienen. Das Altmann'sche Konzept repräsentiert den Typ a), deshalb wird es von Lohnstein (2000: 19) als korrespondenztheoretisch eingestuft. Das Rosengren'sche Konzept bzw. andere, logikbasierte Konzepte verstehen unter Satzmodi einstellungsfreie Referenztypen. Weitere, aus der Sprechakttheorie stammende Konzepte bestimmen Satzmodi nach c).[7]

Wir sind der Meinung, dass die vorliegenden Konzepte einander nicht ausschließen, sondern in einer holistischen Sprachauffassung integrierbar sind. Mit einer ausgedrückten propositionalen Grundeinstellung ist notwendigerweise ein Illokutionspotential verbunden, das in den konkreten Äußerungssituationen auf individuelle Weise realisiert werden kann. So wird mit einem Imperativsatz der Wille des Sprechers in Bezug auf eine Partnerhandlung ausgedrückt, der Imperativsatz stellt also das prototypische Realisierungsmuster einer Aufforderungshandlung dar. Dies schließt aber nicht aus, dass eine Aufforderung in konkreten Äußerungssituationen auch mit anderen Formen auszudrücken ist.[8]

---

5 Vgl. dazu Kiefer (2000: 332ff.), van der Auwera/Plungian (1998).

6 Vgl. Rivero/Terzi (1995), Wratil (2000), Platzack/Rosengren (1998).

7 Zu einer differenzierten Klassifizierung der Satzmoduskonzepte s. Lohnstein (2000: 11ff.).

8 Wie Thornburg/Panther (1997) zeigen, stehen diese anderen, indirekten Realisierungen oft in metonymischer Beziehung zur Äußerungssituation. Ansatzweise liegen schon Häufigkeitsuntersuchungen in Bezug auf die Ausdrucksmittel für verschiedene illokutive Inhalte vor (vgl. Szili 2002 für ungarische Formen zum Ausdruck einer Bitte bzw. Kásová 2004 für prototypische Ausdrucksmittel diverser illokutiver Funktionen in deutschen Gesprächen). Diese zeigen, dass die Sprecher ziemlich systematisch bestimmte sprachliche Formen für bestimmte illokutive Inhalte benutzen. Diese Frage bedarf jedoch weiterer systematischer Untersuchungen.

Ferner kann auch ein Zusammenhang zwischen Einstellung und Illokutionspotential auf der einen Seite sowie Referenztyp auf der anderen Seite festgestellt werden, wie Wunderlich darauf schon 1976: 70 verwies. Ein Interrogativsatz verfügt z.B. notwendigerweise über eine offene propositionale Struktur, weil die Einstellung des Sprechers – dass er etwas erfahren will – die Folge einer Wissenslücke, eines Wissensdefizits ist. So verstehen wir unter Satzmodus ein semantisches Merkmal der Sätze, das auf der Formseite durch Satztypen signalisiert wird. Als Formmerkmale können sowohl Einstellungsausdrücke als auch Merkmale des Referenztyps gelten. Aus dem Modus des Satzes kann das Illokutionspotential der mit dem gegebenen Satz realisierten Äußerung im Zusammenspiel mit der Äußerungssituation abgeleitet werden.

Das Satzmodussystem der natürlichen Sprachen unterliegt zweifelsohne auch übereinzelsprachlichen Charakteristika. So konnten Sadock/Zwicky (1985) in 23 untersuchten Sprachen mindestens einen deklarativen, einen interrogativen und einen imperativischen Satztyp abgrenzen: In den meisten Sprachen sind zugleich mehrere, formal unterschiedliche Deklarativ-, Interrogativ- oder Imperativsatztypen vorhanden. Demgegenüber haben sie syntaktisch definierbare Exklamativ-, Imprekativ- und Optativsatztypen nicht in jeder Sprache gefunden, obwohl Exklamationen und Wunschausdrücke natürlich in jeder Sprache möglich sind. Diese Ergebnisse bestätigen die Annahme, dass drei Satzmodi für das menschliche Denken und die menschliche Kommunikation dermaßen grundlegend sind, dass sich auf deren Ausdruck selbständige, syntaktisch abgrenzbare Satztypen spezialisiert haben. Das Vorhandensein periphärer Satzmodi ist demgegenüber einzelsprachspezifisch. Ferner haben Sadock/Zwicky auch bestätigt, dass für die deklarativen, interrogativen und imperativischen Satztypen zwar nicht ausnahmslos, aber sehr häufig auftretende gemeinsame Eigenschaften gelten, wie z.B. die Reduktion der Affixe am Verb in Imperativsätzen oder die steigende Intonation in Entscheidungsinterrogativsätzen. Eine weitere sprachunabhängige Eigenschaft des Satzmodus scheint darin zu bestehen, dass sich der Grundtyp des Deklarativsatzes syntaktisch durch Default ergebe. D.h. es gebe in den meisten Sprachen kein deklaratives syntaktisches Merkmal.[9]

[9] Ein Gegenbeispiel hat Palmer (1986: 92) gefunden. In einer mexikanischen Indianersprache, im Huichol, sei der Interrogativmodus der Defaultmodus, und Deklarativsätze seien im Gegensatz dazu mit expliziten syntaktischen Merkmalen markiert. Es wird nämlich in dieser Sprachgemeinschaft vorausgesetzt, dass der Hörer in einer Defaultsituation mit allen Äußerungen sowohl einverstanden als auch nicht einverstanden sein kann. So wird im Defaultfall vom Hörer eine Bekräftigung erwartet. Modal unmarkierte Äußerungen seien demnach als Ja/Nein-Fragen zu verstehen. Dies scheint jedoch eine äußerst seltene Ausnahme zu sein.

In unserem Konzept haben wir uns auf den übereinzelsprachlichen Charakter der drei grundlegenden Satzmodi gestützt. Wir haben uns ausführlich mit dem kontrastiven Vergleich der deutschen und der ungarischen Interrogativ- und Imperativsätze auseinandergesetzt, wobei wir uns besonders auf die diese Satzmodi realisierenden neutralen Grundtypen konzentriert haben. Der Reichtum der Sprachen erlaubt natürlich auch zahlreiche, semantisch spezialisierte Nebentypen der Satzmodi, sowie Übergangstypen. Diese haben wir diesmal weniger geforscht, manchmal konnten wir jedoch auch hinsichtlich dieser Nebentypen interessante Ähnlichkeiten und Unterschiede feststellen. Mit den periphären Satzmodi haben wir uns nur am Rande beschäftigt, anhand eines exemplarischen Beispiels, des Exklamativsatzes.

Die Satzmoduskonzepte in der einschlägigen Literatur unterscheiden sich auch darin, ob sie den eingebetteten Sätzen einen Satzmodus zuschreiben.[10] In beiden untersuchten Sprachen weisen eingebettete Sätze den Matrixsätzen analoge Strukturmuster auf. Im Deutschen werden zwar eingebettete Sätze in der Regel durch Verb-Letzt-Stellung markiert, dies gilt jedoch nicht mit Ausschließlichkeit. Bekanntlich können auch eingebettete Sätze uneingeleitet sein und haben dann die gleiche Oberflächenstruktur wie Matrixsätze. Andererseits können Verb-Letzt-Sätze selbständig auftreten. Altmann (1993: 1021) räumt auch ein, dass die Abgrenzung von eingebetteten und selbständigen Verb-Letzt-Sätzen oft unlösbare Schwierigkeiten bereitet. Bassola (2001: 13) weist darauf hin, dass es im Ungarischen für eingebettete Sätze einen einzigen Marker, den Subjunktor gibt. Sonst stimmt die Struktur des eingebetteten Satzes mit der des Matrixsatzes überein:

(1) *Miért nem jössz velünk?* vs. *Megkérdezem, hogy miért nem jössz velünk.*
warum nicht kommst uns-mit frage dass warum nicht kommst uns-mit
‚Warum kommst du nicht mit uns?' vs. ‚Ich frage, warum du nicht mit uns kommst.'

(2) *Gyere velünk!* vs. *Azt kérte, hogy gyere velünk.*
komm uns-mit das bat dass komm uns-mit
‚Komm mit uns' vs. ‚Er bat, dass du mit uns kommst'

Wir sehen keinen Grund dafür, diesen Strukturmustern nicht die gleichen Satztypkategorien zuzuschreiben wie den Matrixsätzen. Eingebettete Sätze können ferner auch semantisch die gleichen Einstellungen ausdrücken, die jedoch nicht mehr unbedingt die Einstellungen des Sprechers sind, sondern eventuell die eines Dritten. So finden wir das übliche Verfahren traditioneller Grammatiken, von

[10] I.A. wird den eingebetteten Sätzen in den Konzepten ein Satzmodus zugeschrieben, die Satzmodus als einstellungsfreien Referenztyp definieren.

indirekten Frage- und Aufforderungssätzen zu sprechen, vollkommen berechtigt. Da aber der eingebettete Satz in einer Äußerungssituation nicht als selbständige Äußerung realisiert wird, verfügt er über kein illokutives Potential. So werden wir den eingebetteten Sätzen einen Satzmodus zuschreiben, der aber illokutiv unrealisiert bleibt.

2. Methoden

Wir haben versucht, unser Projekt auf eine möglichst breite empirische Basis zu stellen. Zu beiden Sprachen haben wir die deskriptiven Ergebnisse in der einschlägigen Literatur ausgewertet (inklusive auch derjenigen Literatur, mit deren Konzeption wir nicht arbeiten). Ferner arbeiten wir mit einem kontrastiven Textkorpus, das die Plenarsitzungsprotokolle des deutschen Bundestages aus dem Jahr 2003 sowie die Plenarsitzungsprotokolle des ungarischen Landtags aus dem Jahr 2000 bzw. einige transkribierte deutsche und ungarische Alltagsgespräche enthält.[11] Wir halten es für wichtig, mit gesprochenen Texten zu arbeiten, auch wenn wir in der computergespeicherten Form intonatorische Realisierungen nicht direkt beobachten können. Die Einsetzbarkeit der intonatorischen Mittel beeinflusst jedoch die anderen Satzmodusmerkmale. In den Parlamentsprotokollen sind verschiedene Textsorten zu finden, von Merkmale der konzeptionalen Schriftlichkeit[12] aufweisenden vorbereiteten Reden bis hin zu spontanen Zwischenrufen. Insgesamt lässt sich jedoch sagen, dass diese Texte einen mehr normierten, dem kodifizierten Standard näher stehenden Sprachgebrauch repräsentieren, während die Alltagsgespräche vom Standard in hohem Maße abweichende Merkmale anderer Sprachvarietäten enthalten. So kann der Vergleich der beiden Korpusteile interessante Erkenntnisse zum Zusammenhang der Satzmodusmerkmale mit anderen syntaktischen Merkmalen liefern.

---

11 Dies ist jedoch keine eigene Sammlung. Die berücksichtigten deutschen Gespräche stammen von folgender CD-ROM: Schlobinski, Peter/ Kohl, Gabi/ Ludewigt, Irmgard 1998: Jugendspezifische Sprechweisen. München, LINCOM Europa. Wir gehen davon aus, dass das Alter der Sprecher (Jugendliche von etwa 14 bis 20 Jahren) hinsichtlich der zu beobachtenden Satzmodusmerkmale nicht relevant ist, so können diese Gespräche aus unserem Aspekt als Beispiele für die lockere gesprochene Alltagssprache betrachtet werden. Auf der ungarischen Seite arbeiten wir mit den online abrufbaren soziolinguistischen Interviews des Sprachwissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (http://www.nytud.hu/buszi/b7307/index.html). In einigen Fällen haben wir auch andere Textbeispiele, Hörbelege etc. ausgewertet.

12 Im Sinne von Koch/Oesterreicher (1994).

Wir sind uns stets der Probleme der Repräsentativität eines Korpus bewusst, daher möchten wir unsere Korpusdaten nicht überschätzen. Im Gegensatz zu Sinclair (1986: 59) und in Anlehnung an die Überlegungen von Kaufmann (2003) sind wir nicht der Meinung, dass die Strukturmuster einer bestimmten Sprache aus der Korpusanalyse automatisch hervorgehen, sei das Korpus noch so umfangreich und repräsentativ wie nur möglich. Das Korpus dient im vorliegenden Projekt als ergänzendes Mittel zur Hypothesenbildung bzw. zur empirischen Absicherung der Thesen, das jedoch parallel mit anderen Mitteln benutzt wird. Aus statistischen Frequenzangaben im Korpus kann in erster Linie auf den Grad der Markiertheit einer Konstruktion in der betreffenden Sprache bzw. in der betreffenden Sprachvarietät geschlossen werden.

Zur empirischen Absicherung unserer Thesen haben wir des Weiteren auch eine exemplarische sprachhistorische Untersuchung zur Geschichte des deutschen Imperativsatzes durchgeführt, deren Ergebnisse in die vorliegende Zusammenfassung auch eingebaut werden. Dazu wurde ein sprachgeschichtliches Korpus aus deutschsprachigen Dramentexten zusammengestellt (vgl. Horváth 2003).

3. Satzmodusmerkmale und Merkmalhierarchie im Deutschen und im Ungarischen

Die in Frage kommenden Merkmale stellen nach unseren Beobachtungen in den beiden Sprachen weitgehend ähnliche Merkmaltypen dar: Serialisierung, morphologische Markierung, kategoriale Füllung und intonatorische Markierung sind im Ungarischen ebenso relevant wie im Deutschen. Die Hierarchie der Merkmale weist aber in den beiden Sprachen große Unterschiede auf, die mit unterschiedlichen typologischen Eigenschaften zu erklären sind. Ein gemeinsames Ordnungsprinzip scheint das Prinzip der minimalen Markierung zu sein, das eine Manifestierung des allgemeinen Ökonomieprinzips der menschlichen Sprache im Satzmodussystem ist:

(3) Das Prinzip der minimalen Markierung:
Jeder Satztyp wird mit möglichst wenigen Merkmalen markiert.

Die einzelnen Satzmodusmerkmale weisen dabei unterschiedliche Grade der Stärke auf. Am stärksten sind diejenigen Merkmale, die auf die Markierung eines bestimmten Satztyps spezialisiert sind, wie z.B. die w-Phrasen zur Markierung des w-Interrogativsatzes. Schwächer sind diejenigen, die zwar mit bestimmten Satztypen korrelieren, jedoch nicht ausschließlich, weil sie auch andere Funktionen haben. So ist im Deutschen die Verb-Erst-Stellung zur Markierung des Entscheidungsinterrogativsatzes ein relativ schwaches Merkmal, weil diese Verbstellung eine Vorfeldrealisierung ausschließt und damit auch zum Ausdruck

der Topiklosigkeit in Deklarativsätzen dienen kann. Je stärker ein Merkmal ist, desto weniger kann es mit anderen Satztypmerkmalen kombiniert werden. Anderenfalls ergeben sich durch die Kombination mehrerer starken Merkmale semantisch hochgradig spezialisierte Nebentypen. Schwächere Merkmale werden jedoch oft auch in den neutralen Grundtypen der einzelnen Satzmodi miteinander kombiniert, um eine eindeutige Markierung zu erreichen. Obwohl die Stärke der Merkmale offensichtlich eine Skalarität aufweist, werden wir im Weiteren der Einfachheit halber über starke und schwache Merkmale sprechen.[13]

An dieser Stelle sollen die wichtigsten typologischen Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen, die für unsere Untersuchungen von Belang sind, zusammengefasst werden:

1. Ungarisch ist eine agglutinierende Sprache. Sowohl die Verb- als auch die Nominalflexion erfolgt durch drei Typen von Suffixen: Wortbildungssuffixe, Grundsuffixe und Endsuffixe. Ein Lexem kann mehrfach suffigiert werden, die Suffixe stehen in der angegebenen Reihenfolge.[14]
2. Verbmodi werden im Ungarischen mit Grundsuffixen markiert, Personalendungen sind Endsuffixe. Es gibt drei Verbmodi: den Indikativ (*vár-∅-ok* ‚ich warte'), den Konditional (*vár-n-ék* ‚ich würde warten') und einen dritten Modus, der sowohl imperativisch als auch konjunktivisch vorkommt (*vár-j-ak* ‚damit ich warte', ‚ich soll warten').[15] Da das System der Grund- und der Endsuffixe voneinander weitgehend unabhängig ist, weisen alle drei Verbmodi von den Gegebenheiten des Sprachsystems her ein vollständiges Personalsystem auf.
3. Ungarisch ist im Gegensatz zum Deutschen eine Pro-Drop-Sprache. In der Verbkonjugation wird die Person des Subjektes mit dem Personalend-

13 Das Prinzip der minimalen Markierung manifestiert sich z.B. darin, dass der deutsche w-Interrogativsatz in der Regel nicht mit interrogativer Intonation realisiert wird (einfache Markierung bei einem starken Merkmal), während der Entscheidungsinterrogativsatz in neutraler Verwendung zweifach, sowohl durch die Verbstellung als auch durch die interrogative Intonation markiert wird (mehrfache Markierung bei schwachen Merkmalen). Eine Kombination des starken w-Merkmals mit der interrogativen Intonation ergibt einen spezialisierten Nebentyp, den Echo-Interrogativsatz. Siehe dazu 3.1. und 3.2.

14 Vgl. dazu Tompa (1972: 47ff.).

15 Obwohl später gezeigt wird, dass dieser Modus, das j-Paradigma, nicht immer imperativisch ist, sondern ein semantisch unterspezifiziertes Paradigma darstellt, das je nach Distribution sowohl imperativische als auch konjunktivische Bedeutung aufnehmen kann, werden wir ihn den Grammatiktraditionen folgend einfachkeitshalber Imperativ nennen.

suffix markiert. Eine pronominale Subjektrealisierung erfolgt daher nur im markierten Fall, nämlich bei Negation, Kontrast oder Hervorhebung.[16]

4. In allen drei Verbmodi gibt es im Ungarischen zwei Konjugationsparadigmen: eine sog. allgemeine Konjugation als Defaultparadigma und eine definite Konjugation, die im Standardfall ein explizites, definites Akkusativobjekt voraussetzt.
5. Verbkategorien werden im Ungarischen fast immer mit Suffixen und nur in Ausnahmefällen mit Auxiliarverben ausgedrückt. Die für die deutsche Serialisierung grundlegende Klammerkonstruktion ist im Ungarischen nicht vorhanden.
6. Nomina werden mit Kasus- bzw. adverbialen Endsuffixen versehen. Der Reichtum an Endsuffixen ermöglicht eine eindeutige explizite Markierung der thematischen Rollen schon auf der morphologischen Ebene.[17]
7. Aus 5. und 6. folgt, dass die Serialisierung der Satzglieder im Ungarischen grammatisch weitgehend undeterminiert ist. Während im Deutschen durch die Verbalklammer grammatisch determinierte Stellungsfelder definiert werden,[18] ist die Serialisierung des ungarischen Satzes primär pragmatisch bedingt.[19] Die Hauptregel ist die obligatorische präverbale Position der mit dem Satzakzent markierten Fokusexponente. É. Kiss (1992: 89) weist dem ungarischen einfachen Satz die Struktur Topik - Fokus - Verb - XP zu.[20] Das Topik steht in beiden Sprachen in satzinitialer Position, was aus den universalen Eigenschaften des Topiks folgt, im Deutschen ist jedoch die Topikposition durch das grammatisch determinierte Vorfeld auf eine Phrase beschränkt, während im Ungarischen vor dem satzakzentuierten Fokus zugleich mehrere topikalisierte Phrasen stehen können. Als topiklos gelten in beiden Sprachen diejenigen Sätze, in denen in satzinitialer Position entweder ein nicht referierender Ausdruck oder eine fokussierte Phrase steht.[21] Die Topikalisierung einer Konstituente ist im deutschen Interrogativ- und Imperativsatz nur sehr begrenzt möglich, was aus der grammatischen Determiniertheit und der Satztypabhängigkeit des Vorfeldes folgt. Im

16 Ausführlich erörtert bei Ágel (1993: 25ff.) im Zusammenhang mit der Theorie der Valenzrealisierung.

17 Dazu ausführlich Keszler/Lengyel (demn.).

18 Zur grammatischen Determiniertheit der Vorfeldbesetzung sowie zum Satzgliedbegriff vgl. Gallmann/Sitta (1992: 150ff.)

19 Vgl. Kálmán u.a. (2001: 10-23).

20 Vgl. auch É. Kiss (2002).

21 Eine einzige Fokuskonstituente kann nämlich nicht als Topik interpretiert werden. Vgl. Molnár (1991: 73).

Ungarischen kann demgegenüber eine Nominalphrase infolge der grammatischen Freiheit der Serialisierung auch in den nicht deklarativen Satzmodi in satzinitiale Position gestellt, d.h. topikalisiert werden.

8. Im Ungarischen spielen die Verbpräfixe eine weitaus größere Rolle als im Deutschen. Ihre Position ist grammatisch freier und hängt größtenteils von den Akzentverhältnissen im Satz ab. Nach der Hauptregel steht das Präfix bei Fokussierung des Verbs linksadjazent, bei Fokussierung einer abhängigen Phrase rechtsadjazent zum Verb.[22] In Imperativsätzen und in Exklamativsätzen existieren jedoch andere Regularitäten, so ist die Serialisierung des Verbpräfixes im Gegensatz zum Deutschen auch satztypenabhängig.

4. Der Interrogativsatzmodus im Deutschen und im Ungarischen

4.1 Der Entscheidungsinterrogativsatz (EI)

Der Interrogativsatzmodus ist der am häufigsten erforschte Satzmodus.[23] Semantisch wird er durch die Offenheit der Proposition (wie bei Brandt u.a. 1992) oder durch die Menge möglicher Antworten (wie bei Lohnstein 2000: 44ff.) definiert. Seine Modalität ist epistemisch, eine vom Sprecher gestellte Frage zeugt von seiner Ungewissheit bzw. seinem Informationsdefizit in Bezug auf einen Sachverhalt.[24]

Um weiter führende grundlagentheoretische Diskussionen zu vermeiden, sind wir davon ausgegangen, dass der Interrogativsatzmodus in beiden Sprachen durch zwei neutrale Grundtypen, den Entscheidungsinterrogativsatz (EI) und den w-Interrogativsatz (WI) sowie durch zahlreiche semantisch spezialisierte Neben- und Übergangstypen repräsentiert ist. Der deutsche EI hebt sich nach Altmann (1993) teilweise durch die Verb-Erst-Stellung, teilweise durch das steigende Endtonmuster *[/]* von dem als Default angesehenen Deklarativsatz ab. Im Ungarischen bilden Deklarativsätze und EI oft intonatorische Minimalpaare.

---

22 Zur Rolle der Präfixe vgl. ausführlich É. Kiss (2004). É. Kiss (1992: 117ff.) plädierte dafür, dass das Verbpräfix im Ungarischen Phrasencharakter habe und frei permutierbar sei. In 2004: 41 postuliert sie über der VP eine Prädikativphrase, die aus dem Präfix und der VP bestehe. Auch unsere Untersuchungen zeigen, dass sich das Präfix nur in sehr markierten Ausnahmefällen vom Verb entfernen kann, in der überwiegenden Mehrheit der Belege steht es zum Verb adjazent.

23 Vgl. Reis/Rosengren (1991), Scheeker (1995).

24 Doch wie Confais (1995) zeigt, ist die semantische Definition dieses Satzmodus und seine semantische Abgrenzung vom Deklarativ- und Interrogativsatzmodus keineswegs unproblematisch.

Das Endtonmuster des ungarischen EI unterscheidet sich von den meisten bei Sadock/Zwicky (1985) untersuchten Sprachen: es ist steigend-fallend */\/*, d.h. bis zur vorletzten Silbe steigend, an der letzten Silbe steil fallend.[25] Darüber hinaus gibt es im Ungarischen eine klitische Interrogativpartikel, *-e*.

Die Merkmale des deutschen EI sind umstritten. Önnerfors (1993) zeigt, dass auch nicht elliptische Deklarativsätze eine Verb-Erst-Struktur aufweisen können:

(4) *Kam da ein Mann hinein.* (Anfang eines Witzes)

Diese Sätze seien nach Önnerfors vollkommentarisch, d.h. sie wiesen keine Topikposition auf. Auf ähnliche Weise erklärt sich die prototypische Verb-Erst-Stellung im EI: Interrogativsätze haben im unmarkierten Fall keine Topik-Kommentar-Struktur. Die Frage besteht jedoch darin, ob das Fehlen einer Vorfeldposition als Satzmodusmerkmal, oder nur als das Merkmal für Topiklosigkeit betrachtet werden kann.[26]

Ferner kann auch ein EI mit Verb-Zweit-Stellung realisiert werden:

(5) *Das Kind schläft wohl - oder?*
Das Kind schläft schon wirklich?

In (5) liegt ein semantisch spezialisierter Nebentyp des EI vor, der sog. assertive Interrogativsatz. Dieser Satztyp bildet einen Übergang zwischen dem Assertiv- und dem Interrogativmodus. Eine angefangene Assertion wird am Ende in Frage gestellt, weil sich der Sprecher hinsichtlich des assertierten Sachverhaltes letztendlich für unsicher erklärt oder weil er dadurch Staunen, Entsetzen etc. ausdrücken möchte. Diese Sätze verfügen über eine Topik-Kommentar-Struktur, damit kann auch die Verb-Zweit-Stellung erklärt werden.

Ähnlich umstritten ist der Status der intonatorischen Markierung des deutschen EI. Während Wunderlich (1988) den hohen Grenzton am Satzende als tonales Interrogativmorphem auffasst, kommt Batliner (1988) auf Grund experimenteller Untersuchungen der Intonation zur Schlussfolgerung, dass Deklarativ- und Interrogativsätze allein auf Grund der intonatorischen Markierung nicht abgrenzbar seien, sondern eine Skalarität mit mehreren Übergangstypen aufwiesen. Auch

---

25 Vgl. Varga (1993) und (1998). Im Unterschied dazu ist der Grenzton bei ein- und zweisilbigen Realisierungen am Satzende hoch, wie im Deutschen.

26 Die Stellung des Finitums wird in der Rosengren'schen Auffassung aus diesem Grunde nicht für satzmodusrelevant gehalten (vgl. Brandt u.a. 1992). Es ginge demnach nur um verschiedene propositionale Strukturen.

Selting (1995) betrachtet die Intonation als pragmatisches Merkmal, das vor allem zur Gesprächsstrukturierung und -steuerung dient.[27] Unsere Beobachtungen auf Grund einiger Prüfungsgespräche[28] deuten das gleiche Problem an: Der Prüfling benutzt hohe Grenztöne an den Äußerungsenden auch im Falle eindeutiger Antwortsätze, um seine Unsicherheit in Bezug auf die Antwort zu markieren und eine (sprachliche oder auch gestische) Bestätigung seitens des Prüfers zu verlangen. Ebenso werden hohe Grenztöne in den Äußerungen des Prüfers in eindeutigen Deklarativsätzen zur Markierung der Nichtabgeschlossenheit benutzt. Nach der Rosengren'schen Auffassung wird auch die Intonation aus dem Inventar der Satzmodusmerkmale ausgeschlossen. Der EI wird durch ein abstraktes w-Merkmal in der Logischen Form definiert, das jedoch auf der Oberfläche phonetisch nicht realisiert wird.

Nach unserer Auffassung geht es hier um zwei schwache Merkmale: Die Verb-Erst-Stellung markiert nicht nur den EI, sondern auch topiklose bzw. vollkommentarische Deklarativsätze. Das steigende Endtonmuster verfügt auch über pragmatische Funktionen, indem damit auch die Unsicherheit des Sprechers, seine Erwartung von Bestätigung und Rückmeldung sowie die Nichtabgeschlossenheit der Äußerung zum Ausdruck gebracht werden. Konstitutiv für den EI ist deshalb allein weder das eine, noch das andere Merkmal, sondern die Kombination der beiden.

Mit der Serialisierung des ungarischen Interrogativsatzes im Vergleich zum deutschen beschäftigt sich ausführlich auch Bassola (2001: 30ff).

Der ungarische Satz verfügt über keine Satzklammer, so auch über keine Stellungsfelder, insbesondere über kein grammatisch bedingtes Vorfeld. Die Serialisierung ist in erster Linie pragmatisch determiniert. Die Hauptregel ist, dass die den Satzakzent tragende Fokusexponente zum Finitum obligatorisch linksadjazent steht. Das Topik soll auch im ungarischen Satz satzinitial stehen (was aus dem universalen Charakter der Topik-Kommentar-Struktur folgt).[29] Als Topik werden nach É. Kiss (1992) diejenigen Phrasen interpretiert, die der mit dem Satzakzent markierten, zum Finitum linksadjazent stehenden Fokusphrase vorangehen:

---

27 Hetland/Molnár (1995) schreiben aber der Intonation in Fragen auch eine grammatische Funktion zu.

28 Wir haben einige stichprobenartige Untersuchungen auf Grund transkribierter Prüfungsgespräche durchgeführt. Zu den Details vgl. Péteri (2002a: 179ff.) und (2002b: 233f.).

29 Vgl. dazu Molnár (1991: 74).

(6) *Péter Marinak EGY ALMÁT adott tegnap.*
Peter Maria-Dat. ein Apfel-Akk. gab gestern

Topik	Fokus	Verb	weitere Phrasen

‚Peter hat gestern der Maria EINEN APFEL gegeben.'

Als Zeichen für die Topiklosigkeit kann gelten, wenn der Satz mit dem präverbalen Fokus oder mit dem fokussierten Finitum anfängt:[30]

(7) *EGY ALMÁT adott Péter Marinak tegnap.*
ADOTT Péter Marinak tegnap egy almát.

Der EI unterliegt im Ungarischen den gleichen Serialisierungsregeln. Das heißt, jeder Deklarativsatz kann in einen EI umgeformt werden, dadurch, dass er mit einer EI-Intonation realisiert wird.

(6') *Péter Marinak EGY ALMÁT adott tegnap?* [/\]
(7') *EGY ALMÁT adott tegnap Péter Marinak?* [/\]
ADOTT Péter Marinak tegnap egy almát? [/\]

Dies hat zwei Konsequenzen: a) Im Ungarischen bilden Deklarativsätze und EI intonatorische Minimalpaare, während dies im Deutschen nur bei einem semantisch spezialisierten Nebentyp des EI der Fall ist, beim assertiven Fragesatz; b) Der ungarische EI verfügt über eine ähnliche pragmatische Struktur wie der Deklarativsatz, d.h. der EI kann ebenso ein Topik enthalten bzw. die Topiklosigkeit des EI wird mit den gleichen Mitteln markiert wie im Deklarativsatz: mit einer satzakzentuierten Fokusexponente in satzinitialer Position (und dem adjazenten Finitum) oder mit dem satzakzentuierten Finitum am Satzanfang.

Die intonatorische Markierung des EI ist im Ungarischen ein starkes Merkmal. Das steigend-fallende Endtonmuster markiert nur den EI. Unsicherheit des Sprechers, Erwartung von Bestätigung, Nichtabgeschlossenheit der Äußerung etc. werden auch im Ungarischen mit steigendem intonatorischen Schluss angezeigt.

---

30 Nach Molnár (1991: 60ff.) ist eine satzakzentuierte Fokusexponente in satzinitialer Position auch im Deutschen das Zeichen für die Topiklosigkeit. So kann auch im Deutschen ein Deklarativsatz topiklos sein, z.B. wenn er als Antwort steht, wobei die im Vorfeld stehende Phrase als die eigentliche Antwort fokussiert wird: *Wer will die Arbeitslosigkeit bekämpfen? - Die Sozialdemokratische Partei in Schweden will die Arbeitslosigkeit bekämpfen.* Im Unterschied zum Ungarischen ist aber ein grammatisch determiniertes Vorfeld auch in diesem Fall vorhanden, nur kann die Vorfeldphrase nicht als Topik interpretiert werden.

Der ungarische EI kann auch über ein kategoriales Merkmal verfügen: die klitische Interrogativpartikel *-e:*

(8) *Eljössz -e teniszezni?* [\]
kommst INT[31] Tennis spielen
‚Kommst du Tennis spielen?'

Diese Interrogativpartikel wird im Normalfall mit der fallenden Defaultintonation kombiniert. Eine Kombination mit der EI-Intonation ergibt einen markierten Nebentyp, sie ist mit einer Echo-Interpretation verbunden:

(8') *Hogy eljövök-e teniszezni?* [/\] *[Szó se lehet róla!]*
dass komme INT Tennis spielen
‚Ob ich Tennis spielen komme?' [‚Das kommt nicht in Frage!']

Das Prinzip der minimalen Markierung ist hier gut zu beobachten. Zwei starke Merkmale schließen einander aus oder definieren einen semantisch spezialisierten, markierten Nebentyp. Die zweifache Markierung des Echo-EI erklärt sich damit, dass die so realisierten Äußerungen auch funktional sozusagen zweifache Fragen sind: Erstens wird die Frage des Partners wiederholt, zweitens wird auch in Frage gestellt, ob sich die Frage des Partners wirklich auf diesen Sachverhalt bezieht.

Die Überprüfung der bisherigen Ergebnisse auf Grund unseres Korpus ergibt folgendes Bild: Wir haben in Bezug auf beide Sprachen 100 zufällige Beispiele für EI sowohl aus den Parlamentsprotokollen als auch aus den Alltagsgesprächen untersucht.[32] Im Deutschen scheint die Kombination der beiden Merkmale sehr regelmäßig zu sein. In den Bundestagsprotokollen werden auch sehr komplizierte Satzstrukturen am Satzanfang mit der Erststellung des Finitums, am Satzende mit der Intonation als EI markiert:[33]

(9) *Haben Sie auf der Grundlage Ihrer Erfahrungen und auch der Studie Überlegungen angestellt, welche spezifische Ansprache möglich ist, um auch die meinungsbildende mittlere und ältere Generation besser zu erreichen, als es bisher der Fall war?*

In den Bundestagsprotokollen haben wir insgesamt zwei Verb-Zweit-Sätze gefunden, im zweiten steht ein eingebetteter Satz im Vorfeld:

---

31 Symbol für die kategoriale Markierung des Interrogativmodus.

32 Genauer: In den ungarischen Alltagsgesprächen gab es insgesamt 48 EI, wir haben also all diese ausgewertet.

33 Da die Protokollführer das Fragezeichen absolut konsequent benutzen, meinen wir, dass dies auf die regelmäßige EI-Intonation hinweist.

(10) *Herr Präsident, Herr Kollege Fritz, ich darf die Fragen 12 und 13 wieder zusammen beantworten?*
(11) *Frau Staatssekretärin, wenn Ihre Aussage zutreffend ist, muss es dann nicht von einer Familie als Tragik empfunden werden, wenn ein Kind sieben Jahre alt wird und/oder sie mehr als drei Kinder hat?*

In den Alltagsgesprächen zeigt sich ein etwas differenzierteres Bild. Verb-Zweit-Sätze sind jedoch auch hier selten und semantisch markiert. Von 100 Belegen gibt es 13 assertive EI-Sätze mit Verb-Zweit-Stellung sowie mit einem tag question am Ende. Weitere 9 sind Verb-Zweit-Sätze, in denen teilweise textkonnektierende Adverbialphrasen im Vorfeld stehen (wie im Beispiel 12), teilweise ein Echo-EI vorliegt (wie in 13):

(12) *Sandra: jetzt hab ich blau?*
Eric: dann kann das nur seine schwester sein? (.)die heißt aber karin
(13) *dann mußte jetzt bedien (.) soweit es geht (.) zum beispiel jetzt herz (.) herz is fehl (.) dann muß man bedien (.) wenn mans kann*
Milan: herz is fehl?

Im Ungarischen haben wir sowohl für den EI mit *-e* als auch für den EI ohne *-e* im Grunde drei Typen unterschieden: V1-Sätze, in denen das Finitum fokussiert wird, Sätze mit nichtverbalem Fokus, in denen satzinitial eine nichtverbale Fokusphrase steht, sowie Sätze mit Topik.[34] Die Sätze mit Fokus bzw. mit Topik können oft nur mit Hilfe des Satzakzentes unterschieden werden. Bei ersteren ist die erste Konstituente akzentuiert, bei letzteren das Finitum. Ein formales Hilfsmittel ist dabei das recht häufige Verbalpräfix: Beim satzakzentuierten Verb geht das Präfix dem Verb voran, beim nichtverbalen Fokus nach.

(14) *Magánbosszú vagy szervezetlenség irányít a Professzorok Házában?* (mit Fokus)
Privatrache oder Unorganisiertheit führt das Professorenhaus-in
‚Regiert die persönliche Rache oder der Mangel an Organisation im Haus der Professoren?'
(15) *A képviselő úr elfogadja-e az államtitkár úr személyét?* (mit Topik)
der Abgeordnete Herr annimmt INT der Staatssekretär Herr-Gen. Person-Akk.
‚Herr Abgeordneter, nehmen Sie die Person des Herrn Staatssekretärs an?'

[34] Die verblosen prädikativen Strukturen haben wir zu den Sätzen mit Topik gerechnet, wenn das Subjekt und zu den V1-Sätzen, wenn das nominale Prädikativ am Satzanfang stand. Auch zu den V1-Sätzen haben wir diejenigen Sätze gerechnet, bei denen nur eine nicht als Topik zu interpretierende Phrase, z.B. eine Operatorphrase vorangeht.

DEBRECENI EGYETEM Germanisztikai Intézet

Auch im Ungarischen überwiegen in beiden Textsorten die V1-Sätze.[35] Doch haben wir unter den ungarischen EI in den Parlamentsprotokollen 21% und in den Alltagsinterviews 10% gefunden, in denen ein Topik vorhanden war. In den Alltagsinterviews fanden wir darüber hinaus in 12% der Fälle assertive Interrogativsätze mit Topik am Anfang und mit einem tag question am Ende.

Die Ergebnisse zeigen die größere Freiheit der ungarischen Serialisierung. Da die EI im Ungarischen entweder durch die Intonation oder durch die Partikel *-e* markiert werden, kann die Serialisierung die Struktur der Proposition zum Ausdruck bringen. Auch im Ungarischen ist die topiklose Realisierung des EI der unmarkierte Fall. Eine Topikbesetzung ist jedoch auch nicht selten. Wir haben vermutet, dass wir im deutschen Korpus mit ähnlicher Frequenz sog. Herausstellungsstrukturen finden werden, da diese Konstruktion im Deutschen ermöglicht, auch im EI eine Konstituente zu topikalisieren:

(16) *Der Peter, kommt der heute überhaupt?*

Interessanterweise haben wir jedoch keine einzige Herausstellung gefunden. Die deutschen Sprecher neigen eher dazu, Konstituenten, die sie nicht erfragen möchten, in einem getrennten Deklarativsatz zu realisieren. So ist der Zusammenhang zwischen Satzmodus und propositionaler Struktur im Deutschen insgesamt regelmäßiger:

(17) *Die Fahrt kostet bis zum dritten Kind pro Kind 23 Euro und für das vierte, fünfte, sechste und jedes weitere Kind kostet die Fahrt 38 Euro. Halten Sie das für familienpolitisch vertretbar?*
(18) *Ich stelle die These auf - und möchte Sie fragen, ob Sie mir da zustimmen -, dass die Verringerung des Energieverbrauchs ausschließlich darauf zurückzuführen ist,[...]* (aus den Bundestagsprotokollen)

4.2. Der w-Interrogativsatz (WI)

Der WI wird in beiden Sprachen mit einem Interrogativpronomen oder -adverb markiert. Diese bilden im Deutschen eine einheitliche Formklasse, so werden sie auch w-Phrasen genannt. Im Ungarischen weisen sie formal eine größere Vielfalt auf: *ki/kicsoda, mi/micsoda* (sowie ihre flektierten Formen), *milyen, mikor, mettől, meddig, miért, minek, hol, hová, honnan, hogyan* etc. So unterschiedlich

[35] Unsere Beobachtungen unterstützen die Hypothese von Bassola (2001: 31), nach der Entscheidungsinterrogativsätze auch im Ungarischen überwiegend V1-Sätze sind.

diese Formen auch sind, gehen sie trotzdem meistens auf drei Grundelemente dieser Kategorie zurück, nämlich auf das allgemeine Interrogativpronomen *mi* ‚was', *ki* ‚wer' oder auf das lokale Interrogativadverb *hol* ‚wo' (vgl. die pronominalen Stämme *ki-* ‚wer', *mi-* ‚was' *ho-* ‚wo/wie' [Kiss/Pusztai 2003: 257]). Die ungarischen w-Phrasen bilden also auch unter formalem Gesichtspunkt eine mehr oder weniger einheitliche Klasse.

Den deutschen und ungarischen WI ist weiterhin gemeinsam, dass sie mit fallendem Endtonmuster realisiert werden:

(19) *Wie kann man sich das eigentlich vorstellen?* [\]
Tulajdonképpen hogyan lehet ezt elképzelni? [\]
eigentlich wie möglich dies-Akk. sich vorstellen

Der intonatorische Tiefschluss kann nicht als Satzmodusmerkmal angesehen werden. Damit wird einfach die Abgeschlossenheit der Äußerung markiert, er ist die Default-Intonation. Die unter (19) demonstrierte Gemeinsamkeit des Deutschen und des Ungarischen lässt sich mit dem Prinzip der minimalen Markierung erklären. Die w-Phrasen markieren semantisch den Interrogativmodus,[36] d.h. sie bilden ein sehr starkes Merkmal, das im Normalfall mit anderen Merkmalen des gleichen Satzmodus nicht kombiniert wird bzw. dessen Kombination mit anderen Merkmalen semantisch spezialisierte Nebentypen ergibt. Wenn (19) mit steigendem Tonmuster realisiert wird, kommt ein Echo-WI zustande. Dieser hebt sich auch durch sehr eingeschränkte Substitutionsmöglichkeiten der Abtönungspartikeln ab. Häufig weist ein derartiger Echo-WI den eingebetteten Sätzen ähnliche Formmerkmale auf (also Verb-Letzt-Stellung im Deutschen bzw. das Auftreten der Konjunktion hogy ‚dass' im Ungarischen):

(19') *Wie kann man sich das vorstellen?* [/] oder *Wie man sich das vorstellen kann?* [/]
Hogyan lehet ezt elképzelni? [/\] oder *Hogy hogyan lehet ezt elképzelni?* [/\]

Der auffälligste Unterschied zwischen dem deutschen und dem ungarischen WI besteht in der Serialisierung. Im Deutschen ist die w-Phrase satzinitial, im Ungarischen kann es mehr oder weniger frei bewegt werden, muss jedoch zum Finitum linksadjazent stehen, weil sie eo ipso fokussiert ist:

(20) *Wer hat an der Uni den heutigen Vortrag gehalten?*
***Ki tartotta** az egyetemen a mai előadást?* oder
wer hielt die Uni-an den heutigen Vortrag

[36] Eine besondere Erklärung bedürfen die sog. w-Exklamativsätze, vgl. dazu 3.5.

A mai előadást ***ki tartotta*** *az egyetemen?* oder
den heutigen Vortrag wer hielt die Uni-an

Az egyetemen a mai előadást ***ki tartotta****?*
die Uni-an den heutigen Vortrag wer hielt

Die obligatorische Fokussierung der w-Phrase ist sicherlich sprachunabhängig. Sie öffnet diejenige Leerstelle im propositionalen Gehalt des Satzes, die durch die verlangte Antwort gefüllt werden muss, deshalb trägt sie das Merkmal [+F]. Die obligatorische satzinitiale Position der deutschen w-Phrase wird bei Brandt u.a. (1992) dadurch erklärt, dass sie als Frageoperator über den ganzen Satz dominiert. Nur im Echo-WI kann das Interrogativum satzintegriert auftreten. Diese Sätze haben auch im Deutschen die gleiche Serialisierung wie die entsprechenden Deklarativsätze, folglich werden sie von Reis (1992) zu den Deklarativsätzen gerechnet, die nur auf der pragmatischen Ebene als Fragen interpretiert werden. Wenn dies aber eine befriedigende Antwort wäre, müsste auch die obligatorische satzinitiale Position des Interrogativums sprachunabhängig gelten. Umso merkwürdiger ist seine Stellungsfreiheit im Ungarischen. Die Serialisierung entspricht auch hier vollkommen der im entsprechenden Deklarativsatz:

(20') ***Chomsky tartotta*** *az egyetemen a mai előadást.* oder
Chomsky hielt die Uni-an den heutigen Vortrag
‚Chomsky hat den heutigen Vortrag an der Uni gehalten.'

A mai előadást ***Chomsky tartotta*** *az egyetemen.* oder
den heutigen Vortrag Chomsky hielt die Uni-an

Az egyetemen a mai előadást ***Chomsky tartotta.***
die Uni-an den heutigen Vortrag Chomsky hielt

Auch den w-Fragesätzen wird bei É. Kiss (1992: 142ff.) die Grundstellung Topik-Fokus-Verb-XP zugeschrieben. Wenn die das Fokusmerkmal tragende w-Phrase satzinitial steht, gibt es keine Topikposition. In den Beispielen unter (20'') und (20''') gehe es darum, dass eine oder mehrere Konstituenten aus der Skopusdomäne des Interrogativums herausbewegt und topikalisiert werden:

(20'') *A mai előadást* ***ki tartotta*** *az egyetemen?*
den heutigen Vortrag wer hielt die Uni-an
⇒ Ich spreche über den heutigen Vortrag und frage, wer ihn an der Uni gehalten hat

(20''') *Az egyetemen a mai előadást* ***ki tartotta?***
die Uni-an den heutigen Vortrag wer hielt
⇒ Ich spreche über die Uni sowie über den heutigen Vortrag und frage diesbezüglich, wer ihn gehalten hat

Die Topikalisierung einer Konstituente ist auch im deutschen WI möglich, mit der sog. Herausstellung:

(21) *Den heutigen Vortrag, wer hat ihn gehalten?*

Wir haben in unserem Korpus vier w-Phrasen, *wer, was, wie* und *wo* sowie ihre ungarischen Entsprechungen untersucht. Für alle Phrasen haben wir je 50 zufällige Beispiele (d.h. insgesamt 200 Beispiele) pro Textsorte analysiert bzw. in den ungarischen Alltagsgesprächen alle vorhandenen Belege, nämlich insgesamt 26. In der Distribution der einzelnen w-Phrasen gibt es keine signifikanten Unterschiede, die Tendenzen sind gleich. Die deutschen w-Phrasen werden fast immer in satzinitialer Position benutzt, manchmal in eingliedrigen Kurzsätzen oder als Nachträge, wobei letztere in den Alltagsgesprächen häufiger sind. Eine satzintegrierte Position bildet aber eine sehr seltene Ausnahme, ist also als sehr markierter Fall anzusehen. Unter den insgesamt 400 Belegen haben wir dafür lediglich 3 Beispiele gefunden, alle drei in den Alltagsgesprächen. Zwei davon sind Echofragen, die dritte eine multiple Frage. Im Beleg unter (22) wird ein Quizspiel gespielt. Die Interviewerin reagiert auf die schon gestellte Frage, in dem sie sie mit einem elliptischen WI präzisiert (wahrscheinlich anhand einer Landkarte):

(22) *Mimie: wo kap horn is?*
Geraldine: ja
Mimie: türlich wußt ich das
Interviewerin: habs vergessen (.) aber hier wo (1 sec)

In den ungarischen WI gibt es in ca. 10-20% der Fälle eine Topikposition. In einigen weiteren Fällen gehen der w-Phrase Phrasen voran, die nicht als Topik interpretiert werden können. Typischerweise stehen in den ungarischen WI in Alltagsgesprächen satzeinleitende Partikeln, die jedoch nicht organisch zur Satzstruktur gehören, sondern eher Verzögerungssignale sind und der w-Phrase vorangehen:

(23) *Megmutatta, és kérdezték, hogy* ***hát*** *hol a blokk.* (Aus den soziolinguistischen Interviews)
zeigte-es und fragten dass denn wo der Kassenzettel
‚Er hat es gezeigt und er wurde gefragt, wo denn der Kassenzettel ist'

Beispiele für WI mit Topik:

(24) *A Tocsik hol van?; Ezzel ki jár a legjobban, talán a háziorvosokon kívül?*
die Tocsik wo ist damit wer gewinnt am besten vielleicht die Hausärzte-auf außer
‚Die Tocsik – wo ist sie?' ‚Damit - Wer damit eigentlich am meisten gewinnt außer den Hausärzten?

(25) [...] *meg figyelni kellett volna, hogy ott mégis mi van a kocsi körül* ... (sozioling. Interviews)
und aufpassen müssen hätte dass dort doch was ist der Wagen herum
‚und man hätte beobachten müssen, dort, was es dort um den Wagen herum eigentlich gibt.'

Beispiele für die satzintegrierte Position der w-Phrase, jedoch ohne Topik:

(26) *Valójában mi is történik?; Szóval milyen jellegű információ?* (Parlamentsprotokolle)
tatsächlich was auch geschicht also welche Art Information
‚In der Tat – was geschieht eigentlich?' ‚Also – was ist das für eine Art Information?'

Sowohl im Falle der EI als auch im Falle der WI haben wir gesehen, dass die Syntax des ungarischen Sprachsystems ermöglicht, Konstituenten auch im Interrogativsatz mit Hilfe der Wortstellung zu topikalisieren. Von dieser Möglichkeit wird in ca. 10-20% der Fälle auch Gebrauch gemacht. Das System des Deutschen erlaubt das durch die Wortstellung nicht. Diejenige Konstruktion, mit der die Topikalisierung möglich wäre, nämlich die Herausstellung, konnten wir unter den insgesamt 600 untersuchten Belegen für Interrogativsätze nicht nachweisen. Das bedeutet natürlich nicht, dass es diese Konstruktion nicht gibt, sie wird aber offensichtlich sehr selten benutzt, weil sie eine ziemlich umständliche, komplizierte Struktur aufweist. Statt Topikalisierung werden im Deutschen die festgestellten Informationen eher in einem getrennten vorangehenden oder parenthetisch eingeschobenen Deklarativsatz zusammengefasst. Dies ist ein Beispiel dafür, dass die Gegebenheiten des Sprachsystems die Ausdrucksweise der Sprecher in hohem Maße beeinflussen.

5. Der Imperativsatzmodus im Deutschen und im Ungarischen

Unseren Überlegungen seien folgende Beispiele vorausgeschickt:

(27) *Guck das Imperativparadigma an!*
Guckt das Imperativparadigma an!
Gucke Er / Gucke Sie das Imperativparadigma an! (veraltet)
Gucken wir das Imperativparadigma an!
Gucken Sie das Imperativparadigma an!

In der germanistischen Literatur herrscht nicht einmal Konsens darüber, welche Formen des Verbs als Imperativ gelten. Nach der engsten Imperativauffassung beschränkt sich der Imperativ auf die 2. Person Singular, weil dies die einzige

morphologisch eindeutig markierte Imperativform darstellt.[37] Nach der weitesten, funktionalistischen Auffassung gibt es außer der 1. Person Singular in allen Personen eine Imperativform.[38] Einen mittleren Standpunkt nehmen diejenigen ein, die die 2. Person Sing. und die 2. Person Plural als Imperativ, die auffordernden Formen in der 3. Pers. Sing. sowie in der 1./3. Pers. Plural als Konjunktiv betrachten.[39] Das Argument dafür ist syntaktisch, in letzteren gibt es nämlich eine syntaktische Subjektrealisierung, in ersteren nicht. Ágel (2000: 225f.) argumentiert mit Unterschieden in der Valenzrealisierung, nach ihm wäre ein vom prototypischen abweichendes Valenzrealisierungsmuster ein Zeichen für eine markierte Kategorie des Verbs. Donhauser (1986) und (1987) sowie Fries (2002) sprechen bei dem Imperativ von einer semifiniten Verbform, die im Gegensatz zum Numerus nicht über die Kategorie Person verfüge.

Rivero/Terzi (1995) unterscheiden hinsichtlich des Imperativs zwei Sprachtypen. Der Typ I umfasse Sprachen, deren imperativische Verben eine eigene Syntax haben. In diesen Sprachen verfügten Verben im Imperativ über ein unvollständiges Paradigma, sie realisierten keine Subjektposition, könnten in der Regel nicht negiert und nicht eingebettet werden. Deutsch gehöre mit den anderen westgermanischen Sprachen zu diesem Sprachtyp, wobei für das Deutsche das Negationsverbot des Imperativs nicht zutrifft. In den Sprachtyp II gehörten Sprachen, deren imperativische Verben keine eigene Syntax hätten. Sie hätten ein vollständiges Imperativparadigma, die imperativischen Verben könnten in diesen Sprachen auch negiert und eingebettet werden. Ungarisch gehört offensichtlich zu diesem Sprachtyp.

Van der Auwera/Dobrushina/Goussev (2004) untersuchten den Imperativ in 376 Sprachen. Nach dem Ergebnis ist der Imperativ in der 2.Pers.Sing. am typischsten, der in 1.Pers.Sing. am seltensten. Es wurde eine „semantic map" aufgestellt, von der abzulesen ist, welche Imperativrealisierungen in einer Sprache theoretisch möglich sind.

Für unsere Untersuchungen ergibt sich aus den Meinungsunterschieden in der Fachliteratur die Konsequenz, dass im Deutschen nur der Imperativ in der 2. Person Sing. als starkes Merkmal des Imperativsatzes angesehen werden kann und dass in anderen Fällen die Grenzen des Imperativs nicht klar zu ziehen sind. Auch die sprachhistorischen Untersuchungen von Horváth (2003) haben gezeigt, dass die 2.Pers.Sing. die einzige historisch stabile Imperativform ist und in den anderen Fällen zwischen dem Imperativ und dem Konjunktiv immer wieder

---

37 Vgl. die bei Fries (2002) erörterten Auffassungen.

38 Vgl. Windfuhr (1967).

39 Diese Formen werden nach der anderen Auffassung Adhortativ bzw. Sie-Imperativ bezeichnet.

Schwankungen zu beobachten sind. Péteri (2004) spricht über eine Schnittstelle zwischen dem Imperativ und dem Konjunktiv. Hierher gehören Formen, die ihre imperativische oder konjunktivische Bedeutung erst in der syntaktischen Distribution bekommen.

Noch umstrittener sind in der Fachliteratur die Grenzen des Imperativsatzes sowie seine Merkmale. Altmann (1993) betrachtet den Imperativ als konstitutives Merkmal für den Imperativsatzmodus, die einzelnen Formtypen seien nach ihm die verschiedenen Personalformen, die unterschiedliche syntaktische Realisierungsmuster verlangen. Nach Rosengren (1992b u. 1993) sei das primäre Merkmal des Imperativsatzes das Fehlen der Subjektposition, demzufolge seien der Adhortativ- und der Sie-Imperativsatz nicht hierhin zu rechnen. Eine Nominativform im zweitpersonigen Imperativsatz sei nach Rosengren kein Subjekt, sondern nur ein Adjunkt. Im Gegensatz dazu macht Donhauser (1986) im zweitpersonigen Imperativsatz einen Unterschied zwischen vokativischen und kontrastiv-hervorhebenden Nominativausdrücken, indem erstere als Adjunkte, letztere jedoch als Subjekte angesehen werden. Neuere formalistische Auffassungen, wie etwa Wratil (2000) und Platzack/Rosengren (1998) leiten die syntaktische Struktur des Imperativsatzes auch von den syntaktischen Eigenschaften des imperativischen Verbs ab. Die Unterschiede zwischen Imperativsatz und Deklarativ- bzw. Interrogativsatz ergäben sich als Folge der Nichtrealisierung bestimmter funktionaler Projektionen, wie z.B. der Tempusprojektion oder die Eliminierung der Personkategorie.[40]

Eine mehr funktionalistische Auffassung vertreten Matzel/Ulvestad (1978 u. 1985), nach denen der Adhortativsatz und der Sie-Imperativsatz auch Imperativsätze seien, die sich durch eine besondere Serialisierung von den anderen Satztypen abheben. Sie verfügten über ein optionales Vorfeld, d.h. sie seien V1/V2-Sätze, am Vorfeld könne jedoch das Subjekt nicht stehen, d.h. die invertierte Position des Subjektes sei für diesen Satztyp konstitutiv.[41]

Auch wir vertreten in unserem Projekt eine mehr funktionalistische Auffassung, die als Vergleichsgrundlage für das Deutsche und das Ungarische angemessener zu sein scheint als die formalistischen. U.E. können die Satztypen unter (27) in allen Personen zum Imperativsatzmodus gerechnet werden, weil sie a) die gleiche

---

40 Während die Numeruskategorie beibehalten wird, vgl. Wratil (2000: 87 ff.). Diese Erklärung steht im Einklang mit Donhauser (1986) und Fries (2002), die den Imperativ als semifinite Verbform betrachten. Offensichtlich geht es in diesen Auffassungen um die Formen *Geh!/Geht!*.

41 Noch weiter geht Wunderlich (1984), der nicht über Imperativ- sondern über Aufforderungssätze spricht und das konstitutive Merkmal dieser Satztypen allein in der Serialisierung sieht.

propositionale Grundeinstellung aufweisen, b) sich durch deutlich erkennbare syntaktische Merkmale von den Satztypen der anderen Satzmodi unterscheiden, auch wenn diese Merkmale unterschiedlichen Merkmaltypen angehören. Unsere Fragestellung bestand darin, ob wir das Prinzip der minimalen Markierung auch in den Imperativsätzen nachweisen können und wenn ja, in welcher konkreten Form.

Zuerst möchten wir jedoch einen kurzen Überblick über den ungarischen Imperativ bzw. Imperativsatz geben. Der Imperativsatz wird in den ungarischen Grammatiken sowie in der Fachliteratur kaum behandelt.[42] Wesentlich mehr Aufmerksamkeit wird in der einschlägigen Literatur dem Verbmodus Imperativ gewidmet. Das Ungarische verfügt über ein vollständiges Personalparadigma im Imperativ sowohl in der allgemeinen als auch in der definiten Konjugation.[43] Das Paradigma des Verbs *vár* ‚warten' sieht z.B. folgendermaßen aus:

(28) Das mit dem Grundsuffix *-j-* gebildete Paradigma im Ungarischen

Num.	Person	-DEF	+DEF
Singular	1.	*vár-j-ak*	*vár-j-am*
	2.	***vár-j-****(ál)*	*vár-(j-a)d*
	3.	*vár-j-on*	*vár-j-a*
Plural	1.	*vár-j-unk*	*vár-j-uk*
	2.	*vár-j-atok*	*vár-j-átok*
	3.	*vár-j-anak*	*vár-j-ák*

Hinsichtlich der Semantik dieses Verbmodus ist problematisch, dass er in eingebetteten Sätzen auch in konjunktivischer Bedeutung benutzt wird. So spricht Tompa (1972) über einen sog. Konjunktivimperativ. Hegedűs (1991) und (2002)

42 In Kiefer (Hg.) (1992) sowie (2000) und in É. Kiss/Kiefer/Siptár (1998) wird nur der Imperativ beschrieben, über den Imperativsatz lesen wir nichts. Eine kurze Erörterung des Imperativsatzes finden wir bei Keszler (2000: 380ff.), wo Satzarten im Grunde funktionalistisch abgegrenzt werden. Ob aber grammatikalisierte Formtypen des Imperativsatzmodus im Ungarischen vorhanden sind, darüber haben wir in der einschlägigen ungarischen Fachliteratur keine Angaben gefunden.

43 Im Ungarischen gibt es drei Modi, den Indikativ, den Konjunktiv und den Imperativ, zwei Tempora, Präsens und Präteritum (sowie eine periphrastische Form für Futur) und für alle Modi und Tempora eine sog. allgemeine und eine definite Konjugation, die von der Definitheit des Akkusativobjektes abhängt. Über die ungarische Konjugation vgl. Fries (1997), sowie Keszler/Lengyel (demn.).

betrachtet das Paradigma als Konjunktiv, der in bestimmten syntaktischen Distributionen dem deutschen Konjunktiv ähnlich auch imperativische Bedeutung aufnehmen kann:[44]

(29) *Elment a boltba, hogy* ***vegyen*** *kenyeret.*
ging das Geschäft-in dass kaufen-Imp.3Sg. Brot-Akk.
‚Er ging ins Geschäft, um Brot zu kaufen.'
Péter szeretné, hogy jól ***vizsgázzon.***
Peter möchte dass wohl Prüfung ablegen-Imp.3Sg.
‚Péter möchte die Prüfung gut ablegen.'

Pomozi (1991) findet zwischen der imperativischen und der konjunktivischen Verwendung den einzigen formalen Unterschied, dass Verbpräfixe in Sätzen mit imperativischer Bedeutung getrennt, in konjunktivischen Verwendungen ungetrennt seien:

(30) ***Edd meg*** *ezt a kiflit!*
iss PRÄF dieses Hörnchen-Akk.
‚Iss dieses Hörnchen!' (imperativisch)
Nincs időd (arra), hogy ***megedd*** *ezt a kiflit.*
es gibt kein deine Zeit (dafür) dass PRÄF-iss dieses Hörnchen-Akk.
‚Du hast keine Zeit, dieses Hörnchen zu essen' (konjunktivisch)[45]

Ein weiterer Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen besteht darin, dass im Ungarischen als Pro-Drop-Sprache das pronominale Subjekt im Normalfall syntaktisch auch im Deklarativsatz unrealisiert bleibt. Einen Unterschied zwischen der Subjektrealisierung im Deklarativ- und im Imperativsatz können wir also nicht nachweisen.

Wir haben jedoch vom Deklarativsatz unterschiedliche Serialisierungsregeln des ungarischen Imperativsatzes nachgewiesen. Das Verbalpräfix, das im Deklarativsatz bei Akzentuierung des Finitums präverbal, bei Akzentuierung eines nichtverbalen Fokus postverbal steht, befindet sich im Imperativsatz unabhängig von den Akzentverhältnissen in invertierter Position:

(31) *Megtett mindent a sikerért.* vs. *Ezt azért nem tette meg.* (Deklarativ)
PRÄF-tat alles der Erfolg-für das jedoch nicht tat PRÄF
‚Er hat alles für den Erfolg getan.' ‚Das hat er jedoch nicht getan'

[44] Die neueste, auf generativ-minimalistischen Grundlagen basierende ungarische Grammatik (Kiefer Hg. 2000) betrachtet jedoch das j-Paradigma eindeutig als Imperativ.

[45] Beispiele von Pomozi (1991); Hervorhebung von mir (A.P.).

(32) *Tegyél meg mindent a sikerért!* vs. *Ezt azért ne tedd meg!* (Imperativ)
tue PRÄF alles der Erfolg-für das jedoch nicht tue PRÄF
‚Tu alles für den Erfolg' ‚Das tu aber doch nicht'

Darüber hinaus ist im ungarischen Imperativsatz u.E. auch die Serialisierung der Fokusphrase unterschiedlich: Sie steht im Unterschied zum Deklarativsatz zum Finitum meistens nicht links-, sondern rechtsadjazent:

(33) *Olvass újságot!; Költözz Budapestre!*
lies Zeitung; ziehe um nach Budapest
‚Lies Zeitungen!'; ‚Ziehe nach Budapest um!'
Péter újságot olvas.; János Budapesten lakik.
Peter Zeitung liest; János in Budapest wohnt
‚Peter liest Zeitungen' ‚János wohnt in Budapest'

Wenn aber der Fokus kontrastiv verstanden wird, steht es, wie im Deklarativsatz, linksadjazent zum Finitum:

(34) *ÚJságot olvass, és ne levelet.; BUdapestre költözz, ne pedig Miskolcra!*
Zeitung lies und nicht Brief; Nach Budapest ziehe um und nicht nach Miskolc
‚Lies Zeitungen und keine Briefe!' ‚Zieh nach Budapest um und nicht nach Miskolc!'

Im Deutschen sind also drei Merkmale für die Markierung der Imperativsätze verantwortlich, nämlich der Verbmodus Imperativ (morphologische Markierung), die Eliminierung der Subjektposition sowie die Serialisierung (optionale V1/V2-Serialisierung, in bestimmten Satztypen mit obligatorischer Subjektinversion). Im Ungarischen wird der Imperativsatz teilweise durch das j-Paradigma des Verbs markiert, teilweise durch die vom Deklarativsatz unterschiedliche Serialisierung der Fokusphrase und des Verbpräfixes. Was die Stärke der Merkmale anbelangt, gibt es im Merkmalkatalog des Deutschen ein einziges starkes Merkmal, und zwar die imperativische Markierung des deutschen Verbs in der 2. Person Singular. In der 2. Person Plural fällt jedoch die Form des Verbs mit der entsprechenden Indikativform, in den anderen Personen mit den entsprechenden Konjunktivformen zusammen. Die Nichtrealisierung des Subjektes ist im Falle von elliptischen Konstruktionen auch in anderen Satzmodi möglich. V1- und V2-Stellung können ebenfalls auch Satztypen anderer Satzmodi signalisieren. Das ungarische j-Paradigma kann auch in nicht imperativischen eingebetteten Sätzen vorkommen.

Mit Korpusuntersuchungen wollten wir überprüfen, ob das Prinzip der minimalen Markierung auch für den Imperativsatz zutrifft, und wenn ja, in welcher Form. Dazu haben wir erstens zweitpersonige Imperativsätze im Deutschen analysiert. Wir haben festgestellt, dass eine Subjektrealisierung im zweitpersonigen Imperativsatz ziemlich selten ist. Ebenso sind vokativische Nominativ-

ausdrücke relativ selten. In der 2. Person Singular haben wir jedoch in den Alltagsgesprächen sowohl Subjekte als auch Vokative signifikant seltener gefunden als in den Bundestagsprotokollen.[46] Während nämlich Subjekte und vokativische Nominativausdrücke in den Bundestagsprotokollen in 13% bzw. 22% der untersuchten Belege auftreten, sind sie in den Alltagsgesprächen nur in 1,1% und 1,6% der Fälle vorhanden. Nach unserer Erklärung geht es darum, dass während die 1. Person Singular des Indikativs in den Bundestagsprotokollen immer normgerecht durch die Endung *-e* signalisiert wird, ist dies in den Alltagsgesprächen praktisch nie der Fall. Eine Verbform wie *sag* könnte sowohl Indikativ *(ich sag / sag ich)* als auch Imperativ sein. Bei den Verben *machen* und *sagen* werden imperativische Formen typischerweise durch die Distribution *mach mal/man/ma* bzw. *sag ma / sag doch,* indikativische durch *mach ich / ich mach* bzw. *sag ich / ich sag* markiert. Subjekteliminierung im Indikativ ist im Falle der Nichtrealisierung der Personalendung praktisch ausgeschlossen.[47]

Andererseits haben wir auch einen signifikanten Unterschied zwischen der Realisierung des Subjektspronomens in der 2.Pers.Sing. und der 2.Pers.Pl. gefunden. Obwohl eine kontrastiv-hervorhebende Realisierung von *ihr* mit Akzentuierung denkbar wäre, haben wir in den Bundestagsprotokollen unter insgesamt 118 Belegen für das Personalpronomen *ihr* keinen einzigen Imperativsatz gefunden. Auch in den Alltagsgesprächen kommt das Personalpronomen *ihr* 80 mal in indikativischer Verwendung und nur ein einziges Mal im Imperativsatz vor:

(35) *ist hier frei? spielt ihr mal ramboy [...] ramboy das dritte lied auf der andern seite* (Schlobinski u.a. 401)[48]

46 Die Frequenz des Vokativs ist den gleichen Tendenzen unterworfen wie die des Subjektes. Das naive Sprachgefühl macht offensichtlich keinen Unterschied zwischen vokativischen Nominativausdrücken und Subjekten.

47 Ein einziges Beispiel habe ich im Korpus gefunden: *„mach mich voll an wegen drei aufgaben?* (Schlobinski u.a. 1998: 329)". Hier zeigt jedoch die Personalkongruenz des Reflexivums die indikativische Verwendung an.

48 In der gegebenen Situation wird im Zimmer Musik gespielt. Ein neuer Jugendlicher kommt rein und möchte ein Lied spielen lassen. Der Satz wird konkurrierend markiert. Der Subjektausdruck lässt einen Interrogativsatz, die Partikel *mal* jedoch einen Imperativsatz vermuten. Wohl wollte der Sprecher ursprünglich eine Frage stellen, zwischendurch hat er aber die Musik identifiziert und hat seine Äußerung zu einer Aufforderung umgeformt.

Die extreme Seltenheit der Realisierung des pluralischen Personalpronomens ihr im Imperativ erklärt sich damit, dass die Imperativform des Verbs in 2.Pers.Pl. mit der des Indikativs zusammenfällt. So ist die Nichtrealisierung des Subjektes das formale Merkmal für den Imperativsatz.

Eine Subjektrealisierung ist also im zweitpersonigen Imperativsatz in jedem Fall als markiert anzusehen, weil eine Aufforderung im Standardfall eo ipso an den Gesprächspartner gerichtet ist. Das Subjekt wird in diesen Sätzen mit einer speziellen Semantik verwendet. Wenn aber die Nichtrealisierung des Subjektes wegen Homonymie der Verbformen als bedeutungsunterscheidendes Merkmal funktioniert, ist die Subjektrealisierung noch seltener.

In den ungarischen Parlamentsprotokollen haben wir anhand von je 100 zufällig ausgewählten Belegen von drei Verben (*néz* ‚sehen', *csinál* ‚machen', *marad* ‚bleiben') gefunden, dass die Imperativsätze in der überwiegenden Mehrheit der Fälle V1-Sätze sind, während die Deklarativsätze meistens mit einer anderen Phrase anfangen. Dies erklärt sich damit, dass das Finitium in Deklarativsätzen nur dann satzinitial ist, wenn es die Fokusexponente darstellt. In diesem Fall haben wir eine topiklose deklarative Satzstruktur, was ohnehin ein Ausnahmefall ist. In Imperativsätzen haben wir nur äußerst selten ein Topik (dies konnten wir auch nicht belegen) und auch der Fokus steht meistens rechtsadjazent zum Finitum. Vor dem Finitum kann im Imperativsatz ein kontrastiver Fokus (36), ein textkonnektierender Ausdruck (37) oder ein Operatorausdruck (38) stehen:

(36) *Ha tudni akarod, mit akar az ellenfeled, akkor* ***ne a száját*** *nézzed, hanem a kezét.*
wenn wissen willst was will der Gegner-dein dann nicht den Mund-sein siehe sondern die Hand-sein
‚Wenn du wissen willst, was dein Gegner beabsichtigt, sollst du nicht auf seinen Mund, sondern auf seine Hand schauen.'

(37) ***Az előbbi kérdések tisztázása után*** *nézzük, milyen feltételekkel és szereplőkkel történik a piacnyitás a beterjesztés szerint.*
‚Nach der Klärung der vorigen Fragen sehen wir, unter welchen Bedingungen und mit welchen Mitspielern die Marktöffnung nach dem unterbreiteten Vorschlag erfolgt.'

(38) *Elnök úr,* ***ne*** *csináljon állandóan új házszabályt!*
Vorsitzender Herr, nicht machen-Sie ständig neu Hausordnung-Akk.
‚Herr Vorsitzender, machen Sie nicht immer eine neue Geschäftsordnung des Hauses!'

Die Gesamtstatistik auf Grund von 300 Belegen hat jedoch ergeben, dass Deklarativsätze nur in 4% der Fälle V1-Sätze sind, während Imperativsätze in 86% mit dem Finitum anfangen.

Darüber hinaus haben wir auch Belege für das Präfix *be-* in präverbaler und in invertierter Position analysiert. Es hat sich herausgestellt, dass im Imperativsatz

das Präfix in allen Fällen in invertierter Position steht, während in den Deklarativsätzen sowie in den eingebetteten Sätzen, in denen das Verb konjunktivisch benutzt wird, die Stellung des Präfixes von den Akzentverhältnissen abhängt: bei Fokussierung des Verbs steht das Präfix linksadjazent, bei Fokussierung einer anderen Konstituente rechtsadjazent zum Verb.

Als Fazit kann gelten, dass die mehrfache Markierung des Imperativsatzes in beiden Sprachen mit der Schwäche der Merkmale zu erklären ist. Die unterschiedliche Kombination der Merkmale folgt teilweise aus den unterschiedlichen syntaktischen Eigenschaften des imperativischen Verbs, teilweise aus den unterschiedlichen Eigenschaften der Serialisierung im Deutschen und im Ungarischen.

Exkurs: Die Diachronie des Imperativsatzes

Im Rahmen des Projekts wurde eine diachrone Korpusanalyse von Aufforderungssätzen im Deutschen durchgeführt (Horváth 2003). Hier sollen die wichtigsten Ergebnisse kurz zusammengefasst und mit dem Ungarischen verglichen werden. Bei den Angaben über das Ungarische stützen wir uns auf die gängigen historischen Grammatiken.

In beiden Sprachen ist in Imperativsätzen der Verbmodus von jeher entscheidend. Wahrscheinlich wurde im Ungarischen ursprünglich der bloße Verbstamm in Aufforderungen der 2. Person Singular verwendet. Das Imperativsuffix *–j* breitete sich dann aus Analogiegründen auch auf diese Position im Paradigma aus, so dass es im Ungarischen ein vollständiges Imperativparadigma mit dem Imperativsuffix und den jeweiligen Personalendungen gibt (Bárczi/Benkő/Berrár 1978: 413f.; Kiss/Pusztai 2003: 150f.).

Im Gegensatz dazu war und ist im Deutschen nur die 2. Person Singular durch das Fehlen der charakteristischen *–(e)st* Endung eindeutig auf den Imperativmodus festgelegt. Die 2. Person Plural unterscheidet sich von der indikativischen und der konjunktivischen Verbform nur durch das Fehlen des Subjekts. Die Lücken im Paradigma wurden mit der ursprünglich konjunktivischen Form in der 1. Person Plural, mit nachgestelltem Pronomen, und der 3. Person Singular Konjunktiv Präsens – mit tendenzieller Nachstellung des Subjekts bei Aufforderungen und tendenzieller Voranstellung bei Wünschen – geschlossen.

In der deutschen Sprachgeschichte hat es unterschiedliche Höflichkeitsanreden gegeben: Die älteste war die formal 2. Person Plural ir-Anrede, sie ist im Mittelhochdeutschen wie noch am Ende des 18. Jhs. belegt, um die Mitte des 19. Jhs. aber nicht mehr. Im 17. Jh. ist darüber hinaus die *er/sie*-Anrede schon belegt und ist in dem spätesten Teilkorpus (Mitte des 19. Jhs.) noch vorhanden. Zu dieser Zeit erscheint schon die in der Gegenwartssprache einzige *Sie*-Höflichkeitsform (s. auch Simon 2003).

Im Ungarischen sind höfliche Imperativsätze erst aus der späten altungarischen Periode (d.h. aus dem 15. Jh. sowie dem ersten Drittel des 16. Jhs.) belegt. Alle

sind singularisch, das Subjekt ist also formal 3. Person Singular, referiert jedoch auf den Adressaten (E. Abaffy et al. 1995: 30). Dies ist auch die singularische Höflichkeitsform in der Gegenwartssprache.

Aufforderungen der 1. Person Plural wurden im Deutschen mit verschiedenen Konstruktionen ausgedrückt: Im Mittelhochdeutschen ist nur der Adhortativ belegt, seit der ersten Hälfte des 16. Jhs. überwiegen die Konstruktionen mit *lassen* und die 1. Person Plural des Modalverbs *wollen* wird schon verwendet (s. auch Erben 1983: 405ff.).

Bei nicht-adressatenbezogenen Aufforderungen wird im Deutschen die 3. Person Singular Konjunktiv Präsens gebraucht. Modalverbkonstruktionen sind hier auch seit dem Mittelhochdeutschen belegt, jedoch deutlich seltener als die konjunktivische Form.

6. Periphäre Satzmodi: Der Exklamativsatz als Beispiel

Die periphären Satzmodi bereiten beim Sprachkontrast größere Schwierigkeiten als die zentralen. Dies erklärt sich teilweise damit, dass sie nicht in jeder Sprache vorzufinden (vgl. dazu Sadock/Zwicky 1985), teilweise dadurch, dass sie i.A. einzelsprachlich definiert sind. Eine einzelsprachlich angelegte Definition ist dann schwierig auf ein anderes Sprachsystem zu übertragen. So wird der Optativsatzmodus in erster Linie für Sprachen definiert (z.B. Griechisch), die über einen Optativ als Verbmodus verfügen. Natürlich können Wünsche des Sprechers vorhersagbar in jeder Sprache ausgedrückt werden, so kann man in funktionalem Sinne über einen Wunschsatz als übereinzelsprachliche Kategorie sprechen. Ein Optativsatzmodus kann jedoch nur in den Sprachen definiert werden, in denen sich für Wunschausdrücke eigene syntaktisch markierte Satztypen spezialisiert haben, in denen die syntaktischen Merkmale eine eigene Systematik aufweisen.[49]

In Bezug auf den Exklamativsatzmodus werden hier zwei Fragen gestellt: a.) Lässt sich semantisch eine autonome exklamative Modalität ermitteln?; b.) Gibt es im Deutschen und im Ungarischen syntaktisch abgrenzbare Satztypen, die diese Modalität ausdrücken?

Eine generalisierte semantische Definition des Exklamativsatzmodus findet man bei Näf (1995) und (1996):

(39) Die Semantik des Exklamativsatzes: „Mit Nachdruck sagen, dass/wie etwas der Fall ist – über die Erwartung hinaus." (vgl. Näf 1995: 55)[50]

[49] In Bezug auf das Deutsche vgl. dazu die Untersuchungen von Scholz (1987).

Nach Zanuttini/Portner (2000) und (2003) seien Exklamativsätze faktivisch und denotieren eine Menge von alternativen Propositionen. So postulieren sie bei Exklamativsätzen ein abstraktes FAKT-Morphem in der CP-Domäne. Sowohl Näf als auch Zanuttini/Portner gehen also davon aus, dass Exklamative eine Modifikation der Deklarativa seien. Diesen Standpunkt vertritt auch Kiefer (2000: 333f.), indem er meint, dass ein emotiver Operator nur sekundär sei, denn Emotionen könnten Sachverhaltsausdrücke begleiten, die vom Sprecher für wahr gehalten werden. Im Gegensatz dazu betonen Sadock/Zwicky (1985) die enge Verwandtschaft der Exklamative und der Interrogativa: Deshalb könnten Exklamativsätze in vielen Sprachen nach den Mustern der Interrogativsätze gebildet werden.

Der Vergleich des deutschen und des ungarischen Exklamativsatzes wird zeigen, dass die Faktivität nicht in jedem Fall zutrifft. Im Deutschen gibt es Exklamativsätze, die mit Deklarativa und die mit Interrogativa verwandt sind. Im Ungarischen bilden Exklamative nach unserer Auffassung keinen eigenständigen Satzmodus, sondern einen regelmäßigen Nebentyp der drei anderen Satzmodi.

Im Deutschen bilden die Exklamativsätze nach den Beschreibungen von Altmann (1993) und Näf (1987), (1992) und (1996) eine ziemlich heterogene Kategorie, Näf (1996) unterscheidet z.B. 7 Satztypen dieser Satzmoduskategorie. Sie werden teilweise mit dem sog. Exklamativakzent markiert, der anderen phonologischen Regeln unterworfen ist als der Fokusakzent, teilweise durch unterschiedliche Serialisierungsregeln bzw. intonatorische Muster sowie durch w-Phrasen. Auch die Modalpartikeldistribution im Exklamativsatz unterscheidet sich teilweise von der in anderen Satzmodi. Rosengren (1992a) betrachtet hingegen den Exklamativsatz nicht als eigenständigen Satzmodus. Nach ihr gehörten diese Satztypen teilweise zu den Deklarativ-, teilweise zu den Interrogativsätzen, und erst auf der pragmatischen Ebene seien sie als Exklamationen zu interpretieren. Eine salomonische Lösung bestünde darin, den Exklamativsatz als regelmäßigen Nebentyp der beiden anderen Satzmodi zu betrachten.

---

50 Sicherlich kann diese sehr allgemeine Semantik in jeder Sprache zahlreichen Sätzen zugeschrieben werden: Zu diesen gehören alle Sätze, die emotive Äußerungen, d.h. z.B. Staunen, Freude, Empörung, Hass, Regignation realisieren, denn eine Emotion wird durch „normale", erwartete Ereignisse nicht ausgelöst. Dies bedeutet jedoch nicht, dass all diese Sätze als Exklamativsätze zu betrachten wären. Die entscheidende Frage ist, ob die Emotionen ausdrückenden Sätze in der gegebenen Sprache auch einen formalen Satztyp repräsentieren. Besonders interessant wären weitere experimentalphonetische Untersuchungen. Schwitalla (1997: 158f.) weist z.B. darauf hin, dass bestimmte Typen der Expressivität im Deutschen mit bestimmten konventionalisierten Tonmustern verbunden seien.

In der ungarischen Linguistik ist der Exklamativsatz noch wenig erforscht. In der Grammatik von Keszler (2000: 381) werden die Exklamativsätze mit Verweis auf eine nicht näher bestimmte emotionale Intonation definiert.[51] Lipták (2004) unterscheidet vier Typen von Exklamativsätzen, markiert mit w-Wörtern, mit der Partikel *de*, durch eine an Relativsätze erinnernde Struktur bzw. durch die invertierte Stellung des Prädikats. Kálmán (2001: 136ff.) schreibt dem w-Exklamativsatz im Unterschied zum w-Interrogativsatz ein besonderes, halbfallendes Tonmuster zu.[52]

Im Rahmen unseres Projektes konnten wir zu den Exklamativsätzen aus zeitlichen Gründen keine umfassenden empirischen Untersuchungen durchführen. Eine Typologie der Exklamativsätze im Deutschen und im Ungarischen möchten wir in der Zukunft aufstellen. Wir haben jedoch gezeigt, dass im Ungarischen ein bestimmter exklamativer Satztyp einen regelmäßigen Nebentyp des Deklarativ-, des Interrogativ- und des Imperativsatzes darstellt. Es geht darum, dass im Falle der exklamativen Lesart unter Beibehaltung des Fokusakzentes der fokussierten Konstituente das Verb einen weiteren Exklamativakzent bekommt. Daraus folgt, dass im Falle von Präfixverben, bei denen bei der Fokussierung einer nichtverbalen Konstituente das Präfix hinter dem Verb stehen würde, bei einer exklamativen Lesart in der präverbalen Position erscheint:

(40)	nicht exklamative Lesart	exklamative Lesart
Dekl.satz:	*Jól írta **meg** ezt a dolgozatot.* ‚Gut hat er diese Klausur geschrieben'	*De jól **meg**írta a ezt a dolgozatot!* ‚Wie gut hat er diese Klausur geschrieben!'
Interr.satz:	*Mi mindent olvasott **el** ez a gyerek?*[53] ‚Was alles hat dieses Kind gelesen?'	*Mi mindent **el**olvasott ez a gyerek!* ‚Was alles dieses Kind doch gelesen hat!'
Imp.satz:	*Az ebédet edd **meg**!* ‚Iss das Mittagessen!'	*Az ebédet **meg**edd ám!* ‚Iss bloß das Mittagessen'

[51] Darüber hinaus könnten sie optional auch durch konditionale Verbformen, lexikalische Mittel wie *de, be, úgy,* (hierher werden auch die w-Phrasen und die Interjektionen gezählt) und invertierte Wortstellung markiert werden.

[52] Die Tonhöhe bleibe im Laufe der ganzen Äußerung im hohen Bereich, gehe jedoch langsam nieder.

[53] Kálmán (2001: 138) betrachtet die Präfixinversion als optional. Er meint, bei nicht invertierter Position verfügt die w-Phrase über eine lexikalisierte Bedeutung, wie *mi*=‚viel', *hol*=‚an vielen Stellen', etc. Die invertierte Position des Verbpräfixes mit exklamativer Intonation bedeute einen besonderen Maß in einer anderen Dimension. Nach unserem Gefühl scheint jedoch die nicht invertierte Position des Präfixes der unmarkierte Fall für Exklamativsätze zu sein.

7. Fazit

Im vorliegenden Aufsatz wollten wir die wichtigsten Ergebnisse eines dreijährigen Forschungsprojektes zusammenfassen. Wir hoffen, einen interessanten Beitrag zur kontrastiven Satzmodusforschung geleistet zu haben. Es wurde gezeigt, dass die oberflächensyntaktischen Merkmale, die die Satztypen definieren, in beiden Sprachen eine eigene Systematik aufweisen, die durch das allgemeine Prinzip der minimalen Markierung organisiert wird und in engem Zusammenhang mit den typologischen Eigenschaften der beiden Sprachen steht.

Die Forschungen möchten wir in der Zukunft gezielt in folgende Richtungen weiterführen. Einerseits möchten wir auch andere Sprachen in die Untersuchung einbeziehen und damit das Blickfeld typologisch erweitern. Andererseits haben wir vor, im Deutschen und im Ungarischen auch indirekte Realisierungen von Illokutionen zu untersuchen, um dadurch den Zusammenhang von Interrogativsatz und Fragehandlungen, von Imperativsatz und Aufforderungshandlungen sowie vom Exklamativsatz und sprachlich ausgedrückten Emotionen differenzierter behandeln zu können. Eine angewandte Richtung würde darin bestehen, unsere Ergebnisse für die Grammatikographie des Deutschen bzw. des Ungarischen als Fremdsprache sowie für die Sprachvermittlung zugänglich zu machen.

Literaturverzeichnis

Ágel, Vilmos 1993: Ist die Dependenzgrammatik wirklich am Ende? In: ZGL 21, 20-70.

Ágel, Vilmos 2000: Valenztheorie. Tübingen: Narr (Narr Studienbücher).

Altmann, Hans 1987: Zur Problematik der Konstitution von Satzmodi als Formtypen. In: Meibauer, J: (Hg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 180), 22-56.

Altmann, Hans/ Batliner, Anton/ Oppenrieder, Wilhelm (Hg.) 1989: Zur Intonation von Modus und Fokus im Deutschen. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 234).

Altmann, Hans 1993: Satzmodus. In: Jacobs, J. u.a. (Hg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbbd. Berlin, New York: Walter de Gruyter (HSK 9.1), 1006-1029.

Bárczi, Géza/ Benkő, Loránd/ Berrár, Jolán 1978: A magyar nyelv története. Második kiadás. Budapest: Tankönyvkiadó.

Bassola, Péter 2001: Wortstellung Deutsch-Ungarisch. In: Bassola, P. u.a. (Hg.): Wortstellung im Sprachvergleich (deutsch-niederländisch-polnisch-ungarisch). Tübingen: Groos (Deutsch im Kontrast 20), 9-62.

Batliner, Anton 1988: Modus und Fokus als Dimensionen einer nonmetrischen multidimensionalen Skalierung. In: Altmann, H. (Hg.): Intonationsforschungen. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 200), 223-241.

Brandt, Margareta u.a. 1992: Satztyp, Satzmodus und Illokution. In: Rosengren, I. (Hg.): Satz und Illokution. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 278), 1-90.

Confais, Jean-Paul 1995: Frage, Fragesatz, Fraglichkeit. In: Schecker, M. (Hg.): Fragen und Fragesätze im Deutschen. Tübingen: Stauffenburg (Eurogermanistik 9), 1-12.

Donhauser, Karin 1986: Der Imperativ im Deutschen. Studien zur Syntax und Semantik des deutschen Modussystems. Hamburg: Buske (Bayreuther Beiträge zur Dialektologie 6).

Donhauser, Karin 1987: Verbaler Modus oder Satztyp? Zur grammatischen Einordnung des deutschen Imperativs. In: Meibauer, J. (Hg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 189), 57-74.

E. Abaffy, Erzsébet/ Benkő, Loránd/ Imre, Samu/ Rácz, Endre (Hg.) 1995: A magyar nyelv történeti nyelvtana. Bd. II/2. Budapest: Akadémiai Kiadó.

É. Kiss, Katalin 1992: Az egyszerű mondat szerkezete. In: Kiefer, F. (Hg.): Strukturális magyar nyelvtan I. Mondattan. Budapest: Akadémiai Kiadó, 79-178.

É. Kiss, Katalin 2002: The Syntax of Hungarian. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge syntax guides).

É. Kiss, Katalin 2004: Egy igekötőelmélet vázlata. In: Magyar Nyelv 100, 15-43.

É. Kiss, Katalin/ Kiefer, Ferenc/ Siptár, Péter 1998: Új magyar nyelvtan. Budapest: Osiris.

Erben, Johannes 1983: Sprechakte der Aufforderung im Neuhochdeutschen. In: Sprachwissenschaft 8, 399-412.

Fries, Norbert 1997: Die hierarchische Organisation grammatischer Kategorien. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik. Bd. 3. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 1-90.

Fries, Norbert 2002: Imperativ-Morphologie kontrastiv. Deutsch-Neugriechisch. In: Wegener, H. (Hg.): Deutsch kontrastiv. Typologisch-vergleichende Untersuchungen zur deutschen Grammatik. Tübingen: Stauffenburg (Studien zur deutschen Grammatik 59), 63-86.

Gallmann, Peter/ Sitta, Horst 1992: Satzglieder in der wissenschaftlichen Diskussion und in Resultatsgrammatiken. In: ZGL 20, 137-181.

Hegedűs, Rita 1991: A konjunktívusz problémája a németben és a magyarban. In: Dolgozatok a magyar mint idegen nyelv és a hungarológia köréből. 26. Budapest, 17-30.

Hegedűs, Rita 2002: Hilfe oder Hindernis – Welche Rolle spielt die Vermittlung der ungarischen Grammatik im DaF-Unterricht? In: Katona, A. u.a. (Hg.): A tanári mesterség gyakorlata. Tanárképzés és tudomány. Budapest: Tankönyvkiadó, 611-620.

Hetland, Jorunn/ Molnár, Valéria 1995: Zur Funktion der Prosodie in Fragen. Eine kritische Diskussion mit Ausgangspunkt in Margret Seltings Aufsatz „Phonologie der Intonation" (1993). In: Önnerfors, O. (Hg.): Festvorträge anläßlich des 60. Geburtstages von Inger Rosengren. Lund: Germanistisches Institut der Universität Lund (S&P Sonderheft), 3-46.

Horváth, Katalin 2003: Aufforderungssatztypen vom Mittelhochdeutschen bis zum frühen Neuhochdeutschen – eine Fallstudie. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest, Bonn: GuG, DAAD, 249-265.

Kálmán, László u.a. 2001: Magyar leíró nyelvtan. Mondattan I. Budapest: Tinta Kiadó (Segédkönyvek a nyelvészet tanulmányozásához; VI).

Kásová, Martina 2004: Gesprächsanalyse aus der Sicht der Modalität. In: Studia philologica Annus XII. Acta fakultatis studiorum humanitatis et naturae universitatis presoviensis. Prešov. 87-102.

Kaufmann, Ingrid 2003: Rezension von: Schindler, Heidrun (2001): Das Verb *legen*. Tübingen: Niemeyer. In: Linguistische Berichte 195, 375-381.

Keszler, Borbála (Hg.) 2000: Magyar Grammatika. Budapest: Tankönyvkiadó.
Keszler, Borbála/ Lengyel, Klára (demn.): Ungarische Grammatik minor. Hamburg, Buske.
Kiefer, Ferenc (Hg.) 1992: Strukturális magyar nyelvtan I. Mondattan. Budapest: Akadémiai Kiadó.
Kiefer, Ferenc (Hg.) 2000: Strukturális magyar nyelvtan III. Morfológia. (Kapitel: 10.4.5. „A felszólító mód") Budapest: Akadémiai Kiadó, 610-611.
Kiefer, Ferenc 2000: Jelentéselmélet. Budapest: Corvina.
Kiss, Jenő/ Pusztai, Ferenc (Hg.) 2003: Magyar nyelvtörténet. Budapest: Osiris.
Koch, Peter/ Oesterreicher, Wulf 1994: Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, H./ Ludwig, O. (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. 1. Halbbd. Berlin, New York: Walter de Gruyter (HSK 10.1), 587-604.
Lipták, Anikó 2004: A felkiáltó mondatok mondattani kérdéseiről. Konferenzhandout. Magyar Nyelvtudományi Kongresszus. 31. 08. 2004. (www.nytud.hu/NMNyK/eloadas)
Lohnstein, Horst 2000: Satzmodus – kompositionell. Zur Parametrisierung der Modusphrase im Deutschen. Berlin: Akademie Verlag (Studia grammatica 49).
Matzel, Klaus/ Ulvestad, Bjarne 1978: Zum Adhortativ und Sie-Imperativ. In: Sprachwissenschaft 3/2, 146-183.
Matzel, Klaus/ Ulvestad, Bjarne 1985: Ergänzendes zu zwei früheren Veröffentlichungen. In: Sprachwissenschaft 10/1, 1-6.
Meibauer, Jörg (Hg.) 1987: Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 180).
Molnár, Valéria 1991: Das Topik im Deutschen und im Ungarischen. Stockholm: Almquist & Wiksell International (Lunder Germanistische Forschungen 58).
Näf, Anton 1987: Gibt es Exklamativsätze? In: Meibauer, J. (Hg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 180), 140-160.
Näf, Anton 1992: *Herre, wie bin ich mit liebe alsus verirret!* Zu den Exklamativsätzen in Gottfrieds „Tristan". In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 20, 37-63.
Näf, Anton 1995: Die Satzarten als Lern- und Reflexionsgegenstand in der Schule. In: Der Deutschunterricht 47.4, 51-69.
Näf, Anton 1996: Die w-Exklamativsätze im Deutschen – zugleich ein Plädoyer für die Rehabilitierung der Empirie in der Sprachwissenschaft. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 24, 135-152.
Önnerfors, Olaf 1993: Über narrative Verb-erst-Deklarativsätze im Deutschen. Lund: Germanistisches Institut der Universität Lund (S&P 31).
Palmer, Frank R. 1986: Mood and modality. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge textbooks in linguistics).
Péteri, Attila 2002a: Theoretische Überlegungen zu einer kontrastiven Satzmodusforschung – am Beispiel der deutschen und ungarischen Interrogativsätze. In: Erb, M. u.a. (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest, 171-183.
Péteri, Attila 2002b Satztypen und Satzmodi – kontrastiv. Zwischenbilanz eines Forschungsprojektes. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2002. Budapest, Bonn: GuG, DAAD, 227-246.
Péteri, Attila 2004: Der Imperativsatz im Deutschen und im Ungarischen. In: Kulcsár-Szabó, E./ Manherz, K./ Orosz, M. (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für

László Tarnói zum 70. Geburtstag. Budapest: Gondolat (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14, Budapester Beiträge zur Germanistik 43), 321-338.

Platzack, Christer/ Rosengren, Inger 1998: On the subject of imperatives: A minimalist account of the imperative clause. In: The Journal of Comparative Germanic Linguistics 1, 177-224.

Pomozi Péter 1991: Néhány gondolat a magyar „konjunktívusz"-ról. In: Dolgozatok a magyar mint idegen nyelv és a hungarológia köréből. 26. Budapest, 3-13.

Reis, Marga 1992: Zur Grammatik und Pragmatik von Echo-w-Fragen. In: Rosengren, I. (Hg.): Satz und Illokution. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 278), 213-261.

Reis, Marga/ Rosengren, Inger (Hg.) 1991: Fragesätze und Fragen. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 257).

Rivero, María Luisa/ Terzi, Arhonto 1995: Imperatives, V-movement and logical mood. In: Journal of Linguistics 31, 301-332.

Rosengren, Inger 1992a: Zur Grammatik und Pragmatik der Exklamation. In: Dies. (Hg.): Satz und Illokution. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 278), 263-306.

Rosengren, Inger 1992b: Zur Grammatik und Pragmatik des Imperativsatzes. Mit einem Anhang: Zum sogenannten Wunschsatz. Lund: Germanistisches Institut der Universität Lund (S&P 28).

Rosengren, Inger 1993: Imperativsatz und Wunschsatz – zu ihrer Grammatik und Pragmatik. In: Dies. (Hg.): Satz und Illokution. Bd. 2. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 279), 1-47.

Rosengren, Inger (Hg.) 1992: Satz und Illokution. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 278).

Rosengren, Inger (Hg.) 1993: Satz und Illokution. Bd. 2. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 279).

Sadock, Jerrold M./ Zwicky, Arnold M. 1985: Speech act distinctions in syntax. In: Shopen, T. (Hg.): Language typology and syntactic description. Bd. 1. Clause structure. Cambridge: Cambridge University Press, 155-196.

Scheecker, Michael (Hg.) 1995: Fragen und Fragesätze im Deutschen. Tübingen: Stauffenburg (Eurogermanistik 9).

Schlobinski, Peter/ Kohl, Gabi/ Ludewigt, Irmgard 1998: Jugendspezifische Sprechweisen. München: LINCOM Europa.

Scholz, Ulrike 1987: Wunschsätze im Deutschen - formale und funktionale Beschreibung. In: Meibauer, J. (Hg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 180), 234-258.

Schwitalla, Johannes 1997: Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt.

Selting, Margret 1995: Prosodie im Gespräch. Aspekte einer interaktionalen Phonologie der Konversation. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 329).

Simon, Horst J. 2003: Für eine grammatische Kategorie >Respekt< im Deutschen. Synchronie, Diachronie und Typologie der deutschen Anredepronomina. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 474).

Sinclair, John 1986: Basic computer processing of long texts. In: Leech, G./ Candlin, Ch. N. (Hg.): Computers in English Language Teaching and Research. London: Longman.

Szili, Katalin 2002: A kérés pragmatikája a magyar nyelvben. In: Magyar Nyelvőr 126/1. 12-30.

[S&P=] Sprache und Pragmatik. Arbeitsberichte. Lund: Germanistisches Institut der Universität Lund.

Thornburg, Linda/ Panther, Klaus 1997: Speech Act Metonymies. In: Liebert, W.-A. u.a. (Hg.): Discourse and Perspective in Cognitive Linguistics. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (Current issues in linguistic theory 151), 205-219.

Tompa, József 1972: Kleine ungarische Grammatik. Budapest: Akadémiai Kiadó.

van der Auwera, Johan/ Plungian, Vladimir A. 1998: Modality's semantic map. In: Linguistic Typology 2. 79-124.

van der Auwera, Johan/ Dobrushina, Nina/ Goussev, Valentin 2004: A Semantic Map for Imperative-Hortatives. In: Dominique, W. u.a. (Hg.): Contrastive analysis in language: identifying linguistic units of comparison. Basingstoke: Palgrave, 44-66.

Varga, László 1993: A magyar beszéddallamok fonológiai, szemantikai és szintaktikai vonatkozásai. Budapest: Akadémiai Kiadó (Nyelvtudományi Értekezések 135).

Varga, László 1998: Dallamelemek és szótagok asszociációja a magyar hanglejtés autoszegmentális tárgyalásában. In: Péter, M. (Hg.): Általános Nyelvészeti Tanulmányok XIX. Újabb irányzatok a fonológiában. Budapest, 257-272.

Windfuhr, Gernot 1967: Strukturelle Verschiebung: Konjunktiv Präsens und Imperativ im heutigen Deutsch. In: Linguistics 36, 84-99.

Wratil, Melanie 2000: Die Syntax des Imperativs. In: Linguistische Berichte 181, 71-118.

Wunderlich, Dieter 1976: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

Wunderlich, Dieter 1984: Was sind Aufforderungssätze? In: Stickel, G. (Hg.): Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch 1983 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf: Schwann, 92-117.

Wunderlich, Dieter 1988: Der Ton macht die Melodie. In: Altmann, H. (Hg.): Intonationsforschungen. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 200), 1-40.

Zanuttini, Raffaella/ Portner, Paul 2000: The Characterization of Exclamative Clauses in Paduan. In: Language 76, 123-132.

Zanuttini, Raffaella/ Portner, Paul 2003: Exclamative Clauses: At the Syntax-Semantics Interface. In: Language 79, 39-81.

Jiří Pilarský (Debrecen)

Zum grammatischen Status des Artikels. Nullartikel vs. Artikellosigkeit

1. Problemstellung

Ungeachtet der Relevanz der Determinative (im Weiteren D), besonders der Artikel (A) für die morphosyntaktische Struktur der Nominalphrase (NP) sowie der hohen Frequenz dieser Formen im Text[1] wird einigen Aspekten dieser Wortklasse in der heutigen Systemlinguistik[2] kein adäquates Interesse entgegengebracht, ja in der Literatur herrscht sogar in den Grundfragen dieser Problematik sowie auf dem Gebiet der einschlägigen Terminologie eine bestimmte Konfusion. Die diesbezüglichen Passagen der gängigen Lehr- und Nachschlagewerke im DaF-Bereich geben vorwiegend eine mangelhafte und / oder widersprüchliche Darstellung, aber auch in manchen wissenschaftlich ausgerichteten deskriptiven bzw. enzyklopädischen Werken ist die Situation nicht viel tröstlicher. Große Unsicherheit zeichnet sich v.a. in puncto Nullartikel (NA) vs. Artikellosigkeit (AL) ab, doch auch in so essenziellen Einzelfragen wie Definition, Umfang bzw. Funktion der A macht sich keine Eintracht bemerkbar. Der vorliegende Aufsatz setzt sich zum Ziel, die grundlegenden Aspekte dieser Problematik mit besonderer Rücksicht auf das gegenseitige Verhältnis von NA und AL zu klären, und das mit der unverhohlenen Absicht, einen Beitrag zur Erreichung eines Konsenses in diesem dermaßen wesentlichen Bereich der beschreibenden Grammatik zu leisten.

---

1 Verfügbaren Statistiken zufolge liegen die Häufigkeitsraten der A bei ca. 5%, wobei die Artikelformen *die, der, den, des* und *eine* zu den 14 häufigsten deutschen Wortformen gehören (vgl. Internet 1-4).

2 Obwohl man zur **Systemlinguistik** (= innere Sprachwissenschaft) mit gutem Recht auch alle generativ orientierten Ansätze als Nachfolger des klassischen Strukturalismus rechnen könnte, ist hier unter diesem nicht ganz etablierten Terminus v.a. der traditionell-deskriptive Bereich der Sprachwissenschaft zu verstehen, der die innere Organisation der Sprache (im Sinne der Saussure'schen *langue*) als geschlossenes und hierarchisch aufgebautes System erforscht.

2. Stellenwert des A im Wortklassenspektrum. Extensionale und intensionale Aspekte der Kategorie „Determinativ"

Im Gegensatz zur Jungschen Auffassung des A, der dieser Klasse den Status einer Wortart abstreitet (vgl. 3.) sowie zu den schulgrammatischen Konzeptionen, die den A als eigenständige Wortklasse betrachten, sind sich so gut wie alle zeitgenössischen Quellen interessanterweise darüber einig, dass der A unter eine überdachende Wortklasse zu subsumieren ist, die (mit ziemlich unbedeutenden Ausnahmen) meistens ***Determinative***[3] genannt wird. Die zahlreichen gemeinsamen Merkmale dieser Klasse sind auf verschiedenen Ebenen des Sprachsystems anzusiedeln:

- die flexematische Kongruenz mit dem Kernnomen in Genus, Numerus und Kasus,
- die Fähigkeit, Nomina in einen Wirklichkeitsrahmen einzuordnen und sie situationsgebundene Größen bezeichnen zu lassen,
- die Tatsache, dass sie als unmittelbare Konstituenten[4] zu Nomina NP-begründend wirken,
- die Eigenschaft, koordinative Verbindungen mit anderen Elementen der eigenen Klasse zu blockieren (u.a. als Abgrenzungsprinzip gegen Adjektive relevant),
- die auf potenzielle Adjektive ausgeübte Rektion, die die Selektion eines konkreten Deklinationstyps / mehrerer solcher Typen impliziert u.a.m.

Wesentlich weniger Einklang herrscht in der heutigen Linguistik im Hinblick auf die konkrete Extension dieser Klasse. Engel (1991: 523ff.) und Helbig/Buscha (2001: 320ff.) ordnen den D einerseits die Subklasse A als solche und andererseits zahlreiche andere Elemente zu, die herkömmlicherweise zu den Pronominalklassen Possessiva, Demonstrativa, Interrogativa und Indefinita (inkl. Negativa) zählten – natürlich mit Ausnahme solcher, die durch Bewahrung der Eigenschaft, Größen zu bezeichnen, sich zu Pro-Nomina im engeren (und zugleich etymologischen) Sinne dieses Terminus gruppieren. Dadurch kommt die völlig evidente und in allen modernen Grammatiken bereits etablierte, doch für die Apostel der schulgrammatischen Richtungen so störend wirkende innere Spaltung zustande, die quer durch die herkömmliche Klasse der Pronomina verläuft. Diese ließe sich in folgender Form darstellen:

---

3 Als synonyme terminologische Einheiten gelten ***Determinantien*** (überwiegend in verschiedenen generativistisch orientierten Darstellungen) und ***Artikel*** (z.B. bei Vater 1979; ebenso Weinrich 1993).

4 „Die in S einsetzbaren Ausdrücke bilden die Formklasse des Substantivs, die in D einsetzbaren Ausdrücke bilden die Formklasse des Artikels. Der Artikel umfaßt alle Pronomina, die ein IC zu S bilden." (Vater 1979: 24f.)

Determinativ		Pronomen
Peter wohnt in ***diesem*** *Haus.*	⟷	*In* ***diesem*** *möchte ich nicht wohnen.*
Alle *Studierenden sind eingeladen.*	⟷	*Eingeladen sind* ***alle.***
Welche *Qualifikation bevorzugen Sie?*	⟷	***Welche*** *bevorzugen Sie?*
Mein *Koffer ist verloren gegangen.*	⟷	***Meiner*** *ist verloren gegangen.*

usw.

Ein analoges, doch in Einzelheiten doch etwas unterschiedliches Bild von D zeigt die Konzeption von Weinrich, der von den morphosyntaktischen Kriterien in erheblichem Maße zu abstrahieren scheint, indem er in diesem Rahmen über den o.g. Umfang hinaus gewisse in dieser Hinsicht disparate Elemente erscheinen lässt wie etwa Adjektive, Numeralien und gewisse Partikeln (in seinem terminologischen System „Quantitativ-Artikel" genannt – 1993: 448). Insofern schlägt dieses Konzept erheblich aus der Art.[5]

Eine durchaus realistische Auffassung über den Umfang der D-Ausdrücke bietet neulich die IDS-Grammatik, die vorbehaltlich gewisser überwiegend terminologischer Innovationen (wie deiktische, quantifizierende oder *w*-Determinative) eine Synthese mancher neuerer Untersuchungen zum Thema D vornimmt und betont, dass „über deren Umfang keine Übereinstimmung besteht" (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997: 1950). Der Uferlosigkeit der Debatten über den Umfang dieser Klasse sowie den Versuchen, die Extension der D „ein für allemal" abzustecken, wird gleichsam ein Ende gesetzt, indem innerhalb dieser Kategorie in Form einer detaillierten Matrix-Darstellung zwischen einem „harten Kern" (Übereinstimmung in den Merkmalen Flexion, NP-Bildung, Rektion und Distribution) und peripheren Elementen (die nur unter eine Submenge dieser Kriterien fallen) unterschieden wird.

Dieser Konzeption schließe ich mich für die Zwecke dieses Aufsatzes weitgehend an. Somit zählen zu den D insbesondere Ausdrücke, die allen o.g. Kriterien ohne Einschränkungen restlos Genüge leisten:

der (als definiter A und deiktisches D), *derjenige, derselbe, dieser, ein, irgendein, irgendwelcher, jeder, jedweder, jeglicher, jener, kein, mancher, mein (dein ...), welcher*

Zur Peripherie dieser Klasse gehören Ausdrücke, die im Hinblick auf mindestens eins von den Kriterien Abweichungen bzw. Einschränkungen aufweisen:

aller, einiger, etlicher, mehrere, solcher, wie vieler (Numerusspezifische NP-Bildung)

beide (wie oben, zusätzlich auch adjektivische Distribution möglich)

---

[5] Zur Abgrenzung der echten D gegen scheinbare vgl. v.a. Vater (1986) und Helbig/Buscha (2001: 323f.).

Zu den D rechne ich im Gegensatz zur letztgenannten Quelle nicht solche Ausdrücke, die zwar in gewisser Hinsicht (NP-Bildung, Rektion bzw. Distribution) Analogien zu den D aufweisen, doch nicht flektierbar und folglich auch nicht kongruenzfähig sind:

lauter, manch, was für, welche, wie viel

3. Wesen, Definition und funktionelle Aspekte des A

Auf die mangelhafte Transparenz der Definitionen der Wortsubklasse A in den landläufigen Grammatiken sowie auf die Risiken dieser Sachlage im DaF-Bereich macht Cirko (1998: 126ff.) aufmerksam. Die Wesensbestimmungen dieser Klasse in verschiedenen Quellen zeigen eine enorme Streuung auf einer breiten Skala vom Nichtvorhandensein einer akzeptablen Definition über einseitige Pseudodefinitionen und diverse zwiespältige Definitionsversuche bis hin zu wissenschaftlich fundierten Ansätzen.

Wenig Kopfzerbrechen hat die Definierbarkeit des A den Autoren der meistverbreiteten Schulgrammatiken bereitet. Als bedenkliches Beispiel für definitorische Vagheit und Konzeptionslosigkeit sowie für Nichtberücksichtigung der tatsächlich wesentlichen Merkmale kann die Jung-Grammatik gelten, die den A folgendermaßen charakterisiert:

> Der Artikel (das Geschlechtswort; lat. *articulus* = ‚Glied', ‚Gelenk') ist keine selbständige Wortart. Manche Sprachen, z.B. das Lateinische und das Russische, kommen ohne ihn aus. JUNG (1982: 253)

Es handelt sich hier um eine ex negativo-Scheindefinition, die auf einer Negation des genus proximum basiert, wobei statt einer Funktionsbeschreibung unter Berufung auf andere Sprachsysteme auf die relative Redundanz der Formklasse hingewiesen wird. Im Weiteren thematisiert der Autor zwar die einzelnen Funktionen, ohne jedoch die funktionellen Aspekte auf einer höheren Ebene der Abstraktion zu generalisieren. Eine diachron verankerte und synchron nahezu nichtssagende Definition bietet die Schulz-Griesbach-Grammatik:

> Der Artikel ist ein Demonstrativpronomen, das seinen demonstrativen Charakter weitgehend verloren hat und nur noch als Träger des Funktionskennzeichens unbetont vor einem Nomen stehen kann. (Griesbach/Schulz 1967: 407)

Auch in moderneren wissenschaftlichen Grammatiken und Monographien weisen die einschlägigen Definitionen eine erhebliche Variationsbreite auf, wobei sie zwar realitätsnah, doch bald zu generell und konturenarm, bald (zumindest für angewandte Zwecke) mehr oder weniger einseitig anmuten:

> Der Artikel (lat. *articulus* ‚Gelenk', ‚Glied') wird als Kategorie mit semantisch-syntaktischen und morphologischen Funktionen zum System des Substantivs gerechnet, an dessen Wortklassencharakteristik er beteiligt ist [...]. (Heidolph/Flämig/Motsch 1981: 591)

> Im Unterschied zu den anderen Artikelwörtern [...] haben der bestimmte, der unbestimmte und der Nullartikel keine klar abgrenzbare Bedeutung. Ihr Gebrauch ist von verschiedenen semantischen, syntaktischen und kommunikativen Bedingungen (des Textes und der Situation) abhängig. (Helbig/Buscha 2001: 329)

> Artikel sind Morpheme, die im Text die Aufgabe haben, Nomina zu begleiten und dem Hörer Anweisungen zu geben, wo im Text Determinanten für diese Nomina zu finden sind. (Weinrich 1993: 406)

Im Rahmen anderer Konzeptionen werden die A nicht als relativ autonome Subklasse innerhalb der D (vgl. 2.), sondern sozusagen als Normalglieder dieser Klasse aufgefasst und deshalb auch nicht extra definiert (vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997). Mitunter wird der Terminus *Artikel* sogar für die gesamte Klasse verwendet:

> Der Artikel umfasst alle Pronomina, die ein IC zu S bilden. (Vater 1979: 24f.)

Dennoch erweist sich als zweckmäßig, die A innerhalb der recht heterogenen Klasse der D angesichts ihrer relativen semantischen und funktionellen Autonomie als besondere Subklasse zu behandeln, wie es beispielsweise Weinrich (1993: 406ff.) tut, der zwischen dem „einfachen" und dem „spezifischen" A[6] (d.h. D mit spezifischer Semantik) unterscheidet. Eine konzeptionell vergleichbare Systematisierung ist bei Engel (1991) zu finden, der darüber hinaus auch Anhaltspunkte für eine treffende und konturscharfe „ökumenische", konzeptionsneutrale Definition des A liefert (ebd., S. 18, 523ff., 603 und passim), die eine Art Kompromisslösung im Spannungsfeld zwischen streng formalisierenden Definitionen einerseits und vereinfachenden „populär-wissenschaftlichen" Bestimmungsversuchen für angewandte Zwecke andererseits darstellen könnte. Paradoxerweise wird im o.g. Werk im Gegensatz zur Oberklasse D, die hier sehr prägnant definiert und gegen verwandte Ausdrücke abgegrenzt ist, keine explizite

---

[6] Der Terminus *Artikel* wird bei Weinrich im Sinne von *Determinativ* verwendet. So erklärt sich der scheinbare Widerspruch zur Festellung, dass der A als Subklasse der D keine spezifische Bedeutung hat.

Definition des A angegeben[7]. In Anlehnung an Engel (1991; 2004) sowie an andere Präzedenzien ließe sich der A als eine Wortsubklasse definieren, die

- im Rahmen ihrer Hauptfunktion einem Nomen einen Wirklichkeitsbezug verleiht (d.h., das Nomen zu einer NP erhebt)[8], **ohne jedoch semantisch spezifische Bezüge zu stiften,**
- im Rahmen der NP eine unmittelbare Konstituente zum Nomen bildet, d.h. sich sowohl mit anderen gleichrangigen Elementen als auch mit dem sächsischen Genitiv gegenseitig ausschließt sowie
- mit dem Nomen in Genus, Numerus und Kasus kongruiert und auf potenzielle Adjektive Rektion ausübt, indem sie bei Letzteren einen der Deklinationstypen erzwingt.

Diese Auffassung ist außerdem völlig konsistent mit den gängigen Definitionen der anderen Wortklassen, die ebenfalls von einer semantisch-funktionellen und grammatischen (morphosyntaktischen) Merkmalbündelung ausgehen.

Es fragt sich noch, welchen Status der A innerhalb der Klasse D besitzt. Ein Vergleich der Charakteristik der D (vgl. 2.) mit der der Klasse A (siehe oben) ergibt, dass die Spezifik der Letzteren gegenüber den anderen D-Subklassen allein im Nichtvorhandensein einer subklasseneigenen Semantik besteht (die Definitionen der Oberklasse und der Subklasse gehen somit eigentlich nur in Bezug auf den fett gedruckten Passus der obigen Wesensbestimmung auseinander).

---

7 Abgesehen von der kurzen Charakteristik dieser Subklasse im Register: „das am häufigsten gebrauchte Determinativ" (Engel 1991: 864) bzw. „häufigstes Determinativ" (Engel 2004: 479).

8 Obwohl der deutsche A in diversen Kontexten offensichtlich auch andere Funktionen erfüllen kann (Generalisierung, Numerus- und Kasusmarkierung, Wortklassenzugehörigkeit u.dgl.), ist seine Hauptfunktion tatsächlich in diesem Bereich zu suchen. Dies zeichnet sich besonders deutlich gegenüber der naiv-schulgrammatischen und schulzentrischen Auffassung ab, der zufolge die primäre Funktion des Artikels in der Genusmarkierung bestehen soll, vgl. Jung (1982: 253), der an erster Stelle gerade diese Funktion nennt. Die Ursache dieser Deformation liegt auf der Hand – man denke nur an die klassische Dreifaltigkeit *der – die – das*, die aus dem DaF-Lernprozess auch heute noch kaum mehr wegzudenken ist. Die schulgrammatische Tradition hat bei naiven Sprachlernern und -benutzern eine Verwechslung von Ursache und Wirkung zur Folge, wenn sie überzeugt sind, das Genus eines Substantivs sei durch den vorangestellten A bedingt, wenngleich es sich in Wirklichkeit eigentlich umgekehrt verhält.

4. Umfang der Subklasse A

Nachdem wir in 2. der Extension der Oberklasse D nachgegangen sind, bleibt es nun zu klären, wie viele und welche Elemente die Subklasse A konstituieren bzw. welche Konfigurationsverhältnisse in NPs im Hinblick auf die Präsenz von A in Frage kommen. In dieser Hinsicht stehen in den Quellen drei verschiedene Auffassungen einander gegenüber, die sich jedoch *a posteriori* eigentlich auf nur zwei reduzieren lassen (vgl. 4.2.):

4.1. Dreigliedrige Konfiguration: DA ~ IA ~ AL

Die Vertreter dieser Auffassung beschränken sich auf eine Zweiteilung der Klasse A, indem sie zwischen einem definiten (bestimmten – DA) und einem indefiniten (unbestimmten – IA) Artikel unterscheiden. Griesbach/Schulz (1967: 407ff.) führen nur die beiden A an und alle anderen Fälle bezeichnen sie als „Wegfall des Artikels", ergo AL. Auch Jung (1982: 257f.) spricht bei NPs, wo die Stelle des A keine lautliche Sequenz belegt, vom „fehlenden Artikel". Nicht anders verhält es sich in den einschlägigen Abschnitten mehrerer wissenschaftlicher Werke, z.B. Drosdowski (1995: 315 – „Substantiv ohne Artikel"); Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997: 1929ff.; 1951ff. – „Nomen ohne Artikel" bzw. „Einwort-Nominalphrase"). Auch im Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini (Conrad 1988: 31) werden unter dem Stichwort „Artikel" nur DA und IA erwähnt, das Nichtvorhandensein einer segmentalen A-Form wird keines Wortes gewürdigt. Auch Vater beschränkt sich bei der Auflistung der möglichen D-Kandidaten (1986: 24) auf die segmentalen Elemente, somit wird der Rest der NPs als artikellos erachtet.

4.2. Dreigliedrige Konfiguration: DA ~ IA ~ NA (= AL)

Andere Autoren sprechen neben DA und IA von einem NA. Ganz konsequent ausgeprägt ist dieser terminologische Usus bei Helbig/Buscha (2001: 338ff.). Auch Vater (1979: 106ff.) nennt diesen Fall „*0*-Form des Artikels", deren Beziehung zur AL jedoch nicht problematisiert bzw. durch das Wort *mindestens* nur angedeutet wird und nach wie vor so gut wie unklar bleibt:

> Eine der möglichen Entsprechungen für *der* und *ein* wurde schon eingeführt: die ***0*-Form des Artikels.** Wir waren genötigt, allein von der Ausdrucksseite her [...] eine *0*-Form des Artikels anzunehmen, weil bei **Fehlen des Artikels** oft eine besondere kombinatorische Variante des Adjektivs erforderlich ist: [...] Wir haben also bei der Formklasse Artikel mit **mindestens** drei Formen zu tun: *der, ein* und *0*-Form. (Vater 1979: 37f., meine Hervorhebung – J.P.)

Allerdings gibt es auch solche, die den NA explizit mit AL identifizieren. Z.B. heißt es bei Lewandowski (1990: 91) unter dem Stichwort *Artikel:* „∅ = Null-Artikel oder Artikellosigkeit". Für sich spricht auch folgendes Zitat aus dem Metzler Lexikon Sprache[9]:

> **Artikellosigkeit** Bez. des Umstands, daß a) manche Spr. (z.B. viele slav. Spr.) keine Wortart [...] Artikel [...] besitzen bzw. daß b) in bestimmten Fällen kein Artikelwort vorhanden ist, z.B. im Dt. für den unbestimmten Artikel im Plural (eine Zeitung – Zeitungen). Man spricht hier auch von einem *Nullartikel.* (Glück 1993: 55)

Da das Repertoire der konkreten objektsprachlichen Strukturen, die bei den einzelnen Autoren als Beispiele für NA bzw. AL angegeben werden, im Prinzip übereinstimmt und manche Quellen die beiden Fälle sogar explizit gleichsetzen, handelt es sich bei 4.1. und 4.2. (vorbehaltlich gewisser Differenzierungsansätze wie bei Vater 1979) anscheinend lediglich um einen Unterschied terminologischer Natur.

4.3. Viergliedrige Konfiguration: DA ~ IA ~ NA ~ AL

Eine weitere Gruppe von Autoren differenziert über DA und IA hinaus zugegebenermaßen konsequent zwischen NA und AL als zwei unterschiedlichen und zu unterscheidenden Konfigurationszuständen innerhalb der Formklasse A. Ganz deutlich setzt sich diese Tendenz bei Weinrich (1993) durch:

> Vom Null-Artikel (∅), wie er im Plural des gesamten kataphorischen Paradigmas sowie im Singular der Stoffnamen und Abstrakta auftritt, ist das schlichte Fehlen einer Artikelform zu unterscheiden, das gegenüber Anaphorik und Kataphorik neutral ist. (Weinrich 1993: 428)

Wenngleich hier konkrete Fälle angegeben und außerdem mit reichhaltigem objektsprachlichem Material dokumentiert werden, in denen NA (ebd., S. 410-428) bzw. AL (428-432) vorkommt, wird die Differenzierung zwischen den beiden Zuständen weder theoretisch untermauert noch auf irgendeine anschauliche Weise operationalisiert.

Für die Einführung eines von AL zu differenzierenden NA spricht sich auch Engel aus, wobei er jedoch auf die Distribution artikelloser NPs nur episodisch anspielt:

---

[9] Zwar könnte es fraglich anmuten, ob Lexika und ähnliche Quellen ausreichend Aufschluss über den neuesten Stand der Erforschung eines Phänomens zu liefern vermögen, doch zweifellos sollten auch diese Werke einen adäquaten wissenschaftlichen Hintergrund besitzen und dürfen auch terminologisch keineswegs irreführend wirken.

> Die Einführung der Kategorie „Nullartikel", der ja kein Ausdruckselement entspricht, ist gleichwohl keineswegs willkürlich. Vor allem darf man nicht übersehen, daß ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem Nomen *Unruhe*, einer (artikellosen! – J.P.) Wörterbucheinheit, die als Etikett dies und jenes lediglich zu benennen vermag, und der Nominalphrase mit Nullartikel *Unruhe*, die etwa in dem Satz *Unruhe machte sich breit.* einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit bezeichnet. (Engel 1991: 525)

> Man könnte sagen, dass der sächsische Genitiv das Determinativ aus der Nominalphrase verdrängt. Von diesen nicht allzu häufigen Fällen abgesehen, ist das Determinativ ein regelmäßiger Begleiter des Nomens, **jedenfalls in beschreibenden Texten (nicht unbedingt aber in etikettenartigen Kurztexten).** (Engel 2004: 312; meine Hervorhebung – J.P.)

Im Gegensatz zu Weinrich fügt aber die Engel-Grammatik keinerlei systematische Übersichten über die Distribution der beiden Konfigurationszustände in konkreten NPs hinzu, sodass bei der Differenzierung von beidem der Grammatikbenutzer auf die eigene Erwägung und Urteilskraft angewiesen bleibt. Außerdem vertritt Engel den Standpunkt, dass „jedes Nomen im Satz von einem Determinativ begleitet wird (das entweder an der Oberfläche realisiert erscheint oder als Nullartikel zu verstehen ist)" (Engel 1991: 606), was freilich das Vorkommen von AL auf ein kaum vertretbares Minimum in Form von NPs außerhalb eines Satzverbands beschränkt (detaillierter zu dieser Problematik s. unten in 6.2.).

5. Theoretische Grundlagen für das Postulat eines NA ≠ AL

Dass es für die Einführung der Kategorie NA gute Gründe gibt, scheint im Hinblick auf obige Argumentationen außer Zweifel zu stehen. Die Nullform der Formklasse A integriert sich außerdem organisch in das allgemein-sprachwissenschaftliche Konzept einer Nullkategorie, das sich seit der altindischen Vorstufe in verschiedenen linguistischen Arbeitsrichtungen und Disziplinen durchgesetzt hat und auch in der modernen Linguistik bis einschließlich Rektions- und Bindungstheorie verschiedentlich Anwendung findet. So spricht man ggf. nicht nur von Nullphonemen, Nullaffixen und Nullartikel, sondern auch von Nullprädikaten, Nullparadigmen, Nullvalenz u.a.m.

Es steht natürlich außer Zweifel, dass Status und Charakter solcher leeren Kategorien stark konzeptionsabhängig ist. In dieser Hinsicht klaffen v.a. die „klassischen" deskriptiv orientierten Auffassungen und die auf das abstrakte Modellieren der Sprachkompetenz ausgerichteten generativistischen Ansätze mit ihren leeren Elementen (pro, PRO) deutlich auseinander. Obwohl diese Abhandlung von den Positionen der deskriptiven Grammatik in ihrer dependenzgrammatischen Ausprägung ausgeht und sich von jedem Versuch distanziert, die beiden Ebenen inkonsistent miteinander zu verflechten, kann sie dennoch von einigen generativ

orientieren Quellen nicht ganz abstrahieren, ist doch der terminologische Gebrauch innerhalb beiderlei Konzeptionen z.T. gemeinsam[10], sodass ein Konsens in prinzipiellen Fragen (extensionale Bestimmung einer Kategorie, Terminologie u. dgl.) m.A. sogar über Konzeptionsgrenzen hinweg angezeigt ist.

In Anlehnung an Mel'čuk (1995: 189) hebt Pete (2004: 327) in Zusammenhang mit der Nullkategorie hervor, dass eine Null in dieser Auffassung nicht einfach dem Nichtvorhandensein von etwas gleichzustellen ist, sondern im Systemrahmen in funktioneller bzw. semantischer Opposition zu einer Nicht-Null steht, m.a.W., ein Nulldenotator kann keine Nullbedeutung haben (ebd., S. 328). An dieser Stelle warnt Pete vor allem vor der sog. „maximalistischen Auffassung" von der Nullkategorie, beispielsweise vor einer Häufung von Nullaffixen innerhalb einer Wortform wie etwa ung. *vár-∅-∅-∅* (wo die drei Nullmorpheme ihrer Reihenfolge nach Marker von Tempus, Modus und Person darstellen würden), und setzt sich zugleich für eine „gemäßigte Konzeption" ein, die er im Weiteren auch theoretisch skizziert. Somit lässt er eine Nullkategorie nur bei Zusammentreffen folgender drei Bedingungen zu: 1) Die Nullform muss als Denotator eines Systemglieds einer bestimmten **Kategorie mit bestimmter Bedeutung** fungieren; 2) sie muss als nicht-segmentaler Marker einer syntagmatisch bereits **segmental markierten** Bezugsebene auftreten; 3) sie muss ein nicht-segmental markiertes Systemglied eines **Paradigmas** repräsentieren.[11]

Auf unser Untersuchungsobjekt angewandt scheinen alle drei Bedingungen erfüllt zu sein: 1) Der NA markiert ein Systemglied einer konkreten Kategorie (z.B. im Satz *Peter trinkt ∅ Cola.* markiert die Null vor dem Nomen ein funktionelles Systemglied mit der Bedeutung [–determiniert] im Rahmen der Determinierungsopposition bei Kontinuativa[12]). 2) Er ist als nicht-segmentaler Marker einer Bedeutung zu erachten, die in anderem syntagmatischen Kontext segmental markiert ist (z.B. wird das Systemglied [–determiniert], das bei Kontinuativa mit ∅ steht, bei zählbaren Nomina mit *ein* markiert: *Peter braucht **ein** Auto.*) 3) Im Paradigma dieser Kategorie steht ∅ in Opposition zu *d-* mit der Bedeutung [+determiniert]: *Peter trinkt das Cola, das ich ihm gekauft habe.*)

---

10 Termini wie etwa *Determinativ, Artikel, Nullartikel, Artikellosigkeit* u.a. kommen doch in ganz unterschiedlichen Ansätzen verpflichteten Arbeiten zum Einsatz!

11 Im Original: „1) A zéró forma valamilyen **kategória** funkcionális rendszertagjának **határozott jelentésű** jelölője. 2) Egy lineárisan már **jelölt** viszonysík egyik alakjának jelölő nélküli tagja. 3) Egy jelölt **paradigmatáblázat** egyik tagjának saját jelölő nélküli jelentése."

12 Das Merkmal [±determiniert] soll hier als formelhaftes Kürzel für die Funktion der A bei Kontinuativa (Stoffnamen, Substanznomina) stehen. Während der NA unbestimmte Mengen markiert ([–determiniert]), impliziert der DA eine bestimmte, bekannte Menge bzw. eine Gesamtheit ([+determiniert]). Vgl. Helbig/Buscha 2001: 339.

6. Nullartikel vs. Artikellosigkeit: Differenzierungskriterien

Aus dem oben Gesagten geht hervor, dass das Fehlen einer segmentalen A-Form nicht immer und nicht unbedingt den NA impliziert: Von dem eigentlichen NA ist das Nichtvorhandensein eines A, d.h. Artikellosigkeit zu unterscheiden. Vom NA kann nur die Rede sein, wenn die in 5. benannten drei Bedingungen erfüllt sind. Dies lässt sich durch einen einfachen Substitutionstest verifizieren: Liegt in der Tat ein NA vor, so muss er mit verschiedenen anderen Elementen der Klasse D **vielfach** kommutieren (1). Sollte eine derartige **vielfache**[13] Substitutionsmöglichkeit nicht vorliegen, so haben wir es offensichtlich mit AL zu tun (2):

(1) *Peter trinkt* ***Cola.***
6 (1a) *Peter trinkt* ***das Cola.***
6 (1b) *Peter trinkt* ***dieses Cola.***
6 (1c) *Peter trinkt* ***sein Cola.***
usw.

(2) Wir treffen uns vor dem Kino *Orion.*
6 (2a) *Wir treffen uns vor dem Kino* ****das Orion.***
6 (2b) *Wir treffen uns vor dem Kino* ****dieses Orion.***
6 (2c) *Wir treffen uns vor dem Kino* ****mein Orion.***
usw.

Insofern wäre alles einfach und leicht nachvollziehbar. Wenn wir jedoch weitere analoge Fälle testen, taucht bald noch eine dritte Distributionsmöglichkeit von D auf:

(3) ***Uganda*** *ist ein Agrarland.*
6 (3a) ****Das Uganda*** *ist ein Agrarland.* (3aa) ***Die Mongolei*** *ist ein Agrarland.*
(3ab) ***Das heutige Uganda*** *ist ein Agrarland.*
6 (3b) ***Dieses Uganda*** *ist halt ein Agrarland.*
6 (3c) ***Dein Uganda*** *ist ein Agrarland.*
usw.

Es fällt auf, dass die vermeintliche Null in (3) auch mit anderen D (wie *dieses, dein* u.a.) kommutiert, nur eine A-Form ist eben blockiert, u.z. der DA *das*. Andererseits zeigt sich, dass das Auftreten der Nullsequenz in diesem Fall syntagmatisch bedingt ist, bei anderen Nomina der Subklasse Ländernamen steht ja der DA (3aa), ebenfalls auch bei Erweiterung der NP mit mindestens einem Attribut (3ab). Schließlich testen wir noch eine Nominalphrase mit Nullsequenz:

---

[13] Eine vielfache Kommutationsmöglichkeit ist in dem Sinne zu interpretieren, dass sich das Kernnomen mit **mindestens zwei** verschiedenen D verbinden lassen muss. Diese Forderung soll durch den Umstand gerechtfertigt werden, dass die Substitution durch **ein einziges** D nicht eindeutig AL impliziert, besteht doch diese Möglichkeit auch bei der optionalen AL (siehe unten): *Deutsches Gesprächsbuch* (als Buchtitel) → *das Deutsche Gesprächsbuch*. Im Allgemeinen kann man sagen, dass eine Abgrenzung gegen ein sprecherseitig (mehr oder weniger *ad-hoc*) eliminiertes D umso beweiskräftiger ist, je multilateraler sich das Kernnomen mit anderen Elementen der Klasse D kombinieren lässt.

(4) *Baby lag in* ***Wäschekorb.*** (Schlagzeile)
6 (4a) ***Ein*** *Baby lag in* ***einem*** *Wäschekorb.*
6 (4b) ***Das*** *Baby lag in* ***einem*** *Wäschekorb.*
6 (4c) ***Dieses*** *Baby lag in* ***meinem*** *Wäschekorb.*
usw.

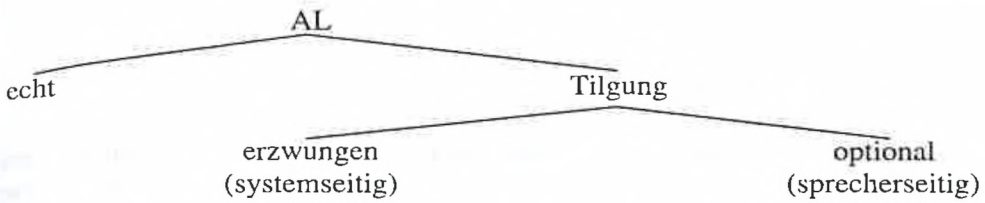
Auf den ersten Blick ist zwischen (1) und (4) kein Unterschied erkennbar. Die Nullsequenz an der Oberfläche kommutiert auch in diesem Fall mehrfach mit beliebigen D. Den NA können wir in diesem Fall dennoch ausschließen, weil seine Funktion innerhalb der Formklasse A gemäß 5. (Bedingung 3) in Opposition zu den anderen Systemgliedern des Paradigmas stehen müsste, was hier allerdings nicht der Fall ist, denn (4) ist anscheinend funktionell identisch mit (4a) oder (4b).

Es leuchtet ein, dass in (2), (3) und (4) drei verschiedene Typen von AL vorliegen. Der primäre Unterschied besteht darin, ob es sich um echtes Nichtvorhandensein eines A handelt oder eben um seine Tilgung, und sekundär unterscheiden sich die einzelnen Fälle auch dadurch, ob die etwaige A-Tilgung system- oder sprecherseitig erfolgt ist. In (2) ist *a priori* kein A möglich, weil *Orion* in einer syntaktischen Konstruktion steht, die jedes D ausschließt (enge Apposition bzw., gemäß Engel 1991: 610, Nomen invarians). In (3) wird der in einer tieferen syntaktischen Struktur[14] vorhandene DA (vgl. (3aa) und (3ab)) in einem gewissen syntagmatischen Kontext (neutraler Ländername ohne Attribut) an der Oberfläche aus Systemgründen getilgt.[15] In (4) erfolgt die Eliminierung auf einen pragmatisch

14 Termini wie *Oberflächen-* bzw. *Tiefenstruktur* sind traditionell im Bereich der generativen Auffassungen anzusiedeln, dennoch finden gewisse auf dieser Metapher aufgebaute terminologische Ausdrücke wie *Oberflächentransformation* (Engel 1991: 293), *Oberflächenerscheinung* (ebd., S. 189) oder einfach *Oberfläche* (Engel 2004: 157) u.a. oft auch in der Dependenzverbgrammatik Anwendung. Auch im vorliegenden Aufsatz sind solche Ausdrücke in diesem Sinne zu interpretieren. Die **Oberflächenstruktur** bezeichnet also die syntagmatisch ausgeprägte Realisierungsebene, dagegen repräsentiert eine **Tiefenstruktur** die Ebene „reiner" struktureller Systembeziehungen, wobei je nach der Tiefe der zugrunde liegenden strukturellen Abstraktion ggf. sogar mehrere Stufen möglich sind (daraus erklärt sich der Komparativ im Ausdruck ***tiefere*** *Struktur*).

15 In anderen Fällen kann es sich allerdings auch um eine paradigmatisch bedingte Tilgung handeln, wenn die artikellose Form in semantischer Opposition zu einer Konstruktion mit segmentaler A-Form steht, so etwa im Satz *Möchtest du den Text auf Diskette haben?*, wo sich *auf* ⊗ *Diskette* auf die Beschaffenheit des Textes (‚in elektronischer Form') bezieht im Gegensatz zur analogen NP mit IA *auf einer Diskette*, die eher eine Lokalisierung suggeriert. Dass es sich hierbei dennoch um keinen NA handelt, erklärt sich aus der Tatsache, dass der Nullsequenz in diesem Fall keine Systemstelle in einem etablierten Paradigma zukommt, weil solche Oppositionen vielmehr nur voneinander isolierte Einzelfälle darstellen.

motivierten Eingriff seitens des Sprechers hin (durch die Notwendigkeit, eine Schlagzeile ohne grammatischen Ballast knapp zu formulieren). Die Typologie der AL lässt sich folgendermaßen schematisieren:



Die folgende tabellarische Darstellung fasst die einzelnen Konfigurationen zusammen. Außer konkreten Beispielen sind in der letzten Reihe auch die wichtigsten Differenzierungskriterien in einigen Punkten fokussiert. Der Anschaulichkeit halber können die einzelnen Interpretationen einer Nullsequenz in objektsprachlichen Beispielen mit Symbolen gekennzeichnet werden, die der Tabelle desgleichen zu entnehmen sind.

Nullartikel	*AL*		
	echte AL (fehlender A)	*eliminierter A*	
		systemseitig erzwungene AL	*sprecherseitig optionale AL*
Ich trinke ∅ Tee.	*das Hotel Ö Astoria*	*Walters ⊗ Auto ⊗ Albanien*	*↗ Irak meldet ↗ Raketentreffer auf ↗ Grenzstadt.*
1. Nullsequenz, Bedeutung vorhanden 2. substituierbar durch andere, funktionell unterschiedliche Elemente der Klasse D	1. Nullsequenz, keine Bedeutung 2. in dieser Konstruktion sind D völlig ausgeschlossen	1. in der Oberflächenstruktur Nullsequenz 2. eine konkrete A-Form nach Beseitigung des blockierenden Faktors[16] verwendbar: ***das** Auto Walters, **das** kleine Albanien*	1. Nullsequenz 2. ersetzbar durch andere, funktionell identische Elemente der Klasse A und weitere, funktionell unterschiedliche Elemente aus der Klasse D

[16] Unter der Formulierung „Beseitigung des blockierenden Faktors" ist eine syntaktische Umformung der fraglichen Konstruktion zu verstehen, bei der auf den Faktor verzichtet wird, der das D getilgt hat. Nach Eliminierung dieses Faktors (z.B. des sächsischen Genitivs) erscheint das „tiefe" D auch an der Oberfläche.

Im Weiteren soll die Distribution des NA bzw. der einzelnen AL-Typen in konkreten sprachlichen Strukturen skizziert werden, die NPs mit Nullsequenz enthalten (die Aufzählung ist aus Umfangsgründen auf die typischen Fälle beschränkt und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit):

6.1. Distribution des NA (∅)

a) zählbare Pluralnomina und Kontinuativa (d.h. Stoffnamen und Abstrakta) im Singular (bei Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997: 1931 unter eine einheitliche Klasse der „kumulativ denotierenden" Nomina ^{k}N subsumiert), u.z. bei der Bedeutung [–identifiziert]:
   An den Wochenenden sammelten sie ∅ Pilze im Wald.
   Alle Pflanzen brauchen ∅ Sonne.
   Ohne ∅ Fleiß kein Preis.
b) zählbare Pluralnomina und Kontinuativa im Singular (dieselbe Klasse „^{k}N") bei der Bedeutung [+generalisiert][17]:
   ∅ Schwalben sind Vögel mit sehr langen Flügeln, tiefer Mundspalte und kurzen Füßen.
   ∅ Alkohol schmeckt ihm überhaupt nicht.
c) Prädikatsnomina mit der Bedeutung [+Klasse] (bei Personenbezeichnungen mit der Bedeutungsvariante „etablierte Sozialklasse"); hierher zählen auch Nomina in prädikativen Appositionen, die auf einfache Prädikationen zurückzuführen sind:
   Turgut ist ∅ Türke.
   Meine Schwester will ∅ Sängerin werden.
   Grundkenntnisse in Informatik sind heute ∅ Teil der Allgemeinbildung.
   Helmut Kohl, ∅ Bundeskanzler von 1982 bis 1998, unterstützte den Reformprozess im östlichen Europa.

6.2. Distribution der AL

6.2.1. Echte AL (√)

a) in NPs, die als nicht-satzförmige Äußerungen außerhalb des Satzverbandes fungieren (Anreden, Befehle, Ausrufe, Inschriften u.Ä.):

[17] Das Merkmal [+generalisiert] ist ein formelhafter Ausdruck der Tatsache, dass bei Nomina dieser Klasse der Nullartikel generalisierende Bedeutung hat (gegenüber dem DA/IA, die Identifizierung / Beliebigkeit signalisieren ([±determiniert])).

Hallo, √ *Petra!*
√ *Lieber Günter!*
√ *Vorsicht,* √ *Stufe!*
√ *Wartesaal (als Inschrift an einer Tür)*

Diesen Status haben in der Gegenwartssprache auch Nullsequenzen in diversen Gruß- und Wunschformeln sowie „formelhaften" Wendungen, Sprichwörtern und anderen Phraseologismen, die jedoch aus diachroner Sicht als elliptische Konstrukte mit sprecher- / systemseitig eliminiertem A zu betrachten sind:

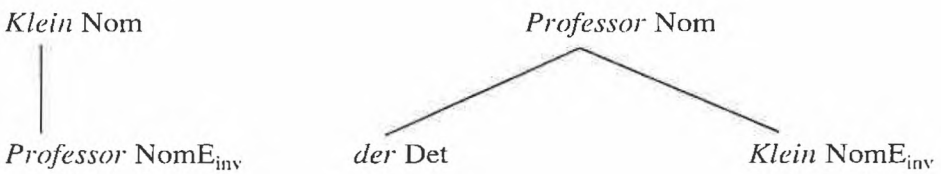
√ *Guten Abend!* < ↗ *Guten Abend!* < *(Ich wünsche Ihnen einen) guten Abend!*
√ *Ende gut, alles gut.*
√ *Haus und* √ *Hof verspielen, mit* √ *Kind und* √ *Kegel (<* ⊗ *Haus und* ⊗ *Hof ...)*
zu √ *Bett gehen, in* √ *See stechen, zu* √ *Fall kommen*

Es wäre dennoch einigermaßen vereinfacht, das Fehlen des A nur bei isolierten, außer Wirklichkeitsbezug stehenden NPs vorauszusetzen (wie etwa bei Engel 1991: 606: „[...] jedes Nomen im Satz [wird] von einem Determinativ begleitet [...]"). Es gibt doch auch eine Anzahl syntaktisch integrierte NPs, bei denen die Nullsequenzen notwendigerweise ebenfalls als echte AL interpretiert werden müssen:

b) NPs als enge Appositionen (oder Nomen invarians / varians in der Terminologie von Engel 1991: 610) (falls vorangestellt, einschließlich ihrer regierenden Nomina):

√ ***Professor*** √ *Klein*
√ ***Frau*** √ *Wanke*
der Eisenbahner √ ***Müller***

Zwar könnte man einwenden, dass die Nullsequenz bei dem vorangestellten attributiven Nomen mit dem DA kommutiert *(der Professor Klein, die Frau Wanke ...)*, doch in diesem Fall handelt es sich nur um eine optische Täuschung durch die Oberflächenstruktur. Nämlich liegt bei *der Professor Klein* eine syntaktisch völlig unterschiedliche Struktur vor, in *der Professor* nicht als Attribut, sondern als Kernnomen funktioniert, folglich kommt **im Rahmen der Ausgangsstruktur** tatsächlich keine Kommutation in Frage; vgl. (in einer dependenziellen Darstellungsweise in Anlehnung an Engel 1991):



Hierher gehören auch Fälle wie *Wie heißt √ Roller auf Polnisch?* Sie können als elliptische Konstruktionen interpretiert werden, denen funktionsidentische NPs mit engen Appositionen zugrunde liegen: < *das Wort √ Roller.*

c) Akkusativische Temporalbestimmungen (an Stelle der Nullsequenzen sind keine D möglich!) sowie solche mit den Nomina *Anfang, Mitte* oder *Ende:*
   √ letzten Sommer
   √ vorige Woche
   √ Ende Juni

d) Funktionsverbgefüge bzw. Verbgefüge mit wortgruppenlexematischer Bedeutung, wo die Nullsequenz mit keinem anderen A / D kommutiert:
   Er holt √ Atem.
   Hier muss man stundenlang √ Schlange stehen.
   Der Staat muss für Steuerflucht √ Vorsorge treffen.
   aber: *Die Tochter macht ihr ∅ Freude.* (auch *die / eine / diese / solche ... Freude* möglich!)

e) Genitivische Adverbialbestimmungen aus Adjektiv / Partizip + Nomen:
   Sie betrat √ erhobenen Hauptes den Gerichtssaal.
   Er blickte mich traurig und √ gesenkten Kopfes an.

f) Subjektlose Konstruktionen mit Kopulaverben + Nomina:
   Auf Island wird es im September langsam √ Winter.

g) NPs aus substantivierten Adjektiven / Nomina, erweitert mit unflektierbaren Quantoren:
   nichts √ Gutes
   viel √ Interessantes, viel √ Quatsch
   allerlei √ Dummheiten

6.2.2. Erzwungene AL (⊗)

a) Eigennamen: Personennamen und zahlreiche, v.a. neutrale geographische Namen, Namen von Feiertagen, im familiären Milieu auch Verwandtschaftsbezeichnungen o.Ä., allerdings nur in nicht-attribuierten NPs:
   ⊗ Detlef und ⊗ Inge kommen heute Abend zu Besuch.
   Gestern kam ich aus ⊗ Burundi zurück.
   Wo haben Sie ⊗ Weihnachten verbracht?
   ⊗ Vater tut, was ⊗ Mutter sagt.

b) NPs mit vorangestelltem Genitivattribut („sächsischem" Genitiv):
   Peters ⊗ Auto
   aller Weisheit ⊗ Anfang
   Syntaktisch verwandt und unter dieselbe Kategorie zu subsumieren sind auch Nomina mit vorangestelltem Relativpronomen im Genitiv:
   Da kommt der Mann, dessen ⊗ Auto vor unserem Haus parkt.

c) Bei Paarbildungen und überhaupt bei Häufung koordinativ verbundener Nomina (Aufzählungen u.Ä.):

Er nahm ⊗ Notizbuch und ⊗ Bleistift zur Hand.
Mitzunehmen sind ⊗ Reiseproviant, ⊗ Taschenmesser, ⊗ Taschenlampe, ⊗ Uhr und ⊗ Kugelschreiber.

Davon, dass es sich in solchen Fällen wirklich um erzwungene und keineswegs um echte AL handelt, zeugt die Tatsache, dass solche Häufungen kontextfrei i.d.R. mindestens zwei Lesarten haben, weil bei Koordination zweier NPs im Deutschen Definitheit nicht unbedingt markiert werden muss, m.a.W., neutralisiert wird: 1) *ein Notizbuch und einen Bleistift*, 2) *das Notizbuch und den Bleistift*, doch womöglich auch 3) *das Notizbuch und einen Bleistift* usw. (vgl. Vater 1986: 30).

In den sog. festen Zwillingsformeln hingegen müssen Nullsequenzen unter synchronem Aspekt als echte AL erachtet werden, weil sie in der heutigen Sprache fest lexikalisiert sind und i.d.R. keine D-Alternativen zulassen (vgl. 6.2.1. a)):

√ Ebbe und √ Flut, √ Satz für √ Satz, weder √ Fisch noch √ Fleisch

d) Das jeweils zweite Nomen in koordinativen Konstruktionen aus numerus- und / oder genus- sowie referenzidentischen Nomina (eingehender zu dieser Problematik s. Vater 1986: 106f.):

der Dichter und ⊗ Schriftsteller (vs. *der Dichter und der Schriftsteller*)

e) Attributive und adverbiale Präpositionalphrasen:
ein Problem von ⊗ Wichtigkeit (keine echte AL, weil auch *ein Problem von einer großen Wichtigkeit.* möglich!)
in ⊗ freundlicher Weise (vs. *in dieser freundlicher Weise, in der typischen freundlichen Weise eines Dorflehrers ...*)
bei ⊗ angebrochener Dunkelheit
Sportjacke mit ⊗ Kapuze
mit ⊗ Scheck bezahlen (d.h. ‚bargeldlos', Akzent auf Art und Weise vs. *mit einem Scheck bezahlen* – Akzent auf Mittel)

f) Adverbial gebrauchte Präpositionalphrasen mit Deverbativum + Attribut, die mit Nebensätzen kommutieren (die Tilgung des A kommt hier jedoch nur tendenziell zum Tragen)[18]:

nach ⊗ Ankunft in Düsseldorf
unter ⊗ Zuziehung von Experten
bei ⊗ Anbruch der Dunkelheit

---

18 Angesichts des tendenziellen Charakters der AL in den Fällen f) und g) könnte ihre Zuordnung zur optionalen Ausprägung der AL nahe liegen. Dagegen spricht der Umstand, dass das Phänomen auch hier in strukturell eindeutig definierbaren syntaktischen Konstruktionen zum Vorschein tritt und als solches systemseitig motiviert zu sein scheint.

g) Nomina mit nachgestellten Kardinalia in der Funktion von Ordinalia (auch hier nur tendenziell):
auf ⊗ Seite 56
in ⊗ Haus 5
⊗ Stellwerk 4

6.2.3. Optionale AL (↗)

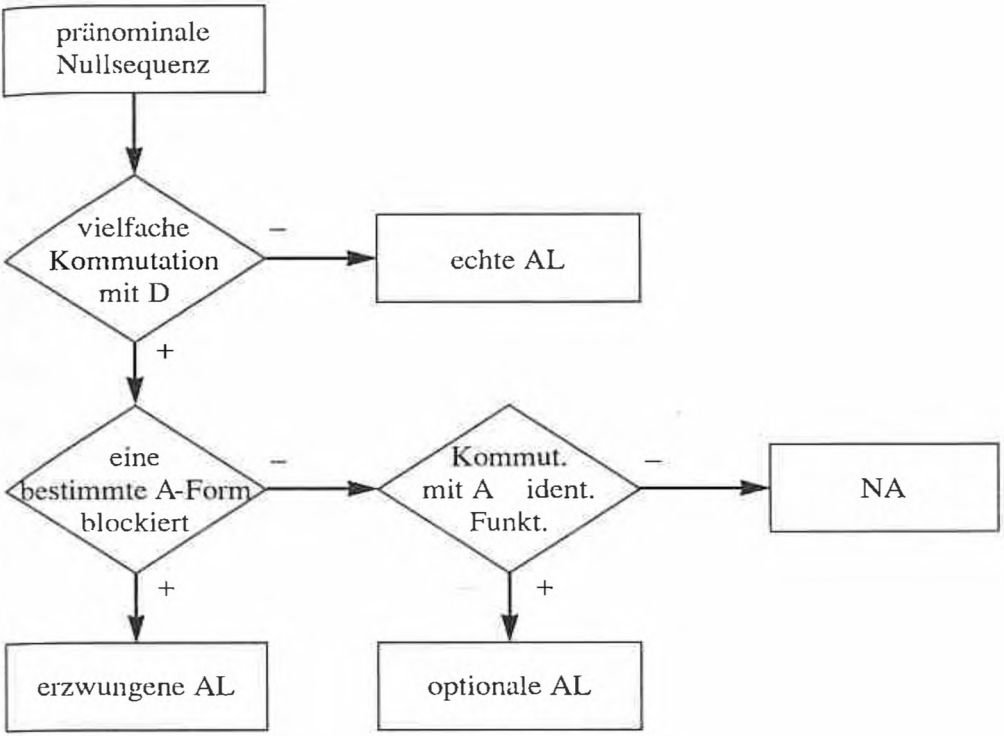
a) Auf- / In- / Überschriften, Buchtitel, Schlagzeilen, Bekanntmachungen u.Ä. (des Öfteren zusammen mit Verzicht auf Flexionsformen der Nomina):
↗ Deutsches Lesebuch
↗ Paradies neu zu vermieten
↗ Biertester wird zum Alkoholiker – ↗ Schmerzensgeld
(Parkverbot) *↗ Außer ↗ Besucher ↗ Haus der Kunst*
↗ Büro für ↗ Patentwesen
b) Telegramm- und SMS-Stil:
↗ Geld verspielt stopp ↗ Rückreise sofort
Ankomme ↗ 3. Mai 19.15 Uhr ↗ Busbahnhof

7. Fazit

Im Rahmen der Formklasse A ist außer der schier generell etablierten Dreiteilung in DA, IA und NA zusätzlich zwischen dem eigentlichen NA und AL zu unterscheiden. Der **NA** liegt vor, wenn die Nullsequenz als Kategorienmarker fungiert und – etwas vereinfacht formuliert – sowohl paradigmatisch als auch syntagmatisch segmentale Pendants besitzt, d.h., eine **vielfache Kommutation** mit anderen Elementen nicht nur der Klasse A, sondern auch der Klasse D zulässt. In allen anderen Fällen haben wir es mit **AL** zu tun, die drei unterschiedliche Ausprägungen aufweist: Von **echter AL** sprechen wir, wenn in einer syntaktischen Struktur primär kein A vorhanden ist, was auf diverse semantische und Systemumstände zurückzuführen ist, die den Einsatz der Formklasse von vornherein ausschließen. **A-Eliminierung** liegt vor, wenn ein primär vorhandener A in der Oberflächenstruktur entfernt wird. Sollte dies auf Systemursachen auf der syntagmatischen oder paradigmatischen Ebene zurückzuführen sein, so stehen wir **erzwungener AL** gegenüber. Wenn die Ursache der Eliminierung eher in einem pragmatisch motivierten Eingriff seitens des Sprachbenutzers liegt, handelt es sich um **optionale AL.**

Das folgende einfache Flussdiagramm versucht, die Differenzierung zwischen dem NA und den oben beschriebenen drei Formen der AL mittels prägnanten Kriterien zu operationalisieren. Natürlich handelt es sich dabei erst um eine erste

grobe Skizze, die durch Anwendung auf weitere objektsprachliche Konstrukte womöglich verfeinert und erweitert werden soll.



Literatur

Cirko, Leslaw 1998: Probleme der beschreibenden Grammatik des Deutschen. Wroc aw: Wydawnictwo Uniwersytetu Wroc awskiego.

Conrad, Rudi (Hg.) 1988: Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.

Drosdowski, Günther (Hg.) 1995: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Duden Band 4. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

Engel, Ulrich 1991: Deutsche Grammatik. 2., verbesserte Auflage. Heidelberg: Julius Groos Verlag.

Engel, Ulrich 2004: Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. München: IUDICIUM Verlag GmbH.

Glück, Helmut (Hg.) 1993: Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart, Weimar: Metzler.

Griesbach, Heinz/ Schulz, Dora 1967: Grammatik der deutschen Sprache. München: Max Hueber Verlag.

Heidolph, Karl Erich/ Flämig, Walter/ Motsch, Wolfgang (Hg.) 1981: Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie Verlag.
Helbig, Gerhard/ Buscha, Joachim 2001: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin – München: Langenscheidt KG.
Jung, Walter 1982: Grammatik der deutschen Sprache. Neuausgabe, bearbeitet von Günter Starke. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
Lewandowski, Theodor 1990: Linguistisches Wörterbuch. 5., überarbeitete Auflage. Heidelberg, Wiesbaden: Quelle & Meyer Verlag.
Mel'čuk 1995: Мел чук. И. А. Русски з к в модели «см сл ↔ текст». Сборник стате . Москва – Вена.
Pete, István 2004: Zérók és nem zérók, kis pro-k és nagy PRO-k a magyarban. In: Magyar Nyelvőr Bd. 128, H.3, 326-339.
Vater, Heinz 1979: Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch. 2., verbesserte Auflage. Tübingen: Niemeyer.
Vater, Heinz 1986: Zur Abgrenzung der Determinantien und Quantoren. In: Ders. (Hg.): Zur Syntax der Determinantien. Tübingen: Narr, 13-31.
Weinrich, Harald 1993: Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
Zifonun, Gisela/ Hoffmann, Ludger/ Strecker, Bruno (Hg.) 1997: Grammatik der deutschen Sprache. Berlin, New York: Walter de Gruyter.

Internetquellen

Internet 1: http://www.informatik.uni-leipzig.de/~wittig/Seminarmaterialien/Texttechnologie_0304/Seminar2.pdf [Stand: 14.1.2005]
Internet 2: http://zwilling.dawa.de/sammelsurium/worte/worthauf.html [Stand: 14.1.2005]
Internet 3: http://de.wikipedia.org/wiki/Worth%C3%A4ufigkeit [Stand: 14.1.2005]
Internet 4: http://de.wikipedia.org/wiki/Zipfsches_Gesetz#Auftreten_in_der_Praxis [Stand: 14.1.2005]

Anna Szablyár (Budapest)

Zur Neuorientierung des DaF-Unterrichts in Ungarn[1] Tendenzen seit 1990

1. DaF-Unterricht nach der Wende

Nach der Wende, nach Abschaffung des Pflichtfaches Russisch, nahm die Zahl der Deutschlerner in Mittel- und Osteuropa, in den ehemaligen sozialistischen Ländern, eindeutig zu. Nach Englisch wurde in Ungarn Deutsch die zweitpopulärste Fremdsprache. Wegen der Ost-Erweiterung der EU waren namhafte Sprachpolitiker sogar der Ansicht, die deutsche Sprache hätte die Chance, die Funktion einer Europasprache zu übernehmen.

Anfang der 90er Jahre beurteilten deutsche Experten die Lage in den ehemaligen sozialistischen Ländern ziemlich positiv, sie sprachen über „günstige gesellschaftliche Rahmenbedingungen für bildungspolitische Innovationen. Die Tendenzen zur Demokratisierung des Lehr- und Lernprozesses konnten sich auf starke Motivationen bei den Lehrenden zur Aufnahme neuer pädagogischer und didaktischer Ideen, zum Experimentieren, zum Überwinden konservativer Strukturen stützen [...]. Bei potentiellen Lernern bestand Bedarf und Interesse am Lernen fremder Sprachen" (Breitung/Lattaro 2001: 1047).

Diese positive Darstellung scheint aus ungarischer Sicht viele Probleme zu vereinfachen und zu ignorieren. Földes vermisste 1998 eine langfristige strategische Planung auf diesem Gebiet: „es gibt kaum Ansätze zu einer durchdachten zentralen Sprachen- und Bildungspolitik, die die längerfristige Entwicklung auch unseres Faches mitbestimmen könnte. Leider sind in der Praxis oftmals provisorische Notlösungen, Improvisationen und nicht selten sogar einander widersprechende Maßnahmen charakteristisch" (Földes 1998: 75).

Vieles lasse sich relativ „einfach" ändern, wie z.B. das Schulsystem, neue Gesetze können verabschiedet, Richtlinien eingeführt werden etc., aber zur Demokratisierung des Lehr- und Lernprozesses im Schulbereich wäre zunächst eine Demokratisierung der Gesellschaft und u.a. eine grundlegende Änderung der Kompetenzen und Einstellungen der sehr heterogenen und nicht nach den neuen gesellschaftlichen Erwartungen und den Prinzipien einer zeitgemäßen

[1] Die Grundlage des Beitrags bildet das 2. Kapitel der Dissertation der Autorin mit dem Titel *Analyse, Begutachtung und Entwicklung von DaF-Lehrwerken im Kontext der Sprachenpolitik nach der Wende in Ungarn.*

Fremdsprachendidaktik ausgebildeten Schicht der ungarischen Lehrer unerlässlich. Wie es gelungen ist, wichtige Dokumente mit deklarierten und eigentlich zukunftsweisenden allgemein-pädagogischen Zielen umzusetzen und was davon bis heute nicht gelingen konnte, wird im Weiteren mehrmals angesprochen.

Paul hebt hinsichtlich der Stellung von Deutsch als Fremdsprache in Ungarn „die allgemeine Orientierung der Kultur- und Bildungspolitik nach Westen und die Liberalisierung des Schulwesens durch die Regierungen nach der Wende" hervor (Paul 2001: 1547). Als Folge davon betrachtet er die offizielle Öffnung des sprachpolitischen Sektors, Kulturabkommen und das Erscheinen von kulturellen Mittlerorganisationen aus den deutschsprachigen Ländern.[2] Er macht aber auch auf einige Defizite aufmerksam:

> Die Öffnung führt zu einem rasch steigenden Austausch von kulturellen und wissenschaftlichen Ergebnissen, aber auch von aktuellen Tendenzen der Sprachdidaktik. Die Möglichkeiten für Kontakte mit dem deutschen Sprachgebiet stiegen enorm. Die Stellung von Deutsch als Fremdsprache wurde gestärkt und erfuhr einen Modernisierungsschub, zunächst vor allem über Lehrmaterialien und über Sprachmethodik, weniger über curriculare Einflüsse (ebd.).

Wie es heute beurteilt werden kann, war diese Öffnung nicht generell für den schulischen Unterricht charakteristisch, deshalb konnte der kommunikativ-emanzipatorische Ansatz im FSU nicht eindeutig Fuß fassen. Es ist wahrscheinlich nicht realistisch, von einem Schulfach zu erwarten, ein pädagogisches Konzept etablieren zu wollen, das von anderen Pädagogen der Schule gar nicht oder nur theoretisch akzeptiert wird.

Wie die Gründe für diese Erscheinung eindeutig erklärt werden könnten bzw. wie tief dieser Modernisierungsschub ging, diese Fragen sind schwer zu beantworten. Werden die Produkte (Lehrpläne, Lehrmaterialien) von durchschnittlicher Qualität der vergangenen Jahre analysiert oder/und der Unterrichtsalltag, Unterrichtskonzepte von Lehrkräften beobachtet, kann oft die Wirkung dieser Modernisierungswelle in Frage gestellt werden. Es konnte z.B. in dieser relativ kurzen Zeit nicht erreicht werden, dass Lehrer sich im Rahmen von Fortbildungsveranstaltungen oder bereits im Studium die Kompetenzen aneignen, die zur Erstellung und Adaption von neuen, professionellen Richtlinien, Curricula und Lehrplänen nötig wären. Dazu hätten die konkrete Lernsituation, die institutionellen und subjektiven Vorbedingungen der ungarischen Schüler eingehend und professionell analysiert werden müssen. Es war natürlich einfacher und schneller

---

[2] U.a. werden DAAD-Lektoren (1988), Goethe-Institut (1988), Deutscher Volkshochschulverband (1991), Schweizerische Weiterbildungszentrale (1990-1996), Aktion Österreich-Ungarn (1990) erwähnt.

zu bewältigen (vgl. Tóth 1991: 5), fertige Produkte, Lehrwerke – ohne Wurzeln – zu übernehmen, was aber oft zu Ineffektivität und Misserfolg führte. Die Verbreitung von Lehrmaterialien ist auch eine Frage des Marketings, die Verlage kämpften mit verschiedenen Mitteln, um ihre Produkte zu verkaufen.

Nikolov führt die oft mit Recht kritisierten sprachlichen Leistungen der Schüler auf Mängel in der didaktischen Gestaltung des Unterrichts zurück. Sie meint, die angewandten Methoden im Klassenzimmer seien nicht effektiv genug und die Schüler bekämen zu wenig Input in der Fremdsprache, was quantitativ und qualitativ ihre Erwartungen befriedigen würde (Nikolov 2000: 9). Die Autorin ist mit dieser Kritik vollkommen einverstanden, aber meint auch, dass man in diesem Kontext auch der Frage nachgehen müsste, ob die realen Zielsetzungen richtig bestimmt wurden und mit den institutionellen Vorbedingungen im Einklang sind.

2. Änderung der Rahmenbedingungen im schulischen FSU – einige neue Entwicklungen in den ersten Jahren

- Bildungspolitische Grundsätze wurden diskutiert, eine bildungspolitische Reform begann, die neue Gesetze, Regelungen und verschiedene Dokumente mit sich brachte;
- Neue Schultypen, 6- und 8- bzw. auch 9-jährige Gymnasien wurden gegründet, das Schulsystem ist vielfältiger geworden;[3]
- Unter den neu gegründeten Institutionen gibt es zahlreiche kirchliche und auch alternative, angebotsorientierte Schulen mit spezifischen Lehrplänen. Sie haben oft die leistungsfähigeren Schüler angelockt und diese 10-, 12-Jährigen aus den Grundschulen übernommen;
- Deshalb und auch aus finanziellen Gründen (die Zahl der Kinder ist drastisch zurückgegangen) wird unter den Schulen hart um die leistungsstarken Schüler gekämpft. FSU, z.B. bilinguale Klassengänge oder Klassen mit erweitertem Englisch- oder Deutschunterricht sind wichtige Argumente bzw. Mittel in diesem Kampf;
- Im Schulgesetz 1993 wurde das Recht der Eltern deklariert, dass sie unter verschiedenen Schultypen wählen können;[4]
- Die Gesellschaft, die Eltern artikulierten ihre Erwartungen (oft dem schulischen FSU gegenüber) und übten Druck auf die Schulen aus;

---

[3] Siehe Schulgesetz 1993 und NAT über die Sprachenwahl, die als Prinzip praktiziert werden sollte.

[4] Vgl. ferner Modifizierung des Schulgesetzes: Gesetz LXII 1996 über Bedingungen des Schulwechsels, über den Nationalen Grundlehrplan (NAT), Prüfungen.

- Die freie Sprachenwahl wurde deklariert;[5]
- Die Eltern drängten darauf, möglichst früh mit Fremdsprachen, vor allem mit Englisch zu beginnen. Freie Sprachenwahl konnte oft bis heute nur theoretisch realisiert werden. Die Stundenzahl wurde an vielen Schulen nach Möglichkeiten erhöht, aber sie blieb weiterhin ein heiß diskutiertes Problem;
- An vielen Gymnasien wurde wieder Latein unterrichtet (Traditionen und die „Verbannung" dieser Sprache in sozialistischen Zeiten sprachen dafür) ;
- Fremdsprachen sollten möglichst in kleineren Gruppen unterrichtet werden;
- Die freie Lehrbuchwahl wurde deklariert und sehr positiv aufgenommen. Die späteren Konsequenzen waren am Anfang noch nicht abzusehen;
- Einigermaßen verbesserten sich auch die technischen Möglichkeiten, für die Anschaffung von – für den FSU unerlässlichen – Medien stand etwas mehr Geld zur Verfügung, aber nicht an allen Schulen;
- Das Unterrichtsministerium (1998) hatte sich zum Ziel gesetzt, zunächst an allen Mittelschulen für einen Internetanschluss zu sorgen, um durch den Einsatz von multimedialen Programmen und unterschiedlicher Dienste des Mediums u.a. effektiven FSU zu ermöglichen;
- Kompetente, qualifizierte Lehrer galten als Mangelware, manchmal wurden sie von der Schule extra bezahlt.
- An der ELTE wurden Anfang der 90er Jahre neue praxisorientierte Studiengänge für Deutsch und Englisch gegründet. Das Modell wurde von vielen Hochschulen und Universitäten mehr oder weniger modifiziert übernommen;
- Es gab immer mehr Fortbildungskurse und -veranstaltungen für Deutschlehrer im In- und Ausland, spezifische Fortbildungsmöglichkeiten für Mentoren, Stipendien des Goethe-Instituts, Auslandsaufenthalte;
- An Schulen, Hochschulen und Universitäten wurden Gastlehrer, Lektoren aus Deutschland und Österreich eingestellt.

In einer vor kurzem erschienenen Studie über den Fremdsprachunterricht in Ungarn formuliert die deutsche Autorin ihre Einschätzung aufgrund eigener Erfahrungen und Interviews mit ungarischen Deutschlehrern ziemlich grob wie folgt:

> Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Rahmenbedingungen des institutionalisierten Fremdsprachenunterrichts in Ungarn seit dem Systemwechsel 1989 mehr als ungünstig sind. Über Erfolg oder Misserfolg verschiedener Reformen, die zwischenzeitlich auf den Weg gebracht wurden, wird wohl erst in ein paar Jahren zu urteilen möglich sein (Lamb 2004: 5).

[5] Vgl. NAT 2003 über die Sprachenwahl

Die oben aufgelisteten konkreten Maßnahmen und Änderungen lassen trotz der zahlreichen Defizite erahnen, dass die Lage – vor allem im Kontext des gesamten Unterrichtswesens – vielleicht doch nicht so aussichtslos ist. Im Weiteren sollen einige wichtige Aspekte als Beweis aufgeführt werden.

2.1. Rolle der Fremdsprachen im Fächerkanon

Allein die Aufzählung der oben erwähnten Änderungen legt nahe, dass der FSU nach der Wende in der Schulpolitik bei allen Regierungen mehr oder weniger Priorität genoss, besonders wegen der seitdem schon Wirklichkeit gewordenen Mitgliedschaft Ungarns in der EU. Fremdsprachenkenntnisse sollten als Mittel aufgefasst werden, die auch lernschwache Schüler ihren Zielen gemäß anwenden können sollten. Wie das auch im Weißbuch[6] deklariert wurde: „Die Beherrschung von Fremdsprachen darf nicht mehr einer Elite oder Menschen, die geographisch mobil sind, vorbehalten bleiben. Im Zuge der Folgearbeiten zur Entschließung der im Rat vereinigten Bildungsminister vom 31. März 1995 wird es notwendig, dass jedem – unabhängig vom Bildungs- oder Ausbildungsweg – die Möglichkeit gegeben wird, die Fähigkeit zur Kommunikation in mindestens zwei Gemeinschaftssprachen neben seiner Muttersprache zu erwerben und zu erhalten" (1995: 72-73). Chancengleichheit im Schulwesen als Slogan tauchte und taucht in den Medien in Ungarn regelmäßig auf, während die Statistiken von einem ganz anderen, ernüchternden Bild zeugen.

Für Mehrsprachigkeit als Prinzip (vgl. EU-Sprachenpolitik), als Ziel, wird in Ungarn von der Bildungspolitik nicht so vehement plädiert, wahrscheinlich wird die Verwirklichung wegen der vorhandenen Defizite, der Rahmenbedingungen und der ernüchternden Daten über Fremdsprachenkenntnisse der Bevölkerung momentan noch nicht für realistisch gehalten.

Fremdsprachenunterricht verlangt z.T. andere Konzepte, Mittel, als der Unterricht in den meisten anderen Fächern, bis 2004/2005, bis zur Einführung des reformierten Abiturs u.a. auch wegen der externen und in der Schule anerkannten Sprachprüfung! Bei der Beurteilung des institutionalisierten Fremdsprachenlernens im Schulwesen spielten die Leistungen der Schüler bei diesen Sprachprüfungen bis heute eine große Rolle. Durch die Neuorientierung nach der Wende hatte FSU im Vergleich zu anderen Fächern eine bessere Position. Sprachlehrer haben nicht nur etwas bessere Verdienst-, sondern auch mehr (Fortbildungs)Möglichkeiten, ein Teil von ihnen kann an Sprachschulen unterrichten,

---

[6] Europäische Kommission: Lehren und Lernen. Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft.

Privatunterricht erteilen etc. Dies hängt natürlich davon ab, wie gefragt „ihre" Sprache ist. Später, seit Ende der 90er Jahre, genießt darüber hinaus die Informatik eine ähnliche Priorität in der schulischen Bildung.

Dass das didaktisch-methodische Repertoire der Fremdsprachenlehrer reicher, differenzierter wurde, ist ganz sicher außer den in dieser Zeit wirklich zahlreichen Fortbildungsveranstaltungen (sie boten Chancen Routinen loszuwerden, die eigene Praxis kritisch zu reflektieren) auch der immer größeren Zahl und Auswahl der auch in Ungarn vorhandenen und einsetzbaren neuen, meistens überregionalen Lehrwerken und Ergänzungsmaterialien zu verdanken, wie Paul behauptet (vgl. 2001: 1547). Trotzdem darf man sich über die Praxis an Schulen (Lehrbuchwahl und Adaption) kein allzu rosiges Bild malen. Die Statistiken und Umfragen sorgen für Ernüchterung.

2.2. Prüfungsorientiertheit und die Folgen

Wie oben erwähnt, übte die sog. Sprachkundigenprüfung (reformiert 1990) als Lehr- und Lernziel auf den Fremdsprachenunterricht auch auf den Unterrichtsalltag eine große Wirkung aus. Sie war für einen Teil der Mittelschüler ein relevantes Lernziel.[7] Seit 1991 wurde offiziell durch einen Beschluss des Unterrichtsministeriums ermöglicht, dass Schüler, die diese Mittelstufenprüfung bestanden, beim Abitur dafür die beste Note (5) bekamen und die Fremdsprache ab dem Zeitpunkt der erfolgreich bestandenen Prüfung abwählen konnten.

Als 1993-1994 das System und die Realisierung der Sprachprüfungen von ungarischen und ausländischen Experten untersucht und ein neues Konzept erarbeitet wurde, wurden für das Ministerium für Bildung und Unterrichtswesen Vorschläge formuliert, unter denen u.a. zu lesen war: keine staatlich anerkannte Sprachprüfung dürfte das Abitur in Fremdsprachen ersetzen (vgl. Manherz 1995: 22).

Die Praxis wurde und wird eigentlich bis zum heutigen Tag von einem krassen Missverhältnis geprägt. Die Leistungen in Fremdsprachen, aber auch die Leistungen der Lehrer und der Schulen werden häufig am erfolgreichen Bestehen der Sprachprüfungen gemessen. Die Richtigkeit dieser Auffassung ist ziemlich fraglich, viele andere Faktoren spielen noch mit, und selbst die Sprachprüfung war ursprünglich nicht für diese Zielgruppe konzipiert (vgl. Petneki 2004: 70). Auf diese Prüfung konnte aber die Schule die ziemlich heterogene Gruppe der Jugendlichen unter den gegebenen Bedingungen nicht überall vorbereiten.

7 Alle Schüler, die sich um einen Studienplatz beworben haben, haben für „Sprachprüfungen" bei der Aufnahme Bonuspunkte bekommen.

Daher rührt der Trend zum Privatunterricht, Auslandsaufenthalt, zu kostspieligen Sprachkursen (vgl. Petneki/Szablyár 1998: 28).

Wegen der Prüfungsorientiertheit kann man beobachten, dass ein Teil der Lehrkräfte die Erziehungsziele vernachlässigt oder mehr oder weniger ignoriert[8] und oft den nach dem Terminus von Nodari „trainingsorientierten Unterricht" praktiziert, der – nach ihm – eigentlich eine starke Bindung an das Lehrwerk bedeutet (vgl. Nodari 1995: 167). An Lehrwerke vor allem, deren Konzepte sich an diesen Prüfungen orientieren. Er beruft sich auf Klafki, der behauptet, dieser Unterricht diente dem Üben, Sichern, Anwenden, „Eintrainieren". Wie es in diesem Beitrag noch zu thematisieren ist, werden in Ungarn wegen der Prüfungsorientiertheit mit Vorliebe Trainigsbücher, Übungsbücher eingesetzt, deren Konzepte und Methoden mit den Zielen des kommunikativen FSU nicht im Einklang stehen. Diese Praxis scheint die Kritik von Nodari zu bestätigen, dass „im schulischen Fremdsprachenunterricht sehr viel geübt wird, wahrscheinlich viel zuviel", was zunächst etwas überraschend klingt. Diese Ansicht kann die Autorin aufgrund von Hospitationen durchaus teilen. Übungen in einem Teil der gesehenen Deutschstunden dienen nicht immer der Effektivität des Lernprozesses, sind oft nicht kommunikativ, deshalb geht es bei ihnen häufig um „Schein-Aktivitäten". Die Lernenden kommen nicht zum authentischen Gebrauch der Fremdsprache, erleben, erfahren nicht gelungene Kommunikation, integriert in kommunikative und für sie relevante Handlungen, es geht eher um Übungen mit „Werkzeugcharakter", und oft bleibt es dabei.

Diskrepanzen zwischen Lehrzielen von kommunikativen Lehrmaterialien und formalen Prüfungsanforderungen erschwerten die Lage aller Sprachlehrer, wie darüber auch Experten für Englisch berichteten: „[...] teachers are thrown in a schizophrenic situation: after they have been teaching from communicative course materials for several years, a few months before the school-leaving examination they switch into traditional ‚testing mode'" (Medgyes/Miklósy 2000: 193).

Die Einführung des neuen Abiturs (2004/2005), dessen Konzeption 1994-1996 ausgearbeitet und für das die Forschungsarbeit am Modell 1996 begonnen wurde, könnte die oben skizzierte Lage eindeutig positiv ändern.[9]

---

[8] Im Abschlussbericht über das System der Sprachprüfungen steht folgendes darüber unter dem Titel: Az oktatásügy kivonása az ITK hatásköre alól (Die Aufhebung der Zuständigkeit des Weiterbildungszentrums Fremdsprachen im Bereich des Unterrichtswesens): „Die vorgeschlagene Regelung sollte ermöglichen, dass die Schule in allen Fächern ihre Aufgabe, die ihr vom Staat erteilt wurde, auf dem Gebiet der Erziehung und der Wissensvermittlung wahrnimmt" (vgl. Manherz 1995: 27).

[9] Vgl. Einhorn 2003.

3. Unterrichtskonzepte

Allein durch die neuen, oft diskutierten und in Frage gestellten Dokumente (Schulgesetz, NAT, Rahmenlehrplan) konnte nicht gesichert werden, dass Prinzipien, die bestimmte allgemein-pädagogische Lehrziele darstellen, auf einmal von allen Pädagogen durchdacht, berücksichtigt und umgesetzt werden. Hier kann nur ganz kurz darauf hingewiesen werden, dass z.B. in Deutschland nach 1968, Anfang der 70er Jahre, das soziale Lernen im Zentrum der Diskussionen über die Schulreform stand. Als Zielsetzungen wurden dabei „Selbstverwirklichung", „Emanzipation", „Demokratisierung" und „Chancengleichheit" hervorgehoben. In der Ausführung über den Begriff des sozialen Lernens wird für die Wichtigkeit des Lernens in der Gruppe plädiert, was in der Schule mit dem Einsatz von verschiedenen Sozialformen und Projekten realisiert werden kann und eine Öffnung der Schule bedeutet (vgl. Kron 1997: 89).

Um diese Zielsetzungen zu verwirklichen, die z.T. in den gängigen Dokumenten meines Erachtens noch immer nicht klar und transparent genug deklariert werden, sollte in Ungarn ein Paradigmenwechsel mit verschiedenen Konsequenzen stattfinden.

Durch den Einsatz neuer, überregionaler Lehrwerke und durch die Ergebnisse der Aus- und Fortbildung (die Zahl der Fremdsprachen-Studierenden an Universitäten und Hochschulen erhöhte sich in den 90er Jahren drastisch[10]) wurden im Kreise der Fremdsprachenlehrer bestimmte Prinzipien der Sprachdidaktik allmählich bekannt. Das heißt aber nicht, dass man in ungarischen Klassenzimmern die erfolgreiche Realisierung der neueren Erkenntnisse der Referenzwissenschaften und der Sprachdidaktik oder die professionelle Adaptierung der Konzepte von innovativen Lehrwerken erleben kann. In Diskussionen mit Lehrern scheinen bestimmte Erwartungen wie Authentizität, Schülerorientierung, kommunikative Kompetenz schon als Banalitäten zu klingen, aber oft geht es dann bei vielen doch um eine oberflächliche oder falsche Interpretation. Dazu trugen meines Erachtens bestimmte auch von ausländischen Experten oft wiederholte Sentenzen bei, dass Lehr- und Lerntraditionen nicht aufgegeben werden müssen, dass eigentlich mit einer „geschickten" Interpretation vieles salonfähig sei, deshalb dürfte nichts vorgeschrieben werden. Diese Auffassung steht im Einklang mit der Darstellung von Medgyes, der die Auffassung vieler englischen Experten interpretiert, die dafür plädieren, dass man die effektivsten Verfahren aus den verschiedenen Richtungen der Sprachpädagogik übernehmen sollte, um erfolgreich unterrichten zu können, d.h. man sollte nach einem bestimmten Eklektizismus streben (vgl. Medgyes 1995: 22).

---

10 Vgl. Teil 6: Mangel an ausgebildeten Sprachlehrern?

In ungarischen Dokumenten fehlen grundsätzlich die methodischen Empfehlungen, die die Voraussetzungen formulieren und festlegen, wie die deklarierten Ziele tatsächlich umgesetzt werden können. Über die Situation vor und gleich nach der Wende wurde in der bereits zitierten Studie von Tóth ein ziemlich kritisches Bild vermittelt.[11] Kommunikativ orientierter Fremdsprachenunterricht – meinte er – habe sich im Schulalltag noch nicht durchgesetzt, kommunikativ konzipierte Lehrwerke werden nicht adäquat eingesetzt, ohne Beratung und Fortbildung erleben Lehrer Frustration mit Lehrwerken wie „Themen" (vgl. Tóth 1991: 6): „[...] niemand erhofft ernsthaft, daß in 2-3 Stunden wöchentlich wirkliche Erfolge zu erzielen sind. Es fehlen Konzepte, wie man für die große Masse Fremdsprachenunterricht erteilen kann" (ebd.).

In den 90er Jahren sind gewisse Änderungen in der Praxis der Fremdsprachenlehrer zu beobachten. Die Antworten auf die Umfrage von Petneki[12] (1993-1995) enthalten eindeutig Daten, die darauf hinweisen, dass von einem Teil der Deutschlehrer wichtige, vorher oft ignorierte oder nicht genügend gewichtete Kriterien wie Lernziele, Interessen der Lerner etc. bei der Auswahl der Lerninhalte berücksichtigt werden.

Parallel mit der Entwicklung der kommunikativen Kompetenz sollte die Entwicklung der Lernkompetenz laufen, diese wurde und wird – trotz Hinweisen darauf in unterschiedlichen neuen Dokumenten (z.B. im Nationalen Grundlehrplan (NAT) oder im Rahmenlehrplan) – in der Unterrichtspraxis oft vernachlässigt oder ganz und gar ignoriert.

Wie könnten Lehrer von der Wichtigkeit des kommunikativ-emanzipatorischen Ansatzes überzeugt werden?

Morvai versucht den Adressaten ihrer Studie, ungarischen Deutschlehrerinnen, bewusst zu machen, dass der Begriff kommunikative Kompetenz komplexer aufzufassen ist. „Dies ist freilich mehr als die Kommunikationsfähigkeit – also sich der Fremdsprache bedienen zu können – sie enthält auch das Element der Kommunikationsbereitschaft, d.h. das Bedürfnis, andere kennenzulernen und sich kennenlernen zu lassen" (Morvai 1998a: 50).[13] Diese Kommunikationsbereitschaft kann durch die Lerninhalte und natürlich durch das Lehrerverhalten erfolgreich gefördert, unterstützt werden oder im Gegenteil – was leider Lerninhalte in einigen

---

11 In der zitierten Studie werden die Meinungen von ungarischen Bildungspolitikern, Hochschullehrern und Experten wiedergegeben und reflektiert. Die bis heute unveröffentlicht gebliebene Studie wurde in den vergangenen Jahren sowohl von ausländischen als auch von ungarischen Experten sehr häufig zitiert.

12 Sie befragte DeutschlehrerInnen über die Lehrwerke, die sie damals im schulischen DaF-Unterricht einsetzten.

13 Diese Erwartung erscheint in verschiedenen Currucula, Lehrplänen, Richtlinien aus Deutschland.

für den schulischen Unterricht zugelassenen Lehrmaterialien in Ungarn betrifft – gar nicht.

Nodari behauptet, dass auch mit sog.(!) kommunikativen Lehrwerken lehrwerkorientierter Unterricht betrieben werden kann, der „durch formale Wissensvermittlung und durch eine Steuerung des Unterrichts durch den Lehrer" zu beschreiben ist. „Auch wenn die Schüler einen Grossteil der Unterrichtszeit zu zweit oder in Gruppen arbeiten, ist und bleibt der Lehrer die zentrale Figur, mit der alles und ohne die nichts läuft" (Nodari 1995: 165). Dies charakterisiert Unterrichtskonzepte und Einstellungen vieler Deutschlehrer in Ungarn.

Lange Zeit wurde von ihnen der Einsatz von Sozialformen wie Partner- und Gruppenarbeit als wichtiger Bestandteil, sogar als Garantie für kommunikativen Unterricht angesehen. Man sollte Nodari zustimmen, wenn er auch darauf hinweist, dass lehrwerkorientierter Unterricht auch seine Vorteile hat, z.B. im FSU mit Erwachsenen oder in Fachsprachenkursen. Seine Behauptung, dass lehrwerkorientierter Unterricht, gekoppelt mit einer starken Lehrerzentriertheit, eben wegen allgemein-erzieherischer Ziele im schulischen FSU sehr problematisch sein kann, kann aus ungarischer Sicht eindeutig geteilt werden. „Allgemeinerzieherische Lehrziele wie auch die Autonomie der Schüler geraten dadurch zwangsläufig ins Abseits" (Nodari 1995: 165).

4. Alte Lehrpläne und die große Freiheit

Man nahm an, dass mit der politischen Wende eigentlich ein Paradigmenwechsel im Unterrichtswesen eingeleitet werden sollte, der wegen der komplexen Aufgaben (u.a. Etablierung von neuen Schultypen und Erarbeitung der Richtlinien für sie, Reform des Abiturs, Ablösung von Schulbüchern, die nicht mehr zeitgemäß sind etc.) und des arbeitsintensiven Vorgehens allerdings nur Schritt für Schritt vollzogen werden konnte. Aus politischen Gründen sollte heftigen Konfrontationen mit der Lehrerschaft eher mit Kompromisslösungen vorgebeugt werden.

Was Lehr- und Lernziele im Fremdsprachenunterricht anbetrifft, war es wirklich nötig, die alten Zielsetzungen den neuen Erfordernissen der geänderten gesellschaftlichen Voraussetzungen entsprechend festzulegen und zu reduzieren bzw. zu ergänzen und auf jeden Fall zu revidieren und neu zu gewichten.

Generell waren noch mehrere Jahre hindurch die Dokumente, die vor 1990 erstellt wurden, gültig: der Lehrplan für den Deutschunterricht an Grundschulen (1986) und für das Gymnasium (1978-1979). Aber sie haben den Unterricht kaum beeinflusst.

Die Interdependenz zwischen Lehr- und Lernzielen und Lehrverfahren konnte eigentlich bis heute nicht gesichert werden, was die immer häufiger beklagten Defizite verursacht.

4.1. Rolle der pädagogischen Ziele

Wilms stellt die Frage bezüglich Materialien und Methoden, was eigentlich „kommunikativ" sei, und betont die Rolle der persönlichen Bedürfnisse der Lerner in den Lernprozessen:

> Das Material von Lehr- und Arbeitsbuch sollte die Basis bilden für Lernprozesse, in denen persönliche Bedürfnisse der LernerInnen und der objektive Bedarf an dem, was zum Erwerb der fremden Sprache notwendig ist (Wortschatz, Strukturen, Regeln, landeskundliche Informationen), möglichst nahe zusammenkommen. Das Material sollte zu Entdeckungswegen einladen, zur produktiven Auseinandersetzung mit der neuen Sprache anreizen (Wilms 1990: 101).

Diese Erwartung als Anforderung Lehrwerken gegenüber scheint einerseits berechtigt zu sein, andererseits, wenn wir an die Heterogenität der Lerngruppen auch in Mittelschulen denken, schwer zu realisieren. Meyer plädiert dafür, dass sowohl Schüler, die einen Beruf oder ein Studium anstreben, in dem Fremdsprachen wichtig sind, als auch Schüler, für die die fremde Sprache „nur eine notwendige, der primären Lernperspektive untergeordnete Zusatzqualifikation" bedeutet, den Anspruch haben auf ein Curriculum, „das auf ihre aktuellen Fähigkeiten und Interessen und auf ihre Perspektive für die Zeit nach der Schule eingeht" (Meyer 2003: 47).

Dokumente wie z.B. die Katwijker Empfehlungen (1992), die nach der Wende im Rahmen eines internationalen Projekts[14] als Grundlage für die Entwicklung eines Rahmenlehrplans für fortgeschrittene Gymnasiasten dienten, betonten nicht nur Schwerpunkte für die Spracharbeit, sondern auch die Entwicklung der Persönlichkeit der Lernenden:

> Die Herausarbeitung von Kernzielen soll Schwerpunkte der Spracharbeit erkennen lassen. Dazu sollte beispielsweise die Entwicklung der Persönlichkeit der Lernenden gehören, d.h. die Förderung seiner kognitiven, kreativen, sozialen und sprachlichen Fähigkeiten, die Entwicklung eigenverantwortlichen Handelns in der eigenen Gesellschaft und beim Umgang mit einer fremden Kultur, seine Haltungen und Einstellungen zu Sprache und Kultur (Katwijker Empfehlungen 1992: 3).

Edmonson vertritt in einem – eine ziemlich provokative These thematisierenden – Artikel[15] die Ansicht, dass zwischen kommunikativen und pädagogischen Zielen

---

[14] Auf Anregung des Budapester Goethe-Instituts wurde eine Arbeitsgruppe gegründet, in der außer Ungarn Vertreter aus Polen, der Slowakei und Tschechien mitgearbeitet haben. Vgl. Hessky 1994: 1-7.

[15] Edmonson 1999: 115-123.

in der schulischen Fremdsprachenvermittlung eine gewisse Spannung bestehe (Edmonson 1999: 119). Er zweifelt daran, dass eine Art Verbindung gelingen könnte.

In Ungarn wurde pädagogischen Zielen in den vergangenen Jahren als Folge der Veränderungen in Schule und Gesellschaft in gültigen Dokumenten viel mehr Platz eingeräumt. Einige davon, die aus den Katwijker Empfehlungen bereits zitiert wurden (die Entwicklung eigenverantwortlichen Handels in der eigenen Gesellschaft und beim Umgang mit einer fremden Kultur etc.), waren vorher in allgemein gültigen ungarischen Dokumenten für den schulischen Unterricht nicht deklariert, und selbstverständlich war dieses eigenverantwortliche Handeln auch im Alltag nicht erwünscht. Bis heute scheint es doch fraglich zu sein, wenn man das Konzept einiger ungarischen Lehrwerke kennt und von der ziemlich lehrbuchfixierten Praxis ausgeht, ob diese Ziele im Fremdsprachenunterricht (oder generell in der Schule!) tatsächlich gefördert werden und wenn ja, mit welchen Mitteln.

Zwei Beispiele für allgemeine pädagogische Ziele, die in den neueren Dokumenten erscheinen: „Der Nationale Grundlehrplan (NAT) fördert die Offenheit und Verständnis für verschiedene Kulturen und erzieht zum Kennenlernen und Schätzen von Traditionen, Gewohnheiten und Lebensweisen anderer Völker"[16] (NAT 1995: 7).

Bei der Beurteilung von Schulbüchern für Fremdsprachen und bei der Lehrbuchwahl ist diese Anforderung nicht mit ihrem nötigen Gewicht vertreten, dazu sollte in den auch für die Zielgruppe der Lehrer adressierten Veröffentlichungen professionell dargestellt werden, wie dieses Lehrziel konkreter in der Schule und in diesem Fach umgesetzt werden könnte.

Ein Beispiel für die Realisierung dieses Bedarfs: In einer Veröffentlichung für Sprachlehrer *Hogyan válassszunk nyelvkönyvet?* [Auf der Suche nach dem passenden Lehrwerk (1997)] wurden eben wegen der vorher genannten Defizite die gemeinsamen Anforderungen für die Bildungsbereiche aus dem Nationalen Grundlehrplan zitiert und diejenigen Aspekte hervorgehoben, die im FSU besonders effektiv entwickelt werden können (vgl. Zalánné Szablyár/Petneki 1997: 14-16).

Genauso wie es bis heute in einigen Kulturkreisen fraglich ist, so kann man auch in Ungarn die Frage, inwieweit Schule und Gesellschaft ein stellungnehmendes Individuum fordern, nicht eindeutig mit ja beantworten.

Nach der Wende war gleich die Erwartung da, aber zur Etablierung des kommunikativ-emanzipatorischen Ansatzes waren die Bedingungen nicht geschaffen. Was davon in verschiedenen Dokumenten deklariert wird und was davon die Praxis wirklich prägt, ist ziemlich unterschiedlich.

---

16 Übersetzt von der Autorin.

Aufgrund einer repräsentativen Untersuchung im Kreise von ungarischen Pädagogen an verschiedenen Schultypen[17] wurden bei der Definition der Phänomens „Erziehung" Ziele wie Selbstverwirklichung nur von 14%, Selbständigkeit – Autonomie von 4% angegeben.

Die Anforderung, die in regionalen Lehrwerken für DaF aber auch im Unterrichtsalltag ziemlich schwach vertreten ist, ist das Lehrziel „das Lernen lernen", das in allen Fächern gefördert werden sollte und das von vielen Experten zu den wichtigsten Zielen des Fremdsprachenunterrichts gehört. Nach Nodari habe es einen übergeordneten Stellenwert und enthalte weitere Ziele wie:

- selbständig handeln,
- Verantwortung übernehmen,
- sich selber vertrauen, ... ein Bewusstsein eigener Stärken entwickeln,
- mit anderen Menschen zusammenarbeiten.

Diese Ziele könnten alle im Bereich des Lernens angestrebt werden (vgl. Nodari 1995: 59ff.).

Unter Lehrzielen, die im Fremdsprachenunterricht von besonderer Bedeutung sind, erwähnt er aufgrund von schweizerischen Lehrplänen (erstellt 1975 bzw. 1987) noch die folgenden:

- den Umgang mit der Fremdsprache („Imitations- und Kommunikationsbereitschaft, Freude am Umgang mit Sprache"),
- eine allgemeine positive Haltung gegenüber Anderssprachigen,
- die Bereitschaft zur interkulturellen Kommunikation (positive Haltung zur Mehrsprachigkeit, Einblicke in andere Sprachräume, Verständnis für die Eigenart anderer Sprachgruppen).

Diese Schwerpunkte können in der Schweiz auf die Sprachsituation in der Deutschschweiz und auf verbreiteten Dialektgebrauch in den Medien und mit Anderssprachigen zurückgeführt werden. (Nodari 1995: 61) Wären diese Ziele doch auch in Ungarn relevant? Warum werden sie oder einige von ihnen vernachlässigt?

5. Einstellungen von Deutschlehrern zu den Lehrbüchern/Lehrwerken und die Konsequenzen

Einige Jahre nach der Wende wurde als selbstverständlich hingenommen, dass die Deutschlehrer (auch) im schulischen Unterricht mit diversen Lehrmaterialien mit unterschiedlichen didaktisch-methodischen Konzepten, mit z.T. ganz verschiedenen oder anders präsentierten, gewichteten Lerninhalten (Themen, Situationen, Textsorten etc.) arbeiten.

---

17 Vgl. Golnhoffer 2000.

Im neuen Schulgesetz (1993) wurden die Rechte der Lehrer aufgrund von gängigen Dokumenten (u.a. pädagogisches Programm) bei der Wahl der Lehrbücher bzw. der Unterrichtsmethoden deklariert:

> Der Pädagoge hat aufgrund seines Arbeitsbereichs das Recht,
> a) nach dem Erziehungs- bzw. Pädagogischen Programm die Kenntnisse, die Lehrmaterialien, die Erziehungs- und Unterrichtsmethoden zu bestimmen,
> b) im Einklang mit dem Lokalen Lehrplan und aufgrund von Konsultationen mit der Arbeitsgruppe seiner Fachkollegen die eingesetzten Lehrbücher und Ergänzungsmaterialien zu bestimmen.[18]

An dieser Stelle soll nicht verschwiegen werden, dass viele Lehrer an Mittelschulen aus Bequemlichkeit oder Überzeugung nach der Wende noch Jahre lang die alten, „bewährten" Gymnasiallehrbücher für DaF einsetzten, obwohl der Lehrbuchverlag mit der Zeit die Preise dafür ziemlich drastisch erhöhte und diese Lehrbuchreihe nicht mehr auf der Liste der zugelassenen Schulbücher stand.

Ein anderer häufig praktizierter Weg im schulischen Unterricht war, parallel mit dem alten ungarischen Lehrbuch mit einem zweiten, kommunikativen, meistens überregionalen Lehrwerk zu unterrichten, also mit zwei grundlegend anderen Konzepten zu arbeiten. Diese Praxis beweist, dass ein Teil der Lehrkräfte die Konzepte der kommunikativen Lehrwerke nicht akzeptieren konnte, nicht richtig interpretierte (z.B. Rolle der Grammatik) und sie deshalb auch nicht richtig umsetzen konnte. Die Prinzipien, die diese Konzepte prägten, waren mit ihren „bewährten" Unterrichtsmethoden nicht im Einklang. Deshalb kritisierten sie sie und fanden sie aufgrund einiger Kriterien als kurstragendes Material für ihre Schüler nicht geeignet (zu wenig Grammatik, nicht systematisch genug, keine „richtigen" Texte, Übersetzungen fehlten etc.). Einige veraltete regionale Bücher dienten vor allem dazu, Grammatik nach dem gewohnten Konzept, systematisch genug präsentieren und üben zu können, aber bis zum heutigen Tag werden auch Lehrbücher veröffentlicht, mit denen die aktuellen, deklarierten Lehrziele nicht erreicht werden können.

In der neuen Situation gab es diverse Schwierigkeiten mit den vor der Wende in Ungarn erstellten Lehrbüchern. Die ursprünglich vorgesehenen Altersgruppen der Bücher und der Bedarf waren nicht im Einklang. Nur ein Beispiel dafür: Band 1 der alten Serie für die Grundschule *(„Hurra, der Zirkus kommt!" Német nyelvkönyv a szakosított tantervű általános iskola 3. osztálya számára*[19]*)* wurde

---

18 Schulgesetz LXXIX 1993, Änderung 1999. S. 226, § 19. 1. Abschnitt a), b). Übersetzt von der Autorin.

19 Weitere Angaben siehe Literatur. Im Beitrag erwähnte Lehrwerke.

für 8-jährige Anfänger konzipiert, aber eine Zeit lang wurden damit die verschiedensten Altersgruppen unterrichtet.

Ein weiteres Problem stellte später die Lehrbuchwahl für die 14jährigen Schüler (9. Klasse) dar, die bereits in der Grundschule Deutsch lernten. Es fehlte an DaF-Lehrbüchern (Schulbüchern) für Jugendliche mit Vorkenntnissen.[20] Die alte, bereits erwähnte Serie (Szanyi: *Német nyelvkönyv* 1-4) wurde für Anfänger, für Jugendliche ohne Vorkenntnisse, also Bd. 1 für die erste Klasse des Gymnasiums (14-Jährige) konzipiert.

Die wichtigsten Ergebnisse und Konsequenzen der Befragung aus dem Jahre 1994 von Petneki bestätigen die Schwierigkeiten in der Übergangsphase (vgl. Petneki in: Petneki/Szablyár 1998: 12):

1) Es ist sehr unterschiedlich, in welcher Klasse die Schüler mit Deutsch beginnen. Die Fortsetzung kann Schwierigkeiten bereiten, auch wegen Mangel an altersgruppenspezifischen Lehrmaterialien.
2) Die Stundenzahlen – 2 Wochenstunden – in der Grundschule finden die Lehrer zu niedrig, die Arbeit ist deshalb nicht effektiv genug und für die Schüler demotivierend.
3) Es wäre dringend. „die Ziele des Deutschunterrichts auf den verschiedenen Lernstufen für die verschiedenen Altersgruppen differenziert" zu definieren. „Nur so kann man sichern, daß in den Deutschstunden die Lehrbücher den Zielgruppen entsprechend eingesetzt werden".
4) Damit hängt zusammen, dass das größte Problem – und das beweist, dass die Lehrer die Lehrbücher als Stütze brauchen – die alters- und zielgruppengerechte Auswahl der Lehrbücher darstellte. Mit denselben überregionalen Konzepten unterrichteten die Lehrkräfte verschiedene Altersgruppen.[21] Sehr positiv ist, dass viele Befragten darauf hinwiesen, dass sie bei nicht „zugeschnittenen" Materialien mit Einsatz von Ergänzungsmaterialien oder anderen Änderungen die Probleme lösen konnten.

Manche kleinen Verlage entdeckten die Marktlücken im Falle von Deutsch und Englisch, vor allem bei der zahlenmäßig größten Zielgruppe von Grundschülern, und reagierten prompt, oft mit in Eile gebastelten relativ billigen Lehrbüchern.

---

20 Zu dieser Zeit, Anfang der 90er Jahre hat ein Team von Didaktikern an der ELTE vorgenommen, für diese Zielgruppe ein Lehrwerk zu schaffen. Die Erarbeitung des Konzepts wurde von CEF (Catching up with European Higher Education Found) unterstützt. Das Lehrwerk wurde 2001-2004 unter dem Titel *Deutsch mit Grips* von Klett Verlag und Klett Kiadó in Stuttgart und in Budapest veröffentlicht.

21 Beispiele dafür, Daten aus dem Schuljahr 1993-1994, wurden in: Petneki/Szablyár 1998: 75.

Angesichts der Tatsache, dass die Ineffektivität für den Fremdsprachenunterricht in dieser ziemlich chaotischen Lage weiterhin charakteristisch war, sollte die Frage gestellt werden, ob sie nicht auf Diskrepanzen zwischen Lehrwerken und methodisch-didaktischen und auch sprachlichen Kompetenzen eines Teils der Sprachlehrer ohne Fachausbildung zurückzuführen ist. Petneki beruft sich in ihrer Dissertation (Petneki 1998: 33) auf Daten,[22] nach denen in Ungarn Anfang der 90er Jahre (in den Schuljahren 1992/93 und 1993/1994) insgesamt 4537 Deutschlehrer im schulischen Unterricht tätig waren, davon hatte fast die Hälfte, 1933, keine Fachausbildung.[23] Deshalb scheint es berechtigt zu sein, Gießing Recht zu geben, wenn er fordert, nicht nur Lehrbücher zu begutachten, sondern – wie er betont – auch „die Art von Unterricht, der auf der Grundlage dieser Lehrwerke erteilt wird" zu prüfen (Gießing 2003: 91).

Nach der Ansicht der Autorin kann der Einsatz von neueren, professionellen Lehrmaterialien, die u.a. auf Kreativität und sehr gute Sprachkenntnisse der Unterrichtenden bauen, scheitern, wenn diese Erwartungen nicht erfüllt werden können.

Schwierigkeiten anderer Art hatten qualifizierte Deutschlehrer, die früher, eventuell Jahrzehnte lang an Gymnasien mit 14 bis 18-Jährigen arbeiteten und plötzlich jüngere, 10-14-Jährige unterrichten mussten.

Dass Lehrbücher auf den verschiedenen Stufen (Sek. I und Sek. II) nicht die gleiche Funktion haben, darauf weist Timm hin, wenn er über Funktion und Akzeptanz von Lehrwerken spricht (Timm 1998: 43). Nach ihm hätten Schulbücher auf Sek. I eine gewichtigere Funktion (ebd.), allerdings werden die Gründe dafür nicht genannt. Stützen sich Lehrer wegen der Lerner mehr auf das Lehrmaterial, um zu vermeiden, dass sie ihre Schüler überfordern? Oder hängt dieser Unterschied mit der Ausbildung zusammen?

Bei Appel wird aufgrund von Lehreräußerungen sehr zutreffend eine typische Einstellung von Lehrern zum Lehrbuch formuliert, die auch in Ungarn verbreitet ist: Es habe eben „nicht den Charakter eines Mediums zur Verwirklichung von Lernzielen", sondern stelle „eine eigenständige Vorgabe" dar, „die den Unterricht im Großen wie im Kleinen steuert. Grundlage des Unterrichts ist nicht die Struktur der Sache, d.h. die Eigenschaften der englischen Sprache, sondern das Buch (Appel 2000: 201)".

Die bereits zitierten Ergebnisse der Umfrage von Petneki (1993/94) zeigen, dass die Lehrer den grundlegenden Unterschied zwischen den zwei – damals in Ungarn am häufigsten eingesetzten – überregionalen Lehrwerken *Deutsch aktiv Neu* und *Themen* und dem Gymnasiallehrbuch von Szanyi *Német nyelvkönyv*

22 Vgl. auch Petneki 1993: 143.

23 Vgl. auch Teil 6: Mangel an ausgebildeten Fremdsprachenlehrern

erkannten und exakt formulieren konnten. Sie stellten fest, dass die Forderungen an ein kommunikativ ausgerichtetes Lehrmaterial im Falle der beiden deutschen Konzepte erfüllt sind, während sie im ungarischen Schulbuch für DaF kaum realisiert werden. Doch sprechen auch Argumente für den Einsatz des schon veralteten Materials, nämlich die Vertrautheit und die langjährigen Erfahrungen damit (vgl. Petneki/Szablyár 1998: 117).

Die Umstellung erforderte von den Lehrern ein Umdenken in vielen Bereichen. Wie das im Lehrerhandbuch zu *Themen* formuliert wird, „Lehrziel von ‚Themen' ist also nicht bloß eine situative Sprech- und eine grammatische Sprachkompetenz, sondern eine Sprachhandlungskompetenz, die alle genannten Teilfähigkeiten umfaßt" (Gerdes et al. 1987: 8). Außerdem orientierten sich diese eigentlich universalistischen Konzepte an den Teilnehmern des Unterrichts, also an den Lernern und den Lehrern, und als offene, flexible und lernerorientierte Lehrwerke verlangten sie vom Lehrer bestimmte grundlegende Kompetenzen, die zum schülerzentrierten Fremdsprachenunterricht unerlässlich sind.

Auch die Tatsache, dass es sich bei überregionalen Lehrwerken nicht mehr um ein zweisprachiges Schulbuch für ungarische Schüler handelt, sondern um ein einsprachiges für Erwachsene und Jugendliche ab 16 in verschiedenen Ländern der Welt, brachte sowohl Vorteile (aus der Sicht der Motivation, der kommunikativen Vermittlung der Landeskunde etc.) als auch Schwierigkeiten (der kommunikative Ansatz mit neuen Zielen und Schwerpunkten verlangt ein neues Unterrichtskonzept, Kontrastivität als Prinzip fehlt etc.) mit sich.

5.1. Fragen der Lehrbuchwahl

Die Lehrbuchwahl wurde meistens von den Fachlehrern getroffen, in größeren Schulen sollten sich die Deutschlehrer einigen und die Lehrbücher, mit denen unterrichtet wird, gemeinsam bestimmen. Es kann aber bis heute vorkommen, dass z.B. der Direktor oder Schulträger (der zuständige Angestellte der Selbstverwaltung) aus finanziellen Gründen das zu unterrichtende Lehrbuch einfach bestimmt.

Königs ist der Ansicht, die Situation (oberflächliche Detailkenntnisse einiger Lehrwerke und eine Fülle an Lehrwerken) verlangt vom Lehrer eine „vielleicht intuitive und spontane Entscheidung für ein oder zwei Lehrwerke" (Königs: 399). Was bei dieser Entscheidung eine große Rolle spielt? Die Art der Aufmachung, Bekanntheit des Autors und Verlag(spolitik) – lautet seine Antwort. Wenn man Präferenzen ungarischer Deutschlehrer analysiert, können diese Behauptungen z.T. widerlegt werden: Lehrbücher, Lehrwerke von früher unbekannten ungarischen AutorInnen erschienen bei neu gegründeten Verlagen und wurden gleich von vielen gern gewählt, oder das sehr erfolgreiche Lehrwerk für Kinder *(Das Deutschmobil)* von in Ungarn unbekannten griechischen AutorInnen erschien

bei einem prominenten deutschen Verlag und war lange Jahre ein Renner in der Grundschule.

Die Aufmachung als Kriterium hielten aus der Sicht der Motivierung viele ungarische Lehrer, eigentlich berechtigt, für ziemlich wichtig, nach Jahrzehnten, in denen Schulbücher generell, was Layout und Aufmachung angeht, mit Recht kritisiert wurden. Deutsche Verlage können mit Freiexemplaren, Ermäßigungen, geschickt organisierten Präsentationen nicht besonders souveräne Lehrer für sich gewinnen und auch einigermaßen manipulieren.

Die Daten von Petneki (1995) ergaben einerseits, dass in einigen Jahren trotz Änderung der Rahmenbedingungen und verschiedener grundlegender Bestrebungen kein Paradigmenwechsel eintreten konnte. Das am häufigsten erwähnte, für die Mehrheit das wichtigste Kriterium bei den befragten Deutschlehrern war die Rolle der Grammatik, die Grammatikdarstellung in den Lehrbüchern. Aber fast genauso viele haben als wichtiges Kriterium bei der Lehrbuchwahl die Bedürfnisse, Erwartungen ihrer Zielgruppe bzw. die Motivation angegeben, was wirklich als eine positive Entwicklung zu betrachten ist.

Kriterienlisten bzw. Kriterienkataloge, die bei der Auswahl von passenden Lehrbüchern für Fremdsprachen helfen könnten, von denen in Deutschland in den vergangenen Jahren in Fachbüchern und Fachzeitschriften von prominenten Experten viele verschiedene publiziert wurden,[24] waren in Ungarn nicht erhältlich und nicht einmal unter Lehrbuchautoren bekannt. Auch die von ungarischen Experten generell für die Lehrbuchwahl erstellten sind eigentlich noch immer eher eine Mangelware.[25]

Bei der Lehrbuchwahl wird bis heute oft als Kriterium, das Lehrer berücksichtigen müssen, der Preis erwähnt, besonders in Schulen, die Kinder von weniger „Betuchten" besuchen. Das ist wahrscheinlich charakteristisch für alle ehemaligen sozialistischen Länder, so erscheint das als Kriterium auch in dem sog. Brünner Kriterienkatalog von Jenkins u.a. (1997), bzw. auch Lehrbuchautoren in Polen berufen sich darauf.[26] Die Preise für Lehrbücher erhöhten sich nach der Wende in Ungarn enorm, so ist das eine politische Frage geworden, die auch bei den Wahlen ausgespielt werden kann.

Was beeinflusste noch die Lehrbuchwahl?

Auch aus dem Grund, dass die meisten Sprachlehrer ohne Qualifizierung vor allem an Grundschulen unterrichteten, kann behauptet und mit Daten untermauert werden, dass ihre Entscheidung durch ihre Sprachkenntnisse in Deutsch stark determiniert war.

---

24 U.a. von Heyd (1991), Hölscher (1993), Krumm (1994), Neuner (1994), Schmidt (1994), Reisener (1995), Jenkins u.a. (1997)

25 Einige wichtige Publikationen: Horváth (1996), Dárdai (2002).

26 Vgl. Kleinschmidt/Rek/Sekulski 1998: 81-92.

Morvai zitiert aus der Zusammenfassung der Ergebnisse einer Umfrage des Pannon-Klett Kiadó (1996):[27]

> Viele Lehrer können nicht gut Deutsch [...]. Sie haben Angst, aus einem ausländischen, ausschließlich deutschsprachigen Lehrwerk zu unterrichten. Sie brauchen die Aufgabenstellungen und die grammatischen Erklärungen auf Ungarisch. Sie können mit den kommunikativen Lehrwerken nur mit großen Schwierigkeiten umgehen. [...] Ergänzungsmaterialien [...] werden in den Stunden nicht sehr häufig benutzt. Sie halten ihr Lehrwerk oft für modern, auch wenn es längst veraltet ist (Morvai 1998a: 49).

Da nach der Wende Lehrwerke für den Fremdsprachenunterricht frei gewählt und eingesetzt werden konnten und die Auswahl auch im Buchhandel in Ungarn mit der Zeit immer größer wurde, entstand allmählich auch das Bedürfnis, die Eignung und Qualität dieser Bücher überprüfen zu können (vgl. Petneki/Szablyár 1998: 5).[28] Seit Mitte der 90er Jahre wurden deshalb Versuche gemacht, Kriterienlisten für Sprachlehrer/Deutschlehrer/Lehrbuchautoren zu erstellen.[29]

5.2. Trends beim Wechsel von Lehrbüchern

Da in Ungarn ständig neue Sprachbücher veröffentlicht, viele neue auch aus Deutschland importiert wurden, wechselten Lehrer sie ziemlich oft, und die Erfolglosigkeit wurde den Büchern zugeschrieben. Der Lehrbuchwechsel erfolgte sowieso, wenn neue Lehrer mit neuen Vorstellungen Klassen/Gruppen übernahmen.

Die Einstellungen der Lehrer zu Lehrmaterialien können auch anders beeinflusst werden. Ein sehr interessantes und typisches Phänomen war in den 90er Jahren zu beobachten. Nach der Wende wurde die schon seit 1979 vorgeschriebene Lehrbuchreihe von Szanyi la dank der neuen Regelungen an vielen Schulen von einem überregionalen kommunikativen Lehrwerk abgelöst, mit der Lizenzausgabe

---

27 Angaben aus einer Fragebogenaktion des Pannon-Klett Verlags aus dem Jahre 1996. Aus 3400 Fragebögen wurden 675 beantwortet.

28 Vgl. das Vorwort des Lehrbuchs für Studenten „Lehrbücher und Lehrwerke des Deutschen im ungarischen Kontext" zum Thema Lehrwerkanalyse. In den letzten Jahren wird von immer mehr deutschen Experten betont, dass allein Kriterien nicht die gewünschten Ergebnisse bringen können, die Forschung der Wirkung von Lehrmaterialien sollte angetrieben werden. Im Band Bausch et al. (1999) wird in mehreren Beiträgen dafür plädiert, u.a. bei Bausch, Henrici, Königs. Die Vernachlässigung der Lehrbuchforschung wurde in der ungarischen Fachliteratur schon 1986 bei L. Dala, in: Horváth et al. 1986: 20 als Defizit erwähnt.

29 Beispiele: Petneki (1995), Szablyár (1996), Zalánné Szablyár/Petneki (1997).

von *Deutsch aktiv Neu*. Zu den ersten zwei Bänden wurden auch regionalisierte Arbeitsbücher von einem Autorenteam in Ungarn[30] konzipiert. Die „Einführung" dieses Buches wurde 1989/90 von einem ziemlich groß angelegten Fortbildungsprojekt der Schweizerischen Weiterbildungszentrale begleitet und unterstützt, das in drei Phasen als Ziel die Ausbildung von MultiplikatorInnen hatte. Das Konzept wurde von dem damaligen Projektleiter Alois Keller bzw. von Martin Müller und Lukas Wertenschlag in Fribourg/Freiburg entwickelt (vgl. Majorosi 2002: 186).

Das Vorgehen war berechtigt. Es sollten jedoch Jahre vergehen, bis die Betroffenen erfuhren, dass allein die Lehrbücher keine Garantie dafür sind, dass der Unterricht damit effektiv wird. Leider behandelt die Dissertation von Majorosi die Rolle des Lehrwerkes *Deutsch aktiv Neu* in diesem Projekt nicht.

Natürlich war es vielen Lehrern kaum zuzumuten und nicht zu erwarten, ihr methodisches Repertoire unter den gegebenen und allmählich wandelnden Rahmenbedingungen in kurzer Zeit grundsätzlich zu ändern. Nach Einschätzung einer ungarischen Deutschlehrerin, die von einer deutschen Lektorin interviewt wurde, scheint für viele Lehrer selbst der Umgang mit den didaktischen Prinzipien des kommunikativen Ansatzes problematisch zu sein:

> Also die älteren Kolleginnen, also sie... es gibt solche, die vielleicht die Umstellung schon geschafft haben, aber viele können oder wollen das auch nicht. Also sie arbeiten mit diesen Büchern weiterhin so wie sie mit den, mit diesen Grammatik-Übersetzungsmethode...also sie machen es denk ich mir nicht so sehr kommunikativ. (Lamb 2004: 8)

Nach einigen Jahren nicht immer erfolgreicher Arbeit mit *Deutsch aktiv Neu* wählten viele von den Lehrern – und meines Erachtens sollte dieser Trend als Rückwirkung betrachtet werden – wieder ein regionales Konzept *(Start!)*, das in seiner ersten Fassung fachlich mit Recht zu kritisieren ist und eindeutig einen Rückschritt bedeutete.

5.3. Lehrbuchwahl und die Sprachprüfung

Die externe Sprachprüfung hat den Einsatz von Lehrmaterialien auch in der Schule bestimmt. „Dank" der Prüfungszentriertheit stieg die Zahl der Ergänzungsmaterialien, Übungsbücher, die zur Vorbereitung auf Sprachprüfungen verschiedene

[30] Die Autorinnen der regionalisierten Arbeitsbücher: 1A (1993) - Árkossy/Bene/Czigány/Gombocz/Relle, 1B (1994) - Árkossy/Bene/Czigány/Gombocz Langenscheidt – Nemzeti Tankönyvkiadó

Materialien, Tests anbieten, sprunghaft. Das zeigt die folgende Abbildung,[31] in der alle zwischen 1990 und 1995 in Ungarn erstellten regionalen Lehrmaterialien (auch Ergänzungsmaterialien) erfasst sind (s. Abb. 1):

LEHRMATERIALIEN	1990	1991	1992	1993	1994	1995	Insg.:
Lehrbücher für Erwachsene	3	4	1	3	3	-	14
...für Kinder, Jugendliche	-	1	1	3	2	1	8
Lehrerhandbücher	-	-	2	3	6	2	13
Test- und Übungsbücher	4	7	11	11	5	8	46
Grammatiken und Übungsbücher zur Grammatik	2	3	5	4	4	2	20
Lesebücher, Materialien zur Konversation, Wortschatz	2	-	7	9	6	5	29
GESAMTZAHL	11	15	26	33	26	17	130

Abb. 1: Neue regionale Lehrmaterialien in Ungarn zwischen 1990-95 (Deutsch als Fremdsprache)

Die neu gegründeten kleinen ungarischen Verlage sahen gute Absatzmöglichkeiten bei der hohen Zahl der Gymnasiasten, die die Hürde der Sprachprüfung nehmen mussten. Um der anspruchsvollen und ziemlich zeitaufwendigen Aufgabe der Vorbereitung gerecht zu werden, bemühten sich natürlich auch die Sprachlehrer, ihre Schüler gezielt auf die Prüfungsaufgaben vorzubereiten und verwendeten und verwenden bis heute bei Fortgeschrittenen oft statt Lehrwerken eher Ergänzungsmaterialien von manchmal sehr unterschiedlicher Qualität.

In dieser Zeit wurden aus finanziellen Gründen nur einige kleinere Umfragen gestartet, die in der neuen Lage die Meinungen und Einstellungen von Lehrern zu den zahlreichen regionalen und überregionalen Lehrwerken auf dem Markt erfassen wollten. Ein wichtiger Grund für die wirklich großen Widersprüche bei der Beurteilung der Lehrbücher ist einerseits die Kontraselektion im Falle des Lehrerberufs, die unterschiedliche Qualität der Ausbildung und, was damit eng zusammenhängt, die bereits erwähnten sehr unterschiedlichen Kompetenzen der Deutschlehrer, die ihre Erwartungen und ihre Praxis mehr oder weniger bestimmen. (Siehe dazu Abb. 2).

---

31 Erschienen zuerst in: Konferenzbericht Europäische Integration und Mittelosteuropa. Zagreb, 1996. Veröffentlicht auch in: Petneki/Szablyár 1998: 17.

Ein Zulassungsverfahren existiert seit der Wende, eine Abteilung des Unterrichtsministeriums beschäftigte sich bis 2002 mit dieser – wegen der sehr hohen Zahl der jährlich eingereichten neuen Lehrbücher in den verschiedenen Fächern – schweren und zeitaufwendigen Aufgabe. Sie beauftragte Experten mit der Begutachtung der eingereichten Titel.[32] Dazu wurden für alle Fächer einheitliche Qualitätskriterien eingesetzt, die in den vergangenen Jahren mehrmals revidiert wurden. Sie waren für die spezifische Analyse von Lehrwerken für Fremdsprachen nur zum Teil geeignet.

Kann eigentlich nur mit zugelassenen Lehrwerken Deutsch unterrichtet werden? Daten des Goethe-Instituts Budapest[33] und die Praxis (*Start!* war im Schuljahr 2003/2004 nicht zugelassen und wurde an vielen Schulen eingesetzt) beweisen, dass dies nicht immer der Fall ist.

Rang-reihe	Titel **1995***	Zahl	Titel **1997****	Zahl	Titel **2000**	Zahl	Titel **2002**	Zahl
1	Das Deutschmobil	713	Themen (neu)	577	Das Deutschmobil	667	*Start!*	611
2	*Hurra! Der Zirkus kommt!*	653	Das Deutschmobil	445	Deutsch aktiv Neu	464	Das Deutschmobil	563
3	*Kinderthemen*	509	*Német nyelv-könyv (Szanyi)*	379	*Német nyelv-könyv (Szanyi)*	430	*Unterwegs*	468
4	*Mach mit! Spiel mit! Lerne mit!*	496	*Hurra! Der Zirkus kommt!*	252	Themen/Themen neu	360	*Schulbus*	413
5	*Német nyelv-könyv (Szanyi)*	451	*Kinderthemen*	251	*Kinderthemen*	303	Themen neu/ Themen	216
6	*Schiff ahoi*	444	Deutsch aktiv Neu	192	*Hurra! der Zirkus kommt!*	302	Pingpong	192
7	*Auf der Suche nach Axel*	412	Deutsch konkret	129	*Schulbus*	259	*Grünes Licht*	146
8	*Mein erstes Deutschbuch*	398	*Schiff ahoi!*	125	*Start!*	223	Deutsch aktiv Neu	121
9	Themen neu	389	*Schulbus*	116	*Ein Wort gibt das andere*	207	*Ein Wort gibt das andere* *Mein erstes Deutschbuch*	114 114
10	Schulbus	385	*Mach mit! Spiel mit! Lerne mit!*	107	Deutsch konkret	192	Pass auf!	107

Abb. 2: Zusammenstellung über die Rangreihe der in lehrer.dbf am häufigsten genannten Lehrwerke für DaF in Ungarn[34] (Zahl = Anzahl der Nennungen)

* Diese „Liste der häufigsten Lehrwerke" umfasst insgesamt 46 Titel, wurde 1995 erstellt und nicht veröffentlicht. Es wurde kein Unterschied zwischen kurstragenden Lehrwerken und Ergänzungsmaterialien gemacht.

** Erschienen in der Nummer Dezember 2000 im *Schwarzen Brett*, als Vergleich zu Daten, die aus dem Jahr 2000 stammen.

Eine bunte Palette von Lehrwerken von deutschen und ungarischen AutorInnen stellt die Abbildung 2 dar, die auch bestimmte Trends erkennen lässt. Sie wurde mit Hilfe von Daten aus mehreren Befragungen des Goethe-Instituts Budapest in diesem Zeitraum von der Autorin zusammengestellt.

6. Mangel an ausgebildeten Fremdsprachenlehrern

Nach der Abschaffung des Russischunterrichts – trotz der gleich getroffenen Maßnahmen (vgl. Erhöhung der Zahl der Studenten für Fremdsprachen im Hochschulwesen, die sog. Umschulung der Russischlehrer, das 3-jährige Studium) – herrschte besonders in den Grundschulen und auf dem Lande jahrelang großer Mangel vor allem an Deutsch- und Englischlehrern. Ein Bedarf an 12-15 000 Fremdsprachenlehrern wurde nach der Wende in westlichen Fremdsprachen registriert.

Die folgende Statistik zeugt von diesen Veränderungen (s. Abb. 3):

Schuljahr	Englisch	Deutsch	Russisch	Französisch	Sonstige Sprachen	Insgesamt	Proportion westlicher Sprachen
1989/90	2 144	1 247	2 985	604	806	7 786	61,7%
1990/91	2 596	1 657	2 510	678	1 271	8 712	71,2%
1991/92	3 866	2 573	2 125	908	1 685	11 157	81,0%
1992/93	4 041	2 800	1 409	964	1 753	10 967	87,2%
1993/94	4 469	2 952	1 062	1 106	1 823	11 412	90,7%
1994/95	6 274	4 514	1 190	1 522	2 706	16 206	92,7%
1995/96	5 759	4 739	900	1 509	2 683	15 590	94,2%
1996/97	5 746	4 723	909	1 463	3 652	16 493	94,5%
1997/98	5 920	4 753	741	1 466	2 719	15 599	95,2%
1998/99	6 074	4 720	788	1 427	3 505	16 214	95,1%

Abb. 3: Veränderung der Anzahl der Studierenden von Fremdsprachen 1989/90-1998/99[35]

---

32 Regierungserlass u.a. über die Zulassung von Schulbüchern 5/1998 (II.18), Gesetz 37 2001, Änderung 75/2003 (28.05.)

33 U.a. Rangreihe der in lehrer.dbf am häufigsten genannten Lehrwerke für DaF in Ungarn. In: Das schwarze Brett, H.20, S. 9f.

34 Die kursiv gedruckten Titel sind regionale Lehrbücher.

35 Quelle: Statistiken des ungarischen Bildungsministeriums. Die Zahlen beziehen sich auf die Anzahl der gewählten Fächer der LehramtskandidatiInnen. In: Jelentés a közoktatásról 2000, S. 467.

Zwischen 1989 und 1993 wurde generell die Zahl der Studenten im Hochschulwesen um 30% und zwischen 1993 und 1996 nochmals um 25% erhöht. Zurzeit werden an 7 Universitäten und 19 Hochschulen Germanisten und Deutschlehrer ausgebildet (vgl. Paul 2001: 1544).

Im Jahre 1999/2000 waren in Ungarn 24712 Sprachlehrer im Schulwesen beschäftigt bzw. etwas weniger (die Lehrer, die zwei Fremdsprachen studiert haben, sind in der Statistik[36] zweimal aufgeführt). Nur 61,9% unterrichteten ihr Fach.

1990-1998 wurden an 14 Hochschulen Umschulungsprogramme durchgeführt, über 2500 Lehrer wurden zu Deutschlehrern weitergebildet. Die Umschulung stellte zugleich eine attraktive finanzielle Möglichkeit für die Hochschulen dar, damals konnte dieses Studium (Kosten, Honorare für Dozenten etc.) von der Weltbank finanziert werden.

Leider wurden Curricula für diese Studiengänge und ihre Umsetzung kaum dokumentiert und evaluiert, es gab sehr wenige Umfragen, empirische Forschung dazu; was Deutsch betrifft, veröffentlichten lediglich manche deutsche Experten Studien über die Widersprüche der Umschulung.[37]

Trotz dieser Bemühungen und durch vom Staat gesicherte Möglichkeiten unterrichten bis heute, wie das vorher aus einem anderen Gesichtspunkt bereits erwähnt wurde, vor allem an Grundschulen Lehrer, die über keine Fachausbildung verfügen. Dies wird noch immer auch offiziell toleriert, obwohl laut Schulgesetz ab September 2002 (früher einmal schon ab 2000) nur Lehrer mit einem Lehrerdiplom in einer bestimmten Fremdsprache im Schulwesen unterrichten durften. Dies endlich umzusetzen wäre ein wichtiger Schritt zur Qualitätssicherung.

Um Bedürfnisse auch auf eine andere Weise zu befriedigen, wurden Anfang der 90er Jahre in der Lehrerausbildung neue Modelle, neue Curricula konzipiert. An der ELTE Budapest erarbeiteten Dozenten der damals neuen Lehrerbildungsinstitute (Centre for English Teacher Training, Institut für Deutsch als Fremdsprache) das so genannte dreijährige Modell. Dies ermöglichte im Rahmen eines ziemlich intensiven, einphasigen praxisorientierten Studiums (in Publikationen oft „Kurzstudiengang" genannt) mit einjährigem integrierten Praktikum, Studenten in drei Jahren auf den Lehrerberuf professionell vorzubereiten. Die curriculare Arbeit des Instituts für DaF wurde damals auch von namhaften ausländischen Experten, u.a. von Prof. Krumm, Prof. Neuner, Prof. Rösler, unterstützt.[38] Auch an vielen weiteren Universitäten und Hochschulen in Ungarn wurden Sprachlehrer in hoher Zahl ausgebildet, aber dazu fehlten oft kompetente

36 Vgl. Jelentés a közoktatásról 2000. OKI, Tabelle 164.
37 Vgl. Schmidt 1995.
38 Vgl. Szablyár 2001.

Fachleute. Um die Geschichte dieser Studiengänge zu Ende zu führen, muss an dieser Stelle nur so viel stehen, dass sie nach/mit der Veröffentlichung und Umsetzung der neuen Anforderungen für das Hochschulwesen (2001) abgeschafft wurden. Die Mehrheit der Studenten der letzten Studiengänge absolvierte ihr Studium im Sommer 2004.

Aufgabe des Lehrers im fremdsprachlichen Anfangsunterricht (!) wäre nach Bleyhl (in: Bausch et al. 1999: 26), Repräsentant der betreffenden Sprachkultur zu sein. Bei der Konzipierung verschiedener neuer Regelungen, Curricula, Umstrukturierung des Hochschulwesens dürften Experten nicht aus den Augen verlieren, was Lehrerausbildung anbetrifft, dass diese Aufgabe Lehrer mit mangelhaften Sprachkenntnissen, ohne fundierte, relevante Fachkenntnisse in Zukunft nicht wahrnehmen können und dürfen.

7. Ausblick

Nach dem Regierungswechsel im Jahre 2002 begann auch im FSU eine neue Periode. Die Zuständigen räumten dem Fremdsprachenunterricht im Schulwesen erneut eine Priorität ein, wobei unter den Argumenten nicht nur die Kritik über das nur sehr langsam steigende Niveau der Fremdsprachenkenntnisse der ungarischen Bevölkerung zum Ausdruck gebracht, sondern auch die Notwendigkeit des Anschlusses an den europäischen Standard erklärt wurde. Bald arbeitete man ein Programm unter dem Namen *Világ-Nyelv* (Welt-Sprache) aus. Man ging relativ schnell an die Realisierung dieses Programms, das sich zum Ziel gesetzt hatte, einen radikalen Aufwärtstrend zu ermöglichen. Dazu wurden seitens der Regierung auch finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt. Im ersten Jahr wurden neun unterschiedliche Programme mit insgesamt 21 Projekten gestartet. Wie erfolgreich diese Programme im ungarischen Kontext unter den gegebenen Rahmenbedingungen umgesetzt werden konnten, dazu führte bzw. führt man verschiedene Umfragen durch. Der Analyse der Ergebnisse dieser Umfragen sollte eine eigenständige Studie gewidmet werden.

Literatur:

Appel, Joachim 2000: Erfahrungswissen und Fremdsprachendidaktik. (Hg. v. Friderike Klippel) Berlin etc.: Langenscheidt-Longman (Münchener Arbeiten zu Fremdsprachenforschung).

Breitung, Horst/ Lattaro, Elisabeth 2001: Regionale Lehrwerke und Lehrmethoden. In: Götze, L./ Henrici, G./ Krumm, H.-J. (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 19.1. /19.2), S. 1041-1053.

Dárdai, Ágnes 2002: A tankönyvkutatás alapjai. Pécs: Dialógus Campus.

Edmondson, Willis J. 1999: Die fremdsprachliche Ausbildung kann nicht den Schulen überlassen werden. In: PRAXIS 46, H.2, S. 115-123.

Einhorn, Ágnes 2003: Die Revision der ungarischen Abschlussprüfung in DaF. Prinzipien und Ergebnisse der Forschungsarbeit 1996-2002. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2002. Budapest: GUG, S. 315-331.

Europäische Kommission (Hg.) 1995: Lehren und Lernen. Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft. Weißbuch. Brüssel.

Földes, Csaba 1998: Deutschunterricht und Germanistik in Ungarn. Geschichte – Stand – Ausblicke. In: Grucza, F. (Hg.): Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa. Geschichte – Stand – Ausblicke. Dokumentation einer internationalen Konferenz, 10.-12. Oktober 1996, Warszava. Warszava: Graf-Prunkt, S. 66-79.

Gießing, Jürgen 2003: Fremdsprachen lernen trotz Lehrbuch. In: Praxis 50, H.1, S. 91-93.

Golnhoffer, Erzsébet 2000: A pedagógiai tevékenység meghatározói és változásai. In: Jelentés a közoktatásról 2000. http://www.oki.hu/kiadvany.php?kod=Jelentes2000

Hessky, Regina 1994: Ein Rahmencurriculum für fortgeschrittene jugendliche Lerner. In: DUfU H.3, S. 1-7.

Heyd, Gertraude 1991: Kriterien für die wissenschaftliche Beurteilung von Lehrwerken. In: Deutsch lehren, Frankfurt a. M.: Diesterweg, S. 264-269.

Hölscher, Petra 1993: Checkliste für die Analyse von Lehrwerken im Fach Deutsch als Zweitsprache. In: Hölscher, P./ Rabitsch, E. (Hg.): Methoden-Baukasten. Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Frankfurt a. M.: Cornelsen Scriptor, S. 48.

Horváth, Zsuzsanna 1996: Tankönyvelemzési szempontok és eljárások. In: Új Pedagógiai Szemle H.10.

Horváth, Gáborné et al. 1986: Tankönyvelméleti tanulmányok. (Hg. Karlovitz János). Budapest: Tankönyvkiadó. Jenkins, Eva-Maria u.a. 1997: Brünner Kriterienkatalog zur Beurteilung von Lehrwerken für den Deutschunterricht in tschechischen Grundschulen und Gymnasien. In: Krumm, H.-J./ Portmann-Tselikas, P. (Hg.): Theorie und Praxis. Österreichische Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache. Bd. 1, S. 182-194.

Katwijker Empfehlungen zur Curriculumsentwicklung. Ergebnisse eines Kolloquiums vom 31.3.-4.4.1992 in Katwijk/Niederlande. Redaktion: von Horst Breitung. Typoskript. Veröffentlicht in: Deutsch als Fremdsprache (1993) H.3, S. 184-186.

Kleinschmidt, Anke/ Rek, Birgit/ Sekulski, Birgit 1998: Wie konventionell darf ein Lehrwerk für DaF sein? In: Materialien DaF, 47, 81-92.

Kron, Friedrich W. 1997: Pedagógia. Budapest: Osiris.

Krumm, Hans-Jürgen 1994: Stockholmer Kriterienkatalog. In: Kast, B./ Neuner, G. (Hg.): Zur Analyse, Begutachtung und Erstellung von Lehrwerken für den fremdsprachlichen Deutschunterricht. Berlin-München: Langenscheidt, S. 100-105.

Lamb, Rike: Fremdsprachenunterricht in Ungarn: Aspekte einer Lehr und Lernsituation aus Sicht von Fremdsprachenlehrern. In: Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht (http://www.ualberta.ca/~german/ejournal/Lamb3.htm)

Majorosi, Anna 2002: Überlegungen zu der aktuellen Problematik der Lehrerfort- und -weiterbildung anhand des Beispiels der Fortbildung von FremdsprachenlehrerInnen und der Weiterbildung zu MultiplikatorInnen im Fremdsprachenbereich in Ungarn nach der Wende. Dissertation. Pécs.

Manherz, Károly 1995: Nyelvvizsga-rendszerünk vizsgája. In: Modern Nyelvoktatás 1, H.1, S. 21-22.

Medgyes, Péter 1995: A kommunikatív nyelvoktatás. Budapest: Eötvös József Könyvkiadó.

Meyer, Meinert A. 2003: Erziehungswissenschaft. In: Bausch, K.-R./ Christ, H./ Krumm, H.-J. (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. 4. Auflage. Tübingen: Francke, S. 43-49.

Morvai, Edit 1998a: Az általános iskolai nyelvoktatás. In: Einhorn, Ágnes (Hg.): Vizsgatárgyak, vizsgamodellek I. Német nyelv. Budapest: OKI, S. 41-55.

Morvai Edit 1998b: Mauer oder Brücke? Über die Notwendigkeit des souveränen Umgangs mit Lehrwerken. In: Nyelvvizsga fórum 1, H.2, S. 49-51.

Nemzeti alaptanterv 1995. Budapest: Művelődési és Közoktatási Minisztérium.

Neuner, Gerhard 1994: Lehrwerkforschung – Lehrwerkkritik. In: Kast, B./Neuner, G. (Hg.): Zur Analyse, Begutachtung und Erstellung von Lehrwerken für den fremdsprachlichen Deutschunterricht. Berlin, München: Langenscheidt, S. 8-22.

Nikolov, Marianne: Az idegennyelv-tanítás megújulásának hatásai. In: Új Pedagógiai Szemle. http://www.oki.hu/kiadvany.php?kod=2003-03

Nodari, Claudio 1995: Perspektiven einer neuen Lehrwerkkultur. Aarau etc.: Sauerländer.

Ortmann, Wolf Dieter: Lehrwerkverwendung im Fach Deutsch als Fremdsprache in Ungarn. Auswertung einer Fragebogenaktion aus den Jahren 2001 und 2002 (Stand Juni 2002) PMDF Mailserv V6.1

Paul, Rainer 2001: Deutschunterricht und Germanistikstudium in Ungarn. In: Götze, L./ Henrici, G./ Krumm, H.-J. (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 19.2), S. 1544-1551.

Petneki, Katalin 1993: Mit ér az idegen nyelv, ha német? In: Magyar Pedagógia 93, H.3-4. S. 135-147.

Petneki, Katalin 1995: Lehrwerke des Deutschen im ungarischen Schulwesen. Über die Effektivität der in Ungarn eingesetzten Lehrbücher des deutschen. Dissertation. Budapest. Manuskript.

Petneki, Katalin 1998: Idegen nyelvi tananyagok és tantervek alkalmazott nyelvészeti vonatkozásai. Doktori (PhD) értekezés. Pécs. Manuskript.

Petneki, Katalin 2004: Az idegen nyelv tanítása a modernizációs folyamatban. In: Tartalmak és módszerek az ezredforduló iskolájában. Tanulmányok a tantárgyi helyzetfelmérésről 2001-2003. Budapest: OKI, S. 69-93.

Petneki, Katalin/Szablyár Anna 1998: Lehrbücher und Lehrwerke des Deutschen im ungarischen Kontext. Hochschullehrbuch für Deutschlehrerstudenten. Budapest: Germanistisches Institut.

Rahmencurriculum Deutsch als Fremdsprache für fortgeschrittene jugendliche Lerner. Polen, Slowakische Republik, Tschechische Republik, Ungarn. Erprobungsfassung. Manuskript. 1994.

Reisener, Helmut 1995: Lehrwerke heute: Neue Fragen braucht das Land. In: Fremdsprachenunterricht 2, S. 118-122.

Schmidt, Hans-Werner 1995: Der Weiterbildungsstudiengang zu „Umschulung" zu Deutschlehrern aus der Sicht der Studierenden. In: DUfU H.I, II.

Schmidt, Reiner 1994: Lehrwerkanalyse. In: Henrici, G./Riemer, C. (Hg.): Einführung in die Didaktik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache mit Videobeispielen. Bd. 2. Baltmannsweiler: Schneider Verl. Hohengehren, 397-418.

Szablyár, Anna 2001: Wege der Realisierung unterschiedlicher Ausbildungsmodelle an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest in Ungarn. In: Tagungsdokumentation zum Symposium in Belgrad 13.-16. Dezember 2001.

Timm, Johannes-Peter 1998: Englisch lernen und lehren. Berlin: Cornelsen.
Szanyi, Gyula 1979: Az új gimnáziumi német tankönyv elé. In: Idegen Nyelvek tanítása XXII, H.1, S. 6-13.
Tóth, Pál 1991: Studie zum gegenwärtigen Stand der sprachlich-kommunikativen und soziokulturellen Qualifikation von Studenten und Hochschullehrern in Ungarn in den von TEMPUS als vorrangig bestimmten Bereichen als Voraussetzung für Mobilität und Kooperation mit Westeuropa. Unveröffentlichtes Manuskript. Budapest.
Törvény a közoktatásról. Az 1993. évi LXXIX., többször módosított törvény 1999-ben megjelent kiadása, az Oktatási Minisztérium gondozásában. Budapest, 1999.
Wilms, Heinz 1990: Deutsch als Fremdsprache weltweit? Zur Reichweite von Materialien und Methoden. In: Deutsch lehren, H.2, S. 99-121.
Zalánné Szablyár, Anna/ Petneki, Katalin 1997: Hogyan válasszunk nyelvkönyvet? Az iskolai nyelvoktatásban használt nyelvkönyvek, tanulási és tanítási segédletek minősítési rendszere. Budapest: Soros Alapítvány (Soros Oktatási füzetek).

Im Beitrag erwähnte Lehrwerke:

Aufderstrasse, Hartmut/ Bock, Heiko/ Müller, Helmut/ Müller, Jutta: Themen 1-2. Lehrwerk für Deutsch als Fremdsprache. München: Hueber, 1983-1987.
Aufderstrasse, Hartmut/ Bönzli, Werner/ Lofert, Walter: Themen. Bd. 3 Lehrwerk für Deutsch als Fremdsprache. München: Hueber, 1987.
Gerdes, Mathilde et al.: Themen 1. Lehrwerk für Deutsch als Fremdsprache. Lehrerhandbuch. München: Hueber, 1984.
Maros, Éva/ Szittnyainé, Gottlieb Éva: Start! – Német 1. tankönyv. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1994.
Neuner, Gerd/ Scherling, Theo/ Schmidt, Reiner/ Wilms, Heinz: Deutsch aktiv Neu. Ein Lehrwerk für Erwachsene. 1-3. Berlin etc.: Langenscheidt, 1986-1989.
Rónaháti, Sándorné/ Arató, Jánosné/ Paulik, Gerlinde: Hurra, der Zirkus kommt! Német nyelvkönyv a szakosított tantervű általános iskola 3. osztálya számára. Budapest: Tankönyvkiadó, 1986.
Szablyár, Anna/ Einhorn, Ágnes/ Gelegonya, Diana/ Magyar, Ágnes/ Rabl, Enikő/ Schmitt, Wolfgang: Deutsch mit Grips. Lehrwerk für Jugendliche. 3 Bände mit Arbeitsbuch, Audiokomponenten und Lehrerhandbuch. Stuttgart, Budapest: Ernst Klett Sprachen, Klett Kiadó, 2001-2004.
Szanyi, Gyula: Német nyelvkönyv a gimnázium I., II., III., IV. osztálya számára. Budapest: Tankönyvkiadó, 1979-1982.

Werkstatt

Ágnes Fekete (Budapest)

Tempus-Formen – die besprochene und die erzählte Welt in dem ersten Brief von R. M. Rilke an F. X. Kappus[1]

Eine textlinguistische Interpretation

Vorbemerkung

Der vorliegende Aufsatz entstand im Rahmen eines interdisziplinären Doktorandenseminars. Hauptziel des Seminars und gleichzeitig auch des Aufsatzes war, linguistische Forschungsergebnisse in literaturwissenschaftlichen Analysen anzuwenden. Da ich mich in meinem Dissertationsprojekt mit der temporalen Deixis befasse, suche ich nach Tempus-Theorien, die wichtige Ausgangspunkte der Dissertationsarbeit bilden könnten. Das Tempus allgemein und die Deutung der deutschen Tempora stellen ein komplexes Forschungsfeld dar. Als eine Art Vorstudie zu den späteren Untersuchungen konzentriert sich der vorliegende Aufsatz lediglich auf eine Tempustheorie.

1. Die drei Gesichter der Zeit: die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft

Die Zeit ist eine Dimension, die durch verschiedene (sprachliche) Mittel erfasst und festgehalten wird. Man versucht, diese Dimension für sich verständlich zu machen, sie so zu beschreiben, dass die Trichotomie des zeitlichen Verlaufs deutlich wird. Um einen ausgewählten Zeitpunkt herum baut der Sprecher/Schreiber ein System auf, wodurch eine subjektive, kategorielle Dimension geschaffen wird.

> „Gegenwart", „Vergangenheit" und „Zukunft" sind also keine absoluten, kalendarisch-objektiv bestimmbaren, sondern relative Größen, die sich in der Zeiterfahrung des Sprechers/Schreibers jeweils neu bilden. (Drosdowski 1984: 145)

---

[1] Rilke, Rainer Maria: Briefe. Erster Band 1987-1914. Hg. v. Rilke-Archiv in Weimar, in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt durch Karl Altheim. Wiesbaden: Insel Verlag, 1950, S. 40-44.

Die Frage der Übereinstimmung bzw. eine eindeutige Zuordnung der chronologischen Zeit zu den deutschen Tempora ist vielfach in der deutschen Sprachwissenschaft behandelt worden (z.B. Fabricius-Hansen 1986, Wunderlich 1970, Sára 2002). Oft stehen im Mittelpunkt der Arbeiten einzelne Tempora, deren Bedeutungserschließung und Klassifikation – im Vergleich zu anderen Tempora – angestrebt wird (Hauser-Suida/Hoppe-Beugel 1972, Latzel 1977, Vater 2000). Neue Aspekte bieten zudem die Untersuchungen zur gesprochenen Sprache.[2]

Aus den vielfältigen Möglichkeiten der Annäherung an die Tempus-Problematik habe ich die Arbeiten des Literatur- und Sprachwissenschaftlers, Harald Weinrich zu Hilfe gerufen. Sein literarisches Interesse gegenüber Texten ermöglicht eine offene, realitätsnahe und doch – wegen seines auch sprachwissenschaftlich verankerten Schaffens – theoriebezogene Analysen von bestimmten Problemen, was er wie folgt begründet:

> Auch das Phänomen Tempus erregte meine Aufmerksamkeit zuerst in literarischen Texten, noch ehe ich auf den Gedanken kam, man könne den Tempusformen der Sprache irgendein besonderes Interesse abgewinnen, das über den trivialen Dreischritt Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft und dessen holperigen Applikationen auf die grammatischen Tempora hinausführt. (Weinrich 2001: 13)

Diese „interdisziplinäre Fragestellung" (ebd.) auf literarischem Gebiet führte Weinrich zu sprachwissenschaftlichen Untersuchungen, indem er die Zeitstrukturen der erzählenden Literatur auch in Sprachstrukturen, und zwar im Bereich des Tempus-Systems untersuchte. Weinrich hatte einen „mit einem an Descartes orientierten methodischen Zweifel alle chronologischen Gewissheiten aus der Tempus-Theorie" (ebd., 14) ausschließen wollen und in der ersten Auflage seines Buches den – ihm seither oft vorgeworfenen – Satz niedergeschrieben: „Tempus hat nichts mit Zeit zu tun".

Diese Art „Zeitlosigkeit" der Tempusformen fußte auf einer Abkehr von der „quasi geometrischen Projektion des eindimensionalen, von der Vergangenheit über die Gegenwart zur Zukunft hin verlaufenden Zeitstrahls auf die Tempora der Sprache" (ebd., 13). Weinrich hatte nun immer mehr Zweifel daran, ob dieser traditionelle Zeit-Begriff überhaupt imstande wäre, „die Bedeutung und Funktion der Tempora einer natürlichen Sprache adäquat zu beschreiben" (ebd.). Weinrich hob nun andere Aspekte hervor, womit Tempus wohl zu tun habe,

> nämlich mit der Sprechhaltung und ihren beiden Redeweisen des Besprechens („besprochene Welt") und des Erzählens („erzählte Welt"). Diese Sprechhaltung hat in der Tat nichts mit der Zeit unserer Uhren zu tun, sondern ist eine Einstellung des

[2] Vgl. Hennig 1998.

> Sprechers, der den Hörer anweist, in welcher Rezeptionshaltung er den Text aufnehmen soll. (ebd., 15)

Im Laufe der folgenden Jahre hatte er jedoch seine Tempus-Theorie soweit umgearbeitet, dass nun auch die anderen beiden Dimensionen (Dimensionen der Tempus-Perspektive und des Tempus-Reliefs) neben der Dimension der Sprechhaltung (Tempus-Register) eine gleichrangige Behandlung erfuhren. Besonders bei der Tempus-Perspektive gewann die chronologische Zeit an Bedeutung, so dass seit dieser Erweiterung bzw. Spezifizierung der Satz „Tempus hat nichts mit Zeit zu tun" wieder aus dem Buch gestrichen wurde.

Die Ausführungen von Weinrich haben mich nun dazu veranlasst, einen konkreten, literarischen Text, einen Rilke-Brief in Hinsicht auf die Tempus-Problematik zu untersuchen.

2. „Besprechen" und „Erzählen"

Im Weinrich'schen Tempus-Register erscheinen Präsens, Perfekt und Futur als besprechende Tempora. „Die Tempora des besprechenden Tempus-Registers [...] sind Instruktionen, die dem Hörer eine gespannte Rezeptionshaltung nahe legen." (Weinrich 1993: 198) Mit einem Tempus des besprechenden Tempus-Registers wird signalisiert, dass der Hörer die geäußerte Prädikation ernst nehmen und auf die Argumentation des Sprechers reagieren sollte. Diese Sprechhaltung kann durch das semantische Merkmal BEREITSCHAFT (ebd., 199) beschrieben werden:

> Als repräsentativ für die Tempus-Gruppe der besprochenen Welt mögen etwa gelten: der dramatische Dialog, das Memorandum eines Politikers, der Leitartikel, das Testament, das wissenschaftliche Referat, der philosophische Essay, der juristische Kommentar und die Formen ritueller, formalisierter und performativer Rede. In Äußerungen dieser Art ist der Sprecher gespannt und seine Rede geschärft, weil es für ihn um Dinge geht, die ihn unmittelbar betreffen und die daher auch der Hörer im Modus der Betroffenheit aufnehmen soll. Sprecher und Hörer sind engagiert; sie haben zu agieren und zu reagieren, und die Rede ist ein Stück Handlung, das die Situation beider um ein Stück verändert, sie beide daher auch um ein Stück verpflichtet. (Weinrich 2001: 50)

Zu den Tempora des erzählenden Tempus-Registers gehören das Präteritum und das Plusquamperfekt. „In binärer Opposition zu den besprechenden Tempora können die erzählenden (‚narrativen') Tempora in ihrer Gesamtheit durch das semantische Merkmal AUFSCHUB gekennzeichnet werden." (Weinrich 1993: 199) Aufgeschoben wird hier die Argumentationspflicht, die mit jeder Prädikation verbunden ist, und somit kann die Rezeptionshaltung des Hörers entspannter sein als bei den Tempora des besprechenden Tempus-Registers:

> Der Sprecher ist zwar auch bei den erzählenden Prädikationen grundsätzlich willens, auf Wunsch und Verlangen des Hörers seine Prädikation mit Gründen zu stützen und sich möglichen Gegengründen zu stellen, aber nicht sofort. Sein Ansinnen an den Hörer geht dahin, ihm einen gewissen Vertrauensvorschuß zu gewähren und die Prädikation in entspannter Rezeptionshaltung provisorisch gelten zu lassen. (ebd., 200)

Eine erzählte Geschichte braucht ihre Entfaltung und Entwicklung. Durch die Tempora des erzählenden Tempus-Registers wird dem Hörer eine Anweisung gegeben, von Unterbrechungen möglichst abzusehen und auf das Textende zu warten:

> Zur Gesprächssituation der erzählten Welt wollen wir auf der anderen Seite solche Situationen rechnen wie etwa: eine Geschichte aus der Jugendzeit, die Wiedergabe eines Jagdabenteuers, ein selbst erfundenes Märchen, eine fromme Legende, eine kunstvolle Novelle, Geschichtsschreibung oder Roman, aber auch die Zeitungsinformation über den Verlauf einer politischen Konferenz, selbst wenn diese von größter Bedeutung ist. (Weinrich 2001: 50)

3. Brief als Textsorte

Es gehört zu den großen Herausforderungen der Literaturwissenschaft, Briefe als eine einheitliche literarische Gattung zu interpretieren. In den meisten Fällen wird jedoch nur ein Teilbereich isoliert untersucht. Selbst innerhalb der Gattung „literarischer Brief" ist die Vielfalt der Möglichkeiten sprachlichen, inhaltlichen Ausdrucks reich vorhanden. Briefe entstehen zu unterschiedlichen Zwecken, aus unterschiedlichen Aspekten, und diese Variation an Funktionen lässt auch diese Gattung vielfältig erscheinen.

Als eine erste Annäherung kann behauptet werden, dass Briefe „als Träger von Mitteilungen jeglicher Art fungieren" (Nickisch 1991: 13). Neben der Mitteilung (Sachorientierung) ist noch der Aspekt des Appells (Partnerorientierung) sowie der Manifestierung (Selbstorientierung) in Briefen von Bedeutung. Dazu kommt bei den literarischen Briefen der Aspekt der Analyse, da die Briefe von Dichtern und Schriftstellern „gern und oft als besonders beweiskräftige Hilfen für die Interpretation der ‚eigentlichen' Werke herangezogen" (ebd., V) werden. Wichtig ist aber auch der Aspekt der Kommunikation in den Briefen, die Nähe der Gattung zu mündlichen Ausdrucksweisen:

> Bei der schriftlichen Rede des Briefes handelt es sich wie bei der mündlichen Rede um einen kommunikativen Vorgang, der zwischen konkreten historischen kenntlich gemachten Individuen – die Emittenten und/oder Rezipienten sind – realisiert wird. [...] Wie im mündlichen Gespräch wird auch im Brief eine Raum-Zeit-Deixis aufgebaut, die für die durch ihn geschaffene Kommunikationssituation spezifisch ist. (ebd., 9)

Der formale Aufbau des Briefes übernimmt auch die Ausdrucksweisen der mündlichen Kommunikation, ist also eine Art verschriftlichtes Gespräch. Durch die Verschriftung können aber die Grenzen einer mündlichen Verständigung beseitigt werden, indem die räumliche Entfernung der Gesprächspartner schon von vornherein angenommen und mitbeabsichtigt wird. Dazu kommt noch der so genannte „brieftypische[...] Phasenverzug",[3] der zu einem „verlangsamten und vermittelten Gesprächscharakter des Briefes" (Nickisch 1991: 11) beiträgt.

Hillard unterscheidet zwei Grundarten des modernen Briefes:

> Beim monologischen Brief habe der Schreiber ‚die Optik auf sich selbst', er wolle ‚sich ergründen und zu sich selbst kommen.' Seine Introspektion ‚sucht' nicht den Partner eines Gesprächs, sondern den Reflex der eigenen Ansprache. Dagegen setze der dialogische Brief das ‚Talent partnerschaftlicher Bindungen voraus'.[4]

In dieser Hinsicht sind die folgenden Feststellungen interessant: „Monologisch sind letztlich ebenfalls die kunstreichen Briefe des dichterischen Ratgebers und Trösters R. M. Rilke. Im Grunde sind sie Selbstergüsse, der Empfänger spielt nur eine marginale Rolle." (Nickisch 1991: 63) Es ist nun ein Widerspruch zu entdecken in der monologischen bzw. dialogischen Interpretation der Rilke'schen Briefe. Kann ein „Ratgeber" und „Tröster" den Dialogpartner nicht integrieren, kann er die Fähigkeiten, das Wissen seines Briefpartners in seinen Briefen nicht berücksichtigen? Auf jeden Fall sollte er doch solche appellativen Funktionen verwenden, die ihm die Kommunikation erst überhaupt ermöglichen. Das Weinrich'sche Modell bietet nun einen Versuch zur Interpretation an, indem der Monolog- bzw. Dialogcharakter durch bestimmte sprachliche Mittel (ob bewusst oder unbewusst, bleibt weiterhin unklar) erreicht werden kann.

4. Der Rilke-Brief

In diesem Brief erscheinen insgesamt 99 Tempusformen. Zu den Tempusformen habe ich die Konjunktive, die Infinitive, die Partizipien und die Imperative nicht mitgerechnet.[5] Es wurden jedoch die Imperative und die Konjunktive in einer getrennten Tabelle aufgezählt, um zu veranschaulichen, welche Funktion sie in diesem Text ausüben.

---

3 Bürgel, Peter: Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells. In: DVjs 50, 1976, 281-297, zit. nach Nickisch 1991: 11.

4 Hillard, Gustav: Vom Wandel und Verfall des Briefes. In: Merkur XXIII, 1969, 342-351, zit. nach Nickisch 1991: 61.

5 Weinrich hatte die Auszählung auch ohne diese Formen vorgenommen, siehe auch Weinrich 2001: 28.

Der Analyse wurde die vorgegebene Gliederung des Briefes in sieben Absätze zugrunde gelegt. Die Aufteilung des Textes in kleinere Einheiten war wichtig, um das Vorkommen und die gelegentliche Dominanz[6] der verschiedenen Tempusformen besser analysieren zu können. Es wurden zudem auch thematische Einheiten innerhalb des Briefes betrachtet, wodurch es mir sinnvoll erschien, den Text in mehrere Einheiten zu gliedern und zu behandeln.

Der Brief zählt insgesamt 99 Tempusformen. Die dominante Tempusform ist eindeutig das Präsens, mit einer Vorkommenshäufigkeit von 77.22% (78 Belege). Es folgt das Futur (7.92%, 8 Belege) das Perfekt (6.93%, 7 Belege) und das Präteritum (5.94%, 6 Belege). Das Vorkommen der verschiedenen Tempusformen kann nicht nur in Hinsicht auf das Kriterium des Besprechens bzw. des Erzählens, sondern auch in Hinsicht auf die Kombination dieser Tempusformen untereinander untersucht werden.

> Es wäre ja denkbar, dass die verschiedenen Tempora mit ihren unterschiedlichen Frequenzen im Text willkürlich gemischt vorkämen. Sie könnten nach den Gesetzen der Zufallswahrscheinlichkeit gestreut sein. Davon kann aber weder in diesem Text noch normalerweise in anderen Texten die Rede sein. Die Abfolge der Tempora in einem Text ist offensichtlich in gewissem Sinne geordnet. Man findet insbesondere sehr häufig Ballungen eines und desselben Tempus, regelrechte „Tempus-Nester", in unmittelbarer Kontext-Nachbarschaft. (Weinrich 2001: 28)

Solche Nester findet man z.B. in dem ersten Absatz (Präsens-Formen) und in dem dritten (die 7 Futur-Formen des Absatzes kommen in einem Textabschnitt innerhalb von 16 Sätzen vor, die noch dazu von Imperativsätzen umgeben sind). Die Konjunktiv- und Imperativformen habe ich in der zweiten Tabelle aufgelistet, weil diese auch gehäuft im Text vorkommen, und zwar – mit einigen wenigen Ausnahmen – in dem dritten Absatz des Briefes.

In dem Brief ist die Dominanz der besprechenden Tempora (Präsens, Perfekt und Futur) eindeutig erkennbar. Als einziges erzählendes Tempus kommt im Text das Präteritum vor. Durch die Streuung dieser Präteritum-Formen wird deren Rolle noch mehr in den Hintergrund gedrängt, also kann man davon ausgehen, dass im Brief die Tempora der besprechenden Welt als alleinherrschend gelten.

---

6 Unter Dominanz versteht Weinrich ein Phänomen, indem „in fast allen Texten, so verschiedenen Situationen oder literarischen Gattungen sie auch entstammen mögen, ein bestimmtes Tempus oder eine Tempus-Gruppierung dominiert und die große Mehrheit aller überhaupt vorkommenden Tempus-Formen stellt." (Weinrich 2001: 29)

	Präsens	Präteritum	Perfekt	Futur	Insgesamt
1.	12		2		14
2.	8	1	1		10
3.	40	1	3	7	51
4.	5		1	1	7
5.	6	1			7
6.	4	1			5
7.	3	2			5
Insgesamt	78	6	7	8	99

Tabelle 1. Das Vorkommen der einzelnen Tempusformen in den sieben Absätzen des Briefes

	Konjunktiv	Imperativ	Insgesamt
1.	1		1
2.			
3.	9	24	33
4.	2		2
5.			
6.			
7.			
Insgesamt	12	24	36

Tabelle 2. Das Vorkommen von Konjunktiv und Imperativ in den sieben Absätzen des Briefes

5. Textgrammatischer Kommentar zu den einzelnen Absätzen

Erster Absatz

Im ersten Absatz überwiegt die Zahl der Präsensformen: neben den 12 Präsensformen kommen nur 2 Perfektformen vor. Charakteristisch sind zudem die knappen Sätze *(„Ich kann nicht mehr")* sowie die Häufigkeit der Modalverben („*kann*" sogar dreimal) und eine – oft mit den Modalverben verbundene –

vernichtende Negationswelle (*„Ich kann kaum mehr", „Ich kann nicht auf die Art Ihrer Verse eingehen", „Mit nichts kann man ein Kunst-Werk so wenig berühren als mit kritischen Worten", „Die Dinge sind alle nicht so fassbar und sagbar", „die meisten Ereignisse sind unsagbar"*).

Der Text fängt mit einem Perfekt (*„hat erreicht"*) an. Das ist eine Tatsache, ein Ausgangspunkt für das Entstehen dieses Briefes, der als Antwortbrief auf bestimmte Themen reagieren wird. Er ist auch gleichzeitig als Themenangabe zu verstehen, da wirklich fast ausschließlich auf diesen Brief Bezug genommen wird. Das zweite Perfekt (*„den nie ein Wort betreten hat"*) ist die Spezifizierung eines Raumes, hebt sich ab von den übrigen Gedankengängen, die im Präsens erscheinen. Die Zeitlichkeit erscheint explizit im letzten Satz: *„und unsagbarer als alle sind die Kunst-Werke, geheimnisvolle Existenzen, deren Leben neben dem unseren, das vergeht, dauert."* Hier ist das Leben einerseits als etwas Vergängliches (das menschliche Leben), andererseits als etwas Fortlebendes (das Leben der Kunst-Werke) einheitlich im Präsens beschrieben.

Zweiter Absatz

Im zweiten Absatz ist das Präsens weiter vorherrschend, mit je einer Präteritum- und Perfekt-Form. Mit dem Verb *„vorausschicke"* wird eigentlich der erste Absatz abgeschlossen. Die eigentliche Beschreibung der Verse erfolgt durch Präsens-Formen, wie *„darf", „fühle", „wächst"*, deren Vorsichtigkeit durch Wörter wie *„wohl", „vielleicht"* hervorgehoben werden. Die Negation wird fortgesetzt (*„...dass Ihre Verse keine eigene Art haben,...", „Trotzdem sind die Gedichte noch nichts für sich, nichts Selbständiges, auch das letzte und das an Leopardi nicht.", „Ihr gütiger Brief, der sie begleitet hat, verfehlt nicht, ..."*). Das Perfekt dient auch hier dazu, etwas zu spezifizieren (*„Ihr gütiger Brief, der sie begleitet hat,..."*). Das Präteritum „fühlte" bezieht sich auf eine konkrete Tätigkeit, die nun erzählt wird (*„... mir manchen Mangel zu erklären, den ich im Lesen Ihrer Verse fühlte, ohne ihn indessen namentlich nennen zu können."*).

Dritter Absatz

Im dritten Absatz bleibt zwar das Präsens dominant, aber es gibt ein Futur-Nest, und es sind auch drei Perfekt-Formen in den Text eingewoben. Dominant in diesem Absatz sind zudem die vielen Imperativ-Formen, sowie die Konjunktiv-Formen. „Der Imperativ drückt mit seinen Formen eine gebotene Geltung aus. Diese Instruktion besagt, daß eine Prädikation erst dann gilt, wenn der Hörer sie als Handlung ausgeführt hat." (Weinrich 1993: 267) Der Imperativ kann also einer chronologischen Zeit (Zukunft) zugeordnet werden, aber nicht dem System der indikativischen Tempora. Gleiches gilt für den Konjunktiv:

> Der Konjunktiv steht mit all seinen Formen in Opposition zu den Tempusformen des Indikativs. Während die indikativischen Tempusformen dem Hörer eine feste, jedoch

> nach den Tempusgruppen und deren einzelnen Tempora unterschiedlich nuancierte Geltungsweise der betreffenden Prädikation anzeigen, drücken die Formen des Konjunktivs für ihre Prädikation eine unfeste Geltung aus. Durch sie erfährt der Hörer, daß er sich in seiner Einstellung nicht ohne weiteres auf die Geltung der betreffenden Prädikation verlassen kann. [...] Beim synthetischen Restriktiv sind zwei Tempus-Perspektiven zu unterscheiden, die Neutral-Perspektive (die hier die Voraus-Perspektive mitvertritt) und die Rück-Perspektive. Den Restriktiv mit Neutral-Perspektive („Konjunktiv Imperfekt") nennen wir schlicht Restriktiv, den mit der Rück-Perspektive („Konjunktiv Plusquamperfekt") bezeichnen wir als Rück-Restriktiv. Formal lehnt sich der Restriktiv an das Tempus Präteritum, der Rück-Restriktiv an das Plusquamperfekt des Indikativs an. (ebd., 240)

In dem Rilke-Text kommen nur Restriktive der Neutral-Perspektive vor, also Konjunktiv Imperfekt Formen.

Der dritte Absatz fängt mit recht kurzen Sätzen im Präsens an, die sich auf den Briefpartner und seine Handlungsweise beziehen: *„Sie fragen, ob Ihre Verse gut sind. Sie fragen mich. Sie haben vorher andere gefragt. Sie senden sie an Zeitschriften. Sie vergleichen sie mit anderen Gedichten, und sie beunruhigen sich, wenn gewisse Redaktionen Ihre Versuche ablehnen."* Das darauf folgende Perfekt ist eine Erklärung für die kommenden Ratschläge *(„da Sie mir gestattet haben, Ihnen zu raten").* Es folgt nun ein teils im Imperativ, teils im Konjunktiv verfasster Text, der eine mögliche Richtung der dichterischen Entwicklung angibt. Als Abschluss dieses Werdegangs folgen dann Sätze im Futur, die eine mögliche Zukunft signalisieren. Hier ist eine Häufung dieser Futur-Sätze zu beobachten, wodurch die Möglichkeit der Entwicklung unterstrichen wird.

> *Ihre Persönlichkeit wird sich festigen, Ihre Einsamkeit wird sich erweitern und wird eine dämmernde Wohnung werden, daran der Lärm der anderen fern vorüber geht. Und wenn aus dieser Wendung nach innen, aus dieser Versenkung in die eigene Welt Verse kommen, dann werden Sie nicht daran denken, jemanden zu fragen, ob es gute Verse sind. Sie werden auch nicht den Versuch machen, Zeitschriften für diese Arbeiten zu interessieren: denn Sie werden in ihnen Ihren lieben natürlichen Besitz, ein Stück und eine Stimme Ihres Lebens sehen.*

Das einzige Präteritum dieses Absatzes könnte auch genauso ein Präsens sein. Aber es ist bestimmt kein Zufall, dass an dieser Stelle die Präsens-Reihe durch eine Präteritum-Form durchbrochen wird. *„Ein Kunstwerk ist gut, wenn es aus Notwendigkeit entstand. In dieser Art seines Ursprungs liegt sein Urteil: es gibt kein anderes."* Eine Präsens-Form hätte die allgemeine Gültigkeit hervorgehoben, durch das Präteritum wird der Bezug zu dem gegebenen Thema, zu einem bestimmten Gegenstand gesichert. Es geht hier letztendlich um die Kunstwerke einer bestimmten Person, um die Entstehung seiner Werke.

Vierter bis siebter Absatz
In den folgenden Absätzen bleibt das Präsens die dominante Tempus-Form. Der vierte Absatz schließt sich eng dem vorausgehenden Dritten an. Die Präsens-Formen werden von zwei Konjunktiv-Formen und je einer Futur- und Perfekt-Form durchbrochen. *„Was soll ich Ihnen noch sagen?"* Die Modalverben im fünften Absatz dienen der Verzögerung, der Vorsichtigkeit – der Brief wird langsam abgeschlossen. Der Präteritum-Satz gibt die Ziele an, die mit diesem Brief beabsichtigt worden sind: *„und schließlich wollte ich Ihnen ja auch nur raten, still und ernst durch Ihre Entwicklung durchzuwachsen."* Und es ist keine Frage, dieser Satz ist eine Tatsache, er steht im Präteritum. Der Präteritum-Satz in dem sechsten Absatz bezieht sich auf etwas Konkretes *(„Es war mir eine Freude, in Ihrem Schreiben den Namen des Herrn Horacek zu finden")*, während in den Präsens-Sätzen von Gefühlseinstellungen gesprochen wird *(„ich bewahre diesem liebenswürdigen Gelehrten eine große Verehrung und eine durch die Jahre dauernde Dankbarkeit")*. In dem abschließenden Absatz kommen drei Präsens- und zwei Präteritum-Formen vor.

6. Schlussbemerkungen

Die Ergebnisse der Analyse bestätigen die Weinrich'sche These: Bestimmte Texte (hier der Rilke-Brief) sind anhand ihrer Tempus-Formen als eher besprechende oder als eher erzählende Texte definierbar. Der Rilke-Brief fungiert als eine Art Dialog, in dem besprechende Tempusformen überwiegen. Es gab nur wenig Ansätze zum Erzählen (wenige Präteritum-Sätze), dominanter ist die Schilderung innerer Vorgänge und dichterischer Erfahrungen.

Es erscheint mir wichtig zu betonen, dass im Mittelpunkt dieser Analyse die deutschen Tempora standen. Absichtlich habe ich andere sprachliche Phänomene (Imperativ, Konjunktiv, Modalverben) nicht ausführlich diskutiert, sondern sie nur am Rande erwähnt bzw. überhaupt nicht angesprochen (wie z.B. Anredeformen). In einer umfassenderen Arbeit sollten sie jedoch unbedingt einbezogen werden, da ihre Rolle in einer Zuordnung „dialogisch" oder „monologisch" im Zusammenhang mit den Tempusformen eine wichtige Frage ist, die im Rahmen dieser Arbeit nicht diskutiert werden konnte.

Literatur

Drosdowski, Günther (Hg.) 1974: Duden „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache". Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

Fabricius-Hansen, Catherine 1986: Tempus fugit: über die Interpretation temporaler Strukturen im Deutschen. Düsseldorf: Schwann (Sprache der Gegenwart 64).

Hauser-Suida, Ulrike/ Hoppe-Beugel, Gabriele 1972: Die Vergangenheitstempora in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. München: Hueber (Heutiges Deutsch 1/4).

Hennig, Mathilde 1998: Tempus – gesprochene und geschriebene Welt? In: Deutsch als Fremdsprache 4, 227-232.

Latzel, Sigbert 1977: Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. München (Linguistische Reihe 5).

Nickisch, Reinhard M. G. 1991: Brief. Stuttgart: Metzler.

Sára, Balázs 2002: Zur historischen Entwicklung des deutschen Verbalsystems: Temporalität – Aspektualität – Modalität – Distanz. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Institut für Germanistik, 153-173.

Vater, Heinz 2000: Präteritum und Perfekt im deutschen Tempussystem. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 75-91.

Weinrich, Harald 1993: Textgrammatik der deutschen Sprache. Unter Mitarbeit von Maria Thurmair. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

Weinrich, Harald 2001: Tempus – Besprochene und erzählte Welt. München, 6. neu bearbeitete Auflage.

Wunderlich, Dieter 1970: Tempus und Zeitreferenz im Deutschen. München: Hueber (Linguistische Reihe 5).

Anhang

Paris, am 17. Februar 1903

Sehr geehrter Herr,

1.

Ihr Brief hat mich erst vor einigen Tagen erreicht (1). Ich will Ihnen danken (2) für sein großes und liebes Vertrauen. Ich kann (3) kaum mehr. Ich kann (4) nicht auf die Art Ihrer Verse eingehen; denn mir liegt (5) jede kritische Absicht zu fern. Mit nichts kann (6) man ein Kunst-Werk so wenig berühren als mit kritischen Worten: es kommt (7) dabei immer auf mehr oder minder glückliche Mißverständnisse heraus. Die Dinge sind (8) alle nicht so faßbar und sagbar, als man uns meistens glauben machen möchte (9); die meisten Ereignisse sind (10) unsagbar, vollziehen (11) sich in einem Raume, den nie ein Wort betreten hat (12), und unsagbarer als alle sind (13) die Kunst-Werke, geheimnisvolle Existenzen, deren Leben neben dem unseren, das vergeht (14), dauert (15).

2.

Wenn ich diese Notiz vorausschicke (1), darf (2) ich Ihnen nur noch sagen, daß Ihre Verse keine eigene Art haben (3), wohl aber stille und verdeckte Ansätze zu

Persönlichem. Am deutlichsten fühle (4) ich das in dem letzten Gedicht «Meine Seele». Da will (5) etwas Eigenes zu Wort und Weise kommen. Und in dem schönen Gedicht «An Leopardi» wächst (6) vielleicht eine Art Verwandtschaft mit diesem Großen, Einsamen auf. Trotzdem sind (7) die Gedichte noch nichts für sich, nichts Selbständiges, auch das letzte und das an Leopardi nicht. Ihr gütiger Brief, der sie begleitet hat (8), verfehlt (9) nicht, mir manchen Mangel zu erklären, den ich im Lesen Ihrer Verse fühlte (10), ohne ihn indessen namentlich nennen zu können.

3.

Sie fragen (1), ob Ihre Verse gut sind (2). Sie fragen (3) mich. Sie haben vorher andere gefragt (4). Sie senden (5) sie an Zeitschriften. Sie vergleichen (6) sie mit anderen Gedichten, und Sie beunruhigen (7) sich, wenn gewisse Redaktionen Ihre Versuche ablehnen (8). Nun (da Sie mir gestattet haben (9), Ihnen zu raten) bitte (10) ich Sie, das alles aufzugeben. Sie sehen (11) nach außen, und das vor allem dürften (12) Sie jetzt nicht tun. Niemand kann (13) Ihnen raten und helfen, niemand. Es gibt (14) nur ein einziges Mittel. Gehen (15) Sie in sich. Erforschen (16) Sie den Grund, der Sie schreiben heißt (17); prüfen (18) Sie, ob er in der tiefsten Stelle Ihres Herzens seine Wurzeln ausstreckt (19), gestehen (20) Sie sich ein, ob Sie sterben müßten (21), wenn es Ihnen versagt würde (22) zu schreiben. Dieses vor allem: fragen (23) Sie sich in der stillsten Stunde Ihrer Nacht: *muß* (24) ich schreiben? Graben (25) Sie in sich nach einer tiefen Antwort. Und wenn diese zustimmend lauten sollte (26), wenn Sie mit einem starken und einfachen *ich muß* dieser ernsten Frage begegnen dürfen (27), dann bauen (28) Sie Ihr Leben nach dieser Notwendigkeit; Ihr Leben bis hinein in seine gleichgültigste und geringste Stunde muß (29) ein Zeichen und Zeugnis werden diesem Drange. Dann nähern (30) Sie sich der Natur. Dann versuchen (31) Sie, wie ein erster Mensch, zu sagen, was Sie sehen (32) und erleben (33) und lieben (34) und verlieren (35). Schreiben (36) Sie nicht Liebesgedichte; weichen (37) Sie zuerst denjenigen Formen aus, die zu geläufig und gewöhnlich sind (38): sie sind (39) die schwersten, denn es gehört (40) eine große, ausgereifte Kraft dazu, Eigenes zu geben, wo sich gute und zum Teil glänzende Überlieferungen in Menge einstellen (41). Darum retten (42) Sie sich vor den allgemeinen Motiven zu denen, die Ihnen Ihr eigener Alltag bietet (43); schildern (44) Sie Ihre Traurigkeiten und Wünsche, die vorübergehenden Gedanken und den Glauben an irgendeine Schönheit – schildern (45) Sie das alles mit inniger, stiller, demütiger Aufrichtigkeit und gebrauchen (46) Sie, um sich auszudrücken, die Dinge Ihrer Umgebung, die Bilder Ihrer Träume und die Gegenstände ihrer Erinnerung. Wenn Ihr Alltag Ihnen arm scheint (47), klagen (48) Sie ihn nicht an; klagen (49) Sie sich an, sagen (50) Sie sich, daß Sie nicht Dichter genug sind (51), seine Reichtümer zu rufen; denn für den Schaffenden gibt (52) es keine Armut und keinen armen,

gleichgültigen Ort. Und wenn Sie selbst in einem Gefängnis wären (53), dessen Wände keines von den Geräuschen der Welt zu Ihren Sinnen kommen ließen (54) – hätten (55) Sie dann nicht immer noch Ihre Kindheit, diesen köstlichen, königlichen Reichtum, dieses Schatzhaus der Erinnerungen? Wenden (56) Sie dorthin Ihre Aufmerksamkeit. Versuchen (57) Sie die versunkenen Sensationen dieser weiten Vergangenheit zu heben; Ihre Persönlichkeit wird (58) sich festigen, Ihre Einsamkeit wird (59) sich erweitern und wird (60) eine dämmernde Wohnung werden, daran der Lärm der anderen fern vorüber geht (61). Und wenn aus dieser Wendung nach innen, aus dieser Versenkung in die eigene Welt *Verse* kommen (62), dann werden (63) Sie nicht daran denken, jemanden zu fragen, ob es gute *Verse* sind (64). Sie werden (65) auch nicht den Versuch machen, Zeitschriften für diese Arbeiten zu interessieren: denn Sie werden (66) in ihnen Ihren lieben natürlichen Besitz, ein Stück und eine Stimme Ihres Lebens sehen. Ein Kunstwerk ist (67) gut, wenn es aus Notwendigkeit entstand (68). In dieser Art seines Ursprungs liegt (69) sein Urteil: es gibt (70) kein anderes. Darum, sehr geehrter Herr, wußte (71) ich Ihnen keinen Rat als diesen: in sich zu gehen und die Tiefen zu prüfen, in denen Ihr Leben entspringt (72); an seiner Quelle werden (73) Sie die Antwort auf die Frage finden, ob Sie schaffen *müssen* (74). Nehmen (75) Sie sie, wie sie klingt (76), an, ohne daran zu deuten. Vielleicht erweist (77) es sich, daß Sie berufen sind (78), Künstler zu sein. Dann nehmen (79) Sie das Los auf sich, und tragen (80) Sie es, seine Last und seine Größe, ohne je nach dem Lohne zu fragen, der von außen kommen könnte (81). Denn der Schaffende muß (82) eine Welt für sich sein und alles in sich finden (83) und in der Natur, an die er sich angeschlossen hat (84).

4.

Vielleicht aber müssen (1) Sie auch nach diesem Abstieg in sich und Ihr Einsames darauf verzichten, ein Dichter zu werden (es genügt (2), wie gesagt, zu fühlen, daß man, ohne zu schreiben, leben könnte (3), um es überhaupt nicht zu dürfen). Aber auch dann ist (4) diese Einkehr, um die ich Sie bitte, nicht vergebens gewesen. Ihr Leben wird (5) auf jeden Fall von da ab eigene Wege finden, und daß es gute, reiche und weite sein mögen (7), das wünsche (8) ich Ihnen mehr, als ich sagen kann (9).

5.

Was soll (1) ich Ihnen noch sagen? Mir scheint (2) alles betont nach seinem Recht; und schließlich wollte (3) ich Ihnen ja auch nur raten, still und ernst durch Ihre Entwicklung durchzuwachsen; Sie können (4) sie gar nicht heftiger stören, als wenn Sie nach außen sehen (5) und von außen Antwort erwarten (6) auf Fragen, die nur Ihr innerstes Gefühl in Ihrer leisesten Stunde vielleicht beantworten kann (7).

6.

Es war (1) mir eine Freude, in Ihrem Schreiben den Namen des Herrn Professor Horacek zu finden; ich bewahre (2) diesem liebenswürdigen Gelehrten eine große Verehrung und eine durch die Jahre dauernde Dankbarkeit. Wollen (3) Sie ihm, bitte, von dieser meiner Empfindung sagen; es ist (4) sehr gütig, daß er meiner noch gedenkt (5), und ich weiß (6) es zu schätzen.

7.

Die Verse, welche Sie mir freundlich vertrauen kamen (1), gebe (2) ich Ihnen gleichzeitig wieder zurück. Und ich danke (3) Ihnen nochmals für die Größe und Herzlichkeit Ihres Vertrauens, dessen ich mich durch diese aufrichtige, nach bestem Wissen gegebene Antwort ein wenig würdiger zu machen suchte (4), als ich es, als ein Fremder, wirklich bin (5).

Mit aller Ergebenheit und Teilnahme:

Rainer Maria Rilke

Viktória Kerekes (Budapest)

Didaktische Aspekte der Verwendung von Multimedia-Sprachlernsoftware im Fremdsprachenunterricht[1]

1. Einleitung

Die rasanten technischen Fortschritte im Bereich der Computer- und Informationstechnologie sowie die Kommunikationsangebote im Internet haben in den letzten Jahren den Computer für das Sprachenlernen wieder attraktiver und interessanter gemacht. Während Computer im Fremdsprachenunterricht lange Zeit überwiegend für das Lernen von Vokabeln oder Einüben grammatischer Strukturen eingesetzt wurden, ermöglichen neuere Sprachlernprogramme eine Vielzahl von Verwendungsmöglichkeiten zur Entwicklung fremdsprachlicher Fähigkeiten. Durch den Zugang zu bestimmten Bild-, Text-, Audio- und Videodokumenten können die Lerner selbst entscheiden, in welchem Tempo und mit welchen Zusatzmaterialien sie den jeweiligen Stoff bearbeiten. Im Zusammenhang mit der Vereinigung mehrerer Medien auf einer Plattform werden bestimmte Vorteile bei der Arbeit mit Multimedia hervorgehoben. Es handelt sich vor allem um die Möglichkeit, die verschiedenen Lernertypen und Lernvoraussetzungen besser zu berücksichtigen als in einer herkömmlichen Unterrichtssituation. Der Einsatz von Multimedia-Software lässt aber gleichzeitig auch eine Reihe von Fragen aufkommen, die die Methodik und Didaktik der Fremdsprachenvermittlung betreffen. Welche Kriterien sollten zum Beispiel bei der Auswahl und Beurteilung von Sprachlernsoftware berücksichtigt werden? Wo liegen die Chancen der Verwendung von multimedialen Sprachlernprogrammen im Unterricht und wo die Grenzen?

In diesem Beitrag wird der Versuch unternommen, einige wichtige Kriterien zur Bewertung von Sprachlernsoftware vorzustellen, da die Qualität des verwendeten Programms bei der Förderung von Lernprozessen eine entscheidende Rolle spielt. Den Schwerpunkt des Beitrags bildet die Auseinandersetzung mit

---

1 Folgender Beitrag stellt einen Auszug aus meiner Diplomarbeit dar, die für diese Veröffentlichung gekürzt und überarbeitet wurde. Der vollständige Titel der Diplomarbeit lautet: Lernpsychologische und didaktische Aspekte der Verwendung von Multimedia im DaF-Unterricht. Lernmöglichkeiten, Lernprobleme, Konzeption. Budapest: ELTE 2003.

den Fragen, welche Möglichkeiten der Multimedia-Einsatz bietet, wo seine Grenzen liegen und welche Probleme bei der Arbeit auftreten können.

Da diese Themenbereiche sehr komplex, vielfältig und noch nicht vollständig erforscht sind, können in dieser Arbeit nur einige Aspekte herausgegriffen werden, die zunächst einen Überblick über die didaktischen Aspekte der Arbeit mit Multimedia-Sprachlernsoftware liefern sollen.

2. Begriffsbestimmung

Das Wort „Multimedia" hat sich als Schlagwort in den letzten Jahren weltweit verbreitet und wird heute in vielen Bereichen unseres Lebens gebraucht. Es erweist sich als schwierig, in der Literatur eine einheitliche Definition für den Begriff „Multimedia" zu finden. Die zahlreichen Definitionen nehmen je nach Forschungsgebiet und Untersuchungsaspekt eine entsprechende Färbung an.

Der Begriff „Multimedia" wird in der Pädagogik seit den 60er Jahren verwendet (vgl. Hahn/Künzel/Wazel 1996: 52). Anfangs wurde er benutzt, wenn neue Medien mit anderen zusammen zur Unterstützung des Lernprozesses eingesetzt wurden. Der Gebrauch des Begriffs hat sich in den letzten Jahrzehnten differenziert und es entstanden verschiedene Definitionsversuche. Diesen Erklärungen ist gemeinsam, dass Multimedia als Präsentations- und Kommunikationsform angesehen wird, die auf das Ansprechen verschiedener menschlicher Sinneskanäle abzielt und andere Medien wie zum Beispiel Video, Ton usw. in den Lernprozess einbezieht. Weidenmann (1997: 199f.) fordert für die Analyse des Lernens mit multimedialen Angeboten eine differenziertere Begrifflichkeit. Er unterscheidet zur Beschreibung multimedialer Angebote drei Dimensionen: Sie sind multimodal (es werden verschiedene Sinnesorgane angesprochen, zum Beispiel Augen und Ohr), multimedial (es sind mehrere Medien beteiligt) und multicodal (wenn unterschiedliche Symbolsysteme wie zum Beispiel Bild und Text verwendet werden) (vgl. ebd.).

In der Fremdsprachendidaktik spielen Aspekte der Informationspräsentation und -vermittlung sowie Möglichkeiten der Kommunikation eine wichtige Rolle. Deshalb sollen in dieser Arbeit unter „Multimedia-Sprachlernsoftware" alle Formen der Informationspräsentation, Wissensvermittlung und Kommunikation verstanden werden, die im Unterricht gleichzeitig mit Hilfe mehrerer verschiedener Medien (zum Beispiel CD-ROM, Video, Text, Bilder, auditive Elemente usw.) über Personalcomputer, entsprechende Sprachlernsoftware oder Internet realisiert werden (vgl. Hahn/Künzel/Wazel 1996: 52). Weitere Definitionen des Begriffs „Multimedia" finden sich u. a. bei Issing/Klimsa 2002; Kranz/Legenhausen/Lüking 1997; Grüner/Hassert 2000.

3. Bewertung von Lernsoftware für den Fremdsprachenunterricht

Bevor konkrete Evaluationskriterien für Multimedia-Sprachlernsoftware erarbeitet werden, möchte ich den Begriff „Lernsoftware" etwas näher erläutern. Eine Lernsoftware wird speziell für Lernzwecke entwickelt und ihr liegt immer ein bestimmtes didaktisches Konzept zu Grunde (z.B. Multiple-Choice-Fragen) (vgl. Baumgartner 2002: 434f.). Dieses Konzept wird mit einem Lernziel (z.B. Hörverstehensschulung) und mit einem oder mehreren Lerninhalten verbunden. Die Themen und der Schwierigkeitsgrad der Aufgaben bestimmen, an welche Zielgruppe sich die jeweilige Lernsoftware wendet (z.B. Deutschlerner für die Mittelstufe).

Die im Fremdsprachenunterricht benutzten Softwaretypen können je nach Verwendungsgebiet grob in drei Gruppen eingeteilt werden (vgl. Peuster 1997: 152ff). In die erste Gruppe gehören geschlossene Multimedia-Sprachlernprogramme, in denen die Software die Evaluation der Aufgaben übernimmt. Ein Beispiel für ein geschlossenes Programm ist die vom Goethe-Institut herausgegebene CD-ROM-Reihe *Einblicke* für Jugendliche und erwachsene Lerner der Mittelstufe. In geschlossenen Programmen sind die Inhalte sowie die Übungen vorgegeben und können vom Lehrer nicht ergänzt oder verändert werden. Aus diesem Grund ist die Anpassung geschlossener Multimedia-Software an die Bedürfnisse verschiedener Lernergruppen oft problematisch.

Die zweite Gruppe bilden Textverarbeitungsprogramme mit Werkzeugfunktion. Mit einem Textverarbeitungsprogramm können im Unterricht Texte erstellt und bearbeitet, Dateien verwaltet oder die Rechtschreibung kontrolliert werden (vgl. ebd.).

Der Vollständigkeit halber soll auch die dritte Gruppe erwähnt werden, in die Programme gehören, die man benötigt, um das Internet, das weltweit größte Telekommunikationsnetz, überhaupt nutzen zu können, z.B. Netscape Navigator oder Microsoft Internet Explorer. Diese Programme ermöglichen erst die Kommunikation zwischen den Nutzern bzw. das Recherchieren in Online-Datenbanken. Diese Möglichkeiten können im Fremdsprachenunterricht auch genutzt werden. Weitere Quellen zur Kategorisierung und Verwendung des Computers finden sich u. a. bei Grünber/Hassert 2000; Rüschoff/Wolff 1999; Rüschoff 2000; Steinig/Huneke 2000.

Entscheidend für den Einsatz von Sprachlernprogrammen, die in die Gruppe der geschlossenen Multimedia-Sprachlernprogramme gehören, ist die Qualität der jeweiligen Software. Zur systematischen Bewertung der Qualität der geprüften Software werden kriterienbasierte Verfahren, meist Kriterienkataloge eingesetzt. Die Grundlage von Kriterienkatalogen bilden Einzelkriterien, die bestimmten inhaltlichen Bereichen zugeordnet werden. Die inhaltlichen Bereiche beziehen sich auf verschiedene Leistungen der Software wie zum Beispiel Interaktivität, Bildschirmgestaltung, Leistungsauswertung, Angaben über die Lernziele und

Zielgruppe in der Benutzerführung (vgl. Jonas/Rose 2002: 101). Die verschiedenen Bereiche können je nach Zielgruppe und Softwaretyp unterschiedlich gewichtet sein. Die Evaluierung der Software erfolgt bei Kriterienkatalogen durch Vergabe von Punkten für die Leistung der Software in den einzelnen Bereichen (vgl. Mitschian 1999: 112f). Die erreichte Punktzahl soll Aussagen über die Qualität der Software liefern. Heute existiert eine Reihe von Kriterienkatalogen zur Prüfung von Software. Eine umfassende Untersuchung ist in der SODIS-Datenbank[2] zu finden (vgl. Jonas/Rose 2002: 101f.). In dieser Datenbank finden sich Berichte über die Ergebnisse von Evaluierungsverfahren zu untersuchten Programmen aller Unterrichtsfächer nach technischen, fachlichen und didaktischen Kriterien. Ein Problem der Evaluierung der Datenbank stellt allerdings der Mangel an spezifischen Aspekten für die Didaktik der deutschen Sprache dar. Für diesen Einsatzbereich müssen die Bewertungskriterien künftig noch genauer bestimmt werden.

Es sei noch der Kriterienkatalog von Thomé zu erwähnen, der zehn Bereiche umfasst und erstmalig speziell für deutschdidaktische Zwecke entwickelt wurde. Zu den zu bewertenden Bereichen zählen Kategorien wie Bildschirmaufbau, Interaktivität, Leistungsauswertung und Diagnose usw. Mit diesem Kriterienkatalog kann die Qualität von Lernsoftware unter fachdidaktischem, mediendidaktischem und technischem Aspekt untersucht werden. Die Kriterien in Thomés Arbeit beruhen auf der Sichtweise, nach der Computer als Vermittler von Wissen und als Werkzeug zur Festigung von erworbenen Fertigkeiten betrachtet werden (vgl. Hahn/Künzel/Wazel 1996: 172f.). Da aber die Entwicklungen auf dem Softwaremarkt rasant sind und die Lernprogramme heute in den verschiedensten Lernbereichen des Unterrichts eingesetzt werden können, müssen die Kriterien von Thomé etwas präzisiert werden.

Ein Problem des Evaluierungsverfahrens mit Hilfe von Kriterienkatalogen liegt darin, die Gesamtleistung der Lernsoftware anhand der erzielten Ergebnisse in den einzelnen Bereichen zu berechnen. Wenn zum Beispiel eines der Kriterien zur Bewertung der Interaktivität negativ beurteilt wird, kann das dazu führen, dass die Qualität des gesamten Programms als niedrig eingestuft wird. Da den Lernprozess aber weit mehr Faktoren beeinflussen als in den Katalogen berücksichtigt werden, kann keine Lernsoftware nach einem festen Schema automatisch geprüft werden. Die Ergebnisse kriterienbasierter Evaluierungsverfahren sollten

[2] Im Software Dokumentations- und Informationssystem werden von Verlagen und Landesinstituten veröffentlichte deutschsprachige und beispielhaft bewertete fremdsprachige Unterrichtssoftware dokumentiert und evaluiert. Zurzeit sind in dieser Datenbank ca. 4000 Produkte von etwa 80 Anbietern dokumentiert. Ein großer Teil davon ist bewertet. Über 80 Erfahrungsberichte liegen vor. Die Internetadresse der SODIS-Datenbank ist unter: http://www.sodis.de abrufbar. (Stand: 31.3.2005)

deshalb vielmehr zur Orientierung dienen, die Bewertung der Software erleichtern und vervollständigen (vgl. Mitschian 1999: 113f.).

3.1. Anforderungen an die Lernsoftware für den Fremdsprachenunterricht

Im folgenden Abschnitt werden einige wichtige Bewertungskriterien genannt. Sie sollen auf Merkmale hinweisen, die bei der Evaluierung von Sprachlernprogrammen für den Unterricht berücksichtigt werden sollten.

Ausnutzung multimedialer Möglichkeiten
Eine grundlegende Anforderung an Multimedia-Sprachlernsoftware betrifft die verschiedenen Präsentationstechniken (zum Beispiel Bilder, Texte, Videos oder Ton), die das Programm angemessen integriert. Ein wichtiger Aspekt ist, dass die Bild-, Ton- und Textdokumente sinnvoll miteinander verknüpft und in einen bestimmten Themenkontext eingebettet sind. Die Materialien sollten gute Ton- und Bildqualität haben, motivierend sein und Bezug zum Lerner schaffen.

Die Teile eines Programms werden im Unterricht immer in ein bestimmtes didaktisches Konzept eingebettet. Deshalb sollten die Übungen durch einen zur Software gehörenden Editor veränderbar sein. Diese Veränderungsmöglichkeit erlaubt, dass die Übungen immer wieder ergänzt und variiert werden können (vgl. Büttner/Schwichtenberg 1999: 119ff.).

Bildschirmgestaltung
Der Gestaltung des Bildschirms kommt bei der Arbeit mit dem Computer eine entscheidende Rolle zu. Auf dem Bildschirm sollten nur zur Bearbeitung des Lernstoffs relevante Informationen präsentiert werden. Das Programm sollte einen übersichtlichen und klar gegliederten Bildschirmaufbau haben, der dem Lerner die sichere Orientierung ermöglicht und über den er sich schnell einen Überblick verschaffen kann. Die verwendeten Farben, Symbolsysteme und Ikonen sollten ihrer Funktion genügen und für den Lerner leicht zu entschlüsseln sein (vgl. ebd.).

Rückmeldungen
Ein Vorteil des computergestützten Fremdsprachenunterrichts liegt in der Möglichkeit der sofortigen Rückmeldung. Ein wichtiger Aspekt bei Rückmeldungen ist die Reaktion des Programms auf falsche Eingaben des Lerners. Die Art der Rückmeldung beschränkt sich in vielen Programmen auf eine Richtig/Falsch-Bewertung (vgl. Grüner/Hassert 2000: 156). Sinnvoller sind differenziertere Rückmeldungen, die auch Kommentare oder Lösungshinweise enthalten. Das Programm sollte Hilfestellungen (zum Beispiel Begriffserklärungen oder Anschauungshilfen) anbieten, die den Lerner an die richtige Lösung der Aufgabe heranführen. In vielen Programmen können die erzielten Ergebnisse des Lerners

in Form eines Protokolls dokumentiert werden (vgl. Büttner/Schwichtenberg 1999: 120). Ein solches Protokoll hat neben der Dokumentation der Lernerleistungen auch eine motivierende Funktion. Die Leistungsbewertung sollte deshalb überwiegend positiv formuliert sein. Bewertungen, bei denen Noten vergeben werden, wirken oft demotivierend und sollten deshalb gemieden werden.

Die Gestaltung von Aufgaben

Mit einem Sprachlernprogramm können verschiedene Zielfertigkeiten (meist Hören, Lesen, Schreiben) oder Teilfertigkeiten (Grammatik, Wortschatz, Rechtschreibung oder Aussprache) geübt werden. Auch wenn es sich um Programme zur Übung von Teilfertigkeiten handelt, sollte die Verbindung mit den Zielfertigkeiten gewährleistet sein. Um „echte" fremdsprachliche Verwendungssituationen schaffen zu können, sollten die im Programm verwendeten Lernmaterialien möglichst authentisch und situationsadäquat sein. Es ist wichtig, dass die Aufgaben das Interesse des Lerners wecken, da dies eine wichtige Voraussetzung für die aktive Auseinandersetzung mit dem Thema ist.

Die Aufgaben sollten eindeutig und verständlich formuliert sein und im Schwierigkeitsgrad dem Kenntnisstand der Lerner entsprechen. Um den individuellen Bedürfnissen der Lerner gerecht zu werden, sollten die Programme verschiedene Aufgabentypen enthalten. Den Lernern sollte wenigstens teilweise die Möglichkeit geboten werden, selbst zu entscheiden, welche Übungen sie machen und welche Hilfestellungen sie in Anspruch nehmen (vgl. Jonas/Rose 2002: 97).

Benutzerführung

Die Benutzerführung enthält wichtige Einzelheiten darüber, unter welchen Systemvoraussetzungen (zum Beispiel Windows, Linux usw.) die jeweilige Software funktioniert, wie sie installiert werden muss und wie sie aufgebaut ist. In der Benutzerführung sollten ferner die Lernziele, die Zielgruppe sowie mögliche Lernformen definiert sein.

Bei der Verwendung einer Software im Fremdsprachenunterricht ist günstig, wenn die Installation und die Bedienung des Programms einfach ist. Der Wechsel zwischen den Aufgabenbereichen und verschiedenen Übungen sollte überdies problemlos erfolgen (vgl. Jonas/Rose 2002: 104).

Es kann von einem Lehrer, der im Fremdsprachenunterricht multimediale Lernsoftware einsetzen will, nicht erwartet werden, die Programme im Bereich Deutsch als Fremdsprache nach allen Kriterien zu analysieren. Es ist meist die konkrete Unterrichtssituation, die über den Einsatz einer bestimmten Lernsoftware entscheidet. Hier spielen vor allem Aspekte, die die Lernergruppe, die Lernziele und die Anpassung an den Lehrplan betreffen, eine wichtige Rolle. Kriterienkataloge können zwar die Einschätzung eines Programms erleichtern, die Urteilsfähigkeit des einzelnen Lehrers ist aber auch stark gefordert.

4. Potentiale von Multimedia für den Fremdsprachenunterricht

4.1. Interaktivität

Die Interaktivität, eine spezifische Eigenschaft von Multimedia-Sprachlernprogrammen, soll die aktive Beteiligung des Lerners am Spracherwerbsprozess fördern. Dies kann durch verschiedene Interaktionsformen erreicht werden, die für den Lerner Handlungs- und Steuerungsmöglichkeiten in einem Programm eröffnen. Das Angebot an Handlungsmöglichkeiten kann je nach Programm sehr unterschiedlich sein und vom einfachen Zugreifen auf Informationen bis hin zum Mensch-Maschine-Dialog reichen (vgl. Haack 2002: 128).

Die Interaktionen beruhen auf den Informationen, die der Lerner in Form einer Antwort in den Computer eingegeben hat. Die Daten werden vom Programm analysiert und bewertet. Nach der Analyse der Antwort erhält der Lerner entweder eine einfache oder komplexere Reaktion auf seine Eingaben. Das Programm kann zum Beispiel gleich die nächste Frage präsentieren, die falsche Antwort registrieren, Hinweise auf die richtige Antwort geben, Informationen oder andere Übungen anbieten usw. Die Interaktionsmöglichkeiten sind bei einfachen Richtig/Falsch-Übungen, Multiple-Choice-Aufgaben und Lückentexten sehr gering. Eine differenzierte und ausgedehnte Interaktion ermöglicht Rückmeldungen, die genau zu den Eingaben des Lerners passen und auch mit hilfreichen Kommentaren versehen sind.

Strzebkowski und Kleeberg (2002: 232ff.) unterteilen die Interaktionsformen in der Lernsoftware in zwei Gruppen: in die der Steuerungsinteraktionen und in die der didaktischen Interaktionen. Eine solche Klassifizierung verdeutlicht den Unterschied zwischen den Interaktionen, die bei der Navigation ausgelöst werden und zwischen denen, die direkt zur Förderung des Lernprozesses beitragen sollen. In die Kategorie der Steuerungsinteraktionen fallen demnach zum Beispiel die Steuerung des Programmablaufs, der Wechsel zwischen den Aufgaben oder die Auswahl möglicher Präsentationsformen. In den Bereich der didaktischen Interaktionen gehören differenzierte Rückmeldungen zu den Lernereingaben, Hilfestellungen, die schrittweise an die Lösung heranführen oder die Eingabe und Auswertung komplexer Antworten auf bestimmte Fragen.

Da die Steuerungsinteraktionen sich eher auf die Bedienung von Systemfunktionen beschränken, sollten in einem pädagogischen Kontext die didaktischen Interaktionen dominieren. Diese fördern den kreativen Umgang und die intensive Auseinandersetzung mit den Lerninhalten in einer multimedialen Lernumgebung (vgl. ebd.).

Die Bedeutung der Interaktivität besteht aus fremdsprachendidaktischer Sicht in der Möglichkeit, eine Vielfalt an Handlungsweisen aufzuzeigen und so den individuell verlaufenden Sprachlernprozess zu fördern. Die verschiedenen Interaktionsformen ermöglichen, dass der Lerner Wissensinhalte auf einem für

ihn geeigneten Weg erschließt. Seine Bedürfnisse und Lernvoraussetzungen können auf diese Weise stärker berücksichtigt werden als im herkömmlichen Fremdsprachenunterricht.

4.2. Möglichkeit zur Individualisierung des Lernprozesses

Intelligente Multimedia-Programme eröffnen verschiedene Interaktionsmöglichkeiten, geben differenzierte Rückmeldungen zur Leistung des Lerners und bieten ihm bei Bedarf Hilfe an. Sprachlernprogramme können dadurch zur Individualisierung des Lernprozesses beitragen. Im Fremdsprachenunterricht verfügt jeder Lerner über unterschiedliche Vorkenntnisse, Fähigkeiten und Interessen. Die Unterschiede zeigen sich auch in den Lernertypen, also in der Art und Weise, wie die Lerner mit den Medien umgehen und wie sie diese für den Wissenserwerb anwenden. Bekanntermaßen lernen die einen leichter mit Bildern, andere besser mit geschriebenen Materialien, das heißt mit Texten. Im ersten Fall spricht man auch von „Visualisierern" und im zweiten von „Verbalisierern" (vgl. Weidenmann 1986: 511).

Aus der bereits erwähnten wichtigen Eigenschaft von Multimedia-Sprachlernprogrammen, der Interaktivität, folgt, dass der Lehrer, der in einer herkömmlichen Unterrichtssituation die dominante Person ist, in den Hintergrund tritt und die Bedürfnisse und Interessen der Lerner das Unterrichtsgeschehen bestimmen. Die Lerner haben die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Präsentationsformen des Lernmaterials zu wählen, ihre Vorgehensweise frei zu bestimmen, sich für die Anwendung von bestimmten Lernstrategien zu entscheiden sowie das Lerntempo individuell zu steuern. Während ein Lerner sich beispielsweise mit der Erklärung eines Begriffs länger beschäftigt, kann der andere, dem der Begriff möglicherweise schon bekannt ist, sein Wissen im Übungsteil anwenden oder überprüfen.

Die Individualisierung des Spracherwerbsprozesses bedeutet keineswegs, dass in Zukunft keine Lehrer oder Lehrwerke mehr gebraucht werden. Vielmehr handelt es sich beim Einsatz von Sprachlernprogrammen um eine Organisationsform des Fremdsprachenunterrichts, bei der die Voraussetzungen, Bedürfnisse und Interessen der einzelnen Lerner im Mittelpunkt stehen (vgl. Grüner/Hassert 2000: 151). Im Sinne einer modernen Fremdsprachendidaktik sollten ähnliche Lern- und Organisationsformen zur Förderung des individualisierten Lernens im Unterricht phasenweise eingesetzt werden.

4.3. Entwicklung fremdsprachlicher Fertigkeiten

Eines der wichtigsten Ziele des Fremdsprachenunterrichts liegt darin, den Lerner auf die fremdsprachliche Wirklichkeit vorzubereiten und ihm Kompetenzen zu

vermitteln, die ihn befähigen, sich in komplexen, realen Situationen zu behaupten. Im Fremdsprachenunterricht können die vier Zielfertigkeiten (Hörverstehen, Leseverstehen, Sprechen und Schreiben) meist nur einzeln vermittelt und geübt werden. Dies entspricht bei Weitem nicht den Anforderungen, die an den Lerner in einer realen Situation gestellt werden. In authentischen Lebenssituationen werden nämlich oft gleichzeitig zwei Fertigkeiten in Anspruch genommen. Bei einem Gespräch sind zum Beispiel sowohl das Hörverstehen als auch die Sprechfertigkeit des Lerners gefordert. Es ist also eine wichtige Aufgabe, im Fremdsprachenunterricht solche Lernsituationen zu schaffen, die sich durch ihre wirklichkeitsnahe Gestaltung auszeichnen.

Die Integration mehrerer Medien auf einer Plattform ermöglicht die Schaffung solcher komplexen Lernumgebungen, die einer authentischen Kommunikationssituation am ehesten entsprechen. Durch den Einsatz von Bildern, Video, Geräuschen und Sprache können mehrere sprachliche Fertigkeiten gleichzeitig geübt werden. Lesetexte können beispielsweise mit auditiven Elementen, Hörverstehensaufgaben mit visuellem Material ergänzt werden. Multimediale Techniken ermöglichen außerdem die individuelle Steuerung auditiver und visueller Elemente. Das heißt, dass bestimmte Sequenzen der gesprochenen Sprache, Töne oder Videos beliebig oft wiederholt und wichtige Merkmale hervorgehoben werden können (vgl. Tschirner[3]). Dies ist vor allem für Lerner auf unteren Niveaustufen ein wichtiger Vorteil von Multimedia, weil sie authentische gesprochene Sprache nur schwer verstehen und verarbeiten können.

Multimedia-Lernprogramme eignen sich sehr gut zur Vermittlung und Übung von sprachlichen Teilfertigkeiten wie zum Beispiel Grammatik oder Wortschatz. Neben textbasierten Übungen sollte auch hier die auditive und visuelle Komponente eine Rolle spielen. Die Aufgaben sind vor allem dann besonders lernförderlich, wenn die Wörter, Sätze oder grammatische Strukturen interaktiv bearbeitet werden können. Dies kann dadurch erreicht werden, dass Synonyme, Paraphrasen oder Bilder bereitgestellt werden, die der Lerner anklicken kann und entweder gesprochen hört oder auf dem Bildschirm lesen kann.

Ein letzter wichtiger Aspekt bei der Vermittlung von Fertigkeiten soll hier noch angesprochen werden. In Multimedia-Programmen werden die Strukturen der Sprache in bestimmte Handlungszusammenhänge eingebettet. Sie können auf vielfältige Weise dargeboten werden und es können wesentliche situative Merkmale eines Sachverhalts hervorgehoben werden. Dies macht die zu vermittelnden Inhalte in einem Gesamtzusammenhang sichtbar und für den Lerner leichter nachvollziehbar und lernbar (vgl. ebd.).

---

[3] Von Tschirner wurde hier die Online-Fassung seiner Arbeit als Quelle verwendet. Diese ist im Internet unter folgender Adresse zugänglich: http://www.uni-leipzig.de/~herder/temp/lehrende/tschirner/texte/tschirner1.htm (Stand: 31.3.2005).6

5. Grenzen der Verwendung von Multimedia

5. 1. Grenzen der Interaktivität und der individuellen Lernweggestaltung

Die bisherigen Ausführungen dürften deutlich gemacht haben, dass zwischen den Interaktionen und der Individualisierung des Lernprozesses ein enger Zusammenhang besteht. Individualisiertes Lernen lässt sich nämlich durch die Vielfalt möglicher Interaktionsformen verwirklichen. Die vorhandenen Interaktionsformen haben Einfluss auf die Handlungsmöglichkeiten des Lerners, bieten ihm einen bestimmten Grad an Freiheit und ermöglichen dadurch die individuelle Vorgehensweise beim Sprachlernprozess.

Wichtige Komponenten der Unterrichtsplanung, z.B. Formulierung der Ziele, Zeiteinteilung, Sozialformen und erwartete Schüleraktivitäten beinhaltet auch eine Sprachlernsoftware. Während aber der Lehrer im herkömmlichen Unterricht immer von seiner Planung abweichen und auf unerwartete Fragen oder Probleme reagieren kann, verläuft die Interaktion zwischen dem Lerner und dem Computer nicht so flexibel. Bei der Entwicklung von Sprachlernsoftware wird der mögliche Verlauf des Lernprozesses vorbestimmt und auch die Interaktionsformen werden genau festgelegt (Büttner/Schwichtenberg 1999: 112f.). Der Lerner kann sich deshalb immer nur innerhalb der im Programm festgelegten Interaktionen bewegen.

Je nach Programm gibt es bei den Interaktionsformen qualitativ große Unterschiede, die die Bereitstellung von Lösungshilfen, die Art der Rückmeldung sowie den Grad der freien Auswahl von Lernerhandlungen betreffen. Viele Programme bieten dem Lerner zu wenig Hilfestellungen an und die Fehleranalyse beschränkt sich oft auf eine Richtig/Falsch-Bewertung (vgl. Grüner/Hassert 2000: 156). Diese sehr einfache und automatische Rückmeldung ermöglicht keine Differenzierung zwischen den Leistungen einzelner Schüler und beeinträchtigt dadurch erheblich die Möglichkeit der individuellen Lernweggestaltung.

Computer sind beliebte Medien, wenn es um die Einübung und Festigung grammatischer Strukturen oder des Wortschatzes geht. Diese sprachlichen Teilfertigkeiten werden häufig mit Drill-Übungen trainiert, die keine kreativen, individuellen Lösungen zulassen. Intelligentere Sprachlernprogramme können hingegen exploratives, selbstentdeckendes Lernen fördern, indem sie nur das Lernmaterial zur Verfügung stellen, dem Lerner aber eine größere Freiheit bei seinen Aktivitäten ermöglichen (vgl. Büttner/Schwichtenberg 1999: 112f.). Doch auch in diesem Fall bleiben alle Handlungsmöglichkeiten in einem vorgegebenen Rahmen. Die Interaktion zwischen dem Lehrer und dem Schüler kann immer situativen Einfluss auf den Ablauf des Lernprozess nehmen. Eine anerkennende Geste oder Lächeln können den Lerner in seinem Verhalten bestätigen und ihn zur Kommunikation ermutigen. Die interaktiven Fähigkeiten eines Lernprogramms

bleiben dagegen vorprogrammiert und können deshalb das Niveau menschlicher Interaktion und Kommunikation nicht erreichen.

5.2. Adaption der Lernprogramme für den Unterricht

Ein weiterer Aspekt beim Einsatz von Multimedia-Lernsoftware betrifft die Fähigkeit des Programms, sich an die jeweilige Unterrichtssituation anzupassen. Die Adaption eines Lernprogramms für den Unterricht fällt in den Aufgabenbereich des Lehrers. Bei der Adaption handelt es sich um die Auswahl konkreter Lerninhalte, die für den Unterricht intensiv aufbereitet werden. Grundlegend bei der Adaption des Lernmaterials ist die Berücksichtigung der Unterrichtsziele und der Lernergruppe. Das Anpassungsvermögen eines Lernprogramms zeigt sich in der Auswahl und Aufarbeitung der Lerninhalte, den möglichen Lernaktivitäten, in den Übungstypen und in der Art und Weise der Informationsdarbietung (vgl. Mitschian 1999: 131ff.).

Die Arbeit mit Multimedia-Sprachlernprogrammen stellt nur einen Teil des gesamten Unterrichtskonzeptes dar. Deshalb sollte ein Programm immer in das Unterrichtsgeschehen integriert und auch mit anderen Komponenten, die Einfluss auf den Lernprozess nehmen, in Beziehung gesetzt werden. Der Lehrer sollte sich immer fragen, was er mit dem Einsatz eines Programms erreichen möchte, in welchem didaktischen Kontext er es im Unterricht verwendet und wie er es gestalten oder eventuell verändern muss. Auch ein wenig anspruchsvoller Grammatiktrainer kann sinnvoll in den Unterricht integriert werden und der Einsatz eines aufwendigen Multimedia-Programms scheitern, wenn es nicht in das Unterrichtskonzept passt.

Die Adaption von Sprachlernprogrammen erfordert einen erheblichen Arbeitsaufwand vom Lehrer. Schwierigkeiten können sich vor allem aus der Konzeption der Programme ergeben. Die einzelnen Themenbereiche oder Übungen sind oft zu komplex aufgebaut und können nur schwer in kleinere Einheiten geteilt werden. Viele Lehrer fühlen sich deshalb veranlasst, ein Programm komplett und nur im Rahmen größerer Unterrichtseinheiten einzusetzen. Die Effektivität und die sinnvolle didaktische Einbindung des Mediums bleiben in diesem Fall fragwürdig. Einen höheren Grad an Anpassung ermöglichen Autorenprogramme, die vorgefertigte Schablonen für die Erstellung von bestimmten Übungstypen (zum Beispiel Lückentexten) sind (vgl. Grüner/Hassert: 2000: 121). Die Aufgaben, die mit Hilfe von Autorenprogrammen erstellt werden, kann der Lehrer mit beliebigen Inhalten füllen und auf diese Weise die Bedürfnisse der jeweiligen Lernergruppe besser berücksichtigen. Obwohl der Umgang mit Autorenprogrammen keine Programmierkenntnisse voraussetzt, ist die inhaltliche und technische Adaption an den Unterricht sehr arbeits- und zeitaufwendig. Lehrende, die sich für den Einsatz von Multimedia-Lernprogrammen entscheiden,

sollten jedoch mit diesem Mehraufwand rechnen, weil die Arbeit am Computer nur auf diese Weise den gewünschten Erfolg mit sich bringen kann.

6. Fazit

Die bisherigen Ausführungen dürften gezeigt haben, dass die Verwendung von Multimedia-Sprachlernprogrammen im schulischen Unterricht mehr bedeutet, als entsprechende technische Geräte zur Verfügung zu stellen. Da Multimedia-Programmen häufig kein angemessenes sprachdidaktisches Konzept zu Grunde liegt, muss der Lehrer das verfügbare Programm im Hinblick auf die Qualität untersuchen, damit die Vorteile der Arbeit mit dem Multimedia-Programm optimal genutzt werden können. Die Gesamtqualität der Software ist ein entscheidendes Kriterium beim Einsatz des Sprachlernprogramms. Die in der Arbeit vorgestellten Kriterien bieten eine erste Orientierung und geben Hinweise auf wichtige Qualitätsmerkmale von Lernsoftware für den Fremdsprachenunterricht.

Im Fremdsprachenunterricht sollten komplexe Lernumgebungen geschaffen und authentische Lerninhalte präsentiert werden, weil diese der realen Welt am stärksten entsprechen. Intelligente computergesteuerte Multimedia-Systeme ermöglichen ein hohes Maß an Authentizität und führen den Lerner durch verschiedene Interaktionsformen aus der passiven Rezipientenrolle heraus. Durch diese Vorteile kann individualisiertes Lernen gefördert und die fremdsprachliche Wirklichkeit in ihrer Vielfalt und Komplexität präsentiert werden.

Eine der wichtigsten Fragen beim Einsatz von Multimedia ist, welches Ziel man überhaupt mit dem neuen Medium verknüpft. Die Verwendung von Lernprogrammen im Unterricht ist nur im Rahmen eines entsprechenden didaktischen Konzepts sinnvoll. Schwierigkeiten mit Computerlernprogrammen liegen für den Lehrer in der Adaption der Lernsoftware für den Unterricht. Programme, die zu wenig spezifische Aspekte des unterrichtlichten Einsatzes berücksichtigen, können nur schwer auf die konkreten Inhalte und Ziele einer Unterrichtseinheit abgestimmt werden. Der Lehrer muss deshalb die verfügbare Software auf ihr Anpassungsvermögen untersuchen und nach Möglichkeit nicht das gesamte Programm, sondern nur bestimmte Teile auswählen, die in das eigene Konzept integriert werden können.

Der Einsatz von neuen Technologien eröffnet eine Vielzahl von Möglichkeiten für den Fremdsprachenunterricht. Vor dem Hintergrund der beschriebenen Möglichkeiten und Probleme kommt in Zukunft der Fremdsprachendidaktik die Aufgabe zu, solche Konzepte zu erarbeiten, in der ganz besonders Aspekte der individuellen Lernweggestaltung und Lernerdifferenzierung beachtet werden. Die enge Zusammenarbeit zwischen Fremdsprachendidaktikern und Programmentwicklern kann dazu beitragen, dass die erarbeiteten Konzepte in die Praxis umgesetzt werden und in den Lernprogrammen besser zum Tragen kommen.

Literatur

Baumgartner, Peter 2002: Pädagogische Anforderungen für die Bewertung und Auswahl von Lernsoftware. In: Issing, L. J./ Klimsa, P. (Hg.): Information und Lernen mit Multimedia. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union, 427-442.

Büttner, Christian/ Schwichtenberg, Elke (Hg.) 1999: Computer in der Grundschule. Geräte, didaktische Konzepte, Unterrichtssoftware. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Grüner, Margit/ Hassert, Timm 2000: Computer im Unterricht. Fernstudieneinheit 14. München: Goethe-Institut.

Haack, Johannes: Interaktivität als Kennzeichen von Multimedia und Hypermedia. In: Issing, L. J./ Klimsa, P. (Hg.) 2002: Information und Lernen mit Multimedia. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union, 127-136.

Hahn, Martin u. a. 1996: Multimedia – eine neue Herausforderung für den Fremdsprachenunterricht. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Jonas, Hartmut/ Rose, Kurt 2002: Computerunterstützter Deutschunterricht. Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag.

Kerres, Michael 2000: Medienentscheidungen in der Unterrichtsplanung. Zu Wirkungsargumenten und Begründungen des didaktischen Einsatzes digitaler Medien. In: Bildung und Erziehung 53/1, 19-39.

Mitschian, Haymo 1999: Neue Medien – neue Lernwerkzeuge. Fremdsprachenlernen mit dem Computer. Erfahrungen und Möglichkeiten für Deutsch als Fremdsprache. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG.

Peuster, Frank: Zum Einsatz multi-medialer Computerprogramme im Englischunterricht. In: Kranz, D. u. a. (Hg.) 1997: Multimedia – Internet – Lernsoftware. Fremdsprachenunterricht vor neuen Herausforderungen? Münster: Agenda Verlag.

Rösler, Dietmar/ Tschirner Erwin 2002: Neue Medien und Deutsch als Fremdsprache. Viele Fragen und ein Aufruf zur Diskussion. In: Deutsch als Fremdsprache 39/3, 144-155.

Strzebkowski, Robert/ Kleeberg, Nicole 2002: Interaktivität und Präsentation als Komponenten multimedialer Lernanwendungen. In: Issing, L. J./ Klimsa, P. (Hg.): Information und Lernen mit Multimedia. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union, 229-245.

Tschirner, Erwin: Neue Qualitäten des Lehrens und Lernens. Thesen zum Einsatz von Multimedia im Fremdsprachenunterricht. In Bausch, K.-R./ Christ, H./ Königs, F/ Krumm, H.-J. (Hg.) 1999: Die Erforschung von Lehr- und Lernmaterialien im Kontext des Lernens und Lehrens fremder Sprachen. Arbeitspapiere der 19. Frühjahrstagung zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts. Tübingen: Narr. (Zugleich: http://www.uni-leipzig.de/~herder/temp/lehrende/tschirner/texte/tschirner1.htm [Stand: 31.3.2005]).

Weidenmann, Bernd 1986: Psychologie des Lernens mit Medien. In: Weidenmann, B. u.a.: Pädagogische Psychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim: Psychologie Verlags Union, Urban und Schwarzenberg.

Weidenmann, Bernd 1997: „Multimedia. Mehrere Medien, mehrere Codes, mehrere Sinneskanäle? In: Unterrichtswissenschaft 25/3, 197-207.



Rezensionen



Altmayer, Claus; Forster, Roland (Hg.): Deutsch als Fremdsprache: Wissenschaftsanspruch – Teilbereiche – Bezugsdisziplinen. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2003 (Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache 73). 284 S.

Ausgangspunkt des Sammelbandes war es, das wissenschaftliche Selbstverständnis des verhältnismäßig jungen Faches Deutsch als Fremdsprache resümierend darzustellen und zugleich Antworten auf die Fragen zu finden, die in der zwischen 1996 und 1999 in der Zeitschrift *Deutsch als Fremdsprache* geführten Strukturdebatte angesprochen wurden. Die Autoren erläutern durch eine systematische Bestandsaufnahme die wichtigsten Teilbereiche und Bezugsdisziplinen und setzen sich dabei auch mit der Frage nach der Wissenschaftlichkeit und nach den Forschungsdesiderata des Faches auseinander. Der Band umfasst 11 Beiträge, die teilweise aufeinander Bezug nehmen und sich zugleich alle um das Hauptthema Deutsch als Fremdsprache gruppieren. Die Autorinnen und Autoren, *Claus Altmayer, Roland Forster, Albert Raasch, Lutz Götze, Eva-Maria Willkop, Regina Hessky, Frank Thomas Grub, Haymo Mitschian, Ursula Hirschfeld* und *Dagmar Blei* beleuchten alle ein wichtiges und aufschlussreiches Gebiet, da der Umfang dieser Rezension jedoch begrenzt ist, muss ich bei der Vorstellung der Beiträge eine willkürliche Auswahl treffen. Neben dem Artikel von Regina Hessky, der aus der Sicht der ungarischen Germanistik verständlicherweise am meisten relevant ist, werde ich noch einige andere, die Probleme und Bezugsdisziplinen des Faches Deutsch als Fremdsprache gut widerspiegelnde Beiträge ausführlicher besprechen.

Der erste hier zu erörternde Beitrag von *Lutz Götze* fängt mit einem historischen Überblick der anfänglichen Schwierigkeiten bei der Akzeptanz der Sprachlehr- und -lernforschung an. Die neue Disziplin wurde durch die Gründung des Seminars für Sprachlehrforschung an der Ruhr-Universität Bochum auch auf akademischer Ebene angenommen. Ihr Gegenstandsbereich ist das durch den Unterricht gesteuerte Lehren bzw. Lernen von Fremdsprachen, ihr Erkenntnisinteresse, die Wirkung von Vermittlungsprozessen zu überprüfen und sie zu verbessern. Schließlich versucht ihr forschungsmethodischer Ansatz, auch von der Empirie ausgehend, sich fachübergreifend an den Lernern zu orientieren. Götze äußert sich ziemlich kritisch über die „revolutionären" Neuerungen der Sprachlehr- und -lernforschung und er bemerkt sehr richtig, dass der Paradigmenwechsel von den Lehrenden zu den Lernenden als Kern des Unterrichtsprozesses bereits Jahre zuvor vollzogen und die Anlehnung an die Empirie für die theoretischen Forschungen schon seit langem praktiziert wurde. Nicht einmal der interdisziplinäre Ansatz erwies sich als tragfähig. Diese Enttäuschungen verhalfen der Sprachlehr- und -lernforschung statt

zu einer sprachübergreifenden eher zu einer auf die Einzelsprache konzentrierten Arbeitsweise.

Im Anschluss an diesen historischen Überblick geht Götze zur Vorstellung des Faches Deutsch als Fremdsprache über. Die anfänglich ausschließlich als Unterrichtsfach etablierte und für das Beibringen der deutschen Sprache benutzte Disziplin entwickelte sich langsam zu einer akademischen Wissenschaft. Doch trotz dieser vielversprechenden Konsolidierung besteht die Gefahr, dass Deutsch als Fremdsprache sich in Teilbereiche zersplittert und sich wieder zum einfachen Sprachvermittlungsfach degradiert. Um diese Zurückbildung zu verhindern, postuliert Götze 10 Thesen, die als theoretische Rechtfertigung der Legitimität aufgefasst werden können und in denen er unter anderem die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit zwischen Deutsch als Fremdsprache und der Auslandsgermanistik betont.

Der nächste Beitrag von *Eva-Maria Willkop* bringt die Angewandte Linguistik mit dem Deutschen als Fremdsprache in Bezug. Nach einer Begriffserklärung der Angewandten Linguistik betont Willkop die schon immer wichtige Rolle, die die Fremdsprachendidaktik bei der Entwicklung und Etablierung der Angewandten Linguistik als akademischer Disziplin gespielt hat. Im zweiten Teil des Beitrages beschreibt die Autorin jene linguistischen Aspekte, die im Bereich der Angewandten Linguistik mit Sicherheit als Anregungen für Deutsch als Fremdsprache dienen können. Anschließend wechselt sie die Perspektive und plädiert für die bisher wenig beachtete Erkenntnis, dass Lehrende und Lernende sowohl über linguistisches Wissen als auch über eine autonome Weiterlernkompetenz verfügen müssen.

Regina Hessky schreibt über die Beziehung zwischen Deutsch als Fremdsprache und Auslandsgermanistik und bemerkt kritisch, dass trotz der sehr frühen Erscheinung des Deutschen als Fremd- oder Zweitsprache im Bildungswesen vieler Länder (z.B. in Polen, Ungarn oder Japan), die Auslandsgermanistik kaum Gegenstand internationalen Interesses gewesen ist. Da der Begriff der ‚Auslandsgermanistik' selber näherer Erklärung bedarf, versucht die Autorin zuerst in Kürze zu umreißen, was unter dem – in Fachkreisen übrigens durchaus geläufigen – Ausdruck verstanden wird. Sie benutzt die Bezeichnung ‚Deutsch als Fremdsprache' für das Studienfach im deutschsprachigen Raum, während die ‚Auslandsgermanistik' bei ihr das Germanistikstudium im nichtdeutschsprachigen universitären Bereich bedeutet. Aus diesem nicht-deutschen soziokulturellen Umfeld ergibt sich eine ‚Außenperspektive', und zugleich folgt eine unterschiedliche Schwerpunktsetzung in den Forschungsfeldern, die zum Teil auf historische Entwicklungen zurückzuführen sind. Trotz dieser strukturellen und inhaltlichen Unterschiede hat die Auslandsgermanistik die gleiche Aufgabe wie DaF im deutschsprachigen Raum: Sie bereitet auf den gleichen Beruf vor. Im Hinblick auf die Zukunft plädiert Hessky für eine engere Zusammenarbeit zwischen

DaF und Auslandsgermanistik und hofft auf die Etablierung einer ‚Eurogermanistik', die zur Folge hätte, dass sich die Unterschiede zwischen Binnen- und Außenperspektive verringern und zugleich eine größere Mobilität der beteiligten Studierenden und akademischen Wissenschaftler erreicht werden könnte.

Claus Altmayer bemerkt gleich am Anfang seines Beitrags über Deutsch als Fremdsprache und Landeskunde, dass die Landeskunde bzw. die Kulturwissenschaft trotz der Tatsache, dass sie eine der vier ‚Ausrichtungen' des Faches DaF ist, bisher weder an den Lehrstühlen für Deutsch als Fremdsprache noch in der Forschung mit gleichem Gewicht vertreten war wie die anderen lehr- und lernwissenschaftlichen Ausrichtungen. Altmayer untersucht die Möglichkeit der Aufwertung der Landeskunde als akademische Disziplin und beschreibt die Gebiete, in denen die Kulturwissenschaft zur traditionellen, an rein faktischen Themen (wie politisches System, Bildungswesen und Sozialstruktur) orientierten Landeskunde beitragen kann. Dabei warnt er vor den homogenisierenden und mit abgenutzten Klischees operierenden Kulturauffassungen und plädiert stattdessen für eine Auffassung, bei der das Individuum als ein Subjekt und nicht als ein von außen betrachtetes Objekt erscheint. Wie eine kulturwissenschaftliche Forschung im Bereich Deutsch als Fremdsprache zu realisieren wäre, wird anschließend in Form einiger Thesen zusammengefasst.

Über eine evidente Symbiose von Phonologie, Phonetik und Deutsch als Fremdsprache referiert *Ursula Hirschfeld*. Die Ausspracheprobleme sowie segmentale als auch prosodische Abweichungen von der Norm können die Verständigung erschweren. Deshalb ist es eine elementare Aufgabe des Faches Deutsch als Fremdsprache, die Phonetik angemessen zu beachten. Dies sollte, von den wissenschaftlichen Untersuchungen und Publikationen ausgehend, durch die phonologischen und phonetischen Lehreraus- und -fortbildungen bis hin zur Entwicklung und Einsetzung spezieller Lehr- und Lernmaterialien zur zielgruppengerechten Ausspracheschulung geschehen. Hirschfeld betont in ihrem Beitrag diesen letzteren Aspekt und beschreibt detailliert den Prozess des Aussprachelernens. Dabei behandelt sie die Voraussetzungen wie die Ausgangssprache (die ja die Art der phonetischen Interferenzen bestimmt), den individuell unterschiedlichen Prozess des Hörens und Verstehens, die Sprechmotorik, die Wichtigkeit der Bewusstmachung der Aussprachefertigkeiten, die Berücksichtigung der persönlichen Eigenschaften (wie Lernalter, psychische und physische Gegebenheiten) und den möglichst häufigen Kontakt zur Zielsprache. Nach der Behandlung der Voraussetzungen geht sie auf die inhaltlichen Schwerpunkte und auf das methodische Vorgehen bei der Ausspracheschulung über. Dabei gibt sie einerseits konkrete, praxisbezogene Tipps und Übungstypologien als auch Verweise auf gutstrukturierte Materialien an. Die Autorin betont verständlicherweise die unbestreitbare Rolle der

verschiedenen tontragenden Medien (Kassette, CD, CD-Rom, Video), erwähnt aber zugleich weniger übliche Hilfsmittel zu den Phonetikübungen wie Erklärungen, Abbildungen, die internationale Transkription (API) und das Kombinieren von Aussprache-, Grammatik-, und Wortbildungsübungen. Sie schließt ihren Beitrag mit einer Aufzählung der zukünftigen Forschungsaufgaben der Phonetik und Phonologie im Bereich Deutsch als Fremdsprache.

Der Sammelband ist aus einer guten Auswahl von Studien zusammengestellt worden und gibt ein übergreifendes Bild der im Titel des Bandes formulierten Aspekte des Faches Deutsch als Fremdsprache. Die Arbeiten erfüllen die in der Zielsetzung des Bandes formulierten Kriterien. Besonders positiv ist der Versuch zu vermerken, dass sich durch die eingehende Behandlung aller Bezugs- bzw. Referenzwissenschaften ein solch komplexes Bild über Deutsch als Fremdsprache abzeichnet, wie das bisher noch nie unternommen wurde.

Einige der Autoren (wie Raasch, Götze, Hessky, Grub, und Altmayer) besprechen das Thema ‚Deutsch als Fremdsprache' aus eher theoretischer und forschungsorientierter Sichtweise, andere (wie Willkop, Mitschian, Forster, Hirschfeld und Blei) beziehen sich eher auf die Erfahrung, und ihre Aufsätze sind durch ihre Konstruktivität und Vielfalt zugleich auch für die unmittelbare Unterrichtspraxis von Nutzen. Jedem Beitrag folgen ausführliche bibliographische Angaben, wodurch dem interessierten Leser eine gezielte Recherche in der Forschungsliteratur um vieles erleichtert wird. Das Buch bietet klare, schnelle und informationsreiche Einblicke in ein modernes Fachkonzept und kann allen, die sich Gedanken über das Profil und die Weiterentwicklung des Faches Deutsch als Fremdsprache machen, empfohlen werden.

Gabriella Gárgyán (Szeged)

Bassola, Péter (Hg.): Német-magyar főnévi valenciaszótár. Deutsch-ungarisches Wörterbuch der Substantivvalenz. Szeged: Grimm Kiadó, 2003. 192 S.

Die Erforschung der Valenzstruktur stellt seit mehreren Jahrzehnten einen organischen Bestandteil der germanistischen Linguistik dar. Davon zeugt nicht nur die enorme Fülle der Aufsätze und Monographien zum Thema Verb- oder Substantivvalenz, sondern auch die relativ große Anzahl von Valenzwörterbüchern des Deutschen, die nicht primär eine möglichst exhaustive Beschreibung der Bedeutungsstrukturen erstreben, sondern vielmehr eine detaillierte Deskription der Ergänzungen (auch Argumente oder Komplemente genannt) der Elemente einer bestimmten Wortart, so z.B. der Verben

oder Substantive, bieten. Diese Reihe von Wörterbüchern wurde nun bereichert, als eine zum Teil internationale Forschungsgruppe aus Csilla Bernáth (Universität Szeged), †Sarolta László (Universität Budapest), Magda Tamássy Bíró (Universität Budapest) sowie Jacqueline Kubczak (IDS Mannheim) unter der Leitung von Péter Bassola (Universität Szeged) beim Grimm Verlag in Szeged im Jahre 2003 ein kontrastiv angelegtes Valenzwörterbuch mit dem Titel *Német-magyar főnévi valenciaszótár. Deutsch-ungarisches Wörterbuch der Substantivvalenz* veröffentlichte.

Diese Veröffentlichung stellt für die ungarische Germanistik jedenfalls ein Novum dar, ist jedoch nicht ganz ohne Tradition. Der erstmals 1984 publizierte und primär praktisch angelegte, d.h. als DaF-Lehrwerk konzipierte Band von Gyula Szanyi und Sarolta László mit dem Titel *Magyar-német igei vonzatok* [Ungarisch-deutsche verbale Rektionen], das seitdem 6 Auflagen erlebt hat und zuletzt 1999 erschienen ist, untersucht die Valenzstrukturen deutscher und ungarischer Verben und kann daher durchaus als Vorgänger der in Frage stehenden Neuerscheinung betrachtet werden. Diese unterscheidet sich jedoch von Szanyi und Lászlós Werk nicht nur in dem Gegenstand, sondern auch darin, dass es die ersten Ergebnisse einer langjährigen wissenschaftlichen Forschungstätigkeit enthält, und die neuere Valenzforschung – besonders im Bereich des Substantivs – weitgehend berücksichtigt.

Wie es bereits aus dem Titel hervorgeht, stellt den Untersuchungsgegenstand des Bandes die deutsche Substantivvalenz dar, die aus kontrastiver (deutsch-ungarischer) Sicht analysiert wird. Eine wichtige Besonderheit des Wörterbuchs resultiert aus der Tatsache, dass die Autoren die Substantivvalenz *sui generis*, d.h. „nicht als ein rein sekundäres, vom Verb oder Adjektiv abgeleiteten (sic!) Phänomen" (S. 13) betrachten. Diese Annahme erlaubt den Autoren, nicht nur von Verben und Adjektiven abgeleitete (z. B. *Erklärung* oder *Schwierigkeit*), sondern auch nicht-abgeleitete Substantive (z. B. *Zeit*) ins Wörterbuch aufzunehmen. Doch erscheint sie mir gewissermaßen als problematisch. Einerseits kann Valenz keine generelle Eigenschaft der Substantive sein, es gibt ja zahlreiche avalente Substantive *(Tisch, Stuhl)* bzw. solche mit avalenten Bedeutungen *(Zeit)*. Andererseits können mit einer solchen Annahme die Ähnlichkeiten zwischen der Valenzstruktur eines z.B. deverbalen Substantivs und der des zugrundegelegten Verbs nicht erfasst werden. Es ist auch zu fragen, warum die Autoren bei der Beschreibung der Valenzstruktur eines deverbalen Substantivs oft auf das zugrundeliegende Verb zurückgreifen (etwa bei *Erklärung für etw.* auf *etw. erklären*), wenn sie doch Substantivvalenz als eine primär substantivische Erscheinung betrachten.

Die Beschreibung der Valenz der gewählten Substantive erfolgt aufgrund der Mannheimer Korpora – diese korpusbasierte Vorgehensweise stellt ebenfalls eine nicht zu vernachlässigende Besonderheit des Wörterbuchs dar, die zur Objektivität der Deskription

wesentlich beigetragen hat. Das Wörterbuch ist nach der Intention der Autoren praktisch angelegt. Es kann somit im fortgeschrittenen DaF-Unterricht, beim Übersetzen, aber auch im Hochschulunterricht – und zwar sowohl bei der philologischen als auch bei der pädagogischen Ausbildung – eingesetzt werden. Die Verwendbarkeit des Wörterbuchs wird leider gewissermaßen durch die Tatsache vermindert, dass dieses Nachschlagewerk – wie oben gesagt – lediglich die ersten Ergebnisse der Forschungstätigkeit des Autorenkollektivs, d.h. die kontrastive Beschreibung der Valenzstruktur von nur 50 Substantiven enthält. Allerdings haben die Autoren vor, weitere 150 Substantive zu untersuchen und die Ergebnisse dieser Untersuchungen in weiteren drei Bänden mit jeweils 50 Items zu veröffentlichen. Somit handelt es sich bei dem diesmal publizierten Werk um den ersten Band einer Wörterbuchreihe – ein Umstand, auf den die Verfasser die Leser bereits im Titel – beispielsweise durch die Hinzufügung *Band I* – hätten aufmerksam machen können.

Das Wörterbuch ist in vier Teile gegliedert. Der aus 20 Seiten bestehende erste Teil hat den Titel *Vorspann* und dient – erwartungsgemäß – als Einführung. Diese Einleitung fängt mit einer Danksagung an, auf diese folgt das Vorwort, das eine Kurzzusammenfassung der wichtigsten linguistischen Grundlagen des Wörterbuchs enthält. Es ist m. E. gut konzipiert, leicht nachvollziehbar und enthält alle Hintergrundinformationen, die für die Verwendung des Wörterbuchs sich als notwendig erweisen. Es geht jedoch auch darüber hinaus, da es infolge der an vielen Stellen eingefügten Angaben der grundlegenden und weiterführenden Literatur auch diejenigen Leser bedient, die sich mehr für den linguistischen Hintergrund des Wörterbuchs interessieren. An das Vorwort schließen sich eine Liste der bearbeiteten 50 deutschen Substantiven, ein Verzeichnis der Abkürzungen (mit Auflösung) sowie eine Erklärung der Struktur der einzelnen Lemmata an. Für den gesamten ersten Teil ist eine strikte Zweisprachigkeit charakteristisch, wie das bei einem kontrastiven Wörterbuch normalerweise der Fall ist. Diese Zweisprachigkeit wird lediglich im Abkürzungsverzeichnis aufgegeben, und dort auch nur teilweise: Zu den deutschen Termini werden immer die ungarischen Äquivalenten angegeben, die Angabe der deutschen Entsprechung zu den ungarischen Termini fehlt jedoch systematisch. M. E. sollte diese Angabe zumindest verweismäßig erfolgen, so sollte z. B. zur Auflösung von **biz.** als **bizalmas** in Klammern auch die Information (s. vertr.) angegeben werden. Außerdem sollte der Fettdruck, der in der Abkürzungsliste zur Hervorhebung der ungarischen Termini dient, konsequent bei allen ungarischen Abkürzungen, so auch bei STRUKT erscheinen.

Der zweite Teil des Werkes, das eigentliche Wörterbuch ist mit seinen 152 Seiten der umfangsreichste Teil des Bandes. Am Anfang findet man eine bloße alphabetische Liste der beschriebenen 50 Substantiven – allerdings ohne Seitenzahl. Die Angabe der Seitenzahl hätte sicherlich zu einer

besseren Orientierung beigetragen. An diese Substantivliste schließt sich der Wörterbuchteil, d.h. die alphabetisch angeordnete Auflistung der Valenzbeschreibungen an. Was die Struktur der einzelnen Wortartikel betrifft, so findet man am Ende des Vorspanns eine zweisprachige Darstellung. Diese Beschreibung der ansonsten durchaus logisch aufgebauten Wortartikel erscheint mir jedoch etwas umständlich und daher auf den ersten Blick kaum durchschaubar. Besser wäre etwa im inneren Umschlagblatt oder gleich auf der ersten Seite ein Beispiel mit Kommentaren gewesen, wie man es in größeren Wörterbüchern (etwa im DaF-Wörterbuch von Langenscheidt) finden kann.

Am Anfang der Wortartikel steht das Lemma mit seinen – in den ungarischen DaF-Lehrwerken gewöhnlichen – morphologischen Angaben: Genus (in Form des Definitartikels), Singular Genitiv (in Form der einschlägigen Endung) sowie Plural Nominativ (in Form der einschlägigen Endung). Darauf folgen die valenten Bedeutungen des fraglichen Substantivs mit einer ungarischen und (in Klammern angegebenen) deutschen Umschreibung sowie der ungarischen Entsprechung. Die Umschreibungen sind relativ sachlich und verständlich formuliert. Sie erweisen sich oft sehr nützlich, wenn z. B. ein Substantiv mehrere Bedeutungen hat, und auch die ungarischen Entsprechungen übereinstimmen. So findet man z.B. beim Lemma *Erklärung* folgende Angaben (vgl. S. 71): „1. vminek az oka (Grund für etw) – magyarázat, 2. vminek a megokolása (Begründung für etw) – magyarázat, 3. magyarázó kommentár (Erläuterung zu etw) – magyarázat, 4. hivatalos közlés (offizielle Mitteilung) – nyilatkozat)". Die valenten Bedeutungen werden durch die Angabe eventuell vorhandener sonstiger und avalenter Bedeutungen bzw. Nominalisierungen ergänzt.

Der restliche Teil der Wortartikel ist der Beschreibung der Valenzstruktur für jede einzelne Bedeutung gewidmet. Um die Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten, zählen die Autoren die einzelnen Beschreibungselemente am linken Rand stichwortartig (auf ungarisch und in Klammern auf deutsch) auf. So steht am Anfang die **Ableitung** der Valenzstruktur aus einem Verb, Adjektiv und/oder Funktionsverbgefüge. Im Falle der ersten Bedeutung von Erklärung (s. oben) findet man hier u.a. Folgendes: „etw (A1) erklärt etw (A2)", wo A1 das erste, A2 das zweite Argument bedeutet. Der Ableitung folgt die auch typographisch hervorgehobene **Struktur,** d. h. die Angabe des Substantivs mit allen möglichen Argumenten in Proformen, bei *Erklärung* 1 z. B. „jmds (A1) Erklärung(en) zu etw (A2)". An die Struktur schließen sich die einzelnen Argumente an, d. h. die deutschen Realisierungsmöglichkeiten mit je einem Beispiel und der ungarischen Übersetzung. So findet man zum zweiten Argument von *Erklärung* 1 u.a. Folgendes: „**GEN** – widersprüchliche Theorien zur Erklägung des Waldsterbens – **vmi(nek a)** – ellentmondásos elméletek az erdőpusztulás magyarázatára". Diese Grundinformationen können durch **Anmerkungen** ergänzt werden, so wird bei *Erklärung*

1 angemerkt, dass das erste Argument innerhalb der NP nicht realisiert werden kann. Die Wortartikel werden schließlich mit **Beispielen** und **phraseologischen Ausdrücken** abgeschlossen.

Von dem Herzstück, d.h. dem Wörterbuchteil des Werkes kann zusammenfassend festgehalten werden, dass er einem logischen Aufbau folgt, leicht nachvollziehbar ist, anschauliche Beispiele und ziemlich genaue ungarische Übersetzungen enthält. Dies wird durch eine angemessene Typographie ergänzt, die dafür sorgt, dass die einzelnen Wortartikel gut voneinander abzugrenzen sind, was die Übersichtlichkeit des fraglichen Teils wesentlich erhöht.

Der schmale Teil III enthält zwei zweisprachige Wortlisten: eine Liste der deutschen Substantive mit ihren ungarischen Entsprechungen **und** eine der ungarischen Entsprechungen der deutschen Substantive. Diese beiden Listen können die Suche nach dem einen oder anderen Substantiv erleichtern. Auch hier könnten sich jedoch die oben bereits vermissten Seitenzahlen als nützlich erweisen. Der letzte Teil des Wörterbuchs besteht schließlich aus einer ausführlichen Literaturliste, in der die einzelnen Quellen nach den Themenbereichen Valenzwörterbücher, Veröffentlichungen des Autorenkollektivs zum Projekt und zitierte Literatur geordnet sind.

Das vom Autorenkollektiv veröffentlichte *Deutsch-ungarische Wörterbuch der Substantivvalenz* stellt jedenfalls ein bedeutsames Unternehmen dar, das den von den Autoren formulierten Zielsetzungen durchaus entgegenkommen kann. Wir warten auf die Fortsetzung.

Krisztián Tronka (Piliscsaba)

Blei, Dagmar: Zur Fachgeschichte Deutsch als Fremdsprache. Eigengeschichten zur Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003. 271 S.

Die Publikation von Dagmar Blei *Zur Fachgeschichte Deutsch als Fremdsprache. Eigengeschichten zur Wissenschaftsgeschichte* ordnet sich ein in die Reihe der Veröffentlichungen zum Fach Deutsch als Fremdsprache (DaF), die sich mit der Historiographie dieser jungen akademischen Disziplin beschäftigen. Es ist eine der ersten historiographischen *Monographien* zur Fachgeschichte DaF, die sich mit 270 Seiten der Fachentwicklung des DaF in der DDR[1] widmet. Die Autorin entwirft ein fassettenreiches geschichtliches Bild des Faches, indem sie in seiner Historiographie neue Akzente setzt: Nicht die Fakten und chronologische Entwicklungszusammenhänge einer Fachgeschichte des DaF stehen im Mittelpunkt der Publikation, sondern eine aus der Sicht seiner Fachvertreter *subjektiv erlebte* und *erzählte* Fach-

geschichte. Das Buch geht der Frage nach, wie sich die Rolle einzelner Forscherpersönlichkeiten – der Fachexperten – in der Etablierung und Differenzierung eines Faches erfassen lässt, und danach, wie eine Geschichtsschreibung des Faches von den personen- und berufsgeschichtlichen Ansätzen konzeptionell profitieren kann.

Die sieben Kapitel der Monographie bieten dem Leser einerseits differenzierte Einblicke in die theoretischen Hintergründe der Biographieforschung, andererseits zeichnen sie ein Bild des Faches DaF in der DDR aus der subjektiven Sicht seiner Fachexperten im In- und Ausland. So werden die *prosopographischen* (hier: im weitesten Sinne *(berufs)biographischen)* und bewusstseinsgeschichtlichen Ansätze historiographischen Arbeitens in den Kapiteln 1 bis 4 konzeptionell präzisiert und auf die Fachgeschichte DaF projiziert. Die Kapitel 5 und 6 präsentieren die Texte von insgesamt sechs leitfadenorientierten Interviews mit den DaF-Fachexperten der DDR sowie neun Statements der Vertreter des DaF aus sieben Ländern. Dieses umfangreiche Gesamtkorpus der Analyse, das über 150 Seiten umfasst, stellt somit nicht nur eine einmalige Textsammlung zur DaF-Fachgeschichte in der DDR dar, sondern sie integriert auch eine Innen- und Außenbetrachtung der Fachentwicklung DaF in der DDR. Bezeichnenderweise wird im ersten Kapitel *Eigengeschichte als Motivation* von der Autorin ein *persönlicher* Zugang zur Geschichtsschreibung des Faches DaF über ihre eigene erlebte Fachgeschichte und Berufsbiographie in der DDR gewählt, was die Tragweite des dargestellten Ansatzes unterstreichen könnte.

Dass die Fachgeschichte im deutschen Sprachraum jedoch nach wie vor „ein Stiefkind im Ensemble der Teildisziplinen des akademischen Faches DaF" (S. 15) zu sein scheint, findet im Überblick zur Forschungsliteratur in der Historiographie des Faches DaF eine eindrucksvolle Bestätigung (Kap. 1). Denn obgleich die Wissenschaftsgeschichte für die Entwicklung der ‚Fachbewusstheit und Identifikation der Fachsozietät' förderlich sein kann (S. 16) und ein gestiegenes Interesse der Forschungsgemeinschaft an der Aufarbeitung der geschichtlichen Zusammenhänge festzustellen ist, lassen Belege aus unterschiedlichen historiographischen Publikationen zum DaF auf faktologische und vor allem methodologische Defizite in der Geschichtsschreibung

1 R Die Publikation ist als Ergebnis eines Projekts entstanden, in dessen Rahmen die Fachexperten zur Fachgeschichte DaF in der DDR befragt wurden. Ausführlich zum Projekt: Blei, Dagmar: Methodische Grundlagen einer Fachgeschichte des Deutschen als Fremdsprache. In: Altmayer, Claus; Forster, Roland (Hg.): Deutsch als Fremdsprache – Wissenschaftsanspruch – Teilbereiche – Bezugsdisziplinen. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003, S. 255-282.

des Faches insgesamt und in der DDR schließen. Die Autorin verweist in diesem Kontext auf die Notwendigkeit eines komplexen methodischen Zugangs zur Fachgeschichte, der das Wechselspiel der gesellschaftspolitischen, soziokulturellen sowie *subjektiven* Faktoren und somit die Triebkräfte einer Wissenschaftsentwicklung zu veranschaulichen vermag (ebd.). Aus den nachgezeichneten methodischen Desideraten wird in der Monographie ein Konzept der Fachgeschichte entwickelt, welches die Rolle der Persönlichkeiten in der Konstituierung und Konsolidierung des Faches DaF auf der theoretischen Basis der *qualitativen Biographieforschung* erfasst und die Relevanz biographischer Erfahrungen für die Wissenschaftsgeschichte an einer exemplarischen Analyse demonstriert. So stehen im Mittelpunkt des nachfolgenden Kapitels *Berufsgeschichten als Fachgedächtnis* die Begriffe der *Berufsbiographie* und der *Berufserinnerungen,* deren Klärung die Ergründung vom Wesen der Biographien (*Berufsleben in Autobiographien,* Kap. 3.1.), die Rolle von Erinnerungen im Gedächtnis (Kap. 3.2) und die Bedeutung des Handlungskontextes für die Erinnerungsarbeit (*Berufsbiographien im Handlungskontext,* Kap. 3.3.) einschließt. Die *Selbstreflexionen der Fachexperten* eines Wissenschaftsfaches fungieren dabei nicht nur als „Einordnungsinstanzen für persönliche Erfahrungen" im Berufsleben, sondern sie stellen auch „Bedeutungszusammenhänge zwischen dem gesellschaftlichen Wissen über ein Fach und dem eigenen Anteil an ihm" her (S. 25). Autobiographische Berufserinnerungen als episodische (einmalige) und generische (mit einem generativen Charakter) Erinnerungsformen treten dabei als Konstituenten einer Wissenschaftsgeschichte auf und ermöglichen eine Rekonstruktion von Berufsbiographien als Wahrnehmung der Fachgeschichte des DaF „in einem konkret-historischen Kontinuum persönlicher Erfahrungen/ Handlungen" (S. 32). Vor allem für junge akademische Disziplinen gewinnt die Untersuchung von Persönlichkeitsleistungen in der Fachentwicklung an Bedeutung, da die Beschreibung der komplizierten Etablierungsprozesse jener Disziplinen auch und vielleicht gerade aus einer subjektiven Perspektive profitieren kann (vgl. S. 37).

Zu den Vorteilen des Buches zählt jedoch nicht nur die Validität der Darstellung der theoretischen Grundlagen der qualitativen Biographienforschung, sondern auch die prägnante methodische Umsetzung bzw. Konkretisierung jener konzeptionellen Zugänge in einem Analysemodell, welches den Leser von der theoretischen Abstraktion hin zu einem konkreten Feld der DaF-Geschichte mit interessanten inhaltlichen Aussagen zur Fachentwicklung führt. Den theoretischen Ausführungen schließen sich vier nachstehende Hypothesen zur Rolle der Fachexperten in der Wissenschaftsentwicklung des DaF an, die in der Analyse des empirischen Korpus' die Schwerpunkte bilden und als ‚Eckpfeiler des Forschungsdesigns' auftreten (vgl. S. 39ff):

1. Fachexperten initiieren Fachgeschichte

2. Fachexperten profilieren Fachgeschichte
3. Fachexperten schreiben Fachgeschichte
4. Fachexperten machen Fachgeschichte

Die Überprüfung dieser Hypothesen geschieht anhand der Interviewtexte, die Analyseergebnisse werden dabei in einer tabellarischen Form präsentiert, so dass die Eigengeschichten und ihr Beitrag zur Fachgeschichte DaF ausdifferenziert und nachvollziehbar gemacht werden. Mit welchen Fragen verifiziert aber die Autorin diese Hypothesen in den Gesprächen mit DaF-Fachvertretern aus der DDR – mit Gerhard Helbig, Gerhard Wazel, Martin Löschmann, Claus Köhler, Siegfried Weber. Den Ausgangspunkt in den Interviews bildet die Frage nach dem persönlichen beruflichen Weg zum Forschungsfeld DaF *(„Wie bist Du eigentlich zum DaF gekommen?")*. Von dieser Frage initiiert, entwickelt sich in jedem Gespräch eine spannende Chronologie der Fachentwicklung, in der individuelle (Berufs)erlebnisse neben den Abrissen der Fachinhalte sowie der politischen und soziokulturellen Rahmenbedingungen Platz finden und somit eine aufmerksame Lektüre lohnenswert machen. Diese Aussagen von Zeitzeugen und Protagonisten der Geschichtsentwicklung DaF mögen mit Abstand der Jahre Fakten der Geschichte etwas stärker fokussieren oder relativieren, die dargebotenen Einblicke in die subjektive Welt der entstehenden Wissenschaft machen jedoch die Potentiale eines prosopographischen Zugangs zur Geschichte auch für einen historiographisch unvorbelasteten Laien deutlich.

Ein weiterer unstrittiger Mehrwert des Buches liegt in der Auswahl der Gesprächspartner, vor allem im Hinblick auf das Bild des Faches von ‚außen'. Die Aussagen bzw. Statements von DaF-Fachexperten der bundesdeutschen DaF-Sozietät, von DaF-Vertretern aus Österreich, Polen, aus den Niederlanden, aus der Ukraine und aus Ungarn betten die Darstellung des DaF in einen internationalen Kontext ein und machen ebenso Vergleiche in der Wahrnehmung des Faches ‚von außen' möglich, die auf eine politische Dimension einer Fachentwicklung aufmerksam machen dürfen. Anhand eines Fragenkatalogs wird der Einfluss des DaF und seiner Experten aus der DDR auf die Fachentwicklung im Ausland erfasst. So spricht der Vertreter der ungarischen Germanistik, Prof. Peter Bassola, davon, dass jene Experten „einen starken, sehr positiven Einfluss auch auf den Deutschunterricht im Ausland" ausgeübt hätten, sowohl durch die Lehrwerke als auch durch die theoretische Begründung des DaF-Unterrichts (S. 203). Vor allem die Leistungen der DDR-Forscher auf den Gebieten der Sprachgeschichte, der Grammatik der deutschen Sprache und in der praktischen Fundierung des DaF-Unterrichts (die Publikationen in der Zeitschrift *DaF*) werden dabei hervorgehoben. Aber auch Probleme, die ihren Ursprung in dem politischen Hintergrund der deutsch-deutschen Beziehungen haben, finden im Statement ihren Ausdruck: Peter Bassola berichtet bspw. von der ‚Teilung' der

deutschen Forschergemeinschaft während der Internationalen Deutschlehrertagung in Ungarn 1987, die zweifellos auf politische Teilung zurückzuführen war (S. 206).

Die Monographie bietet somit für ein breites DaF-interessiertes Publikum im In- und Ausland ein Informationsangebot zum Thema DaF in der DDR, das neben einem Überblick über den Forschungsstand in der Historiographie DaF insgesamt auch ein Glossar zu Aspekten der Wissenschaftsorganisation in der DDR sowie eine umfangreiche Bibliographie zur Wissenschaftsgeschichte mit über 190 Quellenangaben einschließt. Die Auswertung der beeindruckenden empirischen Basis der Untersuchung – der Eigengeschichten von Fachexperten des DaF in der DDR – könnte nicht zuletzt aufgrund ihrer informativen Fülle zur Fachgeschichte des DaF im gesamtdeutschen Raum und zum Fachverständnis des akademischen Faches DaF über die historischen Grenzen der DDR hinaus beitragen. Da dieses Textkorpus im Rahmen der Monographie dennoch nur im Hinblick auf die Rolle der Fachexperten in der Entwicklung des DaF erforscht worden ist, bleiben differenziertere Analysen der reflektierten Fachinhalte des DaF den weiteren Studien vorbehalten. Diese Monographie stellt jedoch ein Beispiel einer etwas anderen Fachgeschichte dar, welches eine Übertragung der methodischen Vorgehensweise in der Historiographie anderer Germanistikgeschichten im In- und Ausland (z.B. auf die Forschungsgeschichte der ungarischen Germanistik) als durchaus empfehlenswert erscheinen lässt.

Marina Grimmer (Dresden)

Bogner, Stephan: Geschichte der deutschen Sprache im Überblick. Veszprém: Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2003 (Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts an der Universität Veszprém 3). 304 S.

Der Titel des im Germanistischen Institut der Universität Veszprém herausgegebenen Buches verspricht eine Sprachgeschichte, die für ungarische Germanistikstudenten konzipiert wurde. Wenn man ein solches Unternehmen startet, macht man sich sicherlich Gedanken über die spezielle Zielsetzung des Buches, es liegen ja bewährte, als Lehrbuch gut verwendbare Sprachgeschichten aus Deutschland vor (W. Schmidt, P. von Polenz 1978, A. Stedje. G. Wolff). Aus dem Vorwort und der Einleitung des Buches geht hervor, dass S. Bogner eine Übersichtsdarstellung anstrebt, und „die Sprache in ihrer kommunikativen Funktion, [...] im Zusammenhang mit außersprachlichen Phänomenen – Geschichte, Kultur, Religion" (S. 15) erfassen will. Ein in der Allgemeinheit gehaltenes, groß angelegtes Vorhaben

und nach der Lektüre des Buches hat man den Eindruck, dass der Verfasser tatsächlich über weitreichende Fachkenntnisse verfügt und vor allem in der älteren Fachliteratur gut bewandert ist.

Diskutabel erscheint dagegen die verwirklichte Konzeption des Buches: Da der theoretische Rahmen und so das Sprachgeschichtsverständnis des Verfassers nicht weiter festgelegt wurde, ist hier, meines Erachtens, statt Sprachgeschichte eher eine historische Grammatik des Deutschen entstanden, die gerade die außersprachlichen Faktoren außer Acht lässt. Dafür bekommt man eine gründliche Inventarisierung der Veränderungen des Sprachsystems – vor allem des Lautsystems! –, eine Beschreibung der sterilen Sprachzustände vom Indogermanischen bis zum Frühneuhochdeutschen, wobei die sozial- und kommunikationsgeschichtlichen Aspekte ausgespart bleiben. Die Neuansätze der pragmatischen Wende, die Ergebnisse der sog. sozіopragmatischen Sprachgeschichtsschreibung, die in der *HSK-Sprachgeschichte* (1. Aufl. 1984/85) klar hervortreten und die den theoretischen Rahmen der epochalen dreibändigen Sprachgeschichte von P. von Polenz (1991/1999) bilden, ließ der Autor außer Acht, obwohl diese Werke die gegenwärtige Sprachhistoriographie eindeutig prägen. Eine Ignorierung der aktuellen Herangehensweisen ist natürlich möglich, allerdings müsste man dann diese Absicht deklarieren, begründen und die genannten Werke mindestens in der Bibliographie anführen, was hier nicht der Fall ist.

Dass hier eher eine historische Grammatik entstanden ist, hat wahrscheinlich auch damit zu tun, dass der methodische Ansatz des Verfassers nicht genügend geklärt wurde. Das Buch beginnt tatsächlich wie eine Sprachgeschichte: mit einer chronologischen Darstellung der einzelnen Epochen. Auf eine kurze Skizze über das Indogermanische folgt eine Aufzählung der germanischen Einzelsprachen und die ausführliche Schilderung der germanischen Lautlehre. Morphologie, Syntax und Lexik fehlen. Die Schilderung der Vorgeschichte der deutschen Sprache ist auf diese Weise etwas zu lang geraten, die Darstellung des althochdeutschen Sprachzustands beginnt erst auf S. 105 der Sprachgeschichte, die – ohne die angehängten Texte und Wörterverzeichnisse – 250 Seiten umfasst. In gegenwärtigen Sprachgeschichten (vgl. P. von Polenz, G. Wolff) sind die Proportionen umgekehrt: Die Indogermanistik und die germanische Periode werden kurz behandelt, dagegen aber schenkt man den neueren – und früher vernachlässigten – Epochen der Sprachentwicklung (18-19. Jh.) wesentlich größere Beachtung. Die vorwiegend systemlinguistisch angelegte chronologische Darstellung der Epochen der deutschen Sprache wird konsequent bis zum Frühneuhochdeutschen geführt (S. 105-178), dann kommt, für den Leser etwas überraschend, im Kapitel 7 ein *kurzer Abriss der historischen Formenlehre* über die Formveränderungen des Substantivs, der Pronomina, des Adjektivs und des Verbs vom Indogermanischen bis zum Neuhoch-

deutschen. Die Unterbringung dieses Kapitels an dieser Stelle wäre vielleicht einer Erklärung wert, man hätte begründen müssen, warum gerade hier der lineare Gedankengang auf einmal unterbrochen wird. Mit zwei-drei überführenden Sätzen hätte man es leicht rechtfertigen können, man hätte sich z.B. darauf beziehen können, dass sich die morphologische Struktur des Gegenwartsdeutschen bis zum Ende der frühneuhochdeutschen Periode in großen Zügen bereits herausgebildet war. In diesem Kapitel findet man sehr anschauliche, konsequent vom Indogermanischen bis zum Neuhochdeutschen durchgeführte Deklinations- und Konjugationstabellen, die sehr aufschlussreich und einleuchtend sind und die Entwicklungen übersichtlich schildern. Dies ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, umso mehr, da seine Adressaten Germanistikstudenten sind. Allerdings kann es auch vorkommen, dass sich der Student im Labyrinth der morphologischen Darstellung verirrt, da es ihm nicht klar ist, warum bestimmte morphologische Phänomene zweimal (einmal bei der jeweiligen sprachhistorischen Epoche und einmal in der morphologischen Übersicht) behandelt werden, wie z. B. die Tempusbildung auf den Seiten 112, 197, 204-212. Dasselbe bezieht sich übrigens auch auf die Behandlung lauthistorischer Erscheinungen, z.B. auf die der II. Lautverschiebung, die einmal auf den Seiten 93-99 unter dem Stichwort *Herausbildung des Hochdeutschen,* und dann noch einmal kurz bei der *althochdeutschen Periode* auf S. 111f. dargestellt wird. Gerade für den „Einsteiger" erschweren diese, aus der gemischten Konzeption einer Sprachgeschichte und einer historischen Grammatik resultierenden Redundanzen die erwünschte Übersicht über die deutsche Sprachgeschichte.

Mit Kapitel 8 über die *Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache* kehrt Bogner zu der linearen Darstellung der deutschen Sprachgeschichte zurück und fasst die Geschichte der deutschen Sprache – hier im Zusammenspiel mit den außersprachlichen Faktoren! – von der Zeit des Buchdrucks bis zur Gegenwart (S. 221-241) in insgesamt 20 Seiten zusammen. Das Kapitel trägt den Titel: *Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache.* Der Titel verrät das Erkenntnisinteresse des Verfassers: Die Herausbildung der normierten, einheitlichen Sprache wird als Endziel der Entwicklung gesetzt. Auf der Ebene des Sprachsystems ist der Prozess der Standardisierung gegen Ende der frühneuhochdeutschen Zeit mehr oder weniger abgeschlossen, so zählt diese Zusammenfassung vorwiegend außersprachliche (kulturhistorische) Faktoren auf, die zur Herausbildung und Verbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache beigetragen hatten (Buchdruck, die Reformation, Einfluss der Grammatikschreiber und die Rolle der Sprachgesellschaften). Von Peter von Polenz wissen wir, dass die deutsche Sprachgeschichtsschreibung unserer Tage einer anderen Sprachauffassung verpflichtet ist, die die Inhomogenität der Sprache postuliert. Demzufolge hat sie ein anderes Ideal vor sicht: „Anstelle früherer Neigungen,

mit Sprachgeschichte vor allem ‚Einheitlichkeit' und ‚Denkmalhaftigkeit' darzustellen, stehen heute eher Gegensätzlichkeiten, Spannungen und Ungleichzeitigkeiten im Vordergrund des Interesses [...]." (P. von Polenz 1991: 21)

Eine nützliche kurze Zusammenfassung der Geschichte der deutschen Orthographie rundet die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache ab, der eine, aus didaktischer Hinsicht angemessene, skizzenhafte deutsche Schriftgeschichte mit einigen Tabellen folgt. Im abschließenden Kapitel 9 findet man Textproben mit Wörterverzeichnissen, die ein Angebot für Textanalysen in vorlesungsbegleitenden Seminaren bieten.

S. Bogner hat uns ein Buch vorgelegt, das von einem umfangreichen und soliden Wissen im Bereich der historischen Grammatik zeugt. Der Schwerpunkt seiner Ausführungen der einzelnen Perioden liegt auf der historischen Lautlehre. Es fragt sich allerdings, ob man es von ungarischen Germanistikstudenten erwarten kann, dass sie so viele, sogar sporadische Einzelentwicklungen erlernen. Schlägt man in den bereits zitierten Sprachgeschichten von Wolff, von Polenz oder Stedje nach, sieht man, dass diese Verfasser an Germanistikstudenten mit Deutsch als Muttersprache weitaus nicht so hohe Anforderungen in Bezug auf die Lautgeschichte stellen. Die Darstellung der morphologischen und syntaktischen Veränderungen der einzelnen Epochen ist zwar kürzer, enthält jedoch z.B. auch Ergebnisse eigener Untersuchungen mit Statistiken in Bezug auf die Herausbildung der analytischen Zeitformen in der frühneuhochdeutschen Zeit (S. 178-179). Die Lexik ist in dieser Sprachgeschichte einfach zu kurz geraten, wohl weil sie zwar Teil einer sprachgeschichtlichen Darstellung sein soll, aber in die klassische Konzeption der historischen Laut- und Formenlehre nicht passt.

Das Buch weist kleine Inkonsequenzen, z. B. in Bezug auf die Morphologie auf, indem auf S. 176 festgestellt wird, dass „die [frnhd.] Flexionsklassen nicht mehr wie im *Mhd.* [sic!] nach Stammsuffixen definiert werden", auf S. 187 liest man dagegen in der Fußnote Folgendes: „Seit dem Mhd. ist das alte germ. Stammsuffix *–a* wegen der Endsilbenreduktion nicht mehr erkennbar." Aus didaktischen Gründen hätte man vielleicht die Substrattheorie (S. 37) klarer und eindeutiger erklären sollen und auch die Interpretation der Semasiologie (S. 21) kann die Studenten zu irrtümlichen Schlussfolgerungen führen.

Auch bei den Abkürzungen kommt es trotz der im Abkürzungsverzeichnis angeführten Formen zum inkonsequenten Gebrauch: Neben im Verzeichnis angegebenen *ABUL* wird Altbulgarisch auch als *ABG* abgekürzt (S. 34), für Indogermanisch enthält das Abkürzungsverzeichnis die Formen *IDG/ Idg./idg.*, auf S. 197 liest man trotzdem auf einmal *Ing.* für die Bezeichnung dieser Sprache.

Bogners Sprachgeschichte weist, wie ich es oben zu zeigen versuchte, nicht zu unterschätzende konzeptionelle, terminologische, didaktische, und an manchen Stellen sogar kleinere

inhaltliche Schwächen auf, das Buch wird aber, vor allem wegen des beeindruckenden philologischen Wissens, das es zusammenträgt und ordnet, als Lehrbehelf seinen Nutzen erweisen.

Anna Molnár (Debrecen)

Erll, Astrid; Nünning, Ansgar (Hg.): Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2004 (Media and Cultural Memory / Medien und kulturelle Erinnerung 1). 310 S.

Der Sammelband enthält Beiträge, die als Ergebnis einer zweijährigen Arbeit der Sektion 1 (Kulturelles Gedächtnis und Erinnerungskulturen) des Gießener Graduiertenzentrums Kulturwissenschaften sowie im Anschluss an eine Tagung unter Teilnahme bedeutender Vertreter des deutschen Diskurses der Gedächtnisforschung entstanden sind. Es ist der erste Band in der bei de Gruyter zweisprachig erscheinenden Reihe *Media and Cultural Memory*. Laut verlegerischer Mitteilung steht die Untersuchung des Verhältnisses von Medialität und Erinnerungskulturen im Mittelpunkt des Reihenkonzepts. Die Reihe, und besonders der vorliegende Band, sind zwar im Grunde kulturwissenschaftlich zu verorten, sie befinden sich jedoch auf der Schnittstelle von Disziplinen wie Geschichtswissenschaft, Medienwissenschaft, Politikwissenschaft, Psychologie und Literaturwissenschaft und sind als solche auch für die Germanistik und Germanisten von Belang, zumal die neuerliche Umstrukturierung des wissenschaftlichen Feldes neue Achsen hervorbringt und hervorgebracht hat, von denen eine die Gedächtnis- und Erinnerungskonzepte bilden. Bei den neuen interdisziplinären Wissenschaftsfeldern fehlt es allerdings oft noch an den erforderlichen strukturierten, theoretisch fundierten methodischen Grundlagen, wie auch im Fall des kollektiven Gedächtnisses sowie des Verhältnisses von Medium und kollektivem Gedächtnis. Nach dem ersten, eine Vielzahl von Disziplinen aufzeigenden Band versprechen die Titel der geplanten nächsten zwei Bände, *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven* (Hg. v. Astrid Erll und Ansgar Nünning) sowie Birgit Neumanns *Erinnerung – Identität – Narration. Gattungstypologie und Funktionen kanadischer „Fictions of Memory"* nicht nur eine auch auf die Literaturwissenschaft ausgerichtete theoretische Fundierung des kulturwissenschaftlichen Bereichs der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung sowie deren Medialität, sondern sie bieten auch praxisbezogene Perspektiven zur Theorie.

Die Herausgeber des Bandes setzen sich das Ziel, zum einen für das Medium des kollektiven Gedächtnisses als

eines (erinnerungs-)kulturwissenschaftlichen Kompaktbegriffes eine methodische und theoretische Grundlage zu schaffen, wobei über die traditionellen Konzepte und Theorien hinaus (Halbwachs, Aby Warburg, Pierre Nora etc.) auch neueren wie etwa denen von Vittoria Borsò, Elena Esposito Rechnung getragen wird. Warum in der Gedächtnisforschung den Medien eine hervorgehobene Bedeutung zukommen und dementsprechend der Anspruch einer klaren Definition erfüllt werden soll, das liegt laut *Astrid Erll* darin, dass die Möglichkeit, Wissen zu speichern und zugänglich zu machen allein durch sie bestehe. Als keineswegs neutrale Vermittler könne ihre gestaltende Wirkung auf die entstehende (historische) Wirklichkeit nicht übergangen werden. Über die theoretische Konturierung des Gedächtnismedium-Begriffs hinaus soll der Leser auch einen Einblick in die Anwendungsperspektiven der im Band vertretenen Disziplinen bekommen, wobei die Interaktion von Medium und Gedächtnis anhand der Untersuchung diachroner Veränderungen beziehungsweise kultureller Unterschiede erschlossen wird. Diese beiden Achsen der Medienforschung in Bezug auf das kollektive Gedächtnis widerspiegelt auch der Aufbau des Bandes.

Nach einem Überblick und einer Kritik der traditionellen und neueren Medienkonzepte der Gedächtnisforschung, der Medientheorie und der Kommunikationswissenschaft entwickelt Astrid Erll in der Einleitung ihre auf die Kulturwissenschaft ausgerichtete, den Bedürfnissen der Gedächtnisforschung entsprechend erweiterte Version zum von Siegfried J. Schmidt formulierten Kompaktbegriff des Mediums. Die vier von Schmidt definierten Komponenten – nämlich die semiotischen Kommunikationsinstrumente, das technisch-mediale Dispositiv bzw. die jeweilige Medientechnologie, die jeweiligen Medienangebote, die sozialsystemische Institutionierung eines Mediums – teilt sie in eine materiale und eine soziale Dimension ein, deren Zusammenspiel für die Konstituierung eines Mediums erforderlich sei. Dabei misst sie jedoch der sozialen Dimension eine besondere Bedeutung bei, denn die drei materialen Komponenten können zwar wichtige Aspekte einer Analyse wie etwa Funktion und Wirkung darstellen, aber „[d]er tatsächliche Übergang von einem medialen Phänomen zu einem Gedächtnismedium erfolgt stets im Rahmen der soziosystemischen Komponente. Er beruht häufig auf Formen der Institutionalisierung und immer auf der Funktionalisierung eines Mediums als Gedächtnismedium durch soziale Gruppen und Gesellschaften." (S. 16) Zu den zwei Dimensionen kommen im Konzept von Erll noch zwei weitere Aspekte der Funktionalisierung hinzu, die nämlich, ob das, was ausgewählt beziehungsweise gedeutet wird, seitens des Produzenten oder des Rezipienten erfolgt.

Das erste Kapitel enthält vier Beiträge, die die bisherigen Erkenntnisse der interdisziplinären Gedächtnisforschung im Kontext von Medien und Medialität deuten, strukturieren und ergänzen, und dadurch den Begriff

Medium des kollektiven Gedächtnisses theoretisch fundieren.

Als erstes analysiert *Patrick Schmidt* in seinem Beitrag den Kernbegriff *lieu de mémoire* (Erinnerungsort), der innovativen, die Konjunktur der Gedächtnisforschung anregenden Theorie des französischen Historikers Pierre Nora, anhand der von ihm herausgegebenen Reihe, *Lieux de mémoire*. Bei der Analyse des Begriffs *lieu de mémoire* kommt Schmidt zu dem Ergebnis, dass er sehr undifferenziert eingesetzt und ungenügend definiert sei und in den Beiträgen mal im Sinne eines Gedächtnismediums und mal im Sinne eines Topos verwendet werde. In seiner auf Medialität ausgerichteten Lesart ordnet er die in den Beiträgen untersuchten Erinnerungsorte auf einer Skala zwischen den beiden Endpolen ein, etwa Jeanne d'Arc als Topos dagegen das Pariser Pantheon oder die Kriegerdenkmäler als Medium. Durch sein Ordnungsprinzip wird der Akzent von der Unterscheidung von Geschichte und Gedächtnis, die als wesentlicher Aspekt der Noraschen Theorie zugrunde liegt, auf die unklaren Stellen verschoben, nämlich darauf, was genau unter Erinnerungsort zu verstehen ist, und wie dieser sich zur Medialität sowie zum Gedächtnis verhält.

Aleida Assmann, die Verfasserin des nächsten Beitrags, gehört zu den namhaftesten VertreterInnen der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung. Sie fokussiert in ihrem Beitrag weniger auf die Medialität, vielmehr trachtet sie nach einer einheitlichen, theoretisch fundierten, zur methodischen Verwendung geeigneten Definition von kulturellem Gedächtnis für die divergierende internationale Forschung, in deren Lesart kulturelles Gedächtnis je nach Diskurs mit den unterschiedlichsten Inhalten gefüllt wird. Anhand einer Analyse zum Zeitpunkt drei (kultur)historischer Angelpunkte, um 1800, um 1900 und um 2000, zu der das vorher anschaulich beschriebene Assmannsche Gedächtniskonzept als methodische Grundlage dient, stellt sie die stets sich wandelnde medial bestimmte Funktionsweise des kulturellen Gedächtnisses dar, die sie als Fazit in vier Thesen zusammenfasst. Was aus dem Beitrag nicht hervorgeht ist, wie sich kollektives Gedächtnis, von dem im ganzen Band die Rede ist, und kulturelles Gedächtnis zu einander verhalten, beziehungsweise ob der Assmann'sche Begriff *kulturelles Gedächtnis* mit dem kollektiven Gedächtnis identisch sei.

Gerald Echterhoff beleuchtet den psychologischen Aspekt des Begriffs Medium des kollektiven Gedächtnisses. Da ihm keine scharf konturierte Definition des Gedächtnismediums als geeignet erscheint, das Wesentliche am Phänomen zu ergreifen, stellt er in seinem Konzept Gedächtnis nicht als etwas Statisches dar, sondern er untersucht es im Prozess als etwas Vermitteltes und zugleich etwas Vermittelndes. Dazu systematisiert und erweitert er die Ansätze der individualpsychologischen Gedächtnisforschung für das kollektive Gedächtnis und macht auf die in der gegenwärtigen Forschung kaum beachtete Bedeutung externer Bedingungen und Abrufhinweise im Erinnerungsprozess aufmerksam, ferner darauf,

welche Rolle diese in den zwei Arten von Gedächtnisstrukturen (episodisches Gedächtnis: Erinnerung von etwas schon Erlebtem; semantisches Gedächtnis: Erinnerung an Fakten, Sachverhalte) spielen. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Echterhoff dem kollektiv-semantischen Gedächtnis, zumal diese Dimension von Erinnern über die kognitiven Aspekte hinaus an soziale, kulturelle und technische Bedingungen gebunden ist. Indem er das Desiderat der Erschließung dieser komplexen Beziehungen formuliert, gibt er Ansätze für eine interdisziplinäre Forschung, in der Kulturwissenschaften und Psychologie integriert sind.

In einem „Panorama medienwissenschaftlicher Fragestellungen" kommt *Jens Ruchatz* im Endeffekt dem Erfordernis nach, das Verhältnis von Medium und Gedächtnis zu erschließen. Da nach seinem Grundsatz, der mit der Auffassung des ganzen Bandes im Einklang steht, die Erforschung von Medien stets diachron oder synchron im Vergleich möglich sei und einer Analyse konkreter Fälle bedürfe, untersucht er die Fotografie in ihrem Bezug auf das Gedächtnis. In seiner Analyse von Medien als Spur bzw. als Externalisierung – die beiden grundsätzlichen Aspekte dessen, was Medium im Bezug auf Gedächtnis darstellen kann – kommt er zu der Schlussfolgerung, dass Fotografie als Medium des Gedächtnisses weder Spur noch Externalisierung sei, sondern die Art und Weise, wie sie auf die Vergangenheit verweist. Der Modus des Verweisens ist nicht festgelegt, ändert sich je nach Deutungsabsicht und -perspektive. Auf dieser Basis erhellt er die Zusammenhänge und Schnittstellen von privatem und öffentlichem Gedächtnis, wie und wo sie auf einander einwirken und sich überlappen können.

Es ist überhaupt fraglich, ob sich ein dermaßen komplexes, dynamisches, zeitlich und kulturell sich veränderndes Phänomen, wie es das Verhältnis von Gedächtnis und Medium ist, mit einer exakten Definition beschreiben lässt. Dass die Beiträger das auch nicht beabsichtigen, sondern vielmehr seine Wandelbarkeit und Kontextabhängigkeit, die vielfach vernetzten Beziehungen zu ergreifen versuchen, dafür ein plausibles System zu konstituieren bestrebt sind und auf diese Weise Richtlinien für die weitere Forschung schaffen, ist von Vorteil.

Die restlichen drei Kapitel, mit jeweils drei Beiträgen, sind der Praxis gewidmet. Es werden in vier Disziplinen – Kulturanthropologie und Geschichtswissenschaft, Politikwissenschaft, Literaturwissenschaft – die verschiedensten kulturellen Erscheinungen, Objekte, Texte, Kunst- und Bauwerke auf ihren Bezug auf Medialität und Bildung von kollektivem Gedächtnis hin untersucht. Unter den Konzepten der Kulturanthropologie und Geschichtswissenschaft findet man Aufsätze zur Analyse des Verhältnisses von Gedächtnismedium und Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit am Beispiel von Straßenballaden und Predigten im England des 17. Jahrhunderts, zu den medialen Aspekten eines Musikinstrumentes, der alevitischen Langhalslaute, und in einem mit einer Reihe von ausgezeich-

net ausgewählten Grafiken und Karikaturen veranschaulichten Beitrag wird die bildsprachliche Erinnerung untersucht. Im politikwissenschaftlichen Kapitel werden hauptsächlich aktuelle Themen wie zum Beispiel der ‚Elfte September' als Beispiel dafür, wie sich individuelle Erinnerung in Bestände kollektiver Erinnerung verwandelt oder das Vergangenheit und Wirklichkeit konstruierende Potenzial elektronischer Medien wie Internet und Fernsehen untersucht. In den Beiträgen zur Literaturwissenschaft wird die spezifische Leistung literarischer Texte als Gedächtnismedium in der Konstituierung von kollektivem Gedächtnis dargestellt, sowie die Rolle, die ihnen in den Kämpfen zwischen den einzelnen Erinnerungsgemeinschaften um kulturelle Erinnerungshoheit zukommt, und die spezielle formale und strukturelle Merkmale, die sie als Gedächtnismedium auszeichnen. In allen drei dienen zur exemplarischen Analyse Romane, in denen mehrere Erinnerungsversionen thematisiert werden – autochthone Erinnerungsgemeinschaften von Kanada, nationalsozialistische Vergangenheit – und die dadurch nicht nur einfach vermitteln, sondern zur Umstrukturierung oder zumindest zur Subversion der bis dahin legitimen Erinnerungskultur beitragen. *Kirsten Prinz* stellt in ihrem Beitrag Günter Grass' *Im Krebsgang* als Plattform des Zusammenspiels von diversen Medien und Erinnerungsmodi an die nationalsozialistische Vergangenheit vor. Sie fragt nicht nur danach, wie die in der Novelle erscheinenden Medien, wie Internet oder Schriftlichkeit Gedächtnis vermitteln und sich zur Authentizität und Wirklichkeit verhalten, sondern wie die Novelle *Im Krebsgang* selbst als Gedächtnismedium im Austausch mit journalistischen Texten an der Konstituierung des gegenwärtigen Erinnerungsdiskurses teilnimmt.

Über den Vorzug hinaus, ein übersichtliches, mit Beispielen veranschaulichtes Konzept zum Verhältnis von Medium und Gedächtnis vorzulegen, bietet der Band eine Auswahlbibliographie, in der Bücher mit Schwerpunkt Medium und (Kollektiv) Gedächtnis erfasst sind. Er ist eine ebenso hilfreiche wie anregende Lektüre auf hohem Niveau.

Krisztina Kovács (Piliscsaba)

Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck, Wien, München, Bozen: Studien Verlag, 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 2). 343 S.

Die Österreichisch-Ungarische Monarchie erfreut sich in den letzten Jahren eines regen Forschungsinteresses: Mit unterschiedlichen theoretischen und analytischen Akzentsetzungen werden historische, kulturwissenschaftliche,

literaturgeschichtliche, soziologische u.ä. Fragestellungen am Beispiel des Vielvölkerstaates auf ihre Stichhaltigkeit, Anwendbarkeit und ihren Ertrag geprüft, um einerseits begriffliche und methodologische Probleme anhand der Monarchie-Studien zu lösen, andererseits, und eben mit Hilfe der erarbeiteten Methoden, eine tiefere Einsicht in die komplexen Mechanismen von Macht, Unterdrückung, kulturellem Austausch, Identitätsbildung und Ethnizität zu gewinnen. Der hier diskutierte Sammelband eines internationalen und interdisziplinären Workshops veröffentlicht Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen (Geschichte, Politologie, Soziologie, Philosophie, Kunstgeschichte, Anthropologie, Slawistik, vergleichende Literaturwissenschaft). Er erscheint als zweiter Band einer Reihe, deren Titel Leitbegriffe der kulturwissenschaftlichen Forschung der letzten etwa fünfzehn-zwanzig Jahre thematisiert. Somit fügt sich der Band in ein breites (und weites) Feld interdisziplinärer Studien ein.

Die Herausgeber betonen in ihrem Vorwort die Absicht, Erkenntnisse der sich an Prozessen der Gegenwart orientierenden „Postcolonial Studies" durch die Aufdeckung von – immerhin kritisch überprüfbaren – entsprechenden Analogien auch auf die Vergangenheit, in diesem Falle auf Erscheinungen in der Habsburgermonarchie, anzuwenden und weiterzudenken. Die Ausrichtung der BeiträgerInnen auf Schwerpunkte wie Wechselspiele von Homogenisierung und Differenzierung, auf die Auflösung der Dichotomie von Zentrum und Peripherie, auf für die Donaumonarchie besonders charakteristische vielfältige und weniger offensichtliche „Mikrokolonialismen" steht im Zeichen der Komplexität und Mehrdimensionalität als Methode praktizierender postkolonialer Theorie.

Die Beiträge des Bandes lassen sich auf den ersten Blick in zwei größere Gruppen einteilen. In die erste eher theoretisch orientierte Gruppe gehören diejenigen Beiträge, die Ursprünge, Begrifflichkeiten, Methodologie der postkolonialen Theorie sowie die Frage der Erweiterung und Anwendung solcher Begriffe und Methoden auf andere raumzeitliche Koordinaten (Mittel-Osteuropa, Habsburgerreich) erwägen. Den einleitenden Übersichten und Einleitungen in den Problemkreis von *Johannes Feichtinger* und *Ursula Prutsch* folgt die Auseinandersetzung mit den von der postkolonialen Theorie gelieferten Begriffen wie Diversität, Homogenisierung, Multikulturalismus, Transkulturalismus, die Konstruktion von Differenz, Alterität, Hybridität, die Darstellung von Herrschafts- und Machtstrukturen im kollektiven Gedächtnis *(Heidemarie Uhl, Peter Niedermüller, Wolfgang Müller-Funk, Clemens Ruthner)*. Ferner wird die Anwendbarkeit der am Beispiel der Kolonialmacht „British Empire" und der kolonisierten lateinamerikanischen Länder erarbeiteten Begriffe in der Untersuchung der Habsburgermonarchie von *Anil Bhatti* und *Michael Rössner* geprüft.

Die andere Gruppe der Beiträge bilden „Fallstudien", die die Lage, die Machverhältnisse, die politischen, sozialen, kulturellen Entwicklungen in

verschiedenen Ländern oder Ethnien in Hinblick auf ihre (nationale, kollektive) Identitätsbildung oder ihre Störungen, auf die von dem jeweiligen „Blick" (auf sich selbst bzw. auf den/die anderen) abhängige Relativität von Zentrum und Peripherie analysieren. Diese Studien zeigen auch eine gewisse geographische Verteilung, indem verschiedene Länder und Teile der Habsburgermonarchie mit ihren spezifisch ausgeprägten Problematiken in den Mittelpunkt der Untersuchung gestellt werden: Die Literatur der Ruthenen in Galizien wird mit Kategorien der Postcolonial Studies beschrieben *(Alois Woldan)*, und die Machtpolitik der Habsburgermonarchie in Galizien nach 1863 wird als eine Form der Kolonisierung betrachtet *(Hans-Christian Maner)*. Ungarn sind mehrere Beiträge gewidmet: *Éva Kovács* analysiert mit Hilfe des Begriffs der Hybridität mehrfache Identitäten des ungarischen Judentums nach dem Ende der Habsburgermonarchie und stellt die Frage, ob die postkoloniale Perspektive auch jene Fragen zu beantworten hilft, die „mit Hilfe der üblichen geschichts- und gesellschaftswissenschaftlichen Theorien" (S. 197) nicht zufriedenstellend beantwortet worden waren. *Andreas Pribersky* analysiert die Funktion des Mythos vom „Goldenen Zeitalter" der Habsburgermonarchie um 1900, die als eine gelungene Modernisierung Ungarns galt, *Gábor Gyáni* untersucht die ungarischen Millenniumsfeiern und weist die durch Vergessen und Erinnern vor sich gehende Konstruktion nationaler Geschichtsbilder und die ihnen zugrunde liegenden unterschiedlichen Narrativen nach. Die Untersuchung des slowakischen Geschichtsdiskurses durch *Elena Mannová* weist auf das Selbstverständnis der Slowaken im Verhältnis zu Ungarn hin, und *Robert Luft* betont nach einer Analyse der Machtverhältnisse von Böhmen, Mähren und Schlesien, dass hier von innerer Kolonisierung nicht gesprochen werden kann. Bosnien und Herzegowina stehen im Zentrum mehrerer Beiträge: *Ursula Reber* zeigt auf Grund von Reiseberichten die analytische Wirksamkeit des Begriffs von Kulturkolonialismus auf, *Diana Reynolds* erörtert unter Verwendung von drei theoretischen Ansätzen (Gender-Perspektive, Foucaults „Exhibitionary Complex", Reform des Kunstgewerbes) die metaphorisch-symbolisch vor sich gehende „Okkupation" Bosniens durch „eine sanftere Großmacht, deren Machtansprüche durch eine Kulturpolitik maskiert werden konnten" (S. 252), lange vor ihrer politisch-militärischen Vereinnahmung. Diese Sicht wird durch den Beitrag von *Florian Oberhuber* ergänzt, der am Beispiel der Okkupation Bosniens und der Herzegowina die „österreichische" Identitätsbildung untersucht. Peter Stachel wendet sich der Analyse des „kolonialen Blicks" auf die neu erworbenen Gebiete und der Absicht zu, die neuen Territorien zum „höheren" kulturell-zivilisatorischen Niveau zu führen, die er durchaus als kolonialistisch betrachtet. Die Tradierung von Geschichtsbildern und die Konstruktion von Identitäten in den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie stehen im Zentrum der

Beiträge von *Christian Promitzer* und *Werner Suppanz*, wobei sie ebenfalls die Rolle von kulturellen und zivilisatorischen Differenzen, Überlegenheiten und hegemonialen Bestrebungen nachweisen.

Der Band zeichnet sich vor allem durch genaue Einzelstudien aus, die besondere Fälle untersuchend bis jetzt nicht oder kaum beachtete Momente der Identitätsbildung und der Machtverhältnisse der Habsburgermonarchie unter die Lupe nehmen. Ob die Begrifflichkeit und die Methodik der postkolonialen Theorie zu vertieften und analytisch in aller Hinsicht begründeten Untersuchungen führen kann, ist angesichts der aus wissenschaftstheoretischer Perspektive weniger konturierten und ausdifferenzierten Methodologie und des Begriffsinstrumentariums fraglich, ebenfalls wie die Frage, ob die Übertragung der Postcolonial Studies auf die Habsburgermonarchie zu Ergebnissen führen kann, die von keiner Präkonzeption beeinflusst sind – bei solchen Untersuchungen ist die kritische Reflexion des eigenen Verfahrens und eine ständige Überprüfung der verwendeten Begriffe unerlässlich, was im Band nicht immer anzutreffen ist. Zugleich aber bieten die Beiträge ungewohnte Einblicke in die vielfältige und komplizierte Welt der Habsburgermonarchie und geben damit Anregungen zu neuen Fragestellungen.

Magdolna Orosz (Budapest)

Fiehler, Reinhard; Barden, Birgit; Elstermann, Mechthild; Kraft, Barbara: Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen: Narr, 2004 (Studien zur Deutschen Sprache 30). 546 S.

Vorliegende Monographie ist das Ergebnis der Arbeit einer Projektgruppe am Institut für deutsche Sprache Mannheim. Die Autoren modellieren die ‚Eigenschaften gesprochener Sprache' in drei Schritten: 1. Theorie (Charakterisierung der Spezifik mündlicher Kommunikation), 2. Methode (2. Analyse- und Beschreibungskategorien für gesprochene Sprache), 3. Praxis (Die Operator-Skopus-Struktur – Analyse und exemplarische Beschreibung einer grammatischen Konstruktion).

In *Hauptteil* 1, der aus der Feder von Reinhard Fiehler stammt, bezieht dieser in folgenden Kapiteln Position zu Grundfragen der Erforschung gesprochener Sprache: 1. Thesen zu unserem Verständnis gesprochener Sprache, 2. Linien der Erforschung gesprochener Sprache – Linien der Gegenstandskonstitution, 3. Grundbedingungen mündlicher Kommunikation, 4. Auswirkungen der Grundbedingungen auf die Eigenschaften gesprochener Sprache, 5. Kommunikative Praktiken und die Unterscheidung von Mündlich-

keit und Schriftlichkeit / gesprochener und geschriebener Sprache sowie 6. die Vielfältigkeit gesprochener Sprache.

In den Thesen erfolgt eine erste Standortbestimmung, in der viele der in den folgenden Kapiteln ausgeführten Fragen bereits angedeutet werden. In Kapitel 2 werden verschiedene Linien der Erforschung gesprochener Sprache nachgezeichnet, ohne dabei einen Forschungsüberblick im engeren Sinne zu geben; vielmehr wird die Aufmerksamkeit auf Grundsatzfragen gelenkt, die in den 40 Jahren Gesprochener-Sprache-Forschung immer wieder gestellt wurden. Wesentlich ist die Modellierung der Grundbedingungen mündlicher Kommunikation, weil – wie in These (7) formuliert – von folgender Überzeugung ausgegangen wird:

> Um spezifische Eigenschaften gesprochener Sprache bestimmen zu können, ist es zunächst erforderlich, die Grundbedingungen mündlicher Verständigung herauszuarbeiten. Alle wesentlichen Eigenschaften gesprochener Sprache lassen sich aus diesen Grundbedingungen herleiten. (S. 23)

Zur Charakterisierung und Differenzierung mündlicher kommunikativer Praktiken gehen die Autoren von 11 Bedingungen aus, wobei die Liste „prinzipiell offen" ist (S. 57). Dabei gelten die Bedingungen (1) und (2) (= Kurzlebigkeit/Flüchtigkeit und Zeitlichkeit) für alle mündlichen kommunikativen Praktiken, die Bedingungen (3-7) (= Anzahl und Größe der Parteien, Kopräsenz der Parteien und Gemeinsamkeit der Situation, Wechselseitigkeit der Wahrnehmung, Multimodalität der Verständigung und Interaktivität) „gehen auf die Charakterisierung ursprünglicher mündlicher Verständigung zurück" (ebd.) und die Bedingungen (8-11) (= Bezugspunkt der Kommunikation, Institutionalität, Verteilung der Verbalisierungs- und Thematisierungsrechte und Vorformuliertheit von Beitragen) dagegen sind „neu hinzugekommen" (ebd.). Die Beschreibung der Auswirkungen der Grundbedingungen auf die Eigenschaften gesprochener Sprache erfolgt eher stichpunktartig, vor allem lässt sie eine konkrete Rückführung von einzelsprachlichen grammatischen Merkmalen auf die Grundbedingungen vermissen.

In Kapitel 5 nun wird das für die vorliegende Arbeit konstitutive Konzept der kommunikativen Praktiken vorgestellt: „Kommunikative Praktiken sind präformierte Verfahrensweisen, die gesellschaftlich zur Verfügung stehen, wenn bestimmte rekurrente Ziele oder Zwecke kommunikativ realisiert werden sollen" (S. 99). Dabei ist es für dieses Konzept „zunächst völlig irrelevant, ob diese Praktiken mündlich oder schriftlich ausgeführt werden" (S. 104). Fiehler schlägt allerdings vor, „Praktiken danach zu differenzieren, ob sie ausschließlich oder vorwiegend mündlich bzw. schriftlich ausgeführt werden" (S. 105). Ich werde darauf im letzten Teil meiner Rezension zurückkommen. In Kapitel 6 schließlich beschreibt Fiehler Varianz als „ein Grundphänomen gesprochener Sprache, das die gesamte Wirklichkeit des Sprechens durchzieht." (S. 130)

In *Hauptteil 2* (dessen Autor eben-

falls Reinhard Fiehler ist) geht es um die Konstituierung angemessener Analyse- und Beschreibungskategorien für gesprochene Sprache. Ausgangspunkt ist folgende These: „Auch wenn gesprochene und geschriebene Sprache regelmäßig zusammen genannt und gegenübergestellt werden, stellt sich der analytische und kategoriale Zugang zu ihnen [...] sehr unterschiedlich dar." (S. 158) Dabei verlief

> die Entwicklung angemessener Analyse- und Beschreibungskategorien für mündliche Kommunikation dort [...] relativ unproblematisch, wo es um Phänomene geht, die keine unmittelbare Entsprechung im schriftlichen Bereich haben. [...] Ganz anders steht es um die Kategorienentwicklung im grammatischen Bereich. Da hier ein entwickeltes Kategorieninventar aus dem Bereich des Schriftlichen zur Verfügung steht, wurden diese Kategorien zunächst für die Beschreibung des Mündlichen übernommen bzw. – wenn ihre Übertragung Probleme bereitete – gegebenenfalls adaptiert. (S. 165f.)

In einem Kapitel zu den grundlegenden Einheiten mündlicher Kommunikation diskutiert Fiehler die Nachteile der Übertragung schriftsprachlicher Kategorien auf die gesprochene Sprache und plädiert für einen Neuansatz, den er ‚funktionale Einheiten' nennt und zu dem er auf Grund folgender Überzeugung gelangt: „Die Beteiligten betrachten das als *elementare Einheit,* dem sie eine *Funktion im und für den Kommunikationsprozess* zuschreiben können" (S. 204). Abgesehen davon, dass unklar bleibt, mit was für einem methodischen Zugriff eine solche These bewiesen werden könnte, muss Fiehler selbst zugeben, dass „diese Funktionen außerordentlich vielfältig und heterogen" sind (S. 205). Einen überzeugenden Neuansatz präsentiert das Kapitel deshalb nicht.

Ein solcher gelingt dem gesamten Autorenkollektiv aber in *Hauptteil 3* zu den Operator-Skopus-Strukturen. In diesem Teil werden zunächst allgemeine Eigenschaften der Operator-Skopus-Strukturen beschrieben und systematische Fragestellungen verfolgt, anschließend erfolgt eine detaillierte Analyse eines Transkripts eines Schlichtungsgespräches. Die Operator-Skopus-Struktur definieren die Autoren folgendermaßen: „Unter einer Operator-Skopus-Struktur verstehen wir eine spezifische sprachliche Einheit, die durch eine interne Zweigliedrigkeit gekennzeichnet ist, wobei der erste Teil, der Operator, als Verstehensanweisung für den nachfolgenden Teil, den Skopus, fungiert" (S. 241). Dabei ist der prototypische Fall die Voranstellung des Operators, der Operator kann dem Skopus aber auch „nachgestellt oder in ihn insertiert" sein (S. 271). Ebenso wesentlich ist die Feststellung, dass Operator-Skopus-Strukturen zwar in mündlicher Kommunikation in vielfältigerer Form vorkommen, aber auch in schriftsprachlichen Korpora nachweisbar sind, wobei sich hier eine differenzierende Betrachtung verschiedener Operatortypen als fruchtbar erwiesen hat:

> Insbesondere unter den Geltungsoperatoren gibt es Ausdrücke, die entweder

> vergleichbar häufig in beiden Arten von Korpora vorkommen oder die sogar umgekehrt in geschriebener Sprache häufiger verwendet werden als in gesprochener Sprache. Wir erklären uns diesen Sachverhalt damit, dass die Entwicklung offenbar dahin geht, dass Kommunikationsmuster der Mündlichkeit an Prestige gewinnen. (S. 463)

Ich möchte nicht bestreiten, dass gegenwärtig Kommunikationsmuster der Mündlichkeit an Prestige gewinnen. Warnen möchte ich aber vor einem vorschnellen Rückgriff auf diese Tendenz als Erklärungshintergrund für Überschneidungen zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch. Eine solche Erklärung kann erst dann überzeugen, wenn eine historische Kontinuität der zur Debatte stehenden Konstruktionen ausgeschlossen werden kann.

Wenngleich alle Teile des Buches „aus gemeinsamen Diskussionen hervorgegangen sind" (S. 8), ist die Dominanz der Feder von Reinhard Fiehler, der für die Hauptteile 1 und 2 verantwortlich ist, doch unverkennbar. So findet der Leser, der mit den Arbeiten von Reinhard Fiehler vertraut ist, viel Bekanntes wieder. Vor allem aber ist der in Hauptteil 1 vorgestellte theoretische Rahmen geprägt durch das, was Fiehler in Kapitel 2.2.4 den „wissenschaftlichen Zuschnitt des Gegenstandes" nennt (S. 50-52). Er unterscheidet dort zwei konkurrierende Sichtweisen: „eine medial-extensionale und eine prototypisch-graduierende" (S. 50). Fiehler charakterisiert diese Sichtweisen wie folgt:

> Die medial-extensionale Sichtweise versteht alle die Formen als Mündlichkeit, bei denen Verständigung in irgendeiner Weise mittels gesprochener Sprache erfolgt. [...] Beim prototypisch-graduierenden Zugang wird den verschiedenen Formen mündlicher Verständigung eine Gewichtung aufgeprägt: bestimmte Formen sind deutlicher, besser, genuiner etc. mündlich als andere. (S. 50f.)

Fiehler betrachtet diese beiden Sichtweisen dichotomisch, d.h., er schließt die Möglichkeit, dass sie einander auch ergänzen könnten, aus und bekennt sich klar zur medial-extensionalen Sichtweise. Anhand von drei der elf „Thesen zu unserem Verständnis gesprochener Sprache" möchte ich nun Grenzen dieser dichotomisierenden Sichtweise aufzeigen bzw. für eine friedliche Koexistenz der beiden Ansätze plädieren.

> (1) Obwohl ‚gesprochene Sprache' ein weit verbreiteter und geläufiger Begriff ist, sind sein Status als linguistische Kategorie und seine theoretischen Implikationen nicht hinreichend reflektiert. (S. 11)

Der Einschätzung, dass die Kategorie ‚gesprochene Sprache' einer extensiveren theoretischen Reflexion bedarf, als sie in der einschlägigen Literatur zu finden ist, stimme ich uneingeschränkt zu. Fiehler nimmt diesen Ausgangspunkt gleich zum Anlass, für die medial-extensionale Sichtweise zu werben, indem er es als Problem beschreibt, dass die Tatsache, dass ‚gesprochene Sprache' ein Oppositionsbegriff ist, zu

Homogenisierungen führt, die die interne Differenzierung gesprochener Sprache verdecken. Wir haben es hier mit einer wissenschaftstheoretischen Grundsatzfrage zu tun, nämlich mit der Frage nach den Konsequenzen von wissenschatlich notwendigen Abstraktionen. Ich möchte mit Ortner/Sitta zu bedenken geben:

> Es hat noch nie eine Wissenschaft gegeben, der es gelungen ist, alle Zusammenhänge, Feinheiten, Abhängigkeiten, Verflechtungen usw., die in dem Bereich existieren, auf den sie sich bezieht, in ihre Reflexionstätigkeit einzubeziehen. Wissenschaft war und ist immer bestimmt durch (1) Reduktion von Komplexität (und damit potenzieller Vielfalt), (2) Abstraktion und (3) Idealisierung. (2003: 5f.)

Mit dem medial-extensionalen Ansatz plädiert Fiehler genau für das, was Ortner/Sitta als unmöglich beschreiben und präsentiert eine Sichtweise, die die offenbar wissenschaftstheoretisch notwendige Reduktion von Komplexität, Abstraktion und Idealisierung umgehen soll.

> (2) Mündliche Verständigung erfolgt in einer Vielzahl unterschiedlicher Grundformen, den kommunikativen Praktiken. Führt man sich dies vor Augen, so wird deutlich, dass das generalisierende Konzept der gesprochenen Sprache und die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache spezifische Abstraktionen darstellen, die in ihrem Status und ihrer Funkton geklärt werden müssen. (S. 15)

Gemäß der Prämisse, die extensionale Dimension gesprochener Sprache ernst nehmen zu wollen, lässt Fiehler als sinnvolle, gegenstandskonstituierende Abstraktion nur die Art der Produktion zu: „Erfolgt die Verständigung in einer Praktik primär durch Sprechen oder durch Schreiben?" (S. 17) Dass es sich dabei um eine sehr allgemeine Abstraktion handelt, wird in Kapitel 3 (Grundbedingungen mündlicher Kommunikation) deutlich, in dem der Leser erfährt, dass nur zwei der elf „Grundbedingungen" für alle mündlichen kommunikativen Praktiken gelten (1 und 2). Die verbleibenden neun Grundbedingungen dagegen stellen lediglich „Rahmen für mündliche Kommunikation dar" (S. 57), so dass sich die Frage ergibt, ob die mediale Dimension tatsächlich ein sinnvolles Abstraktionskriterium darstellt. Die zusätzliche Anwendung des prototypisierenden Kriteriums nämlich erlaubt eine weitere Differenzierung der verbleibenden neun Grundbedingungen: Und zwar werden die Grundbedingungen 4-7 sicherlich nicht zufällig in ähnlicher Form auch in prototypiserenden Ansätzen aufgeführt, während die verbleibenden Merkmale 3 und 8-11 textsorten- (bzw. praktiken-) differenzierend sind, so dass ihr Status als „Grundbedingungen mündlicher Kommunikation ohnehin fragwürdig erscheint.

> (5) Ein medial-extensionales Verständnis von gesprochener Sprache und Mündlichkeit ist erforderlich, um Verkürzungen und Verzerrungen zu vermeiden und das Spektrum kommunikativer Praktiken entlang grundlegender

> Unterschiede differenzieren zu können. (S. 21)

Im Rahmen dieser These kritisiert Fiehler nun explizit, dass bei dem prototypiserenden Zugang „nicht alle Formen von Mündlichkeit gleichwertig, sondern bestimmte Formen [...] deutlichere oder bessere Fälle von gesprochener Sprache als andere" sind (ebd.). Diese Darstellung berücksichtigt nicht den Status der durch den prototypiserenden Ansatz vorgenommenen Wichtungen als *Methode*, d.h. es wird unterstellt, dass die rein methodologische Unterteilung in bessere und periphere Vertreter einer Kategorie eine Bewertung der außersprachlichen Wirklichkeit darstellt.

Ernst zu nehmen ist aber Fiehlers Warnung vor der Gefahr, „dass prototypische Formen im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, während randständige Formen außer Betracht bleiben" (S. 22). Ob dieser Gefahr tatsächlich nur durch einen medial-extensionalen Ansatz begegnet werden kann, halte ich für fragwürdig, da der von Fiehler geforderte „möglichst vollständige Überblick über die unterschiedlichen Formen von Mündlichkeit" eine mit einem medial-extensionalen Ansatz allein nicht zu bewältigende Forschungsaufgabe darstellt. Der prototypiserende Ansatz kann hier helfen, weil er es ermöglicht, dass kommunikative Praktiken mit gemeinsamen Eigenschaften (= der prototypische Kern gesprochener Sprache) gebündelt beschrieben werden.

Literatur:
Ortner, Hanspeter/ Sitta, Horst 2003: Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft? In: Linke, A./ Ortner, H./ Portmann-Tselikas, P. R. (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik), 3-66.

Mathilde Hennig (Kassel)

Golonka, Joanna: Ihre Meinung dazu oder: Wie denken Sie darüber? – Zur Vererbung verbaler Valenzmerkmale in Nominalphrasen des Deutschen und des Polnischen. Eine Studie am Beispiel ausgewählter Verben und Verbalnomina des Denkens und des Urteilens. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, 2002 (amades – Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 2/02). 368 S.

Der vorliegende Band ist eine leicht überarbeitete Fassung der Dissertation von Joanna Golonka (im Weiteren: G.), die 1998 an der Universität Gdansk angenommen wurde.

Die Arbeit besteht aus drei Teilen: Im ersten Teil wird nach der Einleitung zuerst der Forschungsstand zur Valenz im Allgemeinen besprochen, wo sozusagen alle wichtigen Arbeiten der

90er Jahre diskutiert werden. Der Vollständigkeit halber erwähne ich die neueren Arbeiten, die erst nach dem Abschluss der Dissertation erschienen sind (Ágel 2000, Eroms 2001, Stanescu 2004) und deshalb nicht berücksichtigt werden konnten. Danach bespricht G. die Arbeiten zur Nominalvalenz im Lichte der Valenzvererbung, die etwa seit dem ausgehenden 70er Jahrzehnt entstanden sind. Auch hier können einige Arbeiten, die erst nach 1998 veröffentlicht wurden, genannt werden: Bassola 2003, Stanescu 2004 u.a. Nach diesen Besprechungen führt G. weitere Forschungsansätze an und fasst die von ihr diskutierten Arbeiten nach gemeinsamen Merkmalen in drei Gruppen zusammen. Zur ersten Gruppe gehören Arbeiten, „die der Unterscheidung von E [Ergänzung] und A [Angabe] exakte und eindeutige morphosyntaktische Kriterien zu Grunde legen." (S. 33) Für die Konzeption der zweiten Gruppe ist die Subklassenspezifik ausschlaggebend und der dritten Gruppe liegt die pragmatische Valenzauffassung zu Grunde.

Zur Vorbereitung ihrer eigenen Konzeption zur Substantivvalenz stellt G. vier Fragen: „(A) ... Welche Nomina werden als valent angesehen (und über welche Art Valenz verfügen sie)?" (S. 56) (B) Verfügt das Substantiv über eine eigene Valenz oder nur über eine sekundäre durch das Verb? (C) Wie wird bei den Nominalphrasen zwischen E und A unterschieden? (D) Sind die Ergänzungen der Substantive ähnlich wie die der Verben ebenfalls teils obligatorisch, teils fakultativ? Schließlich werden noch die Beiträge der interpretativen Semantik, der valenzfundierten Bedeutungsanalyse, der Kasustheorie und der Theorie der semantischen Relatoren diskutiert, wobei sie deutlich macht, dass sie sich der letzteren verpflichtet fühlt.

Bei der Grundlegung ihres Standpunktes geht G. von dem Dependenz-Verb-Grammatik-Modell (DVG) Ulrich Engels (1994, 1996) aus. Sie legt für die Analyse fünf Schritte fest, wobei semantische wie auch syntaktische und morphosyntaktische Gesichtspunkte beachtet werden.

Der Ausgangspunkt der Analysen ist das Wortfeld: Die vorliegende Arbeit befasst sich mit Verben und Substantiven des Denkens und Urteilens. Die weitere Unterteilung der genannten Felder in Subfelder wird durch Einbeziehung semantischer, pragmatischer, morphologischer, stilistischer und syntaktischer Kriterien vorgenommen. G. versteht die Verb-Substantiv-Beziehung im weiteren Sinne, indem sie die Nominalisierungsgefüge, auch Funktionsverbgefüge genannt, mit in die Analyse einbezieht.

Die wichtigsten Merkmale der bei der Analyse verwendeten Konzeption zur Nominalvalenz werden kurz zusammengefasst und die Arbeiten genannt, von denen G. nützliche Hilfen schöpfen konnte. Das sind vor allem Engel (1995, 1996) und Schreiber / Sommerfeldt / Starke (1993), ferner Storrer (1992) und Sandberg (1979). Die Untersuchung geht von der Semantik des Nomens, von der Inhaltsvalenz aus, „deren Reflexe auf der Ausdrucksebene gesucht werden." (S. 92)

Zur Analyse wurden ca. 8000

deutsche und 6000 polnische Belege herangezogen, die teils den Computerkorpora des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) Mannheim, teils denen des Instituts für Polnische Sprache Krakow, ferner für das Polnische aus weiteren Printtexten entnommen wurden.

Der zweite, umfangreichere Teil von G.s Arbeit besteht aus der Analyse (Kapitel 3) und der Kontrastierung der Ergebnisse in den beiden Sprachen (Kapitel 4). Die Analyse wird gesondert und in gleichen Schritten für das Deutsche und für das Polnische unternommen. Zuerst werden die Verba cogitandi und ihre Verbalnomina, dann die Verba existimandi und ihre Verbalnomina untersucht. Innerhalb des Wortfeldes des Denkens werden 20 Verben, 30 Verbalnomina und 50 Nominalisierungsverbgefüge zur Analyse herangezogen. Die Verben weisen ein semantisches Muster mit drei pragmatischen Rollen auf: „(a) die des Denkenden, (b) die des Objekts seines Denkens und/oder (c) die des gedachten Inhalts." (S. 96), die durch folgende Relatoren zum Ausdruck gebracht werden: Agentiv (AGT), Affektiv Ferens (AFFfer) und Affektiv Effektiv (AFFeff). Nach der Analyse der Verben und der von ihnen abgeleiteten Nomina sowie ihrer Nominalisierungsgefüge werden die Ergebnisse tabellarisch zusammengefasst, indem zu den Verben ihre Satzbaupläne, Relatorenmuster sowie Kulissen (die den Umstandsangaben wie Art, Dauer, Geltungsbereich und Maßstab entsprechen), ferner die von ihnen abgeleiteten Nomina mit ihren Bezugsklassen (in diesem Wortfeld kommen nur nomina actionis und nomina acti vor) angegeben werden. Als Vorteil der Anwendung der Relatorenmuster wird genannt, „dass gerade bei semantischen Relatoren (und nicht bei den Ergänzungen) ansetzenden Valenzschemata es möglich machen, das schwierige Problem divergierender Zuordnungen von Ergänzungen und Angaben bei Verben und Verbalnomina zu umgehen." (S. 106f.)

Die Arbeit geht von der Semantik der Verben und ihrer Substantive aus. So werden zuerst die semantischen Merkmale analysiert, nämlich die semantischen Relatoren, die affinen Angaben bzw. die Kulissen (die in früheren Arbeiten etwa den – klassenspezifischen – Angaben bzw. den Supplementen entsprechen) sowie die Bedeutungsrestriktionen. Daraus folgend kommt es zur Analyse der morphosyntaktischen Markierungen sowie der definiten und indefiniten Auslassungen bei Substantiven.

Die Verba cogitandi werden in drei Subfelder eingeteilt, die je nach unterschiedlichen Relatorenmustern weiter unterteilt werden (können). Die gleiche Strukturanalyse wird auch bei den Verbalnomina vorgenommen: Es werden die Relatorenmuster, die Restriktionsangaben und ihre Realisierungsformen angegeben, die jeweils durch Beispiele belegt werden. Abweichend von den bisher vorherrschenden Auffassungen ist, dass in der vorliegenden Arbeit auch solche Realisierungsformen mit angegeben werden, die als klassenspezifisch gelten, da sie bei allen Substantiven vorkommen können, wie Demonstrativdeterminativ, Adjektiv,

Kompositum (vgl. dazu auch Teubert 2003, S. 823).

Zu interessanten Ergebnissen kommt G. beim Vergleich der Ergebnisse bei den Verben und ihren Verbalnomina, z.B. „dass allgemein mehr unterschiedliche Ausdrucksformen der semantischen Relatoren in den Nominalphrasen als in Verbalausdrücken belegt sind." (S. 129) Auch die präpositionalen Ausdrucksformen weisen größere Unterschiede bei den verglichenen Valenzträgern auf. Ein weiterer Unterschied ist, dass die Relatoren bei den Verbalnomina seltener realisiert sind als bei den Verben.

Im Wortfeld der Verben und Verbalnomina des Denkens werden schließlich die sogenannten Nominalisierungsverbgefüge untersucht und dabei zehn Valenzmuster festgestellt, wobei die Realisierung der Relatoren verbal und nominal spezifiziert wird. Die gleiche Struktur wiederholt sich bei der Analyse der Verben und Verbalnomina des Urteilens. Die hierher gehörigen Verben werden in drei weitere Subfelder eingeteilt, nämlich in die des Einschätzens, des Meinens und der Gesinnung. Als mögliche Relatoren der Verben des Urteilens sind Agentiv Affektiv ferens und Klassifikativ oder Agentiv effektiv <sic!> angegeben. Der letzte Relator wird wohl ein Schreibfehler sein, zumal später von Affektiv effektiv die Rede ist. Der Klassifikativ erscheint unter den Relatoren als neues Element, das als Nominal-, Adjektival- oder Situativergänzung realisiert werden kann. Auch in diesem Wortfeld kommen im nominalen Bereich mehr Realisierungsformen von semantischen Relatoren vor als im verbalen. Überflüssiges kann auch hier weggelassen werden, eine strukturelle Notwendigkeit, semantische Relatoren des Nomens im Wortfeld des Urteilens erscheinen zu lassen, besteht nicht.

Nominalisierungsverbgefüge haben im Subfeld der Verben des Meinens fünf, in dem des Einschätzens sechs Muster. Ein auffallender Unterschied zwischen den beiden Subfeldern ist, dass Klassifikativ – zwar auch dort selten – ausschließlich beim Einschätzen realisiert werden kann. Mit solchen Ausbaumöglichkeiten der Funktionsverbgefüge hat sich bereits Daniel Bresson in seinem Beitrag (1988) befasst.

Bevor G. die Analyse der polnischen Wortfelder der Verben des Denkens und Urteilens vornimmt, gibt sie einen Überblick über die Valenzforschung in der polonistischen Linguistik. Dabei geht sie auf die Darstellung der Begriffe *Valenz* und *Konnotation* ein. Als wesentlicher Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Polnischen wird die Weglassbarkeit angegeben, die für das Polnische charakteristisch ist. So fehlt in polnischen Sätzen häufig das Subjekt. In diesem Zusammenhang verweise ich auf die Arbeiten von Fritz Pasierbski (1981), Sarolta László (1988) und Vilmos Ágel (1993), in denen die Autoren die lexikalische (Makroebene) und morphologische (Mikroebene) Realisierungsmöglichkeit untersuchen. Mit dem Polnischen weisen ungarische Konstruktionen häufiger Ähnlichkeiten auf als mit dem Deutschen.

Die oben vorgestellte Doppelstruktur wiederholt sich auch bei den Wortfeldern der Verben des Denkens und des Urteilens auch im Falle des Polnischen.

Im dritten Teil von G.s Untersuchung werden die Ergebnisse in den beiden Sprachen verglichen, wobei die Verben, die Verbalnomina und die Nominalisierungsgefüge jeweils gesondert behandelt werden. In beiden Wortfeldern weisen die Verben im Deutschen und im Polnischen nur wenige Unterschiede bei den Relatorenmustern und den Satzmustern und etwas häufiger bei den morphologischen Realisierungsformen auf. Im Vergleich zu den Verben „unterscheiden sich [die deutschen und polnischen Verbalnomina] nicht nur hinsichtlich ihrer Wortbildungsmuster, ihrer Produktivität und Frequenz voneinander, sondern vielmehr auch in ihrer Semantik und ihrem syntaktischen Verhalten." (S. 297) Für die Nominalisierungsgefüge, die in dieser Arbeit nur „am Rande und nur ansatzweise" (S. 301) untersucht wurden, werden die Relatorenmuster in beiden Sprachen tabellarisch zusammengefasst.

Die wichtigsten Eigenschaften der Valenzvererbung in den beiden Sprachen werden in acht Punkten zusammengefasst. Davon seien hier nur einige hervorgehoben. Die aufgeführten Realisierungsformen der semantischen Relatoren zeigen, dass zwischen Ergänzung und Angabe nicht im traditionellen Sinne unterschieden wird. Hierher gehören nämlich auch Adjektivalphrasen und Komposita, ferner Attributum Invarians und Determinative, die alle in den syntaktisch begründeten Valenzanalysen als Angaben betrachtet werden. Als „indirekte Möglichkeit der Realisierung von semantischen Relatoren in NomP" (S. 314) werden die erweiterten Attribute (häufig in Form von Partizipien) und die Relativsätze bezeichnet, die nach Angaben von G. selten aufzufinden sind. Eine Sprache, in der die semantischen Relatoren besonders häufig durch Partizipialphrasen realisiert werden, ist das Ungarische (vgl. Bassola 1990, 1991, László 1991).

Die dislozierten Attribute, die nach G. oft bei Nominalisierungsverbgefüge vorkommen, erscheinen mir etwas problematisch, da hier nicht allein das Nomen, sondern das ganze Gefüge das Regens ist *(Kritik üben an etw.)*. Dies gilt auch, wenn das Attribut des Nomens im Relativsatz mit einem Funktionsverb erscheint *(Vorurteile, die über etw. herrschen)*. Die Auslassungen von semantischen Relatoren werden in Anlehnung an Angelika Storrer (1996) in zwei Gruppen, nämlich definit und indefinit untersucht. G. stellt fest, dass beide Auslassungsformen in beiden Sprachen häufig auftreten (zum Deutschen und zum Ungarischen vgl. Bassola/Bernáth 1998). Eine interessante Frage ist, ob die Nominalisierung und die Reverbalisierung möglich ist. Dabei kommen zwischen Nominalisierungs- und Reverbalisierungsmöglichkeit und ihrer Blockierung weitere Varianten vor, die unter bestimmten Bedingungen auftreten können, wie im veränderten Kontext oder mit Bedeutungsveränderung.

Zusammenfassend ergibt sich, dass

die vorliegende Arbeit nach einer gründlichen Fundierung der theoretischen Ansichten dem Leser umfassende Analysen vom Wortfeld ausgehend anschaulich vorführt und die Ergebnisse im Deutschen und im Polnischen ausführlich miteinander vergleicht. Im Rahmen der bisherigen vergleichenden Valenzforschung fügt die Arbeit von G. wertvolle neue Sehweisen zu speziellen Aspekten hinzu.

Ágel, Vilmos 1993: Ist die Dependenzgrammatik wirklich am Ende? Valenzrealisierungsebenen, Kongruenz, Subjekt und die Grenzen des syntaktischen Valenzmodells. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik XXI, 20-70.

Bresson, Daniel 1988: Der nominale Teil in den Funktionsverbgefügen. In: Cahiers d'Études Germaniques. Provence, Lyon, Nice, 111-122.

Bassola, Peter 1990: Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen. Vorstudie zu einem kontrastiven Lexikon. In: Sprachwissenschaft, Bd. 15, H. 3/4, 384-403

Bassola, Peter 1991: Ergänzungen der semantischen Substantivklassen im Deutschen und im Ungarischen. Präpositionale Nominalphrasen und Partizipialphrasen in Konkurrenz. In: Bartha, Magdolna/ Brdar Szabó, Rita (Hg.): Von der Schulgrammatik zur allgemeinen Sprachwissenschaft. Beiträge zur Gedenktagung für Professor János Juhász. Budapest (Budapester Beiträge zur Germanistik 23), 149-161.

Bassola, Peter/ Bernáth, Csilla 1998: Realisierung der Valenzstruktur von deutschen und ungarischen deverbalen Substantiven. In: Bassola 1998, 173-196.

László, Sarolta 1988: Mikroebene. In: Mrazovič, Pavica/ Teubert, Wolfgang (Hg.): Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg, 218-233.

László, Sarolta 1991: Möglichkeiten und Grenzen eines Vergleichs der Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen. In: Bartha, Magdolna/ Brdar-Szabó, Rita (Hg.): Von der Schulgrammatik zur allgemeinen Sprachwissenschaft. Beiträge zur Gedenktagung für Professor János Juhász. Budapest (Budapester Beiträge zur Germanistik 23), 139-14.

László, Sarolta 1993: Der partizipiale Anschluss von Substantivergänzungen im Ungarischen. Überlegungen zu einem Problembereich des deutsch-ungarischen Substantivvalenzvergleichs. In: Bassola, Péter/ Hessky, Regina/ Tarnói, László (Hg.): Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift zum 80. Geburtstag von Professor Dr. sc. Karl Mollay. Budapest (Budapester Beiträge zur Germanistik 24), 221-232.

Pasierbsky, Fritz 1981: Sprachtypologische Aspekte der Valenztheorie unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung, 34, 2, 160-177.

Teubert, Wolfgang 2003: Die Valenz nichtverbaler Wortarten: Das Substantiv. In: Ágel, Vilmos e.a. (Hg.): Dependenz und Valenz. Berlin, New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 25/1), 820-835.

Peter Bassola (Szeged)

Kiesel, Helmut: Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert. München: Beck, 2004. 640 S.

Neben schillernden Titeln im Wald der Forschungsliteratur zur Moderne ist Helmut Kiesels unspektakulärer Titel *Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert* eher unscheinbar. Nicht so das Buch selbst. Das mehr als 600 Seiten starke Buch – mit sehr brauchbarem Namens- und Sachregister – kann zu einer Grundlage bei der Auseinandersetzung mit der Moderne werden. Die ausgesprochen benutzerfreundliche Gestaltung lädt (nicht nur) den literaturwissenschaftlich interessierten Leser geradezu ein, sich zu vertiefen. Die wissenschaftliche Apparatur mit der 60 (!) Seiten umfassenden Literaturliste bietet dennoch auch dem Leser, der mit einem speziellen Forschungsinteresse das Buch in die Hand nimmt, eine ausgezeichnete Ausgangsposition.

Das gesichtete Material ist wirklich beeindruckend, und obwohl Kiesel in diversen Kontexten in erster Linie auf kanonisierte Referenztexte rekurriert (z.B. zur Sprachkrise die immer erwähnten Briefe Kleists und Novalis' *Monolog*, Nietzsches *Über Wahrheit und Lüge* ... und Hofmannsthals sog. *Chandos-Brief* etc.), gelingt es dem Verfasser neue Zusammenhänge herzustellen.

Das Gesamtkonzept basiert darauf, den Problemkomplex der Moderne aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten, d.h. philosophische, ästhetische, historische und literatursoziologische Aspekte (Religiosität, Judentum, Regionalität etc.) unter die Lupe zu nehmen und dabei auch den Gender-Aspekt nicht aus den Augen zu verlieren. Die Präzision der Beweisführung trägt dazu bei, dass trotz der Divergenz des Tableaus ein kohärentes Ganzes entsteht.

Die Darstellung der literarischen Moderne besteht aus sieben großen Teilen und ist so konzipiert, dass nach der zeitlichen Situierung und Begriffsbestimmung und nach der Klärung des historisch-gesellschaftlichen Umfeldes zunächst die „programmatische Moderne" (S. 99-176) dargestellt wird. Ein gesondertes Kapitel nimmt der „avantgardistische Zug der Moderne" in Anspruch (S. 233-302); dem folgt ein Kapitel über die „reflektierte Moderne" (S. 303-436). Zwischen diese beiden Kapitel platziert ist ein Kapitel über die sog. Sprachkrise (S. 177-232), als ein Problemkreis, der primär mit der Moderne assoziiert wird, indem er ein Bündel von Problemen (Krise des Subjekts, Krise des Erzählens und im Allgemeinen eine alles umgreifende Erkenntniskrise) heraufbeschwört, die das Modernebewusstsein ja geradezu konstituieren. Die ganze Abhandlung endet mit einem Kapitel, das die Entwicklungstendenzen nach 1945 ins Auge fasst und damit das weitere Feld der Thematik und der Forschung absteckt. Die einleitenden Teile eröffnen einen höchst beziehungsreichen Kontext, der

in der Darstellung Schritt für Schritt mit großer Präzision und Akribie beleuchtet wird.

Die Kapitel im Einzelnen zu erörtern, ist hier nicht möglich. Angestrebt wird vielmehr, nach der Skizzierung der Zielsetzung und des Gesamtzusammenhangs kleine Kostproben aus dem gesichteten Material zu geben.

Was versteht Kiesel unter Moderne – diese Gretchenfrage ist nachgerade unumgänglich. Bereits der Titel, der die Moderne mit dem 20. Jahrhundert gleichsetzt, verrät vieles von der Einstellung und dem Gesamtkonzept des Verfassers. In der Einleitung nennt er die literarische Moderne einen „Prozeß aus Prozessen" (S. 10) und weist damit auf ein Grundcharakteristikum hin, das sonst mit „Dynamik" auf den Begriff gebracht wird. Wie eine Rahmung kehrt der Gedanke im letzten (Handke)-Kapitel wieder (S. 458) und vermag in diesem Kontext die Kontinuität der ästhetischen Prinzipien zu artikulieren.

Die Auseinandersetzung mit dem Thema beginnt, wie bei diesem Forschungsinteresse unverzichtbar, mit der Reflexion der Epochendiagnostik. Selbstverständlich geht der Verfasser auf die These ein, wonach die Moderne um 1800 begann (S. 13ff.), dennoch gibt er nach einer kurzen Argumentation sein Votum für eine andere Auffassung zur Epochenbildung ab, und lässt die Moderne mit Baudelaire bzw. in der deutschen Literatur Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin mit dem Naturalismus beginnen. Damit ist bereits der konzeptuelle Rahmen der Abhandlung festgelegt. Den Prozess der Moderne sieht der Verfasser noch nicht beendet, obgleich die Postmoderne-Diskussion nicht vollkommen ausgeklammert wird. Kiesel betont gegenüber der epochalen Abgrenzung einer – wie auch immer verstandenen – Postmoderne die Kontinuität einiger Epochenmerkmale der literarischen Moderne bis in die Gegenwart (vgl. Kap. 7.1). Über die deutsche Literatur nach 1945 spricht Kiesel wie von einer „zweite[n] Moderne" (S. 439), die (wenn auch nicht sofort) die Muster der Literatur vor 1933 fortgeschrieben habe. Hervorgehoben wird hier die Rolle der reflektierten Moderne seit den fünfziger Jahren und die dafür unverzichtbare Vermittlungstätigkeit Adornos und Hugo Friedrichs.

Erwogen wird im Zusammenhang mit der Postmoderne auch die der Kontinuität entgegengesetzte Position, die nämlich die (avantgardistische) Proklamation der Post-Moderne in Leslie Fiedlers Rede *Cross the Border* ... sieht. Wichtig für Kiesel ist aus diesem Problemkomplex primär Fiedlers Forderung nach „Hybridisierung von ‚hoher' und ‚niederer' Literatur" (S. 295), was nach Kiesel in Deutschland eher kritisch aufgenommen wurde. Die ‚postmodernen Impulse' fanden – so Kiesels weitere Ausführungen – in der deutschen Literatur keinen richtigen Anklang. So konnte die vom Verfasser emphatisch akzentuierte reflektierte Moderne weiterhin als „Orientierungsnorm" (S. 439) dienen, selbst wenn ihre Konzepte nach 1945 „bemerkenswerte Modifikationen" (S. 440) erfuhren.

Der nationalliterarische Aspekt spielt in Kiesels Abhandlung expressis verbis eine akzentuierte Rolle, da der Verfasser die ganze Moderneproblematik in dem „nationalliterarischen Wirkungszusammenhang" (S. 9) anvisiert, den Blick in erster Linie auf den „deutschsprachigen Raum" richtet, ohne dabei dennoch den „internationalen Horizont" (S. 9) außer Acht zu lassen. Einbezogen in den Argumentationsgang werden logischerweise überwiegend französische Autoren. Das Augenmerk ist in der Analyse nicht darauf gerichtet, die Tendenzen in einem gesamteuropäischen Kontext zu situieren und Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Kiesel strebt eher danach, Schwerpunkte innerhalb der deutschsprachigen Literatur aufzudecken, die dennoch auch aus europäischer Perspektive relevant sein können. Bereits die Betonung des Nationalen lässt m.E. Kiesels Vorliebe für die sog. Berliner Spielart der Moderne durchscheinen, was der ganze Textcorpus impliziert. Dies ist insofern auch berechtigt, als Berlin in der Wahrnehmung der Zeitgenossen und auch als literarischer Topos als paradigmatischer Ort, als Prototyp der modernen Großstadt gilt. Etwas in den Hintergrund gedrängt wird dadurch dennoch die Tatsache, dass Paradigmen des schlechthin Modernen, wie ‚das unrettbare Ich' (Mach), die ‚Mystik der Nerven' (Bahr), das ‚psychologische Graswachsenhören' (Hofmannsthal) eher an die sog. Wiener Moderne gekoppelt werden, die statt der Sachenstände (Berlin) eher die Seelenstände akzentuiert.

Kiesel lässt die Unterschiede der beiden Metropolen nicht außer Acht, verweist auf die Ambivalenzen, auf die zum geflügelten Wort gewordene Diagnose Brochs, der von Wiens ‚fröhlicher Apokalypse' spricht, bedenkt aber auch, dass die naturalistische Berliner Moderne in vieler Hinsicht gar nicht modern war. Kiesels akribischer Auseinandersetzung entgeht selbstverständlich nicht die Tatsache, dass, wenn man die Abkehr vom Mimesis-Prinzip als Eckpfeiler des Modernebewusstseins betrachtet, der Ansatz, der beim Berliner Naturalismus die Grenze sieht, problematisch ist (S. 20). Den Naturalismus nennt Kiesel dann, um sein Konzept weiter abzustecken, die „letzte Vorstufe" der „avancierten oder ‚eigentlichen' Moderne" (S. 20). Hier beginnt eine, in dem ganzen Diskurs über die Moderne herrschende begriffliche Vielfalt, die auch in der vorliegenden Darstellung nicht behoben wird. Auch Kiesel spricht andernorts von der „eigentlichen oder programmatischen künstlerischen Moderne" (S. 21), wie auch von „kulturelle[r] Moderne" (S. 27), von „frühe[r] Moderne" (S. 32), was synonymisch mit den Ismen gebraucht wird, dann von „klassischer" und „gemäßigter" oder auch „fortgeschrittener" (S. 301) und nicht zuletzt als wichtiger Terminus technicus von der „reflektierten Moderne" (S. 299ff.). Dass es nicht gelingt das Knäuel jener Begriffsvielfalt, die Grenzziehungen markieren will, zu entwirren, zeugt von der Komplexität der Thematik und davon, dass gerade die Beschaffenheit der Moderne es verbietet, klare Trennlinien

zwischen den zahlreichen (oft) parallel verlaufenden ‚Stilrichtungen' zu ziehen.

Diese Aporie – nämlich die zeitliche Grenzziehung – zu umgehen, ist bei Kiesel die „reflektierte Moderne" berufen. Der Terminus technicus ist signifikant für das ganze Konzept der Analyse und ihr wesentlicher Grundpfeiler. Der Begriff stehe für eine Spielart der Moderne, die „sich vom forcierten Avantgardismus abkehrte, seine Innovationen aber nicht vergaß, sondern in komplexere und differenziertere Konzepte und Werke überführte" (S. 301). Betont wird bei der „reflektierten Moderne" der deskriptive Charakter, womit gemeint ist, dass diese Spielart aus „einer umsichtigen und kritischen Aufarbeitung und Weiterführung früherer und zumal avantgardistischer Schreibweisen – hervorgegangen [ist] und solchermaßen höherstufige Formen von Literarizität erreicht ha[t]" (ebd.). Kiesel reklamiert den Begriff der reflektierten Moderne auch deshalb, weil der einer – wie wir bereits sahen – problematischen „geschichtlichen Platzanweisung" entbehrt (ebd.) und darüber hinaus weniger inhaltliche Aspekte und vielmehr die „Verfaßtheit der Werke" (S. 302) vor Augen hält. Der Begriff der reflektierten Moderne wird auch gegen die „gemäßigte" oder „klassische Moderne" stark gemacht, denn nach Kiesels Argumentation sei dieser Begriff nicht „entdifferenzierend" (klassisch) und betone nicht die Reduktion einer „vermeintlichen ästhetischen Kühnheit" (gemäßigt) (S. 301). Für Kiesels Verständnis scheint dieser Terminus technicus besonders geeignet, weil er verschiedene Richtlinien zahlreicher Modernebestrebungen vereint und den Bruch zwischen ihnen, die Grenzziehung weitgehend auszuklammern versucht. Damit vermag er zugleich die Kontinuität zu akzentuieren.

Unter der Rubrik der reflektierten Moderne werden im zweiten großen Teil des Buches exemplarische Einzeluntersuchungen aus den drei Gattungen geliefert, indem im Kontext des Montageromans als Exemplum für den „Bau des neuen epischen Werkes" Döblins *Berlin Alexanderplatz,* für die Konstituierung eines neuen Theaters Brecht und für das moderne Gedicht Benns Poetik gewählt wird. Ob nun diese Autoren und Werke die Moderne am besten repräsentieren, sei dahingestellt. Die diesbezügliche Skepsis mindert indes nicht den Wert der einzelnen Ausführungen. Das Gemeinsame der drei doch sehr unterschiedlichen Autoren ist zum einen die Zugehörigkeit zur Berliner Moderne. Als noch viel signifikanter sind dennoch Kiesels Meinung nach ihre poetologischen Leistungen als Auseinandersetzung mit Errungenschaften und Fehlentwicklungen der Moderne hervorzuheben. Wie der Verfasser zeigt, waren ihre Versuche auch für die folgenden ‚Epochen' wegweisend.

Fortgesetzt wird die Untersuchung im letzten Kapitel als Ausblick auf die Zeit nach 1945 mit Einzelanalysen von „besonders signifikanten Beispielen" (S. 441). Hier widmet sich Kiesel Bachmanns *Malina,* Heiner Müllers Dramaturgie und Celans Lyrik, und arbeitet Korrespondenzen wie auch

markante Abweichungen von den Vorgängern heraus. Als „Fortschreibung der Moderne" (S. 458ff.) werden nun schließlich Texte von Handke beschworen, die noch einmal berufen sind, die These der Kontinuität zu untermauern.

Das Anliegen und Vorgehen des Verfassers, erst einen allgemeinen Überblick zu liefern und auf dieser Folie die Einzelanalysen durchzuführen, ist plausibel. Die Konsistenz des Buches wird trotz des sich auffächernden Problemhorizontes und der unterschiedlichen Einzeluntersuchungen nicht gefährdet. Der Verfasser schlägt zwischen den zwei großen Kapiteln auch dadurch eine Brücke, dass er die Zusammenhänge zu den drei exemplarischen Autoren (Döblin, Brecht, Benn) auch in den einzelnen Unterkapiteln thematisiert. Kiesels Ansatz zielt darauf, so könnte resümiert werden, Kontinuitäten zu akzentuieren, Zusammenhänge herauszuarbeiten, Komplexität zu beleuchten und Traditionslinien an einzelnen paradigmatischen Texten zu exemplifizieren.

Besondere Beachtung muss auch dem Teil über die „Entgrenzungen" (S. 108-176) geschenkt werden, der die betont problematische Grenzziehung der Moderne diskutiert. Mit einer beachtlichen Fülle von Beispielen und interessanten Verweisen entsteht in diesem Kapitel eine bunte Auslese, die sehr anregend wirkt.

Die vorliegende Darstellung der literarischen Moderne ist für ein interessiertes Publikum aus mehreren Gründen eine interessante und fruchtbare Lektüre. Die Analyse kann als Handbuch genutzt werden, größere Zusammenhänge und Hintergründe aufzudecken, und sie kann dennoch gleichzeitig auch als Grundlage für Einzeluntersuchungen dienen.

Erika Hammer (Pécs)

Kocziszky, Eva: Hamanns Kritik der Moderne. Freiburg, München: Karl Alber, 2003. 191 S.

„[...] er gefiel mir sehr wegen seiner Unschuld und Bescheidenheit. [...] Im Jahre 1762 sah ich ihn wieder, aber der Geist der Literaturbriefe schien auch in seinem Umgange merklicher zu seyn. Das Recensieren ist eine traurige Arbeit, und ein kleiner Handwerksstolz unvermeidlich" – schrieb Johann Georg Hamann an seinen Freund, J. G. Lindner über Moses Mendelssohn in einem Brief aus dem Jahre 1786. Hamanns Aussage stellt die Existenzberechtigung der vorliegenden Schrift in Frage, indem sie die Gattung der Rezension als mechanisch, auf jede Art der Innovation und Progression völlig verzichtend bzw. „traurig" darstellt. Diese Kritik der Rezension betraf vor allem die übertriebene Macht der zeitgenössischen Rezensenten, deren

Geschmack und Urteil vorwiegend die Berliner Aufklärung bestimmte. In dieser Hinsicht stimmt diese Kritik mit der von Eva Kocziszky besprochenen Hamann'schen Kritik an der Moderne überein. Dieses Thema ermöglicht eine vielfältige Analyse: Einerseits behandelt die Autorin die frühe „Kritik an der Subjektphilosophie" sowie „an der christlichen Metaphysik" (S. 7), andererseits aber verlegt sich diese Kritik vor allem auf die, in der Moderne erkannte „Herrschaft des Systemdenkens und der absoluten Religion" (ebd.), die für Hamann durch die Autonomie der Vernunft gekennzeichnet wird. Die Studie stellt Hamanns Autorschaft und die in ihr formulierte Kritik der Moderne nicht chronologisch, sondern thematisch dar. Die folgenden Themen bilden die Schwerpunkte der Analysen: Sokrates, Rhetorik, Babel, Leib, Liebe und Poesie.

Die Autorin setzt sich kein geringeres Ziel, als eine Monographie zu schreiben, die Hamanns Denken in seiner Komplexität erfasst, doch „dem Fragmentarischen und dem Rhapsodischen, die die Schriften des Magus kennzeichnen, ebenfalls Raum [gibt], und auf diese Weise vor der Hybris, alles verstehen zu wollen, [bewahrt]" (S. 11). Eva Kocziszky erreicht ihr Ziel durch die Themenwahl, denn die oben erwähnten Themen umfassen das ganze Denken Hamanns und deuten zugleich sein Außenseitersein in der philosophischen Epoche der Aufklärung an.

Der enigmatische Stil Hamanns, seine polyglotten Schriften sowie die vielen Zitate und Andeutungen haben der Hamann-Forschung viele Schwierigkeiten bereitet. Eva Kocziszky hat in ihren bisherigen Arbeiten als Literaturwissenschaftlerin und als Altphilologin komplexe Themen gewählt (*Mythenfiguren in Hölderlins Spätwerk*, Würzburg 1997; *Pan, der Gott der Denker. Mythologie um 1800*, Budapest 1999). Ihr Polyglottismus und die bibelfesten und mythologiekundigen Deutungen machen ihre Monographie über Hamann verständlich und aufschlussreich. Hamanns Diskurs mit der Moderne haben in der letzten Zeit auch andere Monographien und Analysen zum Thema gewählt. Diese Werke lassen entweder ein postmodernes Hamann-Bild (Eckhard Schumacher) oder die Figur eines Irrationalisten (Isaiah Berlin) erkennen. Das Thema selbst wirft das Problem auf, dass Hamann mit den anti-modernen Bewegungen seiner Zeit, oder aber mit den postmodernen Bewegungen unserer Zeit gleichgesetzt wird. Diese Herausforderung nimmt Eva Kocziszky wahr, und reflektiert auf die Unterschiede zwischen Hamanns Denken und diesen Bewegungen.

Die Studie untersucht Hamanns Kritik der Moderne unter vier Aspekten: Der erste Aspekt dieser Kritik ist, dass Hamann das Christentum als Offenbarung versteht, deren Gott mit dem Gott der Philosophen nicht identisch ist. Diese Überzeugung begründet die Kritik an der Glaubensphilosophie. Ein weiterer Aspekt ist der kritische Diskurs mit „Babel", das – wie wir es im dritten Kapitel erfahren – in Hamanns Denken mit einem eschatologischen Ort identisch ist, „der sowohl den Anfang als das Ende der

Weltgeschichte bezeichnet" (S. 97). Babel ist aber auch das Urbild für die absolute Religion „oder für Berlin, die die absolute Form der Herrschaft repräsentieren". Hamanns Kritik der Moderne betrifft also sowohl die religiösen als auch die gesellschaftlichen Institutionen (z.B. die absolute Monarchie). Drittens kann man Hamann – mit Lessings Bezeichnung – einen Flaneur, einen Spaziergänger nennen. Der Spaziergänger versteht sich als Gegenpart zum kontemplativen Denker, Theoretiker und starren systematischen Philosophen schlechthin. Hamann hat sich als Autor und als Leser als ein „leidenschaftlicher Liebender des Wortes und der Schrift" (S. 10) deklariert. Die Figur eines Flaneurs trägt dazu bei, sich den jeweiligen Institutionen der traditionellen Philosophie widersetzen zu können. Viertens „zeichnet sich sein Diskurs mit der Moderne durch einen klaren Zug der Negativität aus" (S. 7-11). Dieses Merkmal knüpft Hamanns Philosophie einerseits an die Dekonstruktion des späten 20. Jahrhunderts, andererseits den mystischen Nihilismus an, denn „er begriff die Ganzheit seiner Existenz aus dem Sprachproblem heraus, aus dem konstanten Dilemma, wie zu reden sei" (S. 10). Dieses Dilemma führt ihn zur „dekonstruktiven" Idee, „alle philosophischen Konstruktionen und erdachten Systeme sowie erstarrte religiöse Traditionen bis zu dem Punkt abzubauen, an dem sie sich nur noch als pure Sprache manifestieren, bis sie in ihrer Textualität freigelegt werden" (S. 11). Eva Kocziszkys Analyse basiert auf der Grunderfahrung, dass der Kern der Hamann'schen Autorschaft und seines Denkens im Phänomen des Dialogs zu finden ist. Aus dieser Erkenntnis her deutet sie Hamanns Sprachphilosophie und seine Schriften die Anthropologie betreffend.

An Hand von Hamanns Sokratesfigur wird im ersten Kapitel nach der Hamann'schen Identität und nach den hermeneutischen Grundsätzen – d.h. nach der Methode der Interpretation, der Adaptation und der Quellenverarbeitung – gefragt. Diese Grundsätze – die nicht nur im Hamanns Sokrates-Bild, sondern auch in seinen Texten vorkommen – sind: die prophetischen Züge, die Intertextualität sowie die Mehrstimmigkeit der Schriften, die Hamanns Texte so dunkel, so enigmatisch machen.

Die Suche nach der Identität spielte in Hamanns Frühschriften – so in der Pseudobiographie der *Sokratischen Denkwürdigkeiten* – eine wichtige Rolle. Die Pseudoidentifikation mit Sokrates belegt Hamanns Streben, sich in dieser Figur selbst zu erkennen. Dies zeigt sich in der Tatsache, dass er uns Sokrates nicht als Sohn einer Hebamme, sondern als Sohn eines Bildhauers vorstellt. Sokrates, gleich Hamann, setzt den Beruf des Vaters symbolisch fort. Sokrates' Bildhauerkunst ist aber keine Kunst des Schaffens, vielmehr des Abschaffens. In den philosophischen Gesprächen des Sokrates ist nicht nur das dekonstruktive, sondern auch das prophetische Moment gegenwärtig, nämlich das Streben, das konventionelle Wissen mit „aufrührerisch" inspiriertem

Denken zu konfrontieren. Diese Art des Wissens nennt Hamann Glauben. Im nichtwissenden Sokrates sieht Hamann ebenfalls nicht das Mangelhafte, sondern sein eigenes Ziel – „die traditionelle Denkart, überlieferten Wertvorstellungen und Verhaltensweisen" zu zerschmettern – vollentfaltet (S. 29). In diesem Sinne sieht er Sokrates als den Archetyp des Philosophen an, der fähig ist, sich über das Selbstverständliche zu wundern.

Nachdem in der Autorschaft – auf der Ebene der Identität – die Mittel der Kritik der Moderne aufgedeckt worden sind, untersucht Eva Kocziszky die sprachliche Ebene der Autorschaft, erstens die der Rhetorik (S. 43-71). Hamann griff auf die figurale Potenz der Sprache zurück, und sah in der Figuralität keine bloße Zierde, sondern einen zwingenden Aufruf Gottes, am Schaffensprozess und so an Gottes Macht Anteil zu nehmen. „Die Figuralität ist aber für ihn nicht einfach mit dem Poetischen identisch. Er reduziert es nicht auf das Bildhafte wie etwa Herder oder Lowth, sondern er hält es für eine Antwort auf Babel" (S. 48). Mit dem Allegorie-Begriff Gadamers beleuchtet Eva Kocziszky, dass Hamanns intertextuelle Schreibweise in seiner Typologie wurzelt. Diese Typologie zeigt sich z.B. darin, dass er Sokrates in zwei verschiedenen Approximationen darstellt. Die eine ist mimisch, analogisch, während die andere eine biblisch-prophetische Applikation, eine figürliche Lesart ist. Die zweifache Lektüre stellt die „Texte miteinander in Spiegelverhältnis. Sie bilden nicht die „Realität", sondern einander ab" (S. 53). Seine Schreibart – durch Intertextualität, Figuralität, Ironie und Vielstimmigkeit – ist Mittel des Kampfes gegen den Purismus der „reinen Vernunft", den er mit der Tyrannei „des abstrakten Absoluten, universalen Machtanspruch der Rationalität" gleichsetzt. Diese Überzeugung erklärt Hamanns ablehnende Haltung der Philosophie seiner Epoche gegenüber. Diese letztere degradiert „die Sprache zum bloßen Werkzeug des Denkens" (S. 74). Die intertextuelle Methode und Denkweise hingegen geben dem Prophetischen in der Hermeneutik Raum, da nach Hamanns Meinung „den Sinn eines Textes nicht nur sein historischer Kontext, sondern in erster Linie »seine Zukunft« – sein zukünftiges Verständnis – bestimmt" (S. 17).

Im Kapitel über „Babel" (S. 73-103) konstituiert die Autorin eine hermeneutische Wirkungsgeschichte, die damit anfängt, „dass Hamann die Bibel liest, setzt sich in Walter Benjamins Hamannlektüre fort, und endet mit der Benjaminlektüre von Paul de Man und Derrida" (S. 74). Diese Lektürengeschichte trägt dazu bei, in der Philosophiegeschichte solche Begriffe zu klären wie Poesie, Übersetzung und Differenz usw., also nicht nur die Hauptbegriffe der *Aesthetica in nuce,* sondern auch die des postmodernen Denkens. Diese Lesarten werden zu einer kohärenten Geschichte zusammengesetzt, durch die zum Vorschein kommt „wie sehr sich die Kritik Hamanns der Moderne mit der späteren Kritik der Dekonstruktion berührt" (S. 98).

Als Fazit seiner Autorschaft schreibt Hamann in einem Brief an F. H. Jacobi, ohne den – schon genannten – Zug der Negativität zu entbehren: „Mein Hass gegen Babel – das ist der wahre Schlüssel meiner Autorschaft" (S. 146). Babel erscheint in seiner Philosophie nicht als ein bloßes sprachliches Phänomen, es ist Ausdruck der jeweiligen menschlichen Autonomiebestrebungen. Und Hamann wandte sich – im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen – heftig gegen die Autonomie des Menschen. Er stellte sich den Menschen in einem dialogischen Liebeskontext mit Gott und in der erotischen Vereinigung von Mann und Frau vor. So begründet er die menschliche Existenz zwar dialogisch aber nicht rein sprachlich, da „die einzige wahre Quelle aller Erkenntnis und allen Lebens" (S. 137) die Liebe ist. Sie ist „für Hamann die höchste Form der Offenbarung Gottes, die sich im Tode des Erlösers manifestierte" (S. 139).

Hamanns biblisch geprägtes Sprachdenken, wie seine anthropologischen Gedanken werden vom Dualismus des Göttlichen und des Kreatürlichen bestimmt. Seine ganze Autorschaft zielte auf die Harmonie zwischen Mensch und Gott, Mann und Frau, und der Persönlichkeit mit sich selbst. Diese Harmonie wird durch die Selbsterkenntnis erreicht, die im Akt des Dialogs vorgeht. Das modellieren die Beispiele des Sokrates, und der Liebesbeziehung zwischen Gott und Mensch sowie zwischen Mann und Frau. Für den Dialog zwischen Gott und Mensch hat aber die Menschheit keine adäquate Sprache mehr. Erst, wenn man die „Muttersprache des Menschengeschlechts" wiederfindet, wird dieser Dialog abermals hergestellt. Ein möglicher Anknüpfungspunkt zwischen der verlorenen göttlichen Sprache und der menschlichen Sprache ist die Poesie, die der Gegenstand des letzten, zusammenfassenden Kapitels (S. 149-174) ist. Die Poesie wird von Hamann – gleich dem „Babel" – eschatologisch verstanden. Gott sprach beim Akt der Schöpfung wahre Poesie aus, und ebenfalls die Poesie ist die adäquate Sprache der Apokalypse, „die eine Enthüllung der allerletzten Dinge" (S. 166) ist.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Eva Kocziszky beweist eindrucksvoll die Aktualität eines bibelfesten Denkers. Sie stellt Hamanns Philosophie als den Teil einer sich gegen das Geläufige, das Zunftmäßige (bzw. „Traurige") wendende Denktradition dar. Die Autorin bespricht nicht nur die vorher tabuisierten Themen – wie die Sinnlichkeit, Leib und Sexualität –, sie deutet auch das Ungesagte, das Rätselhafte, die Grenzen der Sprache in Hamanns Schriften an. Sie lässt Hamann unser Zeitgenosse werden, indem sie ihn aus der postmodernen Sicht her betrachtet. Die eingehenden Einzelanalysen diverser Textstellen heben alte Rätsel auf und bewegen uns zum Lesen und Weiterdenken der Texte Hamanns. Vielleicht fördern sie sogar eine neue „Generation von Denkern [...], die die postmoderne Reflexion auf die Moderne mit einer Rückkehr zur Heiligen Schrift verbinden" (S. 179).

Ildikó Pataky (Budapest)

Lameli, Alfred: Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. München: Franz Steiner Verlag, 2004 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 128). 272 S.

Die regionalen Sprachvarietäten des Deutschen und die gesprochene Sprache werden aktuell intensiv erforscht und beschrieben. Ein Umdenken über die Relevanz einer – eher als Idealbild, als eine Sprecherbezogene Realität existierenden – Standardsprache im Vergleich mit den Nicht-Standard-Sprachformen fand bei den Forschungsansätzen der Sprachwissenschaft generell und der deutschen Linguistik im besonderen statt, so dass das Werk von Lameli eine ausgesprochene Aktualität vorweist. Das Ziel war, eine konkrete, gut abgrenzbare Analyse zum „oberen Teil der Standard-Dialekt-Achse auf segmentellphonetischer Ebene" (S. 18) durchzuführen, anhand der Mitschnitte von Ratssitzungen aus Mainz, in einem diachronen Längsschnitt über einen Zeitraum von ca. 40 Jahren. Die empirische Grundlage der Arbeit ist besonders hervorzuheben, da dies die Entwicklungen in der sprachlichen Realität außer den theoretisch-sprachwissenschaftlichen Überlegungen noch zusätzlich in den Vordergrund rückt.

Die Arbeit beinhaltet eine detaillierte Einleitung, die überzeugend die oben erwähnte Aktualität dieses Forschungsansatzes untermauert und alle wichtigen Probleme desselben überzeugend zusammenfasst. Gerade der Zwischenbereich des dialektalen Kontinuums steht im Mittelpunkt der Untersuchung, wobei wichtig ist, dass aktuell dieser „mittlere Bereich des Spektrums eine funktionale und strukturelle Stärkung" (S. 17) erfährt in der Sprachgemeinschaft. Die theoretischen und methodologischen Grundlagen der Forschung werden entsprechend dargestellt und durch Stellungnahmen zu den angeführten kritischen Punkten ist auch die Auffassung des Autors klar zu erkennen. Im zweiten Kapitel werden die Terminologie und die Forschungslage geklärt, in folgenden logischen Schritten. Zuerst wird die allgemeine sprachliche Varianz als Ausgangspunkt der Überlegungen als Erscheinung und die möglichen Deutungen aus der sprachwissenschaftlichen Sicht besprochen. Die Entwicklungen im Standard-Dialekt-Kontinuum bis hin in unsere Zeit werden ebenfalls dargestellt, um die besondere Aktualität der Forschung in einem breiteren Rahmen hervorzuheben. Die Auffassung über die Problematik Standard-Substandard gehört genau so zu diesen Darstellungen, als bisherige Forschungen zur Mainzer Ortssprache, die der wichtigste Forschungsgegenstand der Arbeit ist. Im dritten Kapitel werden Problemstellungen zur Empirie angeführt, die besonderen Fragen der akustischen Datenerhebung erläutert. Im darauf folgenden Kapitel 4 wird das Material der Untersuchung vorgestellt, der situative Rahmen des Forschungsgegenstandes festgehalten, ergänzt durch Angaben bezüglich der demographischen Struktur des Mainzer Gemeinderats.

Das Analyseverfahren wird im 5.

Kapitel detailliert beschrieben, das Konzept der phonetischen Dialektalitätsmessung vorgestellt. Die kodifizierten Aussprachewörterbücher (Duden, Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache) werden als Eichpunkt der Untersuchung bezeichnet. Hier stellt der Autor – sehr richtig – die Frage nach der Repräsentativität derselben, vor allem bezüglich der gesamten deutschen Sprachgemeinschaft. Die Auffassung, dass „gerade die vermeintliche Schwäche der für die Beschreibung der Sprachpraxis inadäquaten Variationsberücksichtigung [...], die kodifizierte Standardsprache als messtechnischen Bezugspunkt prädestiniert" (S. 82), ist zu akzeptieren, zumal auch der Einwand von Kohler, der durch die Kodifizierung der Aussprache von Nachrichtensprecher wieder eine Idealnorm für das Sprechen außerhalb dieser Sprechsituation entstehen sieht, zitiert wird. Die Schlussfolgerung, wonach die kodifizierte Aussprache ein nahezu idealer Eichpunkt für eine messtechnische Operationalisierung der gesprochenen Sprache in der Bundesrepublik Deutschland sei, ist mit dem Vorbehalt anzunehmen, dass die – in der Fußnote erwähnten – Sonderbedingungen für die Schweiz und Österreich wohl auch bezüglich mancher Landstriche in Deutschland (z.B. Bayern, Sachsen usw.) anzuwenden sind.

In Kapitel 6 erfolgt die Schilderung der Dialektalitätsmessung der Nachrichtensprecher, damit die Abweichungen nicht nur mit einer ideal angesetzten Norm, sondern mit der sprecherbezogenen Realität verglichen werden können. In den Kapiteln 7 und 8 werden letztendlich die detaillierten Ergebnisse der Analyse dargeboten, bezüglich der „Frage nach den innerhalb des institutionellen Rahmens ‚Gemeinderatssitzung' meßbaren Differenzen zwischen den beobachteten Informantengruppen" (S. 89) in der Mainzer Gegend bzw. in dem als Vergleichspunkt geltenden Ort Neumünster. Die statistischen Auswertungen und Beschreibungen der einzelnen phonetischen Erscheinungen repräsentieren einen komplexen und äußerst detailreichen Einblick, in die Problematik der Entwicklung des untersuchten Bereichs im dialektalen Kontinuum. Die anfangs formulierte Hypothese, dass in den Datenkorpora „eine diachrone Zunahme des standardsprachlichen Variantenbestands zu beobachten" (S. 19) sei, sieht der Autor in der Schlussfolgerung seiner Analyse als bestätigt an. Allerdings muss auch der Hinweis angeführt werden, dass regionalsprachliche Merkmale eine gewisse Stabilität aufweisen und auch die Erscheinungen, die nahe an der perzeptiven Grenze der Standardsprachlichkeit liegen, nur einer sehr engen phonetischen Veränderung, die Dialektalität betreffend, unterliegen. Der Anhang mit vielen zusätzlichen relevanten und für den interessierten Leser auch über die empirische Grundlage sehr aufschlussreichen Informationen schließt die Arbeit in einer entsprechenden Form ab, die einen wichtigen Beitrag zur Untersuchung der Entwicklungen in der gesprochenen deutschen Gegenwartssprache leistet.

Koloman Brenner (Budapest)

Mersch, Dieter (Hg.): Die Medien der Künste. Beiträge zur Theorie des Darstellens. München: Fink, 2003. 278 S.

Der vorliegende, von Dieter Mersch herausgegebene Band hat eine reiche Vorgeschichte. Der Autor veröffentlichte im Jahre 2002 zwei Bücher (*Ereignis und Aura* und *Was sich zeigt*) zum Thema, und gemeinsam mit dem im Fink Verlag erschienenen Band, entstanden alle drei im Rahmen eines der umfangreichsten DFG-Projekte, nämlich innerhalb der Forschungsgruppe Erika Fischer-Lichtes unter dem Oberthema *Theatralität*. Das Buch *Was sich zeigt* setzt sich mit der Theorie der drei bereits im Untertitel markierten medialen Kategorien wie Materialität, Präsenz und Ereignis auseinander, die aus der Struktur des Symbolischen herausfallen. Der Autor widmet sich darin der historischen Skizzierung der Spuren einer Ästhetik als Aisthetik, indem gängige Zeichen-, Bedeutungs- und Darstellungstheorien, von Hegel über Wittgenstein bis Lévinas u.a. unter dem Aspekt des Sichzeigens und Sichereignens neu definiert werden. Im anderen, im Suhrkamp Verlag erschienenen Buch *Ereignis und Aura* findet man neben theoretisch-philosophischen Grundlegungen in Bezug auf die komplexe Beziehung von Medialität, Performativität und Wahrnehmung (aisthesis) auch direkte Reflexionen über die Verwirklichung der (a)medial-materiellen Aisthetik vor allem innerhalb der bildenden Künste, so bei Beuys oder Cage.

Der 2003 erschienene Band ist laut Vorwort eine Sammlung von Beiträgen einer Tagung in Darmstadt im Rahmen des bereits erwähnten Forschungsprojekts *Theatralität*. Das Buch besteht aus drei Hauptteilen, wobei der erste die polaren „Elemente einer Theorie medialer Darstellung", nämlich das Sagen und das Zeigen erörtert (Gerhard Neumann, Simone Mahrenholz, Reinhardt Brandt, Leonid Tschertow). Der zweite, umfangreichste Teil umfasst Artikel, die sich mit dem Problem „Worte, Bilder und Dinge" auseinander setzen (Gernot Böhme, Axel Müller, Günther Heeg, Dieter Mersch, Martin J. Schäfer, Julia Encke), und zum abschließenden dritten Teil gehören diverse Beiträge zum Themenbereich „Symbole, Klänge und Ereignisse" (Clemens Pornschlegel, Ethel Matala de Mazza, Michael Ott, Ulrike Brunotte). Da sich das Buch für eine künftige, noch nicht ausgeprägte Medientheorie einsetzt, ist es kein Zufall, dass die Einleitung des Herausgebers außergewöhnlich lang und ausführlich geraten ist (sie nimmt fast ein Viertel des ganzen Bandes ein), in die er all die Probleme einzuarbeiten versucht, die in den Aufsätzen ausgeführt werden. Im Folgenden möchte ich die Thesen des Bandes kurz zusammenfassen und auf einige re-präsentative Artikel der drei Kapitel eingehen.

Dieter Mersch versucht in seiner Einleitung „einen tentativen Problemaufriss zu geben", indem er die Modalitäten medialen Darstellens, wie Wort, Bild, Ton und Zahl, unter sechs, ineinander verflochtenen Frage-

stellungen kritisch unter die Lupe nimmt. Den Ausgangspunkt für den Versuch bildet eine intendierte Unterscheidung zwischen den Begriffen von Medium (als technischem Medium, symbolischem Prozess und materiellem Träger) bzw. Medialität, die ein Ensemble von Begriffen, wie „Materialität", „Performanz", „Format" etc. umfasst. Im Weiteren basiert die Erörterung auf dieser (doch) unauflösbaren Duplizität, die durch die Grundopposition von *Sagen* und *Zeigen* gebildet wird.

Das Medium bedeutet in den verschiedenen Diskursen sowohl Form, techné, Funktion und Struktur als auch Spur, Materialität und Performativität im Sinne von Sichereignen. Das Medium ist einerseits in der Tat das Technische, aber niemals als pures Instrument gemeint, vielmehr als Mittel im Sinne von Mitte, Zwischen, das aber über eine unausweichliche Präsenz, über eine unvermeidliche Macht verfügt, sich zu setzen, sich zu zeigen. Medien als Funktion/Struktur führen nach Mersch zur Negativität, sie erfüllen sich in dem, was sie nicht sind – amedial. Mediendiskurse als Semiotik/Semiologie betonen zwar das Mediatisierte („Was", „quid"), aber das ist nur die eine Seite. Obwohl der Diskurs den Platz des Verlustes besetzt, meldet sich das Verlorene zurück. Das Medium übernimmt zwar die Position von Zeichen, aber auch ihnen gegenüber unterstreicht es die materielle Seite. Demnach werden Medien als materielle Dispositive gesetzt, kraft derer etwas als etwas in Form gebracht und zugleich eingeschränkt wird. Medium wird zum Ort, zur Stelle, an der es durch eine Spaltung, ein störendes Element *als* Medium hervortreten kann. Mersch ergänzt diese Duplizität noch dadurch, dass die Medien nicht nur ex-sistieren, sondern sich für die Wahrnehmung auch als Setzung, als performative Momente zeigen. Dieses (selbst)reflexive Element führt dort zu aisthetischen Paradoxen, wo es an die eigene Grenze getrieben wird.

Bevor Mersch im Weiteren ausführlicher über die vier Formate medialen Darstellens referiert, macht er auf die Paradoxie aufmerksam, dass die Sprache gleich dem Körper kein echtes Medium sei. Sie bildet eine Grenze des Begriffes und geht jeder Mediatisierung voraus (Heidegger), ist eine Art Ex-sistenz, wo eher das Wort als Zeichen ein basales Darstellungsmedium sei. All das führt ihn weiter zur Feststellung der Nicht-Konvertierbarkeit von Modellmedien. Man kann also keiner Ausprägung einen Vorrang einräumen, sondern unterscheidet allenfalls zwischen ästhetischen (Bild, Ton) und diskursiven (Wort, Zahl) Medien. Mersch fügt aber gleich hinzu, dass die Unterscheidung eher als Tendenz aufgefasst werden soll, da ästhetische und diskursive Medialitäten nicht strikt voneinander zu trennen sind. Was aber noch stärker zu betonen ist, ist die Existenz eines amedialen Momentes, das Mersch in seinem Buch *Ereignis und Aura* schon eingehend diskutiert hat, und auf das er auch hier in Hinsicht auf Barthes' punctum und den Begriff der Aura bei Benjamin hinweist. Danach untersucht er zunächst die diskursiven Medien, Wort

und Zahl, dann die ästhetischen. Das Wort ist demnach die Metapher der Medialität der Sprache als Zeichenstruktur, das mit Sinnprozessen zu tun hat. So wird das Wort zum Medium des Sinns. Mersch ist aber der Meinung, dass keine der gängigen Bedeutungstheorien, weder Hermeneutik oder Pragmatik noch Dekonstruktion das Mysterium des Sinns erschließen können. Er selbst versucht auch nicht, dieses Problem zu lösen, sondern betont gerade die „Unbehebbarkeit" dieses Mangels: Er macht kritische Fußnoten zu Derrida (zur Theorie der Differenz/différance) und zur Analytischen Sprach- und Symbolphilosophie. Bei letzterer macht er darauf aufmerksam, dass sich im Fall des Performativen das Sichvollziehen ereignet, also der Vollzugcharakter, die Singularität des Geschehens gegenüber der Wiederholbarkeit, der Iterabilität betont wird. So sei der Text sowohl Fortschreibung als auch Enthüllung von Schnitten, wie im Fall von Nietzsches Aphorismus-Begriff oder in Wittgensteins *Tractatus*. Dazu kommt noch, dass es keinen Vollzug gibt, der nicht körperlich erlitten wäre, was zu einem Zwiespalt, zu einer Kluft zwischen Sagen und Zeigen führt. Die Bedeutung ereignet sich nach Mersch gerade aus dieser Kluft im Modus von deren Duplizität.

Bei der Erörterung der Zahl bekommt der Leser eine kurze Geschichte der Mathematik als medialen Diskurs präsentiert, in dem die Tradition der Arithmetik und der Ars zugerechneten Geometrie seit dem Mittelalter immer mehr von seinem aisthetischen Charakter verliert und zur Algebra, zum Algorithmus wird. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellt sich aber die Mathematik „unter das Regime von Technizität". Es ergibt sich also die Frage, ob die Mathematik eine Sprache ist, also etwas Symbolisches, Strukturelles in sich trägt oder es sich eher um einen Vorrang der Technizität handelt. Seitens Merschs wird ein Fazit gezogen, indem er darüber referiert, dass die Mathematik vielmehr auf dem Ereignis und weniger auf Strukturen und Symbolen beruht und damit eher Kunst als Ordnungswissenschaft sei.

Nach den diskursiven werden auch die ästhetischen Medien des Zeigens unter die Lupe genommen. Primär ist für die Medialitäten charakteristisch, dass sie sich nicht dem Schema der Differenz fügen, sondern disparate Formate sind. Das Bild basiert ja auf dem Fehlen der Negation, der Differenz, es hat eine affirmative Struktur. Unter Bild sind das Präsentierte und die Rahmung zugleich zu verstehen, also die Duplizität von etwas sehen und die Weise seiner Sichtbarmachung sehen. Dazu kommt noch das oben schon erwähnte amediale Moment von punctum. Die Präsenz bedeutet aber nicht Authentizität, vielmehr eine Gabe im Sinne von Ekstasis.

Mersch führt seine Gedanken in Richtung Film weiter, indem die Zeitdimension mit einbezogen wird. So kommt er schließlich zum Ton, der als raumzeitliches Ereignen beschrieben wird: Er klingt und verklingt in der Zeit, aber erfüllt zugleich den Raum und bewegt einen wortwörtlich. Die Musik lässt sich aber in ihrem Medium nicht bewahren, sie verfügt über ein anderes

Medium, das sie überschreibt, und erst ihr Text definiert ihre Einheit als opus. Die Notationstechnik impliziert in dem Sinne die Tradierbarkeit des musikalisch-performativen Ereignisses, es bleiben aber immer unnotierbare Reste übrig. Mersch erörtert im Weiteren das Besondere an der Notation, indem drei diverse Medialitäten daran zu betrachten sind, nämlich Graphik (Bild), Schrift und mathematisches Notat in einem. Man kann ähnlich wie im Fall der Zahl eine interessante Modifizierung von Medialität betrachten, von der Neumennotation im 9. Jahrhundert bis zum 20. Jahrhundert, in dem die Tendenz zum Versagen der Lesbarkeit der Notate führt.

Abschließend versucht der Verfasser „die besondere Struktur der sogenannten ‚Neuen Medien' im Verhältnis zu den alten" zu bestimmen „sowie die ‚Syntaktisierung' des Medialen durch die Dominanz von Digitalisierung und Computerisierung" (S. 9f.) zu betonen. Am Ende wird fast aktionistisch das Ziel gesetzt, Präsenzmomente vor Überzeichnungen digitaler Medien zu retten.

Im Folgenden möchte ich eher stichwortartig und als Unterstützung der oben erörterten Thesen weitere Textbeispiele aus dem Band erwähnen. Einer der interessantesten Beiträge stammt von *Gerhard Neumann*. Der Verfasser beschäftigt sich mit der Barthes'schen Theorie des Deiktischen. Laut Neumann sei Barthes jemand, der sich als einer der ersten der Theorie der Medialität des Zeigens widmete. Neumann unterscheidet zwischen zwei miteinander konkurrierenden Arten und Weisen von Realismus: „der erste entziffert das Reale als dasjenige, was sich demonstrieren und ‚ableiten' oder ‚darlegen' lässt, aber nicht sichtbar ist [...]. Der zweite dagegen sagt die Realität, als dasjenige, was sichtbar ist, sich aber nicht ‚darlegen', sich nicht ‚erzählen' lässt." (S. 54) An der Grenze zwischen Realem und Realität entspringt aber als sich auftuende Lücke der Zeigegestus. Und Barthes hat das Zeigen, das „gezeigte Zeichen", diese „klaffende Szene" zunächst bei Brecht erfahren. (*Günter Heeg* kehrt in seinem Aufsatz *Der Körper der Brecht-Szene zwischen Text und Tableau* auch zu Brecht zurück, indem er nicht den Körper des Zeigenden in den Vordergrund rückt, sondern den sog. Gesamtkörper der Szene, den Grundgestus: wie der Zeigende das Zeigen zeigen soll. All das wird mit dem Tableau in Parallele gesetzt.) Die zweite Reflexionsphase bedeutet später das Interesse Barthes' für die japanische Kultur. Im Weiteren geht es im Text gerade um das Andere des Zeichens in Japan, um das irritierende Spiel zwischen Rahmen-Setzung und Rahmen-Sprengung, um das „Zeigen des Zeigens", um das „vibrierende Vorzeigen" von leeren Zeichen. Unter diesem Aspekt werden die Verpackungskultur, das Puppentheater Bunraku, die Gartenkunst und die Gedichtgattung Haiku untersucht. Abschließend wird anhand von Derridas Hinweis auf ein Selbstporträt von Jean-Marie Faverjon aus dem 19. Jahrhundert gezeigt, dass die Kunsttheorie einer „gezeigten Leere", eines „Zeigens des Zeigens" von Barthes in der europäischen Malerei eine Tradition hat.

Simone Mahrenholz untersucht in ihrem Beitrag das analogische Denken als Gegenpol zum Diskursiv-Digitalen. Die Verfasserin versucht im Text drei Thesen aufzustellen und sie „auf ihre systematischen Konsequenzen hin" zu überprüfen. Der ersten These zufolge lässt sich der Übergang vom Zeigen zum Sagen als Übergang vom Analogen zum Digitalen beschreiben. Zweitens sind die Logoi dieser Denkformen fundamental unterschiedlich, aber drittens wird darauf aufmerksam gemacht, „dass der Bereich des ‚Zeigens' innerhalb der menschlichen Rationalität, Vernunft oder Erkenntnis eine fundamentale Rolle spielt [...], deren Analyse unter dem Begriff des ‚Analogen'" als Projekt zum Ziel gesetzt wird. Es handelt sich um eine Vorstellung einer ana-logik, einer alterierten Logik, „die nicht schlecht a-logisch ist" (S. 77). Im Weiteren geht es um die Differenzen von analog und digital, sowohl syntaktisch als auch semantisch bzw. um ihre Artikulationsformen mit Hilfe eines Rasters. Es gibt eine disjunkte Entscheidung, ob das Zeichen als Element eines notationalen Schemas aufzufassen ist, also digital oder eher analog, also nuanciert, stufenweise symbolisierend. Das heißt, ob die konkrete Form an sich wichtig ist oder von der „Schreibweise" abstrahiert werden soll. Es gibt keinen fließenden Übergang wie im Fall einer Kippfigur. Mahrenholz argumentiert in ihrem Text gerade für das Analogische, für die Phänomene des Transitorischen des Augenblicks, und die Analogik wird ihrerseits als Bedingung der Möglichkeit des Logischen formuliert.

Im zweiten Teil des Bandes findet man vor allem Artikel zum Thema Bildtheorie, Wort-Bild-Beziehungen. So im Text von *Gernot Böhme*, wo *Die Wörter und die Bilder* Magrittes untersucht werden. Es handelt sich um Probleme wie Illustration oder Kommentar und um die drei Ordnungen: die Ordnung der Dinge, die Ordnung der Bilder und die Ordnung der Worte.

Axel Müller macht sich Gedanken über eine zentrale Bildmetapher bei Magritte und Duchamp, und zwar über die ikonische Metapher des Fensters, das sich in einem Spiel von schierer Transparenz und opak-materieller Wirklichkeit des Sichzeigens befindet. Im neuen Bildkonzept von Robert Delaunay kehrt zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Bild jenseits der Reproduktion optischer Oberflächen zu sich selbst zurück, verweist auf sich, zeigt sich. Diese Transformation hat Folgen, die anhand von Beispielen bei Magritte und Duchamp präsentiert werden.

Dieter Mersch untersucht in diesem Teil die Relation zwischen Kunst und Zeit, Gedächtnis und Ereignis. Dazu findet er einen Anlass und Ausgangspunkt bei Lessing, aber das Ziel ist weniger ontologisch, eher historisch: Er versucht mit Hilfe einer detaillierten Interpretation von Gemälden des Barock (Velázquez), der Romantik (Turner) und von monochromen Farbtafeln der Avantgarde (Newman) oder Aktionen der performativen Kunst (Cage, Beuys) die These zu vertreten, „dass sich im Übergang der Epochen im Verhältnis von Kunst und *kairos* eine genaue *Umkehrung der tempo-*

ralen Struktur vollzogen hat, nämlich von der *Repräsentation der Zeit*, ihrer Bewahrung im Bild als Dauer, über ihre *Evokation als Präsenz, als Aura* bis hin zur *Spur*, der unauflösbaren *Nachträglichkeit des Gedächtnisses"*. Zeit als Kluft wird zum Konstituens, „kraft derer Kunst, das Ereignis des Ästhetischen allererst geschieht." (S. 151f.)

Dem Aufsatz von *Martin J. Schäfer* muss man auf jeden Fall Aufmerksamkeit widmen. Im Text geht es um das Paradoxon des zum Medienphilosophen avancierten Andy Warhol. Er schreibt nämlich in seinem Buch *The Philosophy of Andy Warhol (From A to B and Back Again)* darüber, inwieweit die Technizität, die modernen Medien (Fernsehen, Kassettenrecorder) zur Befreiung vom allzu Nahen, von Intimität beitragen, indem sie doch nicht als Verlust von Singularität zu verstehen sind, sondern als Möglichkeit der Einbindung des Subjekts in eine Lebenswelt. Es handelt sich um Medien als Mitte, als Vermittlung, „welche das Ich und die anderen jeweils bei sich belässt und erst so [...] Intimität zwischen ihnen ermöglicht." (S. 184) Die Thesen von Warhol werden parallel untersucht mit der Gewaltphantasie von Girard über eine zu intime Intimität. Als Fazit wird gezogen, dass es also um keine Einebnung geht, sondern um eine Differenz zwischen Spielarten von Singularität, sich zu zeigen. „Die Distanz ist die Bedingung für eine Andersheit des Anderen: dafür dass es anders bleiben kann, aber das Subjekt trotzdem angeht." (S. 190)

Nicht zuletzt möchte ich noch kurz auf einen Aufsatz des dritten Teils eingehen. Neben spannenden Beiträgen u.a. zu Klangereignissen von Mozart kann man einen interessanten Text lesen, in dem *Michael Ott*, kritisch zurückkehrend zu Barthes, in Form einer Gegenlektüre seiner *Mythologies* und im Kontext von Jarrys *Text Passion als Radrennen* aus dem Jahr 1903, zu untersuchen versucht, wie der Mythos der Tour de France und der mediale Diskurs über sie beschrieben werden können. All das wird unter dem Aspekt von Ritual, Ereignis und Repräsentation erörtert. Es wird mit und gleichzeitig gegen Barthes enthüllt, dass unsere Kultur auf Körperpraktiken beruht, die aber „weder mit Charakter-Essenzen noch mit Anthropomorphisierungen der Natur viel zu tun haben" (S. 259). Es geht anstelle von bloßen Mythen des Alltags vielmehr um eine performative, mediale Praxis, um eine Interferenz von medialen Ereignissen wie Print- und Bildmedien, dem Körper als Medium, den Anekdoten um die Tour, dem Schauspiel des Schmerzes in Form einer Liturgie oder der speziellen Sprache des Rennens. Am Ende wird lapidar formuliert: „Die Welt als *Tour de France* ist die Passion als Radrennen" (S. 266).

Edina M. Sándorfi (Pécs)

Muhr, Rudolf; Kettemann, Bernhard (Hg.): Eurospeak. Der Einfluss des Englischen auf europäische Sprachen zur Jahrtausendwende. 2. korr. Aufl. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004 (Österreichisches Deutsch – Sprache der Gegenwart 1). 236 S.

Nicht von ungefähr wird die Wahl bei diesem Band auf den Titel „Eurospeak" gefallen sein. Das Wort ist ja in der Bedeutung im Untertitel selbst ein semantischer Pseudo-Anglizismus. ‚Eurospeak' wird zwar im Englischen sowohl als Bezeichnung für den Fachjargon der Eurokraten in Brüssel (Eurojargon) als auch für das in Europa als jüngste Verkehrssprache dienende, interferenzgeplagte „bad simple English" (Euro-English) benutzt – doch nicht als Bezeichnung für den Einfluss des Englischen auf andere europäische Sprachen. Diese Titelwahl signalisiert: Englisch ist aus dem europäischen Vokabular nicht mehr wegzudenken, es wird – ob mutiert oder nicht – in die Erstsprachen einbezogen, und erfüllt bestimmte pragmatische Funktionen: hier eben die frappante Ablösung des stark metaphorischen linguistischen Ausdrucks ‚englischer Einfluss', der in synchroner Hinsicht sowieso zu wenig einfängt. Unter ‚Eurospeak' soll demnach keine Sprachvarietät verstanden werden, sondern ein Oberbegriff für die Gesamtheit von Anglizismen/englischen Entlehnungen im europäischen Sprachraum zur Jahrtausendwende.

Dass bereits die zweite Auflage eines Sammelbandes vorliegt, der Beiträge zweier länger zurückliegender Vortragsreihen enthält – Graz 1999 und Wien 2001 –, zeugt davon, dass der Zusammenstellung ein Konzept zugrunde liegt, das auch Jahre später Interesse beim Lesepublikum hervorzurufen vermag. Die wichtigsten Merkmale dieses zu begrüßenden Konzeptes sind m.E. die Folgenden:

a) Universitätsprofessoren namhafter Institute scheuen vor dem Unternehmen nicht, sich über ihren Fachbereich allgemeinverständlich, die breitere, sprachlich interessierte Öffentlichkeit vor Augen haltend zu äußern.

b) Mit Nachdruck wird die „europäische Dimension des Problems" in den Mittelpunkt gerückt, was die – besonders in Deutschland – gängige Ansicht relativiert, dass das Deutsche die anglizismengeplagte Sprache Europas schlechthin sei.

c) Auch Nicht-Sprachwissenschaftlern und Kritikern der englischen „Sprachinvasion" wird im gleichen Band Platz eingeräumt. Man kann nur mit Genugtuung feststellen, dass die Aufhebung der Schranken zwischen Elite-Linguisten und nüchternen Sprachpragmatikern dem Leser zu komplexeren Einsichten verhilft und ihn nicht mit den gewohnten unvereinbaren Gegensätzen konfrontiert.

Der Aufbau des Sammelbandes spiegelt obige Schwerpunktsetzung der Herausgeber wider. Die insgesamt 12 Beiträge sind in fünf größere thematische Einheiten gegliedert: Die ersten

beiden, Einleitungsartikel und das Kapitel „Anglizismen in Ökologie und Werbung" stehen im Zeichen der sachlichen und niveauvollen Populärwissenschaft, „Anglizismen in den slawischen und romanischen Sprachen" sorgen für den europäischen Ausblick, das nächste Kapitel „Anglizismen als Gegenstand der Angewandten Linguistik" dient als theoretische Zusammenfassung und Überleitung zu den abschließenden „Statements im Rahmen der Podiumsdiskussion" von Sprachpragmatikern in Wirtschaft, Informationstechnologie und Werbung.

Im ersten Teil gehen die Herausgeber *Rudolf Muhr* und *Bernhard Kettemann* auf die Problematik des sprachlichen Einflusses und die der Anglizismen im Deutschen im Besonderen ein. *Muhrs* Aufsatz „Anglizismen als Problem der Linguistik und Sprachpflege in Österreich und Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts" gibt einen allgemeinen Überblick über die klassische linguistische Klassifikation englischer Entlehnungen und einen historischen über sprachreinigende, sprachpflegerische Aktivitäten in beiden deutschsprachigen Ländern. Er beginnt mit einer aktuellen Bestandaufnahme: Die durch den Einbezug des Englischen hervorgerufenen Probleme sind in der deutschen Sprache weniger linguistischer eher sozialer und politischer Natur. Das Österreichische Deutsch ist nämlich traditionell von zahlreichen Lehnwörtern geprägt, die aus der einen oder anderen Sprache der habsburgischen Erblanden mit ihren 14 anerkannten Sprachen stammen und bis heute natürlichen Bestandteil der Alltagssprache bilden. Viel mehr gehe es im Falle des Englischen darum, dass sich die Sprachbenutzer statt seiner Informationsfunktion der Appellfunktion bedienen, es aus Prestigegründen als Symbol für Modernität, Weltoffenheit u.v.a.m. im deutschsprachigen Kontext verwenden. Man kann dem Verfasser nur Recht geben, wenn er die Sprachpraxis multinationaler Firmen und des öffentlichen Dienstleistungssektors ablehnt, englische/quasi-englische Ausdrücke mit deutschen zu mischen. Muhrs Beispielanalysen von Internetseiten, offiziellen Schreiben und die lange Reihe der zitierten Bezeichnungen wie *CityStar-Ticket, TikTakFamily, Trafiknet* oder *Lady Power Damen Bike Body* und *Hühnernuggets* untermauern seine These, dass Appelle dieser Art höchstens auf diejenigen die erwünschte Wirkung ausüben, die Englisch nicht oder nicht gut genug beherrschen, wohl aber für alle Sprecher Kommunikationshindernisse bedeuten. Kein Wunder also, dass sich Sprachvereine dagegen zu Wehr setzen. Problematisch dabei ist nur, dass ihre Haupttätigkeit in der Erstellung langer Anglizismenlisten inklusive deutscher Übertragungsvorschläge besteht. Muhr zeigt anhand der Verdeutschungsliste des Wiener Vereins „Muttersprache" und an der Strecke A-D der Liste des „Vereins deutsche Sprache", warum derartige Bemühungen „weder linguistisch noch von ihren Zielsetzungen her geeignet sind, das Problem der Übernahme von englischen Wörtern adäquat zu lösen" (S. 46). Bedeutungserklärungen sind ja

nur bei jüngsten Pseudo-Anglizismen mehr oder weniger angebracht, ansonsten empfiehlt es sich eher, in einschlägigen Wörterbüchern nachzuschlagen, falls man die deutsche Äquivalente nicht kennt. Es lohne sich des Weiteren auch nicht, für längst lexikalisierte Wörter wie *Bar*, *Camping* u.ä. 2-6 deutsche Synonyme aufzuführen. Auch die Aufteilung in ‚integrierte', ‚differenzierende' und ‚verdrängende' Anglizismen bringt nicht viel, vor allem, weil die Gliederung selbst auf fragwürdigen Prinzipien basiert und darüber hinaus oft zugleich inkonsequent durchgeführt wird. Das Ergebnis: 84,5% der bearbeiteten Wörter gelten als verdrängend! Dies legt die Annahme von Muhr nahe, dass Zielsetzung und Praxis der besprochenen Sprachvereine nolens volens auseinander klaffen; ob im Hintergrund, wie er vermutet, tatsächlich sprachreinigende, verdeckte deutschtümelnde Absichten stehen, sei an dieser Stelle dahingestellt.

Im Beitrag von *Kettemann* „Anglizismen allgemein und konkret: Zahlen und Fakten" wird teilweise auf ähnlich Grundlegendes eingegangen: auf die Definition der Begriffe ‚Fremdwort' und ‚Lehnwort', auf den statistischen Anteil an Wörtern fremder Herkunft im deutschen Allgemeinwortsschatz und im Vergleich mit anderen Sprachen, usw. Die 14 thematischen Einheiten des Aufsatzes lassen sich als loser oder enger zusammenhängende kleine Etüden lesen. Nicht nur Interessantes, sondern auch zweifelsohne Neues bringt die Minianalyse sprachkritischer Leserbriefe ein, in der laienlinguistische Reflexionen über Sprachwandel aus sprachwissenschaftlicher Sicht untersucht werden. Ein möglicher Brückenschlag zwischen „reservierten" Experten und „deprimierten" Sprachbenutzern?

Der zweite Teil des Bandes wird zwei anglizismenträchtigen Fachsprachen gewidmet. *Fill* beschäftigt sich mit dem deutschen Umwelt-Wortschatz, *Schrodt* untersucht die deutschsprachige Werbung auf Anglizismen hin. Ersterer beschränkt sich auf den speziellen Umwelt-Fachwortschatz, indem Allerwelts-Anglizismen, die eben auch in der Öko-Sprache vorkommen, ausgeklammert werden, und der Hauptakzent auf die Besprechung von Einträgen in allgemeinen und fachsprachlichen Lexika gelegt wird. Er behauptet, dass Anglizismen unter den Eintragungen – gegen alle Erwartungen – keineswegs dominieren; ihr Anteil liegt in den untersuchten Nachschlagewerken zwischen 0,55-1,26%. Dies zeugt davon, dass es mehr um einige wichtige Begriffe geht, die durch englische Fachausdrücke besetzt sind. Im Allgemeinen zeichnet sich eine kunterbunte linguistische Palette im Umweltvokabular ab. Viele Begriffe sind Internationalismen lateinischen oder griechischen Ursprungs, deren Gebrauch (auch) im Deutschen durch das Englische begünstigt wird. Auch im englischen Öko-Wortschatz kommen durchaus auch deutsche Wörter vor, sodass man über eine Wechselwirkung mehrerer Sprachen und Kulturräume sprechen kann. Einträge englisch-deutscher zweisprachiger Umwelt-Wörterbücher und Stichwortverzeichnisse beweisen, dass mal die eine, mal

die andere Sprache eine feinere Bedeutungsabstufung ermöglicht, während die jeweils andere als umfassender Begriff funktioniert. Deutsche Lehnübersetzungen und Mischkomposita – auch wenn es um „Notlösungen" geht – erfüllen ebenfalls eine wichtige Aufgabe, nämlich die Verjüngerung der eigenen Sprache und die Erweiterung ihrer Ausdrucksmöglichkeiten.

Schrodts Darlegung über „Anglizismen in der Werbung" hat einen klar umrissenen Gedankengang: Geworben werde in erster Linie für Produkte, die den gleichen Zweck gleich gut erfüllen. Daher müsse Werbung dem Konsumenten einen über den praktischen Wert hinausgehenden Zusatznutzen versprechen. Dieser Zusatznutzen „verführe" die Käufer zu Entscheidungen, die rational nicht zu begründen seien. Werbeanglizismen dienen dabei zur Hervorhebung eines neuen Lebensgefühls, heben lustbetonte Werte hervor, drücken „Internationalität" aus und sprechen bestimmte Zielgruppen innerhalb der jüngeren Generationen an. Einzig die Behauptung, Werbeanglizismen seien nicht schädlich, da sie keinen durch Verhüllung und Verschleierung „reinlegen", lässt Zweifel hochkommen. Eigentlich können die Beiträge von *Petry* und dem Werbetexter *Scherr* im abschließenden Teil als die Fortsetzung obigen Gedankengangs gelten, indem sie klarmachen: Werbung, so auch deren Sprachgebrauch, ist vom Markt reguliert, d.h. ausschließlich ökonomisch, nicht ideologisch motiviert. Solange es sich also als wirksam erweist, z.B. *Casual Wear* statt *Freizeitkleidung* zu verkaufen, wird sich daran nichts ändern.

Der dritte Teil des Sammelbandes gewährt dem Leser einen Blick über den „deutschen Tellerrand" hinaus in den Umgang slawischer und romanischer Sprachen mit Anglizismen. Ein Glanzstück der Aufsatzreihe ist die Studie von *Pfandl* „Wie gehen die slawischen Sprachen mit Anglizismen um?" In ihr vereinen sich die Stärken des Sammelbandes: informativ, geistreich, solide Grundkenntnisvermittlung, Objektivität, weiter Ausblick. In der gebotenen Kürze wird erläutert, auf was für historische Gründe der unterschiedliche Umgang mit Anglizismen im Russischen, Tschechischen und Slowenischen zurückzuführen sind und exemplarisch beleuchtet, was die heutige Entlehnpraxis der jeweiligen Sprache charakterisiert. Schade, dass ein auch theoretisch interessanter Aspekt mit Neuigkeitswert, dass fremdsprachliche Bezeichnungen für Realien auf der nehmersprachlichen Seite als Eigennamen empfunden werden, ebenfalls nur eingeblendet wird. Mag sein, dass auf das Russische bezogen dieses Kontaktphänomen noch nie beschrieben wurde, wohl aber in Ansätzen in Bezug auf andere Sprachpaare (u.a. von Pütz in: Sprachökologie und Sprachwechsel: die deutsch-australische Sprechgemeinschaft in Canberra. 1994). Die Idee wäre mit Sicherheit auch mehr als einer „Momentaufnahme" wert. In *Rathmayrs* Abhandlung zum Thema „Anglizismen im Russischen" wird dem Leser eine Art Wiederholung des im vorangehenden Artikel Gesagten geboten

(keine Schuld der Verfasserin), ergänzt durch einige neue Aspekte. Der vielleicht Interessanteste darunter ist der Umgang mit zwei unterschiedlichen Schriften, der kyrillischen und der lateinischen (Бизнес Ланч 50% OFF) Im letzten Aufsatz dieser thematischen Einheit „Anglicismes – non merci" gibt *Kubarth* ein umfassendes Bild über die französische Sprachpolitik heute. Er beschreibt zum einen Beweggründe und Geschichte der französchichen Sprachpolitik bis in die jüngste Vergangenheit, und schildert zum anderen detailliert, welcher Weg zu ihrer Institutionalisierung, zu den gegenwärtigen sprachpolitischen Instanzen führte. Ergebnisse der Tätigkeit der Sprachkommissionen werden anhand einer empirischen Analyse überprüft, wobei etwa 50 Testbegriffe auf Präsenz ihrer englisch-französischen Äquivalenten im *Petit Larousse* (1997) untersucht werden. Die Frage, ob es als Erfolg zu werten ist, wenn weniger als die Hälfte aller Kommissionsvorschläge wirklich geläufig geworden sind und es nur einer von sieben vorgeschlagenen französischen Bezeichnungen gelingt, seinen englischen Kontrahenten zu ersetzen, lässt Kubarth offen. Man neigt m.E. dazu, diese Frage mit einem „leider ja" zu beantworten, was aber nicht gleich auch bedeutet, dass das Ziel wieder einmal die Mittel rechtfertigte.

Den viertel Teil des Bandes bildet ein einziger Beitrag von *Stegu* mit dem Titel „Angewandte Linguistik: Welche Antworten dürfen wir von ihr zu Sprach- und Kommunikationsfragen (z.B. zu Anglizismen) erwarten?" So wie der Sammelband auf Initiativen von Mitgliedern des österreichischen Verbands für Angewandte Linguistik zurückgeht, bildet nun Stegus Text mit seiner Fragestellung über die potentiellen Leistungen der Angewandten Linguistik die Koda desselben Bandes. Dieser Abschluss fasst nicht nur Erkenntnisse aus den vorangehenden Studien in knappster Form zusammen, sondern bildet gleichzeitig mit seiner eindeutig theoretischen Prägung einen Kontrapunkt zum Gesamtinhalt des Bandes. Auch lobt es die Autoren der vorangehenden Aufsätze, dass Stegus Fazit, die Angewandte Linguistik kann keine explizite Antwort darauf geben, ob Anglizismen unnötig und schlecht oder notwendig und gut sind, keinen Leser mehr verblüfft. Was sie leisten kann, ist bei der Lektüre dieses Buches ebenfalls klar geworden: durch Wissensvermittlung Vorurteile abbauen, zur Bewusstmachung sprachlicher Phänomene beitragen und somit Sprechern zu einem reflektierteren, überlegten Sprachgebrauch verhelfen.

Der abschließende Teil des Buches wartet mit „Statements im Rahmen der Podiumsdiskussion" auf, wo neben den bereits erwähnten Beiträgen von *Scherr* und *Petry* zwei weitere zu lesen sind: Die Abmessung des Abgeordneten *Kurzmann* bezüglich der Folgen der im deutschen Sprachgebiet präsenten „Sprachilloyalität" und die Möglichkeiten der Politik, eine Verarmung des Deutschen zu verhindern, und die Stellungsnahme von *Lutz*, einem leitenden Systementwickler bei Siemens AG Österreich, mit dem

Schwerpunkt Probleme der EDV-Fachsprache und seiner Transformation in die Alltagssprache.

Der gut lesbare Sammelband empfiehlt sich hervorragend als aufschlussreicher Einstieg in die Problematik der sprachlichen Entlehnung der Gegenwart, wegen seiner komplexeren Themenbehandlung vielleicht noch besser als die ähnlichen, mittlerweile zum Klassiker gewordenen Bände von Dieter E. Zimmer *Deutsch und anders* (1997) oder Christian Meier (Hg.) *Sprache in Not?* (1999). *Eurospeak* lässt nur eine Kleinigkeit zu wünschen übrig: Im Falle einer verbesserten Neuauflage hätte man mithilfe einer eingehenderen Korrektur den Druck- und Textverarbeitungsteufel schon aus dem Werk austreiben können.

Ágnes Dávid (Budapest)

Nünning, Ansgar; Sommer, Roy (Hg.): Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven. Tübingen: Narr, 2004. 233 S.

Seit einigen Jahren wird in der Literaturwissenschaft die Erweiterung hin zu einer Kulturwissenschaft diskutiert (vgl. zum Thema auch die Rezension von Anja Cornils im JuG 2003, S. 409-412, zu dem von A. und V. Nünning herausgegebenen Band *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven,* Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 2003). Den Befürwortern aus vielfältigen Gründen stehen seit jeher die eher national- oder fachphilologisch orientierten Vertreter gegenüber. Eine dezidiert differenzierte Position nimmt der von Ansgar Nünning und Roy Sommer herausgegebene interdisziplinäre Sammelband ein, indem er das gegenwärtige Verhältnis von Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft(en) vor allem aus der anglistischen, germanistischen und romanistischen, aber auch der sozial- und geschichtswissenschaftlichen Perspektive näher zu bestimmen und notwendige Strategien für eine zukünftige Akzentuierung zu entwickeln versucht.

Die Beiträge des Bandes machen deutlich, dass die Entwicklung in den Kulturwissenschaften weit fortgeschritten ist, keinesfalls aber als abgeschlossen gelten kann. Möglicherweise verbindende Perspektiven zwischen den Einzelphilologien und auch wichtige Traditionslinien (z.B. Ernst Cassirer, Wilhelm Windelband, Heinrich Rickert, Georg Simmel, Alfred Weber, Max Weber, Aby Warburg), die z.T. bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen, werden nun sichtbarer und könnten ein Fundament darstellen, auf dem die Kulturwissenschaften aufbauen. Allerdings zeigt der Band auch, dass man nicht von einer einheitlichen Linie sprechen

kann, sondern eher von einer „polyphonen Verfasstheit" der Kulturwissenschaften (so *Britta Hermann* in ihrem substanziellen Beitrag „Cultural Studies in Deutschland: Chancen und Probleme transnationaler Theorie-Importe für die (deutsche) Literaturwissenschaft", S. 47). Ihr anhaltender Erfolg verdankt sich sicherlich auch dem Umstand, dass Kultur als „zentrale Kategorie zur Dimensionierung gesamtgesellschaftlicher Wirklichkeit und gedankenloses Modewort zugleich" (Hermann, S. 37) verwendet werden kann. Der Anglist *Herbert Grabes* geht in seinem Beitrag „Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Anglistik" davon aus, dass die Konjunktur des Begriffs Kultur den Wunsch der Philologien nach Wiederherstellung der „Einheit der Geisteswissenschaften" (S. 79) enthalte. Hierin liegen denn auch Chancen und Gefahren der Kulturwissenschaften, die mittlerweile alle Philologien erfasst und eine Reihe neuer Fächer (wie Postcolonial Studies, Genderforschung, literarische Anthropologie) hervorgebracht haben. Die Chancen der Kulturwissenschaften, die innerhalb des Bandes von den Autoren insgesamt in den Vordergrund gerückt werden, liegen in ihrer Interdisziplinarität, Prozesshaftigkeit und Diskursivität, die Gefahren hingegen in einer ausgeprägten Tendenz zu postmoderner Beliebigkeit und in einem starken Legitimationsdruck nach „ökonomischer Verwertbarkeit" und „gesellschaftlicher Nützlichkeit" (*Dietmar Rieger* in „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – aus der Perspektive eines Literaturwissenschaftlers", S. 113), die zu einer „Wissenschaft light" führen könnten. *Hartmut Stenzel* betont in seinem Beitrag „Literaturwissenschaft – Landeskunde – Kulturwissenschaft oder: die verdrängten Probleme eines hybriden Faches. Anmerkungen zur Situation der Romanistik", dass die kulturwissenschaftliche Erweiterung der romanistischen Literaturwissenschaft aus der völligen Erstarrung des Faches und durch die Aufhebung künstlich gezogener Grenzlinien zwischen Textwissenschaft einerseits und Kultur- bzw. Landeskunde andererseits zu einer nötigen Selbstreflexion führen könnte (S. 70). Auch Dietmar Rieger sieht die Chancen einer Öffnung der Romanistik hin zu den Kulturwissenschaften als Modernisierung im Sinne einer Überwindung vorherrschender Theorieüberfrachtung und der möglichen Rückkehr zu einer Philologie mit „wissenschaftlicher Bodenhaftung" (S. 105).

Einvernehmen unter den Autoren des Bandes herrscht weitgehend über den Begriff der Kultur, die als „ein von Menschen erzeugter Gesamtkomplex von Vorstellungen, Denkformen, Empfindungsweisen, Werten und Bedeutungen, der sich in Symbolsystemen materialisiert" (so Ansgar Nünning und Roy Sommer in ihrer ausgezeichneten Einführung ins Thema, S. 18), also letztendlich als ein Konstrukt aufgefasst wird. Übereinstimmend betonen die Autoren auch, dass sich eine moderne Kulturwissenschaft unmöglich ausschließlich „hoher Kultur" zuwenden kann. Für die Literaturwissenschaft bedeutet das

insgesamt eine „Entprivilegierung der sogenannten hohen Literatur" (Rieger, S. 106) und eine wesentlich stärkere Einbeziehung der Medienkultur. Allerdings wird in mehreren Beiträgen (u.a. Rieger, Bachmann-Medick, Grabes etc.) auch die Gefahr thematisiert, die darin liegt, die „Besonderheit des literarischen Diskurses" (Rieger, S. 106) zugunsten der Universalisierung des Textbegriffs („Kultur als Text") auf die gesamte kulturelle Praxis (einschließlich Körper, Körperteile, Genomspur etc.) ganz aufzugeben. Dieser vor allem in den Cultural Studies britischer und amerikanischer Provenienz zu beobachtenden Tendenz wird daher eher die verstärkte Konzentration auf spezifisch philologische Kernkompetenzen entgegengesetzt, ohne dabei den interdisziplinären Anschluss zu verpassen. Der Anglist Herbert Grabes – von dem zwei Beiträge stammen – hebt in „Literaturgeschichte/ Kulturgeschichte: Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Perspektiven" den Begriff der Sprachlichkeit als zentrale Kategorie der Philologien hervor. Gerade sie sei seit den 70er Jahren an vielen amerikanischen und englischen Universitäten zugunsten soziologischer, historischer, philosophischer u.a. Aspekte ganz vernachlässigt worden Dort sei die Metapher vom Text auf die Welt übertragen worden, die es in ihren vielfältigen Repräsentationen (z.B. des Unbewussten, der Pistolenkultur, der Fußballkultur, S. 130) zu lesen und zu deuten gelte. Dieser Tendenz setzt Grabes für die deutsche Anglistik, deren Charakter einer Fremdphilologie er in seinem Beitrag „Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Anglistik" (mit entsprechender Bedeutung der Sprachausbildung und des Verstehens einer Fremdkultur, S. 92) besonders betont, die notwendige Berücksichtigung der eigenen Wissenschaftstradition entgegen, die im 19. Jahrhundert in der Orientierung an der englischen Hochliteratur zu suchen sei.

Astrid Erll betont in ihrem Beitrag „Erinnerungshistorische Literaturwissenschaft: Was ist... und zu welchem Ende?" (S. 115-128), dass die Literaturwissenschaft disziplinenübergreifend arbeiten müsse, aber vor allem die „Ebene der menschlichen Aneignung, Deutung und Bearbeitung jener Wirklichkeit" mit einbeziehen müsse (S. 116). Bei der Erinnerungsgeschichte könne es daher nicht mehr um eine objektive Wiedergabe der historischen Ereignisse gehen, sondern immer nur um die Frage, wie und was von Individuen und Kollektiven erinnert wird. Erll bezieht sich insbesondere auf Autoren wie Maurice Halbwachs und Aby Warburg, die bereits in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts vom „Sozialen Gedächtnis" und den „Pathosformeln" gesprochen haben. Da bei der Weitergabe von Erinnerung poetische Verfahren wie Verdichtung (Metapher, Metonymie, Allegorie usw.) eine große Rolle spielen, entstünden für eine erinnerungshistorische Literaturwissenschaft ganz besondere Aufgaben. Hier ergeben sich deutliche Querverweise zum Beitrag von *Britta Hermann*, die den spezifischen Stellenwert der Kulturwissenschaften in Deutschland als Resultat eines radikalen Bruchs im „sozialen und

(wissenschafts-) historischen Gedächtnis" (S. 41) seit den 30er Jahren bis zur „Wiederentdeckung der Arbeiten von Walter Benjamin und Aby Warburg in den 1960er und 1970er Jahren" (ebd.) sieht. In der Erforschung des kulturellen Gedächtnisses (Aleida und Jan Assmann) und der „Erinnerungskulturen" (ebd.) bestehe daher ein spezifischer Unterschied der deutschen Kulturwissenschaften zu z.B. den British Cultural Studies. Diese Situation wird sogar noch durch die völlig unterschiedlich verlaufene Entwicklung einer ostdeutschen und einer westdeutschen Kulturwissenschaft verstärkt.

Die Notwendigkeit, Terminologie und Methodik der Literaturwissenschaft international anschließbar zu machen, untersucht *Doris Bachmann-Medick* in ihrem dezidierten Beitrag „Kultur als Text? Literatur und Kulturwissenschaften jenseits des Textmodells" (S. 147-159). Sie kommt zu dem Befund, dass Leitkategorien der Literaturwissenschaft wie „Schriftlichkeit, Autorschaft, Fiktionalität, Mimesis, Narrativität, Stil usw." (S. 151) und Analysekriterien wie „Autor, Werk, Einfluss, Tradition, Mentalität" (S. 155) in Frage gestellt werden und durch neue wie „Diskontinuitäten, Brüche, Differenzen, Übersetzungen, Grenzen" (ebd.) ersetzt werden müssten, wie es z.T. die feministische Literaturwissenschaft, die Geschlechterforschung und die kulturanthropologische Repräsentationskritik bereits vorexerziert haben. Texte könnten nicht nur als inhaltliche Widerspiegelung von bestimmten Strukturen gelesen werden, sondern müssten stärker in ihrer kulturspezifischen Sprachabhängigkeit und Sprachprägung gesehen werden. Bachmann-Medick hat dabei v.a. Elemente von Kulturüberlagerung im Blick, die u.a. durch zunehmende Migrationsprozesse und Globalisierung ausgelöst würden: „also konfliktreiche Spannungsräume interkultureller Auseinandersetzung treten an die Stelle von Bedeutungszusammenhängen, die noch über Instanzen kultureller Selbstdarstellung und Selbstreflexion zugänglich waren." (S. 154) Die postkoloniale Theorie z.B. betone die Ungleichheit der Kulturen und produziere neue Untersuchungsfelder wie das „writing back" (Umschreiben europäischer Klassiker aus anderer Sicht) und teilweise auch eine neue Methodik wie das „blurring of genres" („Vermischung und Grenzverwischung von literarischen Texten und Theorien", S. 155). Dass eine verstärkte Inblicknahme neuer Begriffe und Untersuchungsfelder auch fundamentale Auswirkungen auf das Verhältnis des heutigen Wissenschaftlers zu seinem „Gegenstand" hat, zeigt der Beitrag von *Ina Schabert* („Hardliners – Selbstzweifler – Traumtänzer – Lesende: Literaturwissenschaftler und Literaturwissenschaftlerinnen im Zeitalter des Poststrukturalismus", S. 161-176). Den unbelehrbaren „Hardlinern" und den meist jüngeren und von Schabert mit Sympathie betrachteten „Traumtänzern" stellt sie den progressiven Typus des „Selbstzweiflers" gegenüber. Damit sind Wissenschaftler gemeint, die sich den enormen Veränderungen stellen und mit einem Hauch von Ironie und Selbstdistanz in der Verwendung überkommener

Begriffe und vor allem in der Wahl der Methodik undogmatisch und projektbezogen vorgehen.

Harald Neumeyer zeigt in seinem interdisziplinären Beitrag „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Diskursanalyse, New Historicism, ‚Poetologien des Wissens'. Oder: Wie aufgeklärt ist die Romantik?" (S. 177-194), dass in der Romantik z.B. von Schlegel vorgenommene Oppositionen von Romantik und Aufklärung nicht immer zutreffen und das Bestreben der Literaturwissenschaft eher dahin gehen sollte, solche Oppositionen aufzulösen. Dabei bezieht sich Neumeyer auf Foucaults Diskursanalyse, Stephen Greenblatts „New Historicism" und Joseph Vogels „Poetologien des Wissens". Indem Neumeyer literarische Texte in Bezug zu nicht-literarischen Texten setzt, kann er zeigen, dass literarische Texte der Romantik an einem ähnlichen kulturellen Code wie aufgeklärte wissenschaftliche Texte partizipieren, was Stephen Greenblatt fachterminologisch als „Zirkulation" bezeichnet.

Welche Konsequenzen eine transdisziplinäre kulturwissenschaftliche Methodik für den Umgang mit einem Thema haben kann, wird in dem Beitrag des Historikers *Norbert Finzsch* (Geschichte der Sexualität in den USA in Deutschland: Stand der Forschung, Probleme und Methoden zwischen Foucaultscher Diskursanalyse und Oral History, S. 198-214) deutlich, der bei seinen Überlegungen zu einer Geschichte der Sexualität von einer sozialen Konstruktion ausgeht. Eine Geschichte der Sexualität „wird also fragen, wie die sexuellen Praktiken als relationale Bedeutungseinheiten sich im Laufe der Zeit verändert haben, aber v.a. wie diese Verhaltensweisen zu Wissensobjekten geworden sind" (S. 199). In Anlehnung an Foucaults „Archäologie des Wissens" gehe moderne Forschung von Diskursen, deren Verzahnung und Machtstrukturen und weniger von einem objektiven Ursprung aus. Da das Wissen „keinen Träger in Form von Subjekten hat, sondern als ein Feld ohne Bewußtsein zu konzipieren sei" (S. 202), resultiere für die Geschichtswissenschaft u.a. eine Erweiterung hin zur Oral History.

Die enorme Bedeutung der Medien für die Kulturwissenschaften verdeutlicht den Band abschließend der Beitrag des Medien- und Kulturtheoretikers *Rainer Winter* („HipHop als kulturelle Praxis in der globalen Postmoderne. Die kultursoziologische Perspektive der Cultural Studies", S. 215-229). Die Aufgaben einer Medienwissenschaft sieht Winter dabei übereinstimmend mit Foucault und Bourdieu in einer Analyse der Machtstrukturen. Anhand des HipHop zeigt Winter, dass die Medien durchaus in der Lage sind, kulturelle Phänomene neu zu definieren. Aus einer ursprünglich schwarzen Ghettokultur (Rap) in den USA, deren Ursprung in Armut, aber auch großer Kreativität liegt, entstand innerhalb kurzer Zeit durch die Verbreitung in den Medien eine globalisierte Bewegung. HipHop ist heute weltweit als kulturelles Ausdrucksmittel verfügbar, wobei es auch zu kultur- und gesellschaftsspezifischen Umformungen komme (so wird HipHop in Deutschland z.B. eher zu

einem Konsumartikel). Die Globalisierung einer ganzen Bewegung führe aber auch dazu, so Winter, dass sich eindeutige Identitäten auflösen und eher „Zwischen-Räume" entstehen, die „von kultureller Entortung und sozialer Diskriminierung geprägt werden" (S. 226). Winter verweist dabei auf die einflussreichen Theorien des indischen Kulturwissenschaftler Homi K. Bhabha und Stuart Halls, die letztendlich den gängigen Ethnizitätsbegriffs, der mit „Rasse" und „Nation" verbunden ist, in Frage stellen.

Die Frage, ob man zukünftig eher das Konzept einer „Kulturwissenschaft" verfolgen sollte, die auf einer gemeinsamen Theoriebasis aufbaut, oder das der polyphonen „Kulturwissenschaften", die auf einer stärker disziplinenspezifischen, wenngleich interdisziplinären Perspektive basieren, ist auch in diesem Band nicht endgültig entschieden. Um der Gefahr einer immer unüberschaubarer und „postmoderner" werdenden Kulturwissenschaft zu entgehen, plädieren die Autoren aber insgesamt dezidiert für eine deutliche Schärfung des Profils der Einzeldisziplinen (d.h. auch einer spezifisch „deutschen" Komponente und deren Traditionslinien), ohne dabei den absolut notwendigen gemeinsamen kulturwissenschaftlichen Horizont aus den Augen zu verlieren. Als unabdingbar wird eine „Modernisierung" der Terminologie und Methodik angesehen – sie ist die Voraussetzung für eine Erweiterung und internationale Anschließbarkeit der Diskurse. Grundlage dafür ist ein weit gefasster Literaturbegriff, der Literatur als Teil einer Medienkultur modelliert.

René Kegelmann (Pécs)

Schneider, Eduard (Hg.): Literatur in der „Temesvarer Zeitung" 1918-1949. München: IKGS Verlag, 2003. 479 S.

„Die Temesvarer Zeitung ist das Blatt der Nationen des Banates. Deutsche, Rumänen, Juden, Ungarn und Serben bilden ihren Leserkreis und haben Repräsentanten in ihrem Redaktionsstabe, der die bedeutendsten Männer des Banates als Mitarbeiter umfasst. Sie stehen auf dem Standpunkt der Internationalität wirklicher journalistischer Arbeit, die nur den Menschen als solchen kennt und seine Rechte zu verteidigen hat. [...] Als Nachrichtenblatt bedeutet Ihre Zeitung die geistige Nahrung der Intellektuellen des Banates."

Dieser anonyme Leserbrief aus der Jubiläumsnummer des Jahres 1930, der dem Band als Motto vorangestellt ist, fasst die Eigenart der *Temesvarer Zeitung* treffend zusammen. Sie war eine Zeitung, die während ihres beinahe 100-jährigen Bestehens von 1852 bis 1949 als führendes deutschsprachiges Presseorgan unermüdlich danach strebte, die verschiedenen Nationen der Region inmitten mehrmaligen

politischen Wandels, Staats- und Regimewechsels mit Informationen insbesondere kultureller Art zu versorgen.

Der zweite als Motto vorangestellte Text, ebenfalls derselben Jubiläumsnummer entnommen, stammt von Thomas Mann, der damals schon unbestritten prominentesten Persönlichkeit der deutschen Literatur. Er verweist auf die andere, nicht weniger akzentuierte Aufgabe des Blattes, „als Organ deutschen Denkens und deutschen Kulturgefühls" die kulturellen Ereignisse des deutschen Binnenraums nach Südosten zu vermitteln.

Der vorliegende Band dokumentiert vielfältig, durch Texte von unterschiedlichster Sorte, die zudem reichlich kommentiert werden, sowie durch eine getrennte, auf CD-Rom beigefügte Bibliographie, die presse- und literaturgeschichtliche Bedeutung des langlebigen Blattes.

Zunächst soll die einführende Studie hervorgehoben werden. Sie stellt dem Leser die notwendigen pressegeschichtlichen Erklärungen bereit und bietet ihm zur Orientierung über die Zeitung ausführliche Grundlageninformationen. Parallel zu der wechselvollen Politikgeschichte des Banates werden die verschiedenen Entwicklungsstadien der Zeitung ausführlich vorgestellt, ebenso die leitenden Schriftführer mit ihrer, jeweils den aktuellen Herausforderungen der Zeit angepassten Konzeption. Die in der Bach-Ära noch als österreichisches Amtsblatt fungierende Zeitung sollte nach dem Ausgleich mit Ungarn den politisch bedingten Magyarisierungstendenzen entgegenkommen. Diese regierungskonforme Einstellung wechselte die Zeitung erst 1912, nach dem Auftreten des neuen, zur Modernisierung entschlossenen Redakteurs Anton Lovas. Nach dem Ersten Weltkrieg entstand wiederum eine neue Konstellation, nachdem das Banat aufgeteilt und dessen größerer Teil mit Temeswar an Rumänien angeschlossen wurde. In dieser Situation hatte Chefredakteur Anton Lovas nun die Aufgabe, „aus dem ehemals magyarisch ausgerichteten Blatt, das sich an ein zum Großteil ebenso gesinntes Publikum wandte, eine Zeitung [zu machen], deren Bestreben es war, ihre Leser so zu lenken, ‚das [sic!] aus ihnen gute und loyale Bürger eines neuen Staates [...] werden'" (S. 26). In der Zwischenkriegszeit erreichte die *Temesvarer Zeitung* als Kulturfaktor den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Nach der Machtübernahme Hitlers plädierte sie im Zeichen der Bewahrung von Humanität für Gegner und Verfolgte des Dritten Reiches. Nach dem Kriegsausbruch wurde es allerdings immer komplizierter, „die Aufgabe der politischen Berichterstattung" zu erfüllen, da die Leser verschiedenen Nationalitäten und Konfessionen angehörten und unterschiedliche weltanschauliche Positionen vertraten.

Dem Herausgeber der Dokumentation, Eduard Schneider, gelingt es vortrefflich, dieses Stück südosteuropäischer Geschichte so zu präsentieren, dass der Leser klar erkennt: Die allererste Aufgabe der jeweiligen Redaktion des Blattes bestand darin, geschickt zu lavieren, um überhaupt den Fortbestand

der Zeitung sichern zu können. Endgültig wurde die *Temesvarer Zeitung* 1949 durch die zentralistischen Verordnungen des kommunistischen Regimes eingestellt, sie war aber schon vorher, während des Zweiten Weltkrieges, zu einer vierjährigen Pause gezwungen.

Der zweite Teil der Studie von Eduard Schneider bietet wichtige Hinweise für die Orientierung innerhalb der Textauswahl, wobei in erster Linie auf deren Wert als literaturhistorische Quelle hingewiesen wird. Als führendes Organ einer Minderheiten-Literatur „begnügte sich [die Zeitung] nicht damit, in ihren Spalten das breite Spektrum des geistigen Lebens der Stadt und Region zu spiegeln, sondern war bestrebt, auf dessen Entfaltung auch anregend zu wirken" (S. 45). Getreu diesem Anliegen machen einen bedeutenden Teil der Anthologie Originaltexte von den verschiedenen Vertretern der deutschsprachigen Literatur aus dem Banat, der Bukowina und aus Siebenbürgen aus. Sie sind von ungleicher Qualität, bemühen sich aber stets um ein echtes Lokalkolorit. Danach folgen – getrennt angeführt – andere belletristische Werke deutscher Sprache sowie lyrische Beiträge anderer Nationen in Übertragungen. Das Spektrum reicht von den Rumänen und Serben über eine größere Anzahl ungarischer Lyriker bis hin zu dem Russen Jessenin und sogar zwei Dichtern der philippinischen Literatur.

Konzentriert man sich auf das Erscheinungsbild der ungarischen Literatur, so fällt einem gleich der hohe Anteil von Ady-Gedichten unter den Übersetzungen auf, was der Herausgeber mit einem „wahren Kult" um diesen Dichter „in ungarischen und ungarisch beeinflussten Kreisen Temeswars zu Beginn der zwanziger Jahre" begründet. Publiziert werden u. a. solche unverwechselbaren Gedichte des ungarischen Dichters wie z.B. *Egyedül a tengerrel* und das gesamte Œuvre bestimmende lyrische Texte wie *Vér és arany* und *Emlékezés egy nyár-éjszakára*. Das zuerst und das zuletzt genannte Gedicht werden sogar in je zwei gelungenen Übertragungen, jeweils von Else Kornai und Paul Neubauer, publiziert. Die Übersetzerin Else Kornai war übrigens auch schon im ersten Teil der Anthologie in der Gruppe der Lyriker aus Rumänien mit ihren unkonventionellen Gedichten vertreten.

Mit Recht nennt Herausgeber Eduard Schneider den Gedenkartikel von Robert Reiter zum 100. Geburtstag von Mór Jókai in Bezug auf die ungarische Literaturgeschichte einen „besonderen Fund". In ihm wird nämlich bereits 1925, also relativ früh, eine höchst differenzierte Wertung des Lebenswerkes des populärsten ungarischen Romanciers des 19. Jahrhunderts vorgenommen. Dieses Porträt von wirklicher literaturgeschichtlicher Relevanz wägt sowohl Stärken als auch Schwächen von Jókais schriftstellerischer Leistung gegeneinander ab, wobei eigentümlicherweise die letzteren in der abschließenden Bewertung überwiegen. Jókai wird als „ein Sklave seines großen Talents und seiner verblüffenden technischen Fertigkeit" charakterisiert (S. 341).

Durch diese kritische Einstellung eröffnet die ungewöhnliche Jubiläumsschrift von Robert Reiter einen modernen Zugang zur bisher als unproblematisch hingenommenen romantischen Schreibweise.

Wie das eben zitierte Beispiel zeigt, erfolgt in dieser Auswahl die Wahrnehmung literarischer Ereignisse nicht nur durch die Präsentation von Primärtexten, sondern auch mittels Sekundärtexten. In bewundernswerter Vielfalt und ungefähr im doppelten Umfang lassen sich in der Zeitung Rezensionen, vermischte Aufsätze, Berichte und Nachrichten sowie Interviews und weitere Texte von dokumentarischem Wert finden. Es zeugt von der Offenheit der Konzeption, dass sich die Buchbesprechungen keineswegs nur auf deutschsprachige Veröffentlichungen beschränken: So wird z.B. 1935 nicht nur von einer ungarischen *Atta Troll*-Übersetzung durch Johann Giszkalay berichtet, sondern im selben Jahr – vor allem wegen des lokalen Bezugs – auch der ungarischen Calderon-Übersetzung von Franz Glass, dem bischöflichen Vikar, Platz eingeräumt.

Unter den Rezensenten muss man außer dem oben genannten Robert Reiter vor allem Sascha Eminescu hervorheben, der 1929 mit der Betroffenheit eines Kriegsteilnehmers über die weltberühmte Neuerscheinung *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque berichtete. Unbedingt muss weiterhin der gebürtige Temeswarer Schriftsteller Franz Xaver Kappus erwähnt werden, der sich damals in Deutschland schon einen Namen gemacht hatte. Seine Karriere, die eines Sohnes des Banates, der es in der Literatur weit gebracht hat, wird mit lebhaftem Interesse verfolgt, jede neue Publikation von ihm begeistert aufgenommen. Dass er tatsächlich ein talentierter Autor seiner Zeit war, belegt eindrucksvoll seine Kurzprosa, die unter den Primärtexten aus Rumänien in der Auswahl präsentiert wird. Sie erhebt sich deutlich über das allgemeine Niveau und erscheint viel anspruchsvoller als die des ebenfalls von der Zeitung kultivierten österreichischen Modeschriftstellers Roda Roda. Für die verstreut erschienenen Rezensionen und Essays von Kappus sind europäischer Horizont und eleganter Stil charakteristisch, die von satirisch-ironischen Nebentönen begleitet werden. Aus der zuletzt genannten Gruppe seiner Schriften lohnt es sich, sein Grußschreiben zu Arthur Schnitzlers 60. Geburtstag hervorzuheben, das einen feinen Spürsinn für ästhetische Qualität verrät. Über Kappus muss man noch unbedingt wissen, dass er allein schon aufgrund seiner Beziehung zu Rilke einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte hätte einnehmen können, und zwar als Adressat der berühmten Briefsammlung Rilkes *Briefe an einen jungen Dichter*.

In der Reihe der Essays sollte man für einen kurzen Augenblick bei Sándor Márais Reflexionen beim Lesen des abschließenden Bandes des Romanzyklus *Die Thibaults* von Martin du Gard verweilen, wo der Schriftsteller 1940 resigniert feststellt: „Alles und jeder steht genau dort, wie vor zwanzig Jahren [...] Der Roman flutet wieder ins Leben hinüber" (S. 333-335).

Von den lokalen Mitarbeitern könnte noch Gabriel Sárkány, langjähriger Kulturredakteur, genannt werden, der als treuer Chronist – wie die verschiedensten Berichte aus dem Temeswarer literarischen Leben bezeugen – sein Lesepublikum gewissenhaft über allerlei Besuche und Vortragsabende berühmter Persönlichkeiten sowie Radio-Lesungen z.B. von Franz Werfel informierte. Nicht zuletzt ist auch ihm zu verdanken, dass die einzelnen Zeitungsbeiträge einen sehr bedeutenden dokumentarischen Stellenwert besitzen. Wie es sich aus den bisherigen Materialien hervorgeht, gilt ihre Auswahl in erster Linie in lokal-regionaler Hinsicht als eine wahre Fundgrube für eine literaturgeschichtliche Topographie. Darüber hinaus enthält sie noch nicht entdeckte Originalbeiträge etwa von Márai sowie besondere literaturgeschichtliche Informationen von rezeptionsgeschichtlicher Bedeutung etwa zu Hofmannsthal, Rilke oder eben Thomas Mann, denn durch die Textauswahl kommt „auch das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer Kultur mit Weltgeltung" klar zum Ausdruck. Unter diesem Aspekt kann die Veröffentlichung eines vom ungarischen *Neuen Politischen Volksblatt* übernommenen Interviews mit Thomas Mann aus dem Jahre 1935 und eines Briefdokumentes über seinen Plagiatsprozess an den Temeswarer Rechtsanwalt Josef Kende aus dem Jahre 1937 berücksichtigt werden.

Bei der Orientierung über die verschiedensten regionalen Ereignisse und beim Beschaffen nötiger bio- bzw. bibliographischer Vorkenntnisse bieten die nie fehlenden, überaus informativen Anmerkungen unverzichtbare Stützpunkte. Die Vervollständigung der Dokumentation der *Temesvarer Zeitung* erfolgt durch den Anhang, der außer der Biographie von 32 bedeutenden Persönlichkeiten um das Blatt alle verfügbaren bibliographischen Hinweise zusammenfasst. Schließlich werden dem Band einschlägige Illustrationen, Karikaturen von namhaften Mitarbeitern sowie Fotokopien einzelner Zeitungsausschnitte beigefügt.

Die beigelegte Bibliographie auf CD-Rom muss als unverzichtbares Handbuch zur Erschließung der interkulturellen Beziehungen in Südost-Europa im bearbeiteten Zeitraum extra gewürdigt werden. Sie enthält, nach Nationalliteraturen geordnet und Textsorten gruppiert, alle Beiträge der *Temesvarer Zeitung* mit literaturgeschichtlichem Bezug, wobei auch nichteuropäische Literaturen in die Erschließung einbezogen wurden. Die gezeichneten Beiträge sind (die belletristischen Texte ausgenommen) annotiert.

Zsuzsa Bognár (Piliscsaba)

Schnell, Ralf: Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2003 (2. überarbeitete, erweiterte Auflage). 628 S.

Zehn Jahre nach der ersten Auflage ist nun in einer überarbeiteten und erweiterten Fassung Ralf Schnells *Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945* erschienen. Veränderungen wurden vor allem in drei Teilen des Nachschlagewerkes vorgenommen. Das erste Kapitel „Literarisches Leben" (S. 1-61) wurde überarbeitet und erweitert, ein Schlusskapitel mit dem Titel „Tendenzen der neunziger Jahre" (S. 528-607) hinzugefügt und der mittlere Teil des Bandes neu strukturiert.

Ralf Schnell intendiert „auf sozialgeschichtlicher Grundlage einen Abriss der Entwicklung deutschsprachiger Literatur seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges" (S. IX-X) bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts zu geben. Das gelingt dem Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Siegen, weil er die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen in die Analyse der Texte einbezieht, ohne deren ästhetische Wirkung zu vernachlässigen.

Gleich das von „Literaturbetrieb" in der ersten Auflage (1993) in „Literarisches Leben" umbenannte erste Kapitel des Buches macht die Wichtigkeit der Überarbeitung augenfällig. Hat Schnell in diesem Abschnitt doch viele Statistiken überarbeitet, die nach zehn Jahren recht veraltet waren. Statistiken, die zugleich von einem (literarischen) Gesellschaftswandel im vereinten Deutschland der 90er Jahre zeugen. Nirgends wird das anschaulicher, als in einer Gegenüberstellung des Leseverhaltens in der Bundesrepublik der Jahre 1992 und 2000: lasen 1992 noch 16% der Bundesbürger täglich in einem Buch, so sind es im Jahr 2000 gerade noch 6%, so die Verbraucherzentrale des Börsenvereins (S. 29). Dieses ist nur ein, wenngleich ernüchterndes Merkmal der Veränderungen im Freizeitverhalten der Bundesbürger seit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Inwieweit die neuen Medien das literarische Leben beeinflussen und Gewohnheiten verändert haben, wird auf den knapp 60 Seiten des Kapitels anhand der Entwicklung der Verlage, des Buchhandels, aber auch der Literaturpreise und Literaturhäuser dezidiert dargestellt.

Spannend liest sich das letzte Kapitel „Tendenzen der neunziger Jahre" (S. 528-607), um das das Lexikon erweitert worden ist. In ihm stellt Schnell neue literarische Formen vor wie z. B. „Pop-Literatur" (S. 578-585) oder „Netzliteratur" (S. 598-601). Aber auch das Thema Migration hat nun Eingang in diese Literaturgeschichte gefunden und wird unter dem Titel „Prosa zwischen den Kulturen" (S. 564-571) behandelt. Der zunehmenden Auseinandersetzung deutschsprachiger Autoren seit den 90er Jahren mit der Vergangenheit und insbesondere der NS-Verbrechen sind die Abschnitte „Literatur der Shoah" (S. 571-578) und „Erinnerte Vergangenheit" (S. 585-598)

gewidmet. Literarische Texte und Kontexte, die schon in der Entstehungsphase der ersten Auflage (1992) im Literarischen Leben eine Rolle spielten, in die erste Auflage aber noch keinen Eingang gefunden haben, erlauben nun einen genaueren Blick auf die Gegenwartsliteratur. In diesem lexikalischen Überblick, der sich aber trotz der Kürze immer wieder Zeit nimmt einzelne Texte hervorzuheben, wird die gewachsene Vielfalt der Themen der neuesten Literatur deutlich. Mit Fotos und seitlich ausgestellten Stichworten ist dieses Kapitel genauso übersichtlich gegliedert wie die übrigen Lexikonabschnitte.

Bezogen auf die vorhergehenden gut 400 Seiten der Neuauflage ist aus der Verlagsankündigung zu erfahren, „Die Literaturen der DDR und der Bundesrepublik werden unter dem Aspekt einer vielfältig aufeinander bezogenen gemeinsamen Geschichte neu dargestellt". Das stimmt. Zwar wird hier inhaltlich nicht viel neues Material eingebracht – es dominiert die Überarbeitung in sprachlicher Hinsicht, aber die neue Gliederung löst die Unterscheidung und Aufteilung in DDR- und BRD-Literaturgeschichtsschreibung auf, wie sie heute noch üblich ist. Denn, wenn beispielsweise über die klassische Moderne und die „Probleme der Lyrik" (S. 129-163) der 50er Jahre gesprochen wird, warum sollte dann nicht Benn im Kontext von Brecht diskutiert werden, wie es Schnell in der neuen Ausgabe unternimmt? Natürlich kann ein einbändiges Literaturlexikon die literaturgeschichtlichen Wechselwirkungen der beiden deutschen Staaten nicht detailliert diskutieren, aber sie kann da kontextualisieren, wo bisher nur divergiert worden ist. Die nationalstaatliche Aufteilung ist obsolet und damit, so Schnell, hat sich auch der „Blick auf die literaturgeschichtliche Entwicklung insgesamt" (S. IX) verändert. „Die Trennungslinien verflüchtigen sich in historischer Perspektive." (S. IX) Unter anderem Blickwinkel ändert sich das Verständnis für das schon bekannte Material.

Schnell bietet dem Leser an, die deutsch-deutsche Literatur stärker aufeinander zu beziehen, ohne dabei die historischen Grenzen zu verwischen.

Der Blick auf die österreichische und schweizerische Gegenwartsliteratur, dem in der alten Ausgabe noch jeweils ein eigener „Exkurs" gewidmet wurde, ist auf ein Kapitel von neun Seiten zusammengeschrumpft: „Sonderwege: ‚Das Österreichische' und die Schweiz" (S. 480-489). Schnell geht es dabei allerdings nicht um eine Gesamtdarstellung der Literaturen beider Länder – er hat Autoren wie Max Frisch (Schweiz) oder Marlene Streeruwitz (Österreich) in die Hauptkapitel der deutschsprachigen Literatur integriert –, sondern um die Würdigung einzelner Spezifika in der Literatur beider Länder, die Schnell beispielsweise in den Theatertexten Thomas Bernhards (Österreich) oder der Prosa Urs Widmers (Schweiz) findet. Der Schweizer Literatur weist Schnell eine Brechung der „Traditionslinien" mit der einstmaligen Tendenz zur „Wehmütigkeit", etwa bei Max Frisch, nach. In den vergangenen Jahren habe

sich die Literatur der Schweiz aber zu einer „Poesie, die subversiv auszustrahlen vermag" und den Blick mit „Neugierde auf das 21. Jahrhundert" (S. 488) richtet weiterentwickelt und damit manch alte Verfasstheiten über Bord geworfen. Weniger spezifisch fällt hingegen die Betrachtung der doch so reichhaltigen österreichischen Literatur aus: sie beginnt und endet mit Thomas Bernhard und den Ausführungen über den Autor als „Verweigerer" (S. 482).

Leider fehlt dieser Ausgabe das nützliche Autorenlexikon, das in der ersten Auflage noch vorhanden war. Trotzdem ist dieses Nachschlagewerk in seiner Verbindung von literarischem Leben und Literaturgeschichte seit 1945 konkurrenzlos und setzt nun auch in seiner Aktualität ein Ausrufezeichen.

Terry Albrecht (Veszprém)

Steidele, Angela: „Als wenn Du mein Geliebter wärest". Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750-1850. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2003. 390 S.

Gegenstand der vorliegenden Studie von Angela Steidele ist das von der germanistischen Forschung kaum beachtete Thema der Frauenliebe in der deutschsprachigen Literatur 1750-1850. Der gewählte Zeitraum ist in vieler Hinsicht interessant. Es ist die sog. Umbruchszeit, in der sich vieles zu verändern begann, auch bezüglich der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern. Mit der Herausbildung der modernen Gesellschaft gehen auch bedeutende Umwälzungen in der Ehe und Familie einher. Die traditionelle Gender-Konstruktion verändert sich gerade im 18. Jahrhundert grundlegend. Das von der Antike herrschende Ein-Geschlecht-Modell wurde vom Zwei-Geschlecht-Modell abgelöst, Diskurse über die Neupositionierung der Geschlechter wurden in der Zeit zum Hauptthema.

Steideles Untersuchungen – bes. was den theoretischen Hintergrund anbelangt – gehen von den Ergebnissen der angelsächsischen Forschungen aus (vgl. dazu die Bibliographie S. 347-386). Inspirierend wirkten vor allem die Theorien des *social constructionism*, des *romantic friendship*, die Ergebnisse Judith Butlers bzw. der *gender studies* aber auch die der *queer theory*, die gegen ein normatives Wesen des Zwei-Geschlecht-Modells wirken (S. 10-15). Die Analyse der Texte erfolgt nach den Methoden von *close reading* und der Dekonstruktion. Aus literaturhistorischer Sicht war Paul Derks' bahnbrechende Studie *Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850* (Berlin: Rosa Winkel, 1990) von essentieller Bedeutung.

Die umfängliche Studie gliedert sich in 8 größere Einheiten: 1. Frauenliebe

als Gegenstand literaturhistorischer Forschung, 2. Der Diskurs über Unzucht zwischen Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, 3. Freundschaftskult und Frauenliebe: Luise Gottsched (1713-1762), 4. Frauenliebe als Motiv: Literarische Sappho-Bearbeitungen, 5. Frauenliebe im Umbruch: Romane um 1800, 6. Frauenliebe im Rückzug: Therese Huber (1764-1829), 7. Frauenliebe als Utopie: Bettina von Arnim (1785-1859), 8. Frauenliebe diskret: Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848). Diese sind wiederum sowohl theoretisch als auch thematisch zusammengesetzt. Dementsprechend gehe ich im Folgenden vor allem auf die wichtigsten Probleme bzw. Schwerpunkte der Studie ein.

I. Die Frauenliebe – die Liebe von einer Frau zu einer anderen – wurde in der Zeit der Aufklärung offener als früher behandelt, aber nicht vollständig akzeptiert. Die Liebschaften werden meistens mit Bildern, Begriffen der Freundschaft umschrieben. Diese sog. uneigentliche Rede von der gleichgeschlechtlichen Liebe beweist am ausdrucksvollsten die obige Tatsache, und deutet auch darauf hin, dass die Frauenliebe auf die zeitgenössische Männerliebe reflektierte. Bei dieser letzteren galt seit jeher die Freundschaft als Chiffre gleichgeschlechtlichen Begehrens. Diese Prozesse der Enthüllung und Verhüllung werden im dritten Kapitel am Beispiel von Luise Gottscheds Korrespondenz mit Dorothee Henriette von Runckel – die u.a. die damalige Briefprosa reformiert hat (S. 72-77) – präsentiert (S. 70-96). Hier wird auch gezeigt, dass die Freundschaft noch weitere Merkmale aufweist. Ein Merkmal wird sichtbar, wenn man sie mit der Ehe konfrontiert. In diesem Kontext bedeutet die erstere die Freiheit, eine fast heilige Ebene, wo tatsächlich die Liebe, die gegenseitige Zuneigung regieren. Die Freundschaft befreit, bietet eine Art Emanzipationsmöglichkeit an. Diese Form der zwischenmenschlichen Beziehungen wurde, wenn auch nur vorübergehend, als eine Alternative zur auf die Ehe zielenden heterosexuellen Monogamie betrachtet.

II. Am Beispiel der literarischen Sappho-Bearbeitungen (4. Kapitel) beleuchtet Steidele die Unterschiede zwischen den weiblichen und männlichen Perspektiven. Die letztere hält von Anfang an Abstand von der Sappho-Figur. Während Anna Louisa Karsch oder Amalie von Helvig ganz unvoreingenommen mit dieser umgegangen sind (S. 110-117, 124-134), ignorierte bzw. fälschte Herder Sapphos Begehren (S. 106.) Bei Goethe und Schiller galt Helvigs Roman *Die Schwestern von Lesbos* als einer der zentralen Texte in der Debatte über den Dilettantismus (S. 125) und Franz Grillparzers Bearbeitung zeigte starke Distanziertheit der Sappho-Gestalt gegenüber (S. 135-146). Sein *Sappho* zeigt auch die romantische Kritik der Frauenliebe bzw. die Folgen der konservativen Wende nach 1800.

III. Die Kapitel 5 und 6, *Frauenliebe im Umbruch* (Romane von Friederike Helene Unger, Caroline Paulus, Caroline Auguste Fischer) und *im Rückzug* (Romane von Therese Huber) zeigen noch ausgeprägter die

Zweiteilung im Zeitraum 1750-1850 als die vorher erwähnte Sappho-Rezeption. Die anfängliche liberale Einstellung der Frauenliebe gegenüber wurde immer mehr durch Kritik, Negation abgelöst. Diese Wandlung erklärt Steidele damit, dass die Romantik ihre höchste Idee in der romantischen Liebesehe gesehen hat. Die Begriffsdialektik zwischen Freundschaft und Ehe bildet den Wechsel zwischen liberalen und konservativen Epochen ab.

IV. In der ersten Hälfte des Bandes, die die liberale Epoche zum Thema hat, macht uns Steidele auf die bestimmende Wirkung des Goethe'schen Motivs *der schönen Seele* aufmerksam. *Die schöne Seele* symbolisiert seit seinem Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* die Unabhängigkeit, das autonome Leben. Durch gewisse Umwandlungen wurde sie zum Idol der selbständigen Frau, die die Frauen liebt. Steidele bezeichnet außerdem Ungers Roman *Bekenntnisse einer schönen Seele* als weiblichen Gegenentwurf zum klassischen männlichen Bildungsroman (S. 203).

V. Bettina von Arnims Romane z.B. *Die Günderode* und Anette von Droste-Hülshoffs Gedichte zeigen eine Art alternative Lösungen in den Zeiten der romantischen Kritik. Bei Arnim wird die Authentizität, die Frauenliebe als Fiktion geschildert oder heterosexualisiert. Hier befindet sich das Zitat aus dem Brief Lisette Mettinghs Brief an Karoline von Günderrode, das auch zugleich zum Titel von Steideles Buch wurde: „[...] als wenn Du mein Geliebter wärest" (S. 260).

Droste-Hülshoffs Frauenliebekonzeption baut auf Diskretion. Steidele verwendet bei den Analysen ihrer Gedichte Begriffe wie geschlechtliche Unbestimmtheit, Camouflage. Ihre Darstellungsweisen schicken auch Lösungen der Zukunft voraus, indem bei ihr auch die Pathologisierung der Frauenliebe zu beobachten ist (S. 322-338). Hier ist auch zu bemerken, dass bis Steidele die Forschung die Bedeutung der Frauenfreundschaften für Droste-Hülshoff nivelliert, verdrängt hat.

Beide Autorinnen, sowohl Arnim als auch Droste-Hülshoff, zeigen mit ihren Werken, wie sehr sich der Status der Lesben seit der Blütezeit der Aufklärung verändert hat.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Steidele in vieler Hinsicht ein überaus anregendes Werk geschaffen hat. Sie hat bewiesen, dass von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sowohl in der Literatur wie auch in der Gesellschaft die Frauenliebe eine wichtige Rolle spielte. Dies hängt vor allem mit der Aufklärung und deren Bestrebungen in Bezug auf die Emanzipation zusammen. Die Perspektive der von ihr betriebenen Forschung ermöglichte auch, vergessene Romane in einem neuen Licht erscheinen zu lassen, ihnen erneut zu Bedeutung zu verhelfen. Steideles Forschungsergebnisse zeigen eindeutig, dass die Frauenliebe ebenso eine bedeutende Literatur hatte wie die Männerliebe (dazu vgl. Paul Derks oben zitierte Studie). Steidele wies auch mehrmals darauf hin, dass die Männer die Frauenliebe und -freundschaften

ziemlich herablassend sogar negierend, verdrängend behandelten. Diese Tatsache beleuchtete zugleich auch die damals stark herrschenden Differenzen zwischen den Geschlechtern. Steideles Analysen legten auch darüber Zeugnis ab, dass es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ziemlich liberale, aufgeschlossene Stimmung gegenüber der gleichgeschlechtlichen Liebe herrschte, die gegen Ende des Jahrhunderts in ihr Gegenteil gewendet wurde. Steideles Studie halte ich auch deshalb für wichtig, weil sie die Zeit des sog. Epochenumbruchs um 1800 aus einer völlig neuen bzw. bisher vernachlässigten Perspektive vorgestellt hat. Dies ist die Perspektive der Frauenliteratur, die sich mit dem Problem der Frauenliebe auseinandergesetzt hat.

Mónika Cseresznyák (Szombathely)

Sziráky, Anna: Éros Lógos Musiké. Gottfrieds ‚Tristan' oder eine utopische renovatio der Dichtersprache und der Welt aus dem Geiste der Minne und Musik? Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003 (Wiener Arbeiten zur Germanischen Altertumskunde und Philologie 38). 545 S.

Gottfrieds ausgeprägtes Sprachbewusstsein hat die Forschung immer wieder beschäftigt und die unterschiedlichsten Ansätze hervorgerufen, die sich aber alle mit der „Durchrhetorisiertheit" des Gottfried'schen Textes konfrontieren mussten. Das Interesse blieb in vielen Fällen unter einer „atomistischen" Betrachtungsweise bei der Behandlung von Teilaspekten wie bei der bloßen Identifizierung von Topoi in Textausschnitten oder bei der Aufstellung von rhetorischen Strategien haften – welche Arbeiten an und für sich und in Hinsicht auf spätere (summierende) Fragestellungen freilich Wertvolles geleistet haben. Szirákys Studie fügt sich mit ihren Überlegungen und Schwerpunktsetzungen in die Forschungsrichtung ein, die mit Nagels Worten vor allem nach einem „gestalterischen Gesamtimpuls des Dichters", der „in einem lebendigen Miteinander ein Ganzes" ausmacht, (Bert Nagel: Staufische Klassik. Deutsche Dichtung um 1200. Heidelberg 1977, S. 606) fragt.

In den Prolegomena der Dissertation von Sziráky wird die Problematik – „welche Beziehung zwischen Werden und Einheit in der Gottfriedschen Textdynamik [besteht]" bzw. „welche Beziehung zwischen *wort* und *sin* in der Gottfriedschen Aussage [besteht]" – mit einem anschaulichen Beispiel aus dem Tristan-Prolog [„ir liebez leben, ir leiden tot / ir lieben tot, ir leidez leben"] umrissen (S. 13f.) und in Verbindung damit wird der Arbeitsansatz zur Erläuterung des Gottfried'schen *Logos*-Problems, „des Problems von Erkenntnisakt und Weltbild" (S. 15) formuliert,

wobei Sziráky von der These ausgeht, dass Minne, Sprache und Musik in Gottfrieds Werk „sich symbiotisch-dialektisch gegenseitig bestimmen." In der – ebenfalls in den Prolegomena angelegten – hauptsächlich chronologisch angeordneten Forschungsübersicht werden die Abhandlungen über die Gottfried'sche Sprachforschung bis 1992 (auch anderwärtige Abhandlungen in der ganzen Studie – mit Ausnahme der „noch nicht veröffentlichten Arbeiten" – bis 1997) von Sziráky kritisch gesichtet und gewürdigt. Desweiteren wird auf die für ihr Thema relevanten Problemfälle der bisherigen Hauptrichtungen der Tristan-Sprachforschung – so der auf der Ambiguitätsthese beruhenden, der nominalistischen sowie der formalistischen – hingewiesen und einige für die Ausarbeitung ihres Themas folgenreiche Aspekte gleich erwogen. Um „das Zusammensein und -wirken" der oben genannten Triade Minne – Sprache – Musik zu erschließen und darzustellen, gliedert Sziráky ihr Buch in drei Teile, in denen sie die Beziehungen zwischen Sprache und Minne (Teil I), Sprache und Musik (Teil II) und schließlich zwischen Musik und Minne (Teil III) untersucht, wobei das Kapitel über das Verhältnis zwischen Sprache und Minne den umfangreichsten (S. 31-365) und wesentlichsten Teil der Arbeit ausmacht und das hier Eruierte auf die weiteren Kapitel ergänzend übertragen resp. in sie integriert behandelt wird.

Als Ausgangspunkt im ersten Teil des Buches dient Sziráky der Prolog – als „ein offener Begleitbrief auf dem Wege der ‚minnenden' Tristan-Rezeption" –, den sie unter dem Aspekt „Denken und Sprechen bei Gottfried" einerseits nach sprachtheoretischem bzw. sprachphilosophischem Ansatz, andererseits nach rhetorischem Ansatz bearbeitet.

Der Akzent wird zunächst auf die Untersuchung der grundlegenden Termini im Prolog *(gedenken, sin, lesen, minne)*, auf die der Dreiecksbeziehung *Erzählen/Rezipieren – Gedenken – minnen* gelegt, wodurch das Dreiecksverhältnis Dichter – Rezipient – Werk erläutert resp. die Rolle des Erzählers bzw. die des Rezipienten herausgestellt werden. Zur Erschließung des in der Tristan-Forschung als ‚Ambivalenz der Gottfriedschen Sprache' bezeichneten Mehrdeutigseins wird das augustinische Sprachdenken herangezogen, und unter dem Bezugspunkt der Zeichenhaftigkeit der Sprache bzw. der Beziehung zwischen dem epischen *res*-Zeichen und dem *Metaphorischen* (als Zeichen für die Tristanminne) werden „die Dynamik und der Werdegang" (S. 73) von zwei (ausgewählten) *res*-Zeichen, nämlich von dem *Schachspiel* und von der *Ärztin* (bzw. der *remedia amoris*) aus dem *Tristan* durch Sziráky exemplarisch nachgezeichnet. Bei den Überlegungen zu den von Augustinus differenzierten *res-signum*-Beziehungen in Hinblick auf Gottfried werden die zwischen Zeichen und Zeichen sich entwickelnde Dynamik anhand einiger Bildermotive (Licht, Weg, Vogeljagd mit der Leimrute sowie *locus amoenus*) verdeutlicht und die aufeinander verweisenden Metaphernstränge in ihren wichtigsten Schnittpunkten (v.a. Minne

und Dichtkunst) dargelegt, sowie die unmittelbare Beziehung zwischen den Dingen anhand der Jagdszene über die kunstgerechte Zerlegung des Hirsches thematisiert und auf die Sprachkonzeption von Gottfried hingewiesen. Die Resultate der Überlegungen über das Wort als Zeichen und über die Wechselbeziehung zwischen Sprechen und Denken bzw. über die Dialektik zwischen *vox* und *verbum* werden an der Minnegrottenallegorese und der Literaturschau – also an den Stellen, wo Zeichen in einer „Zwischendimension, zwischen Wort und Ding" (S. 140) dargestellt werden – erprobt; das Verhältnis zwischen Epos und Exkurs bzw. zwischen Erzähler und Rezipienten sowie ihre Beziehung zur Sprache erläutert. Letzteres wird mit Ausführungen über die *renovatio* der Sprache bzw. über die *restitutio* der Minne bei Gottfried abgerundet. Sziráky – ihr früher formuliertes Grundprinzip verfolgend, d.h. das Gesamtbild von Gottfrieds Sprache auszuarbeiten – operiert mit den ihres Erachtens vier wichtigsten rhetorischen Figuren als Denkperspektiven (figura etymologica, Chiasmus, Antithese und Oxymoron, Vergleich und Metapher), die zudem durch ihre „Interaktionen" zur Eruierung wesentlicher Aspekte der Gottfried'schen Beziehung zwischen Sprache und Minne einen Beitrag leisten. Die Untersuchung der Literaturschau am Ende des ersten Teils dient mit der Präzisierung der früheren Fragestellungen über den Prolog und der Miteinbeziehung der diesbezüglich erzielten Ergebnisse als eine Art Zusammenfassung zur Überleitung ins nächste Hauptkapitel (Teil II), indem außer den Elementen der Gottfried'schen Dicht- und Sprachkunst auch Komponenten seiner Musikkunst – unter Berücksichtigung einiger (für das Gottfried'sche) relevanter Elemente der Orpheus-Tradition des Mittelalters – aufgegriffen und behandelt werden.

Durch die Skizzierung der Tristan-Forschung in Hinsicht auf die Musik werden zunächst manche Unzulänglichkeiten (bes. S. 370) zur Sprache gebracht und zugleich werden Aspekte eines neuen Ansatzes erörtert, d.h. mittels der Erforschung der *theoria* der mittelalterlichen Musikspekulation *„gemäss* [sic] der Musik über *Tristan* [zu] reflektieren" (S. 373). Sziráky sucht das anvisierte Ziel durch die Darlegung der Musikkonzeption und ihrer Gesetze in der mittelalterlichen musiktheoretischen Literatur und unter Einbeziehung von deren Bezügen in den redenden Künsten (Verknüpftheit u.a. von *theoria* und Dichtung, Musik und Philosophie, Musik und Grammatik, *theoria* und *numerus*, bzw. Musikspekulation in Grammatik, Rhetorik und Poetik) zu erreichen. Durch das hier Gezeigte wird dann das musikgemäße Denken Gottfrieds als organisierendes Prinzip des *Tristans* mit der Anführung von Beispielen nachgewiesen.

Im abschließenden dritten Teil wird die Wechselbeziehung zwischen Minne und Musik im Medium der Gottfried'schen Sprach- und Dichtkunst – in Auseinandersetzung mit den die Musik betreffenden, aufgeworfenen bzw. debattierten Fragen in der bisherigen Tristan-Forschung – durch die Ver-

wendung der in den früheren Kapiteln erarbeiteten Ergebnisse aus dem Sprach- und Musiktheoretischen erschlossen. Dabei wird auch der Fragenkomplex auf die Beziehung Erzähler-Held-Publikum ausgeweitet beleuchtet sowie der *huote*-Exkurs als „ein utopischer Entwurf aus dem Geiste der Weltharmonie stiftenden Minne" expliziert.

Die Fragestellung im Titel der Abhandlung impliziert bereits, dass die Möglichkeit eines neuen Ansatzes zur Behandlung einer alten Problematik in der Tristan-Forschung hervorgebracht wird, nämlich ein neuer Lese-Ansatz, durch den die Beziehung zwischen Minne, Sprache und Musik von neuen Aspekten her reflektiert und ausgedeutet wird, was der Tristan-Forschung in der Zukunft sicherlich neue Impulse zu verleihen vermag. Szirákys Studie ist daher lesenswert, nur die zahlreichen Tippfehler und manche Unstimmigkeiten vor allem durch die gemischte Anwendung der alten und neuen Rechtschreibung mindern den Lesegenuss.

Tünde Radek (Budapest)

Thomas, Alexander; Kinast, Eva-Ulrike; Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Bd. 1: Grundlagen und Praxisfelder. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003. 463 S. mit 23 Abbildungen und 14 Tabellen.

Thomas, Alexander; Kammhuber, Stefan; Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Bd. 2: Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003. 399 S. mit 7 Abbildungen und 6 Tabellen.

Infolge von zunehmender Internationalisierung und politischer, wirtschaftlicher sowie kultureller Globalisierung entstehen in Europa und weltweit neue Qualitäten der Begegnung von kulturdifferenten Werten, Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata. Solche kulturellen Fremderfahrungen gehören also in wachsendem Maße zum Alltag des Zusammenlebens und -arbeitens. Sie manifestieren sich u.a. in spezifischen Handlungs- und Kommunikationsformen. Diese „Internationalisierung" der Welt verlangt nicht nur, vom „Fremden" zu reden, sondern auch mit „Anderem" und „Fremdem" zusammenzuarbeiten. Das erfordert von den Beteiligten eine leistungsfähige Schlüsselqualifikation „interkulturelle Handlungskompetenz": Man muss kreativ verstehen, wie man mit kulturellen Differenzen so umgehen kann, dass sie die gemeinsame Zielsetzung nicht blockieren, sondern fördern. In

diesem Zusammenhang müssen sich insbesondere die (mehr oder minder) auslandsphilologisch orientierten „Germanistiken" als Teil einer interkulturellen Kommunikation im weitesten Sinne definieren; Interkulturalität – und speziell z.B. interkulturelles Lernen – werden darum zu ihren Grundaufgaben.

Das von Alexander Thomas (Professor für Sozialpsychologie und Organisationspsychologie an der Universität Regensburg), Stefan Kammhuber (promovierter Psychologe, Berater und Trainer für interkulturelle Personalentwicklung, Organisationskommunikation und Rhetorik), Eva-Ulrike Kinast (promovierte Psychologin, HR-Managementberaterin und Coach) und Sylvia Schroll-Machl (promovierte Psychologin, Trainerin und Coach) herausgegebene Opus bietet eine Fundgrube relevanter und aktueller Informationen aus dem Bereich der erörterten Disziplinen. Das behandelte zentrale Wissensgebiet „interkulturelle Kommunikation und Kooperation" wird zunächst allgemein-einführend, dann in seinen konstitutiven Teilaspekten von mehreren Autoren präsentiert, womit ein grundlegender Einblick in das gegenwärtig zunehmend bedeutsame Forschungsfeld entsteht. Das zweibändige Handbuch soll zum einen Anregungen geben, um das Potenzial aus den kulturellen Orientierungssystemen der beteiligten Partner kreativ zu nutzen, zum anderen soll es das dazu notwendige grundlagentheoretische und methodische Wissen vermitteln.

29 Autoren aus verschiedenen Ländern erläutern zumeist wissenschaftlich fundiert, jedoch stets praxisorientiert wichtige Fragehorizonte, Leitbegriffe, Konzepte und Verstehensprobleme interkultureller Kommunikation und vor allem interkultureller Kooperation sowie (wenn auch nicht in allen Fällen verlässlich und umfassend genug) den derzeitigen Erkenntnisstand der Forschung, stellen kulturspezifische Informationen zu ausgewählten Kulturregionen anhand authentischer Fallbeispiele dar, aus denen jeweils länderspezifische Kulturstandards und kulturhistorische Hintergründe deutlich werden. Somit bietet das Werk zugleich Hilfsmittel zur eigenständigen Problemanalyse und Problembearbeitung an. Die Autoren diskutieren Methoden der Diagnose, des Trainings und der Evaluation von Handlungskompetenz und erörtern zentrale Aufgaben interkultureller Betätigungen. So werden im Einzelnen Ergebnisse der Kulturstandardforschung *(A. Thomas)* in verschiedenen Weltregionen – mit den einschlägigen Kulturdimensionen und den zutage tretenden und Kulturunterschieden – geboten. Im Themenblock I leiten einführende Überlegungen zu den Möglichkeiten und Grenzen der Kulturstandardmethode (die davon ausgeht, dass Kulturstandards – als zentrale Merkmale kulturell typischer Orientierungssysteme – das Wahrnehmen, Denken, Empfinden und Handeln von Personen bestimmen) zu einer informativen Auseinandersetzung mit nationalkulturellen Besonderheiten in europäischen, amerikanischen, asiatischen und afrikanischen Ländern über. Dabei geht es – unter Rückgriff auf die

Befunde empirischer Forschungsarbeiten der jeweiligen Autoren – weniger um eine simple Vermittlung landeskundlicher Auskünfte, vielmehr um eine explorative Erschließung kulturtypischer Merkmale (und Unterschiede zu deutschen Verhaltensgewohnheiten), die für eine differenzierte und erfolgreiche interkulturelle Kommunikation und Kooperation notwendig erscheinen.

Aufgrund dieses Basiswissens wird der Leser im Themenblock II unter dem Punkt „Praxisfelder" umfassend in zahlreiche berufsfeldspezifische Bereiche eingeführt. So kann man sich mit Gewinn u.a. der „Interkulturellen Personalentwicklung in internationalen Unternehmen" (*E.-U. Kinast* und *A. Thomas*), der „Interkulturellen Rhetorik" *(St. Kammhuber)*, der „Interkulturellen Verhandlungsführung" *(St. Kammhuber)*, dem „Interkulturellen Führen und Managen" (S. Stumpf) bis hin zur Themenstellung „Frauen im internationalen Management" (*I. C. Fischlmayr* und *S. Schroll-Machl*) widmen und sich somit gleichsam über die gesamte Palette der momentan aktuellen Schwerpunkte informieren. Besonderes Augenmerk sollte den Ausführungen von E.-U. Kinast und S. Schroll-Machl über ein strategisches Gesamtkonzept für den Realitätsbereich ‚interkulturelles Handeln' (insbesondere in Unternehmen) gelten, der den ersten Band synthetisierend und obendrein sehr treffend abrundet.

Ergänzend, aufbauend und weiterführend zum Band 1 widmet sich Band 2 einzelnen Ländern und Kulturen und gibt einen Überblick über interkulturelle Problemstellungen und Anforderungen in den unterschiedlichsten Berufsfeldern, in denen Internationalität eine Rolle spielt und interkulturelle Kompetenz gefragt und gefordert ist. So nimmt er sich vor, unter dem Titel „Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit" Wissen und Erkenntnisse über kulturbedingte Verhaltensunterschiede bei Menschen verschiedener Herkunft zu vertiefen. Nach der Methode des (im ersten Band bereits ausführlich vorgestellten) „Kulturstandards" von A. Thomas werden zunächst 15 Länder, unter ihnen Tschechien, Russland, China und die USA (Ungarn leider nicht), mit ihren zentralen kulturgeprägten Merkmalen und Verhaltensausprägungen dargestellt. Damit präsentieren die Autoren eine umfassende Wissens- und Informationssammlung für eine Beschäftigung mit diesen Kulturen bzw. für ein eventuelles Arbeiten mit Menschen aus den verschiedensten Kulturkreisen. Anschließend erfolgt eine Behandlung möglicher Praxisbereiche mit Blick auf eine interkulturelle Berufstätigkeit, welche von internationalen Militäreinsätzen *(St. Kammhuber/G. Layes)* über interkulturelle Dimensionen in psychosozialer und medizinischer Praxis *(R. Salman/Th. Hegemann)* bis hin zum Thema der Multikulturalität in Schulen *(U. Wagner/R. van Dick/O. Christ)* reicht. In einem deduktiven Ansatz werden zunächst die Grundlagen interkultureller Handlungsfähigkeit beschrieben, um dann in einem zweiten und dritten Schritt detail- und wirklichkeitsnah darzustellen, was der Praktiker mit eben diesen Wissensbeständen

anfangen kann. Gleichwohl kann sich der Rezensent bei manchen Ausführungen der Länderbeschreibungen kaum des Eindrucks von gewissen didaktischen Pauschalierungen und Simplifizierungen erwehren.

Mit dem geradezu als Wegweiser für Praktiker konzipierten Handbuch ist es den Herausgebern mit dem versammelten Expertenwissen gelungen, im Grunde relevantes und zeitgemäßes theoretisches Know-how in harmonischer Symbiose mit praktikablen Einsichten, Hinweisen und Tipps (vornehmlich aus dem Unternehmens- und Trainingsalltag) zu versehen. Der speziell germanistische Ertrag des Bandes scheint allerdings recht bescheiden zu sein: Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass z.B. Alois Wierlacher,[1] Nestor der interkulturellen Germanistik (literaturwissenschaftlicher Prägung) und namhafter Erforscher von Interkulturalität, auf den insgesamt nahezu 900 Seiten nicht vorkommt. Ferner wäre kritisch zu vermerken, dass im Titel von „Interkultureller Kommunikation" die Rede ist, während im Buchinhalt zur Kommunikation recht wenig (und zur Linguistik so gut wie überhaupt nichts)[2] gesagt wird; der einzige potenziell einschlägige Beitrag „Interkulturelle Wahrnehmung, Kommunikation und Kooperation" von A. Thomas ist auch weitgehend psychologisch orientiert, geht folglich auf linguistische Aspekte kaum ein und enthält gar keine linguistische Forschungsliteratur.

Der Gesamteindruck ist, dass es sich mit dem besprochenen Werk gleichsam um eine Art Gesamtschau der verschiedenen theoretisch-methodischen Facetten und Anwendungsbereiche der Kulturstandardforschung aus der Schule von Alexander Thomas handelt. So gesehen, wäre eigentlich ein Titel wie „Psychologie interkulturellen Handelns" angebrachter gewesen. Alles in allem stellt das Konvolut jedoch eine aspektreiche und daher lesenswerte multi- bzw. interdisziplinäre Forschungs- und Praxisdokumentation dar, das gewiss zu einer grundlegenden Lektüre für Wissenschaftler, Studenten, Lehrer, Fach- und Führungskräfte in Kultur, Politik, Diplomatie, Verwaltung sowie Wirtschaft und für andere, an unterschiedlichen, jedoch vor allem an psychologischen Fragen der interkulturellen Kommunikation und Kooperation interessierte Benutzer wird.

Csaba Földes (Veszprém)

---

1 Siehe Wierlacher, Alois; Bogner, Andrea (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler Verlag, 2003.

2 Vgl. Földes, Csaba: Interkulturelle Linguistik: Vorüberlegungen zu Konzepten, Problemen und Desiderata. Veszprém: Universitätsverl., Wien: Ed. Praesens, 2003 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis; Suppl.; 1).

Tóth, József (Hg.): Quo vadis Wortfeldforschung? Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Sprache. System und Tätigkeit 49). 228 S.

Es ist keine Frage, dass das Wortfeld seit der bahnbrechenden Arbeit von Trier (1931) eines der zentralen Themen der linguistischen Semantik darstellt. Die zahlreichen Publikationen zur Wortfeldtheorie zeugen aber auch von einer fast unüberschaubaren Diversität der verschiedenen Ansätze und Methoden, was die Berechtigung der im Titel gestellten Frage begründet. Nach einer Ruheperiode seit Lutzeiers (1981) umfassendem Wortfeldkonzept scheint die Wortfeldtheorie in der heutigen Forschung neue Impulse zu erhalten und wieder in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken, sodass die Frage des Verfassers auch höchst aktuell ist. Es ist an der Zeit, eine Bilanz über den bisherigen Weg der Wortfeldforschung zu ziehen und systematisch ihre Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen. In den elf Beiträgen des Sammelbandes wird aus verschiedenen Perspektiven der eingangs gestellten Frage nachgegangen, wodurch der Leser einen Überblick über das weite Feld der Wortfeldforschung erhält und zum Weiterdenken angeregt wird.

Die ersten zwei Beiträge (von *Tóth* und *Hundsnurscher*) befassen sich mit der Entwicklungsgeschichte des Wortfeld-Konzeptes und leiten den Band mit der Skizzierung eines wissenschaftsgeschichtlichen Rahmens ein.

Tóths Rückblick auf die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Wortfeldbegriffs (S. 8-22) bemüht sich um eine sehr detailgenaue Darstellung der Theorieentwicklung von den Anfängen (Goethe und Humboldt) bis zum 20. Jahrhundert, jedoch ohne Kommentar. Die tabellarische Auflistung wichtiger Arbeiten der Wortfeldforschung nach dem Periodisierungsvorschlag des Verfassers bietet aber eine gute Orientierungshilfe in der umfangreichen Literatur, auch wenn sie auf den ersten Blick sich in Einzelheiten zu verlieren scheint.

In seinem Beitrag „Wandlungen des Wortfeld-Konzeptes" wählt *Hundsnurscher* (S. 23-36) bestimmte Anhaltspunkte, um die Geschichte des Wortfeldbegriffs interpretativ darzustellen. Nach einer Beschreibung der Grundidee des Wortfeldes von Trier werden ihre Rezeption und die sich daraus ergebenden Modifikationen diskutiert und im Lichte der verschiedenen semantischen Strömungen und sprachwissenschaftlichen Paradigmen interpretiert. Was die Frage nach der Zukunft der Wortfeldforschung betrifft, misst Hundsnurscher dem Lösungspotential von analytisch-pragmatischen Sprachkonzepten, also einer kommunikativ fundierten Beschreibung, große Bedeutung zu. Wie das methodisch durchzuführen ist und welche Modifikationen des traditionellen Wortfeldbegriffs dabei nötig sind, bleibt aber ungeklärt.

Die von *Weber* (S. 37-56) aufgeworfene Frage „Wo gibt es Wortfelder?" zielt auf die Diskrepanz und Interaktion zwischen variablen Wortfeldern in ihrer sozialen und psychischen Realität bei

den Sprechern und den auf der Tradition der aristotelischen Begriffslogik basierenden strukturierten Feldern der Wissenschaft ab. Auf dieser Grundlage versucht er mögliche Leistungen der Wortfelder herauszuarbeiten und den Status der analytischen Beschreibungen zu bestimmen.

Die nächsten zwei Beiträge sind gute Beispiele dafür, wie unterschiedlich ein Wortfeld, nämlich das der Kommunikation, beschrieben werden kann. *Harras/Proost* (S. 57-79) erarbeiten ein einzelsprachunabhängiges konzeptuelles Ordnungssystem für die Etablierung von Paradigmen kommunikativer Verben und idiomatischer Ausdrücke. Sie zeigen sehr überzeugend, dass nicht nur die intraparadigmatische semantische Struktur für die Konstituierung lexikalischer Felder Ausschlag gebend ist, sondern dass auch interparadigmatische semantische Relationen untersucht werden müssen, um auch die Makrostruktur des Lexikalisierungsbestandes eines Konzeptes beschreiben zu können. Mit der Wahl eines Konzeptes als Grundlage für die Analyse gehen viel versprechende methodische Neuerungen einher, die im Kontext der Wortfeldforschung näher untersucht und auch an anderem Material erprobt werden müssen.

Pabst (S. 80-96) nimmt sich vor, ausschließlich verbale Phraseologismen des Feldes der Kommunikation in 21 österreichischen Romanen des 20. Jahrhunderts mit Hilfe des Bühler'schen Organonmodells zu beschreiben. Ihre Analyse bleibt jedoch ziemlich intuitiv und fordert wegen spezieller semantischer Verhältnisse das Überdenken und Neudefinieren des Wortfeldbegriffs, wenn man auch Phraseologismen in der Wortfeldstruktur berücksichtigen will.

Besonders hervorgehoben werden muss der Beitrag von *Konerding* (S. 97-126), in dem methodologisch fundierte Vorschläge für die Entwicklung der traditionellen Wortfeldforschung gemacht werden. Mit der Berücksichtigung und kritischen Behandlung der Ergebnisse der bisherigen Forschung gelingt es Konerding, relevante Fragen zu erarbeiten, die als Grundlage für seine Ausführungen fungieren und gleichzeitig die Kontinuität innerhalb der Wortfeldforschung gewährleisten. Zur Präzisierung des strukturalistischen Wortfeldbegriffs schlägt er die Einbettung des Konzeptes in die Diskurspragmatik und die kognitive Linguistik vor und unterstützt seine These konsequent mit geeigneten Beispielen.

Aus fremdsprachendidaktischer Sicht plädiert *Sommerfeldt* (S. 127-140) für eine kommunikative Auffassung der Wortfelder und setzt sich zum Ziel, die für eine Textsorte typische Lexik herauszuarbeiten und damit die Textsorte lehrbar zu machen. Am Beispiel von Polizeiberichten stellt er eine auf kognitiver Grundlage (Frame/Geschehenstyp) basierende Methode vor, mit der ein für die Praxis relevantes Wortfeld erstellt und beschrieben werden kann. Die Textsortengebundenheit setzt aber zugleich Grenzen für das Erklärungspotential der hier vorgestellten Auffassung, was nicht außer Acht gelassen werden darf.

Einen zweiten Höhepunkt des Sammelbandes stellt der Beitrag von *Brdar/Brdar-Szabó* (S. 141-163) dar.

Sie gehen der Frage nach, mit welchen Strategien durch die Methode des Sprachvergleichs lokalisierte lexikalische Lücken in einem Teilbereich des Wortfeldes der verba dicendi geschlossen werden können. Diese vor allem aus kognitiver Sicht interessante Fragestellung lässt eine Reihe weiterer, für die Wortfeldforschung relevanter Fragen aufkommen, zu deren Beantwortung das Autorenpaar die systematische Einbeziehung der Kognitiven Grammatik von Langacker („construal" Konzept) vorschlägt. Ihre an deutschen, englischen, kroatischen und ungarischen Beispielen durchgeführte Untersuchung der prädikativen Metonymie zur Schließung der lexikalischen Lücken liefert überzeugende Ergebnisse.

Dupuy-Engelhardt (S. 164-188) stellt ihre 1987 im Zeichen der Coseriu'schen Lexematik durchgeführte Wortfelduntersuchung vor. Aus heutiger Sicht beachtenswert sind ihre Modifizierungsvorschläge, da sie in konzeptuellen bzw. kommunikativen Wortfeldkonzepten in etwas anderer Gestalt wiederkehren und dort auch ihre theoretische Fundierung erhalten.

Tóth (S. 189-204) präsentiert in seinem zweiten Beitrag die Ergebnisse seiner kontrastiven Untersuchung deutscher und ungarischer Geschehensverben. Das methodische Vorgehen basiert auf der Sem-Analyse mit Einbeziehung der Valenz der einzelnen Verben. Es wird nicht geklärt, auf welche Wortfelddefinition der Verfasser Bezug nimmt und es fehlt – gerade wegen der oben zum Vorschein gekommenen Methodenvielfalt – eine stichhaltige Begründung der hier gewählten Methode.

Ebenfalls kontrastiv untersucht *Csiky* (S. 205-226) das verbale Wortfeld von *Wachsen*, das seiner Meinung nach einen prototypischen Aufbau aufweist. Die festgestellten interlingualen Asymmetrien führt er auf die unterschiedliche Beschaffenheit der semantischen Zentren in den zwei untersuchten Sprachen zurück und kombiniert bei der Analyse die Merkmalsemantik mit Erkenntnissen der Prototypentheorie, wobei noch weitere Präzisierungen der Methode notwendig wären.

Die hier gebotenen Antworten auf die Frage nach der Zukunft der Wortfeldtheorie sind sehr unterschiedlich ausgefallen, was auch zu erwarten war. Das größte Verdienst des Sammelbandes ist, dass er mit der Darstellung der verschiedenen nebeneinander bestehenden Standpunkte und Vorschläge renommierter Wortfeldforscher und Nachwuchswissenschaftler eine Grundlage für eine Diskussion vorlegt, deren Weiterführen in größeren Kreisen unentbehrlich für die Entwicklung der Theorie wäre. Es ist zu hoffen, dass der Sammelband dieses Ziel tatsächlich erreicht.

András Komáromy (Budapest)

Turk, Horst: Philologische Grenzgänge. Zum Cultural Turn in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003. 520 S.

Die inter- und transdisziplinär ausgetragenen kulturwissenschaftlichen Debatten der letzten Jahre haben einen bis in die Kultur- und Hochschulpolitik reichenden Argumentationsraum geschaffen, in Bezug auf den sich wissenschaftliche Disziplinen und kulturbezogene Praxen, ob ablehnend oder zustimmend, immer dringender zu positionieren haben. Auch sind die genannten Debatten inzwischen in eine Phase eingetreten, in der es gilt, auf die ersten Grundsatzdiskussionen eine ruhigere (Wieder-)Bearbeitung dessen folgen zu lassen, was bis jetzt als Gegenstand ausdifferenzierter wissenschaftlicher Disziplinen entworfen und untersucht wurde. Horst Turks Buch stellt, diesem Anspruch verpflichtet, einen materialienreichen interpretatorischen Versuch dar, die Kultur- und Literaturgeschichte der Moderne seit 1800 von der gegenwärtigen Entwicklungslage aus neu zu verstehen. Für die argumentative Qualität der Monographie spricht dabei, dass der Autor der kulturwissenschaftlichen Bewusstseinslage entsprechend auch nicht versäumt, beruhigenden wie enttäuschenden Vereinfachungen, Binarisierungen und Entweder-Oder-Alternativen mit einem auf die Komplexität gerichteten Augenmerk – stellenweise auch den Leser herausfordernd – zuvorzukommen.

Auf die viel diskutierte und kulturwissenschaftlichen Ansätzen gegenüber immer wieder gestellte Frage, ob man mit dem kulturologischen Denkrahmen nicht allzu weit weg vom Anspruch jeglichen sozialhistorischen Wirklichkeitsbezugs bzw. zu nahe an fiktionalistische bzw. ästhetisierende Postulate rückt, wird gleich im Vorwort im Sinn eines Weder-Noch festgehalten, dass man die Kompetenzen der literarischen, im weiteren Sinn ästhetischen Praxis („mimetische Darstellung", „Repräsentation", „ästhetische Distanzierung", S. 8), sinnvoll nur in ‚wirklichen' Zusammenhängen, als eine ebenso ernst zu nehmende wie alltägliche Art der Distanzierung von bzw. der Identifikation mit der ‚Welt' betrachten kann, die sich in Konkurrenz zu anderen Praktiken der Wirklichkeitsmodellierung befindet bzw. behauptet. Die „philologische Paradigmatisierung" (S. 9), der das vorliegende Buch vorwiegend gewidmet ist, wird nicht durch irgendeine Sonderstellung von Kunst und Literatur ermöglicht, sondern durch die im Wechselspiel von „Depotenzierung" und „Potenzialisierung" (S. 11), „Post- und Präfiguration" (S. 10) erfolgende Mitgestaltung von Vorgegebenem. Ihre Schlüsselbegriffe werden im zweiten Kapitel des Buches („Konzepte") auf Grund einer Diskussion der Metapher des „kulturellen Textes" und ihrer Auslegung im Sinne der „Poetik der Kultur" entwickelt. Auf dem „Feld der [...] Paradigmatisierung", auf dem für die Gesellschaft konstitutive „Modelle" jeglicher Art „ausgehandelt" (S. 145) werden, macht es keinen Sinn, sich ohne Binnendifferenzierung auf den Gegensatz von „vorfinden" und

„erfinden" (S. 151) festzulegen. Sinnvoll und konstitutiv ist vielmehr – sowohl in gesellschaftspolitischer, als auch in gesellschaftsgeschichtlicher Hinsicht – der Vielfalt konstitutiver Praktiken und Strategien der Wirklichkeitsmodellierung nachzugehen. Rhetorisch-historiographisch, ethnographisch und kultursoziologisch nennt und behandelt Türk die Kategorien des *„emplotment"* (Implementierung mit Handlungsmustern), des *„enactment"* (Implementierung mit Performanzen) und des *„commitment"* (Implementierung mit Diskursanschlüssen, S. 138). An deren Unterschieden kann man gut ablesen, dass die Verabschiedung des wahrheitstheoretischen Dilemmas keinen differenzlosen Raum hinterlässt. Im Rahmen der Paradigmatisierung durch „Selbsterzählungen", „Selbstinszenierungen", „Selbstbeschreibungen" und „Selbstreflexionen" (S. 145) der Gesellschaft lassen sich – Vorgängermodelle depotenzierend oder potenzialisierend – Handlungen, Ereignisse, Szenarien und Diskurse als mitgestaltende Faktorenhistorisch-singulärer Konstellationen ausmachen. Entsprechend diesem kulturpoetologischen Ansatz kann man auch von der „Kultur als Text" zum „kulturellen Text" übergehen, der „buchstäblich", „metaphorisch" und „metatextuell" (S. 156) zu nehmen ist, je nachdem auf welcher Ebene Phänomenbereiche ins Spiel gebracht bzw. beschrieben werden.

Dadurch ist nicht nur ein Problem (die Frage nach dem heuristischen Wert der Leitmetapher kulturwissenschaftlicher Diskussionen) aus dem Weg geräumt sowie der Literatur und Kunst ein solides Recht zur Mitwirkung an der Gesellschaft zugesprochen, sondern auch der Komplexitätsreduktion vorgebeugt worden. Nun kann sich der Autor Fällen widmen, die gerade in ihrer Singularität paradigmatisch genannt werden können. Die einzelnen Kapitel des Buches tragen diese theoretischen Prämissen auch mit entsprechend provokativer Kraft zur Schau, indem sie unter anderem in Diskurse (etwa über die deutschsprachige Philosophie, Wissenschafts-, Politik-, und Sozialgeschichte) ‚eingreifen', in denen eine derartige Grenzüberschreitung – es handelt sich wohlgemerkt um deutschsprachige Diskurse! – nicht selbstverständlich ist. Umso mehr hängt das Glücken des Vorhabens davon ab, ob es dem Verfasser gelingt, Philosophen, Soziologen, Politologen und Historiker einerseits, und Philologen andererseits, und zwar *in einem Zug* zu überzeugen, dass ein Lektüreunternehmen wie dieses (da sträuben sich die ersteren) gerade an diesem Material (eine Herausforderung für letztere) Gewinn bringend ist.

Ein gängiges Argument kulturwissenschaftlicher Debatten ist der Hinweis auf die deutsche Verdrängung der europäischen wie der deutschen Ursprünge des Cultural Turn in der Historischen Kulturwissenschaft. Auf diese durchaus begründete historische Kontextualisierung (H. Böhme) geht der Autor in dieser Form nicht näher ein. Statt dessen setzt er im Kapitel „Debattenrahmen" gleich zu Beginn des Buches mit einer Analyse einschlägiger Positionsnahmen an. Er verfolgt, wie in unterschiedlichen – sozialen, ethi-

schen, religiösen, politologischen – Diskursen, beginnend mit den 20er Jahren, Kultur zu einem Problem gemacht und ein Differenzierungspotential entfaltet wird, das möglicherweise auch Lösungen für den Cultural Turn bereitstellt. Zur Grundlage dieser These dient die bei einzelnen Autoren nachgewiesene Erkenntnis, dass die viel beschworene Krise der Kultur lediglich die Möglichkeit bzw. Aktualität von „Entscheidungen" (S. 56) zwischen „prägende[n]" kulturellen „Sinn- und Deutungsmuster[n]" (S. 38) eröffnet. Eine Erkenntnis von dieser Reichweite sei bei Autoren wie Ernst Troeltsch, Hermann Cohen, Max Weber und Gershom Scholem, anders als bei Carl Schmitt, die „Entscheidung" für einen Kulturbegriff, in dessen Zeichen Diskurse in gerade dem Maße transparent für einander werden, in welchem sie anderweitigen Kulturerscheinungen, als den eigens verhandelten, Zugeständnisse machen. Diese problemgeschichtliche Spurensicherung erfolgt durch eine, für das Turk'sche Lektüreverfahren grundsätzlich charakteristische Inszenierung teils nachweislich geführter, teils nicht geführter Debatten der Autoren, in deren Rahmen der Verfasser seine „Grenzgänge" in Form transtextueller *close readings* positioniert.

Das für das ganze Buch zentrale zweite Kapitel „Konzepte" verfolgt die für den Cultural Turn paradigmatische Entwicklung kultureller (wie kulturologischer) „Entscheidungen" bei Gesellschaftstheoretikern des späteren 20. Jahrhunderts weiter und reformuliert sie als Geschichte der „Unterscheidungen". Wie die Auseinandersetzung mit Niklas Luhmanns und Pierre Bourdieus jeweils unterschiedlichen Funktionalisierungen der ästhetischen Sphäre fürs Soziale – als Medium der Selbstbeobachtung (Luhmann) bzw. als relativ autonomes, jedoch soziologisch auszuleuchtendes Feld (Bourdieu) – zeigt, hat Kultur nicht aufgehört ein problematisierbarer Fundus für die Gesellschaftstheorie zu sein. Dies versucht der Autor zu nutzen, indem er die Fragerichtung ändert, und, nicht die Kultur von der Gesellschaft her, sondern die Gesellschaft von der Kultur her angehend, die Weber'sche verstehende Soziologie für einen geeigneten Kandidaten hält, das durch den Zerfall der Metaerzählungen, der politischen Geschichte, schließlich der Sozialgeschichte gegenwärtig freigewordene „Terrain für eine veränderte Referenznahme" (S. 90) kulturwissenschaftlich in Besitz zu nehmen. Dies erfolgt im Rekurs auf die Weber'sche „Erschließung der Kulturbedeutungen" (S. 92), welche durch Berücksichtigung der „*möglichen* Wertbeziehungen" (S. 88) historischen Individualkonstellationen (getragen auch und gerade durch Kunst und Literatur) gerecht zu werden vermag. In „Weiterführung des Weber'schen Ansatzes" (S. 91) geht die Kulturkritik (auch als Problem) in die Kritik der Kultur über und eröffnet für die philologische Analyse die Möglichkeit, sich trotz bzw. dank ihrer Entfaltung „möglicher Wertungsstandpunkte" (S. 87) selbst zu positionieren und zugleich als integraler Bestandteil der Gesellschaft zu fungieren. An dieser Stelle wirkt sich über die Weiter-

führung des soziologischen Debattenrahmens hinaus der Rückgriff auf die rhetorisch-historiographischen (H. White) und ethnographischen Konzepte (C. Geertz) aus: Man ist *in concreto* an der Schwelle von *sinn*vollen Textanalysen auch für die Sozial- sowie Kulturwissenschaft, an der glücklichen Verbindung der Poetik *mit* der Politik der Kultur, damit bei der In-Kraft-Setzung philologischer Paradigmatisierungen angelangt.

Die sich anschließenden drei großen Abschnitte des Buches beschäftigen sich mit exemplarischen Fällen philologischer Paradigmatisierung. Im dritten Kapitel „Paradigmen der Moderne: Walter Benjamin, Robert Musil, Bertolt Brecht" wird die „zeitdiagnostische Analyse der Virtualisierung und Habitualisierung im politisch-kulturellen Verhaltensfeld" (S. 207) der Moderne nicht im Rahmen einer narratologischen, sondern im Rahmen einer theatrologischen, performanzorientierten Diskussion vorgenommen. Diese bezieht sich – jeweils integrierend und differenzierend – auf das Dramatische, Theatralische, Gestische und Performative der Darstellung in ihrem Funktionswert für die „Virtualisierung des Lebens und der kulturellen Kodierungen" (S. 208). Turk verortet die Differenzen der theatrologischen Modelle Benjamins, Brechts und Musils in theatergeschichtlichen Zusammenhängen und untersucht sie auf die Frage hin, inwieweit die drei Theoretiker durch die Ummodellierung dramatischer Darstellungsformen zugleich eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Erfahrung sowie eine Korrektur der Erfahrung der Moderne in Kraft gesetzt haben. Der Zugriff des Theaters aufs Wirkliche erfolge bei Benjamin durch das „Konzept einer Bewahrheitung in den Vollzugsgestalten der Performanz" (S. 215) als Teilhabe am Wirklichen, bei Brecht hingegen durch die „Trennung der Elemente" (S. 189) in der „Explikation des Theaters als Theater" (S. 215). Musil vereinige Vollzug und Trennung bzw. virtualisiere im Rückkehreffekt Wirkliches durch Hervorkehrung der lebenspraktischen Theatralik etwa der „Gebärdensprache" (S. 198) sowie des „pantomimische[n] Element[s] des Lebens" (S. 221). Dabei erläutert Turk die Differenzen der drei Modelle ebenso, wie er ihre zeit- und problemgeschichtlichen Kongruenzen im Begreifen des am Beginn des 20. Jahrhunderts deutlich gewordenen Problems des bürgerlichen Individualismus als soziale Rahmenbedingung erkennbar werden lässt.

Auch das vierte Kapitel „Geteilte Geschichten" verfolgt den eingeschlagenen Weg der Untersuchung konvergierender und divergierender Modellierungen weiter. Unter expliziter Heranziehung des Bourdieu'schen Analyseinstrumentariums „literarische[r] Felder" wird hier den Rahmenbedingungen der „sittlich-politischen Bindung des Ästhetischen" (S. 234) nach 1945 bei Theoretikern und Dramatikern der beiden deutschen Länder nachgegangen. Dabei zeigt sich, dass der ‚Teilung' der Felder in beiden Sinnen des Wortes ebensoviel „Partizipation in der Division" als „Division in der Partizipation" (S. 250)

zugrunde liegt, was sich durch Formen der jeweiligen Teilhabe am ‚Erbe' der Klassik bzw. der Klassischen Moderne belegen lässt. Wie komplex sich dabei die Konvergenzen und Divergenzen feldinterner und feldexterner Beziehungen ergeben können, zeigt die Analyse zum einen in Bezug auf Parallelen zwischen Gadamer und Lukács (auch im Vergleich zum Literaturbegriff Adornos und Barthes vor dem Hintergrund des deutschen bzw. französischen Feldes), zum anderen in Bezug auf das Konkurrenzverhältnis einander scheinbar nahestehender Entwürfe wie der theoretischen und dramatischen Shakespeare- und Brecht-Anleihen von Peter Hacks und Heiner Müller. Besonders interessant ist dabei die Darstellung der Bedingungen, unter denen eine Differenz wie die der Müllerschen Radikalität durch das *enactment* und der Hackschen Konformität durch das *emplotment* zur einer Sanktionierung von Seiten des literarischen Feldes unter beinahe umgekehrten Vorzeichen führen konnte.

Das umfang- und detailsreichste fünfte Kapitel „Im Bann der Szenarien und Diskurse" geht schließlich entlang der historischen Beispiele Goethes, Wagners und Jean Pauls der „empragmatisierenden" (S. 281) Wirksamkeit von Literatur in „Szenarien" und „Diskursen" im Bereich der Mythosrezeption und der Identitätsphilosophie um und nach 1800 nach. In spannenden textorientierten Analysen modernitätsverpflichteter ‚Arbeit am Mythos' wird zuerst die These entwickelt, dass die Goethe'sche *Iphigenie* auf der Basis einer ‚archaischen' Überbietung der Euripeidischen Grundlage eine „Mythisierung der Humanität" statt einer „Humanisierung des Mythos" (S. 288) betreibt. In direktem Anschluss daran analysiert Turk Wagners „mythenkritische" (S. 307) und zugleich mythopoetische Annäherung an die Opernvorlagen und stellt fest, dass Wagners Werk (namentlich *Der Ring des Nibelungen*) auf einer – auch in philologischer Hinsicht rekapitulierbaren – Revision und „Dekonstruktion" (S. 330) des Sophokles'schen Ödipus-Mythos beruht. In Abhebung vom Herderschen bzw. romantischen Konzept einer ‚neuen Mythologie' handele es sich dabei statt um eine „historische[] Arbeit am Mythos [um] einen Fall der mythologischen Arbeit an der Geschichte" (S. 320). Schließlich ist der Jean Paul-Abschnitt der Auseinandersetzung mit dem Paradigma des sich selbst setzenden ‚Ich' in der zeitgenössischen Philosophie gewidmet. Wie Turks Romananalysen darlegen, geht es dabei Jean Paul vor allen Dingen darum, die „Ineffizienz ‚des Ich'" (S. 392) ins *enactment* multiplizierter Ich-Funktionen aufzulösen, wodurch die weltbezogene „Individualität des Idealmenschen" (S. 440) hervorgekehrt und dieser in die Lage versetzt wird, „neben der Identifikations- und der Distanzierungsfunktion auch eine Solidarisierungsfunktion im Prozess der Vergesellschaftung wahrzunehmen" (S. 450).

Horst Turks Monographie ist nicht als Einstieg in kulturwissenschaftliche Fragestellungen konzipiert. Zum Verständnis seines ‚starken' Konzeptes bedarf es sowohl einiger Vorschulung

als auch einer gewissen Lust am Experimentieren mit Interpretationen. Desto mehr eignet es sich als Medium des disziplinären Austausches zwischen den ‚Feldern' der Philosophen, Soziologen, Politologen, Historiker, Philologen und Kulturwissenschaftler. Noch mehr bietet es sich aber zur feldinternen Diskussion zwischen Kulturwissenschaftlern und Literaturwissenschaftlern an – zu einer Diskussion, die sich in der gegenwärtigen Phase kulturwissenschaftlicher Debatten besonderer Aktualität erfreut.

Endre Hárs (Szeged)

Berichte der Institute 2004

Loránd-Eötvös-Universität (ELTE) Budapest
Germanistisches Institut
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSION

„Zwischen Sprachen unterwegs. Eine Konferenz der ehemaligen Werfel-Stipendiaten zu Fragen der Übersetzung und des Kulturtransfers". Organisiert von Dr. Edit Király (Wien, 24-25. Mai)

NEUE DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Réka Sánta-Jakabházy: Form und Identität in der rumäniendeutschen Literatur

Ferenc Wünsch: Historische Romane in der Weimarer Republik

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Amália Kerekes: „Schreibintensitäten. Alterationen der journalistischen Wahrnehmung im Spätwerk von Karl Kraus"

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Die deutsche Regionalliteratur aus Ungarn im internationalen Kontext". OTKA. Laufzeit: 2001-2004. Leitung: Prof. Dr. László Tarnói

„Lexikon deutschsprachiger Autoren aus Südosteuropa". Gemeinsames Projekt mit dem IKGS München. Laufzeit: 2000-2004. Leitung des ungarischen Teams: Prof. Dr. Antal Mádl. Organisation: Dr. András Balogh

„Narrative Modelle und Strategien, Sprachreflexion und Interkulturalität in der deutschsprachigen und ungarischen Literatur der ‚klassischen Moderne'" (OTKA T047146). Leitung: Prof. Dr. Magdolna Orosz

GASTVORTRÄGE

Prof. Dr. August Stahl (Universität des Saarlandes) – Vorlesungsreihe über die Volksbücher (Oktober)

Prof. Dr. Pierre Béhar (Universität des Saarlandes) – Vortrag über den Josephinismus (Mai)

Prof. Dr. Jens Haustein (Friedrich-Schiller-Universität Jena) – Vortrag über Wolfram von Eschenbach (Oktober)

SONSTIGES

Jahrestagung des Gemischen Komitees für Literatur- und Kulturwissenschaften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (Budapest, 9.-11. September)

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Korpusbezogene linguistische Analysen" (Workshop, 24. April)

NEUE DISSERTATIONEN

Ágnes Fekete: „Temporale Deixis in gesprochener Sprache – Untersuchung in einer ungarndeutschen Varietät"

Katalin Horváth: „Modalität im Deutschen und Ungarischen"

Ágnes Huber: „Sprache und Identitätsbewusstsein der Ungarndeutschen"

Emese Kollár: „Wortbildung in der Sportberichterstattung"

András Komáromy: „Das lexikalische Feld der Bewegungsverben im deutsch-ungarischen Kontrast"

Renáta Kriston: „Erstellung des Fachwörterbuchs für Tourismus, Hotellerie, Gastronomie"
Eszter Kukorelli: „Tempusgebrauch in der gesprochenen und geschriebenen deutschen Gegenwartssprache"
Dániel Lakatos: „Plausible Schlussverfahren in der linguistischen Argumentation"
Csaba Marinkás: „Gespanntheit und Ungespanntheit der Vokale in ungarndeutschen Dialekten"
Péter Stefanovits: „Neue Verweisstrukturen für allgemeine einsprachige Computerwörterbücher"

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Szilvia Szatzker: „Die Grammatikalisierung von *werden/würde* + Infinitiv im Neuhochdeutschen (1650-2000)"

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Ungarndeutscher Sprachatlas: Die Vorbereitung der Karten bezüglich Südost-Transdanubien". Laufzeit: 2003-2005, Leitung: Prof. Dr. Karl Manherz, Dr. Koloman Brenner
„Satztypen und Satzmodi kontrastiv deutsch-ungarisch" (OTKA T037670). Laufzeit: 2002-2004, Leitung: Dr. Attila Péteri
„Zweisprachiges terminologisches Wörterbuch zur Linguistik" (Projekt der Doktoranden am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik) Laufzeit: 2004- 2005
„Projekt Ungarndeutsche Minderheiten" (gefördert vom Ministerium für Bildung und Erziehung), Laufzeit: 2004-2005.
Teilprojekt: Zur Sprache der ungarndeutschen Minderheit um die Jahrtausendwende (Leitung: Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi, Dr. Maria Erb)

FORSCHUNGSAUFENTHALTE
Dr. Rita Brdar-Szabó: Gastdozentin an der LMU München im Rahmen des Erasmus-Mobilitätsprogramms, Blockseminar zum Thema „Metapher und Metonymie im Sprachvergleich" (Mai).
Dr. Koloman Brenner: Gastdozent im Rahmen des ERASMUS-Programms am Institut für Translatologie der Universität Helsinki (November)
Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi: Gastdozentin an der LMU München. Veranstaltung: „Variation des Deutschen" (November)

PERSONALIA
Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi – Ernennung zur Universitätsprofessorin
Katalin Horváth – Ernennung zur Universitätsassistentin
Mónika Kiss-Béres – Ernennung zur Universitätsassistentin
Dr. Roberta Rada – Ernennung zur Oberassistentin

GASTVORTRÄGE:
Prof. Dr. Wolf-Dieter Krause (Potsdam): Aspekte der Textsortenforschung (17. März)
Prof. Dr. Livia Adamcová (Comenius Universität Bratislava): Probleme bei der Vermittlung einer deutschen Aussprachenorm in DaF (September)
Blockveranstaltung: Prof. Dr. Wolf-Dieter Krause: Ausgewählte Aspekte der Textlinguistik (17. März-1. April)

Gáspár-Károli-Universität der Reformierten Kirche (KRE) Budapest
Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Ungarn in Europa". Internationales Symposion. Veranstalter: Der Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur. Förderung: KRE (3.-4. Juni)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Szilvia Ritz: „Der Österreich-Begriff in Schnitzlers Schaffen. Analyse seiner Erzählungen"

FORSCHUNGSPROJEKTE

„NÉMET SZÓkapcsolatTÁR: újtípusú didaktikus szótár elmélete és gyakorlata" (OTKA F 04397 / 2004). Laufzeit: 2005-2007. Leitung: Dr. Zita Hollós

PERSONALIA

Márta Nagy – Ernennung zur Assistentin

Dr. László Klemm – Ernennung zum Oberassistenten

Dr. Anita Czeglédy – Forschungsaufenthalt und Vortrag in Saarbrücken im Rahmen eines Erasmusprojektes (Juli 2004); „Ludwig Hatvanys *Das Verwundete Land*", Vortrag auf der Konferenz „Ungarn in Europa"

Dr. Zita Hollós – „Wörterbücher der neueren Generation", Vortrag auf der Konferenz „Ungarn in Europa"

Márton Kalász – „‚Monsieur, wir finden uns wieder' – Franz Fühmann und die Ungarn", Vortrag auf der Konferenz „Ungarn in Europa"

Dr. Isabella Kesselheim – „Das Ungarn-Bild Max Reinhards im Wandel", Vortrag auf der Konferenz „Ungarn in Europa"

Dr. László Klemm – „Kontrolliertes und also automatisiertes Theater", Vortrag auf der internationalen Tagung der Ungarischen Nachwuchsgermanisten „Marionetten und Automaten oder Mechanisierung und Automatisierung in der Literatur" (Oktober)

Dr. László Klemm – „Ungarn-Bezüge in deutschsprachigen Theaterkritiken deutschsprachiger Stücke in Pest Ofen 1836-1847", Vortrag auf der Konferenz „Ungarn in Europa"

Dr. Szilvia Ritz – „Sprachskepsis und Ichzerfall bei Arthur Schnitzler", Vortrag in Szombathely „GESUS Internationale Konferenz" (Mai)

Dr. Szilvia Ritz – „Europäische und ungarische Züge in den Werken von Franz Molnár", Vortrag auf der Konferenz „Ungarn in Europa"

Dr. Ferenc Szász – Die Aufnahme der ungarischen Literatur im deutschen Sprachraum um die Jahrtausendwende, Vortrag auf der Konferenz „Ungarn in Europa"

Dr. Pál Uzonyi – Produktive Jahre in der deutsch-ungarischen und ungarisch-deutschen Lexikographie um die Jahrhundertwende, Vortrag auf der Konferenz „Ungarn in Europa"

SONSTIGES

Prof. Dr. August Stahl (Universität des Saarlandes) – „Sebastian Brant: Das Narrenschiff " Vorlesungen in Blockform (4.–15. Oktober)

Universität Debrecen (DE)
Institut für Germanistik

NEUE DISSERTATIONEN

Zsófia Babai: „Sprachgeschichte"
János Barna: „Übersetzungstheoretische Probleme des Wirtschaftdeutschen"
Zsuzsa Ablonczy-Nádor: „Deutsche und niederländische Reiseliteratur im 18. Jahrhundert"
Judit Gyöngyi Balogh: „Heimatliteratur"
Andrea Benedek: „Musikalität bei Paul Celan"
Gizella Boszák: „Relativpronomina im Deutschen, verglichen mit dem Ungarischen und Rumänischen"
Ildikó Czap: „Hermann Broch"
Márta Faragó: „Kausalität"
Enikő Ferenczi: „Textstruktur bei Heinrich Böll"
Erika Garics: „Elias Canetti"
László Harman: „Phonetik"
András Horváth: „Räume, Rilke"
Andrea Horváth: „Frauenliteratur, weibliches Schreiben in den Werken von B. Frischmuth"
Réka Kiss: „Maskenspiel, Spielfiguren und Ich-Figurationen der Autorrolle"
Orsolya Koskai: „Ökolinguistik"
Beatrix Kricsfalusi: „Metadramatische Tendenzen im deutschsprachigen Drama der 70er und 80er Jahre"
Edit Kristóf: „Lexikographische Darstellung deutscher Modalpartikeln"
Kornélia Marinecz: „Konversationsanalyse"
Nóra Máté: „Die Untersuchung der sozialen Kategorisierung mit konversationsanalytischen Methoden"
Andrea Molnár: „Die Verwandlung der Erzähltexte unter medialen Bedingungen"
Erzsébet Molnár: „Textlinguistik"
Enikő Riskó: „Die Analyse literarischer Werke aus psychoanalytischer Sicht am Beispiel der Werke Hermann Hesses"
Mónika Sajgál: „Kognitive Linguistik"
Csilla Szabó: „Gesprächsanalyse"
Emese Szabó: „Die Spuren frühromantischer Dichtung in der Poesie der niederländischen ‚Fünfziger'"
Gabriella Szögedi: „Motivforschung in der Barocklyrik"
Laura Truckó: „Lexikologie"
Krisztina Turcsán: „Rilke"
Ildikó Vékony: „Begriff und Funktion der Weiblichkeit in ausgewählten Prosatexten von Botho Strauß"

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Zsuzsanna Darai: „A kompozicionalitás elve Frege szemantikájában, a Montague-grammatikában és a diskurzusreprezentációs elméletben" [Das Prinzip der Kompositionalität in der Semantik von Frege, in der Montague-Grammatik und in der Diskursrepräsentationstheorie]
Marianna Sőrés: „Der Beruf des Dichters. Elias Canettis poetische Auffassung im Spiegel seiner Autobiographie"
Eszter Pabis: „Die Schweiz als Erzählung. Nationale und narrative Identitätskonstruktionen in Max Frischs Stiller, Wilhelm Tell für die Schule und Dienstbüchlein"

FOSCHUNGSPROJEKTE

„Semantische Intuitionen als linguistische Daten". OTKA F042664, Teilnehmer: Dr. Péter Csatár, Dr. Orsolya Farkas, Gergely Tamás Pethő.
„Literatur in Kontext". Kooperation des Lehrstuhls für Germanische Sprachen und Kulturen unter der Leitung der Universität Wien.

PERSONALIA

Dr. habil. Anna Molnár – Ernennung zur Institutsleiterin am Institut für Germanistik

GASTVORTRÄGE

Prof. Dr. Bernhardt Kelle (Freiburg): Der ‚südwestdeutsche Sprachatlas': Planung und Durchführung eines Langzeitprojektes (5. Oktober)

Prof. Dr. Peter Finke (Bielefeld): Die Alte und die Neue Wissenschaft. Wissenschaftstheorie und Wissenschaftspraxis im Umbruch (Vorlesung anlässlich einer Ehrendoktorentitelverleihung durch die Universität Debrecen, 3. Juni)

Prof. Dr. Arie Verhagen (Leiden): Implikationen für die Grammatiktheorie. Wege-Konstruktionen im Niederländischen und in anderen germanischen Sprachen (27. April)

PERIODIKA

Sprachtheorie und germanistische Linguistik, 14 (2003) Debrecen & Münster. Gegründet und herausgegeben von András Kertész. Verlag Nodus Publikationen Münster & Kossuth Egyetemi Kiadó Debrecen.

Acta Neerlandica, 3 (2004) Debrecen. Herausgegeben von Herbert van Uffelen, Katalin Beke, Gábor Pusztai, Márta Kántor-Faragó und Gert Loosen. Kossuth Egyetemi Kiadó.

SONSTIGES

Prof. Dr. Jerzy Koch (Wroclaw): „Kolonialliteratur von Südafrika" (Blockseminar im April).

Prof. Dr. Peter Finke (Bielefeld): „Einführung in die Sprachphilosophie" (Blockseminar im Mai)

Prof. Dr. Bernhard Kelle (Freiburg): „Einführung in die Soziolinguistik" (Blockseminar im September)

Dr. Gerard Termorshuizen: „Literatur von Niederländisch-Indien" (Blockseminar im September)

Univ.-Prof. Dr. Sigrid Schmid (Salzburg): „Feminismus" (Blockseminar).

Dr. Zoltán Szendi (Pécs): „Probleme der Lyrik. Rilke" (Blockseminar).

Dr. habil. Anna Molnár: „Grammatikalisierung: Modalverben, Modalpartikeln" (Blockseminar an der E.M. Arndt Universität Greifswald, am Lehrstuhl für Deutsche Philologie im Januar)

Gergely Pethő: „Pragmatik und Diskursanalyse" (Blockseminar an der Universität Freiburg im Januar)

Péter Csatár, Gergely Pethő: Teilnahme und Posterpräsentation an der Konferenz Semantic intuitions as linguistic data. Konferenz über linguistische Strukturen, 01. 28. 2004, Universität Tübingen

Péter Csatár, Gergely Pethő: Teilnahme und Vortrag an der Psycholinguistischen Sommerakademie in Balatonalmádi, 05. 03. 2004 (Titel des Vortrags: Szociális elvárások és a metaforák esztétikai értékelése [Soziale Erwartungen und die ästhetische Bewertung von Metaphern]).

Károly-Eszterházy-Hochschule (EKF) Eger
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Sprache, Literatur, Kultur und Politik im Spiegel der Forschung". Interdisziplinäre Konferenz anlässlich des Tages der Ungarischen Wissenschaft. Veranstalter: Dr. Mihály Harsányi (11. November)

NEUE DISSERTATIONEN

Dr. Márta Zagyvai Dr. Murányiné: „Fachlexikographie der Chemie"

Éva Varga Kovácsné: „Lehrwerkanalyse"

Irén Virág: „Erziehung und Bildung des ungarischen Hochadels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts"

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Die Rezeption der ungarischen Literatur in den Beiblättern von Pressburger und Pest-Ofener deutschsprachigen Zeitungen 1810-1848" (OTKA D 048659). Laufzeit: 2004-2005. Leitung: Dr. Rozália Márkus Bódyné

PERSONALIA
Dr. Mihály Harsányi – Ernennung zum Lehrstuhlleiter
Dr. Márta Zagyvai Dr. Murányiné – Ernennung zur Hochschuldozentin

SONSTIGES
Periodika: *Germanistische Studien* Bd. V (2004) (Hg. Domonkos Illényi)

Universität Pécs (PTE)
Institut für Germanistik
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur

VERTEIDGTE DISSERTATIONEN
Edina M. Sándorfi: „Az (a)mimetikus képiség, tapasztalás és performativitás rejtett esztétikája Goethe, Fontane és Rilke szövegeiben" [Die verborgene Ästhetik der (a)mimetischen Bildlichkeit, Erfahrung und Performativität in den Texten von Goethe, Fontane und Rilke]

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Die Formen der Modernität in der Donaumonarchie um die Jahrhundertwende (19./20. Jahrhundert)". Laufzeit: 2004-2006. Projektleitung: Dr. Zoltán Szendi

SONSTIGES
Autorenlesung von Reiner Kunze. Begrüßung: Márton Kalász, Vorsitzender des Ungarischen Schriftstellerverbands; Moderation: Hans-Henning Paetzke (5. Mai).
„Denkformen und Wertsysteme in Wolfgang Koeppens Nachkriegstrilogie". Buchpräsentation von Hilda Schauer (10. November).
„Prosa, Poeme, Projektionen". Lesung des österreichischen Autors Thomas Northoff (18. November).
„Deutsche Lyrik des 13.-15. Jahrhunderts". Blockvorlesung von Dr. Anton Schwob (12.-24. April).
„Deutschsprachige Literatur von 1890 bis 1945". Blockvorlesung von Dr. Beatrix Müller-Kampel (25. April-9. Mai).
„Österreichische Erzählprosa seit 1945". Blockvorlesung von Dr. Kurt Bartsch (3.-13. Mai).
„Goethes Römische Elegien". Blockseminar von Dr. Rainer Hillenbrand (28. September-6. Oktober).
„Fachliterarische Texte vom Barock bis zum 20. Jahrhundert". Blockvorlesung von Dr. Rainer Hillenbrand (7.-15. Oktober).
„Barockliteratur in Deutschland: europäische Komponenten und Ungarnrezeption". Ringvorlesung von Dr. László Tarnói, Dr. András Balogh und Dr. Péter Varga (22. November-8. Dezember).

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN
„Nyelvünkben élünk (?)". Kisebbségi nyelvészeti konferencia. (3.-4. Dezember).

NEUE DISSERTATIONEN
Krisztina Molnár: „Substantivdetermination im Deutschen und im Ungarischen"

GASTVORTRÄGE
Dr. Péter Ernst: „Satzbaupläne im Deutschen" (Blockseminar)
Dr. Manfred Michael Glauninger: „Österreichisches Deutsch" (Blockseminar)

Katholische Péter-Pázmány-Universität (PPKE) Piliscsaba
Germanistisches Institut

PERSONALIA
Péter Lőkös: „Historia litteraria a XVIII. században. Tudományos tanácskozás Faludi Ferenc születésének 300., Tarnai Andor halálának 10. évfordulója alkalmából" (12.-14. Oktober, Budapest, MTA Irodalomtudományi Intézet).
Péter Lőkös: einmonatiges Stipendium an der Universität Wien (Aktion Österreich-Ungarn)
Katalin Mády: Teilnahme am International Workshop in Phonetics Dedicated to the Memory of Farkas Kempelen: Past, Present, Future, 11.–13. März 2004, Budapest. Titel des Vortrags: A real-time MRI evaluation of consonant production after oral tumour surgery.
Zsuzsa Marlok: Teilnahme am XIV MANYE-Kongress (5.-7. April, Nyíregyháza). Titel des Vortrags: Dramatikus szemlélet a nyelvtanárképzésben.
Zsuzsa Marlok: Teilnahme an der Konferenz der Magyar Drámapedagógiai Társaság (13. November, Pécs). Titel des Vortrags: A dráma eszközeinek alkalmazása az idegen nyelv oktatásában, avagy hogyan lehet praktikusan felhasználni a drámát a kommunikatív nyelvtanításban.
Antonia Opitz: Teilnahme an der Konferenz Nietzsche und die europäische Linke im November 2004 in Leipzig. Veranstalter: Nietzsche-Gesellschaft und Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen. Titel des Referats: Acht Thesen zur Genese von Lukács' Nietzsche-Kritik.

SONSTIGES
Workshops und Veranstaltungen im Rahmen der Spezialisierung „Pragmatische Kulturwissenschaft" im Jahre 2004:
13. Februar: Ideen-Workshop *Alle verwandt, alle verschieden.* Vorbereitung der Ausstellung – Márta Nagy (Piliscsaba)
20. Februar: Projekttag 1 – Eröffnung der Ausstellung *Alle verwandt, alle verschieden.* Der Campus als Treffpunkt von SchülerInnen aus Budapest und der Umgebung. Begleitprogramm zur Ausstellung (Partner: Österreichische Europa-Schule, Maria-Wald-Gymnasium)
12. März: Workshop *republicart: ein transnationales Kulturprojekt im Rahmen des EU-Programms Kultur 2000* – Therese Kaufmann (Institute for progressive cultural policies, Wien)
19. März: Workshop *Journalistisches Arbeiten. Kunst- und Literaturkritik, Glosse, Reportage. Von der Idee bis zum druck-*

reifen Beitrag – Sabine Selzer (Der Pester Lloyd)
26. März: Workshop *Mündlichkeit, Schriftlichkeit und moderne Medien* – Peter Schlobinski (Universität Hannover)
2. April: Workshop *Creativity online. Texten und Gestalten in der Virtualität auf Basis einer Community of Practice (Navigation, Usability, Hyperstrukturen, Multilingualität, Content Management Systeme)* – Brigitte Winkler-Komar (Budapest)
16. April: Workshop *Traffic Jam und Rauschen in Babylons Netzwerken. Theorie und Praxis der Medien- und Kulturwissenschaften* – Peter Plener (Wien)
23. April: Workshop *Literarische Diskurse vermittelt über Zeitschrift und Veranstaltungsort. 30 Jahre Wespennest, 30 Jahre Alte Schmiede* – Walter Famler (Alte Schmiede, Wien)
30. April: Workshop auf ungarisch *Digitális korszak: kommunikáció képben és írásban* – János Kurdy Fehér (Avantgarde Group, Budapest)
24. September: Mitwirkung an der Eröffnung der Ausstellung „Bozen in Budapest" im Historischen Museum der Stadt Budapest
1. Oktober: Workshop *„Filmemachen"* mit VertreterInnen des FilmFernsehFonds Bayern – Ulrich Matthes (Schauspieler), Ulrich Limmer (Autor/Produzent), Christian Wagner (Regisseur), Klaus Schaefer (Geschäftsführer FFF Bayern), Barbara Glauning (B.G. Kulturmanagement)
22. Oktober: Vortrag und Gespräch mit Filmausschnitten *Ulrich Seidl und der zeitgenössische österreichischr Film* – Réka Kinczes (Regisseurin, ehemalige Studentin der Fakultät) und András Petrik (Kameramann), Berlin
5. November – 10. Dezember: *„30 Zeilen á 60 Anschläge"* – Filmseminar mit der mehrmals preisgekrönten Schriftstellerin Judith Kuckart (Berlin/Zürich)

Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen, Symposien

„Marionetten und Automaten oder Mechanisierung und Automatisierung in der Literatur". Konferenz Ungarischer Nachwuchsgermanisten. Die Teilnehmer haben mit ihren Beiträgen die komplexe Thematik der literarischen Phänomene des Mechanischen bzw. die Funktion künstlicher Konstruktionen in literarischen Repräsentationen aus differenten Aspekten der Semantik, Semiotik, Theatertheorie, literarischen Anthropologie bzw. Kultur- und Medienwissenschaften aufgegriffen. (8.-9. Oktober)
II. Landestagung ungarischer Nachwuchsgermanisten in Szeged (25.-26. November)

Neue Dissertationen

Gabrielle Gárgyán: „Progressiv im Deutschen"
Tamás Kispál: „Sprichwörter in der kognitiven Metapherntheorie"
Péter Kappel: „Die Tendenz zur strukturellen Trennung von Haupt- und Nebensatz im Neuhochdeutschen"
Orsolya Rauzs: „Integration der syntaktischen Struktur von Verben mit negativer Semantik im Neuhochdeutschen"
Petra Molnár: „Substantivierte Infinitive und deverbale -ung-Ableitungen im Neuhochdeutschen"
Dániel Czicza: „Das es-Gesamtsystem im Neuhochdeutschen"
Attila Németh: „Sprachenmischung und Sprachenmischungsnormen"

Rozália Hum: „Untersuchung von reziproken Strukturen valenter Substantive in deutsch-ungarischer Relation"
Enikő Dácz: „Die ausgegrabenen Nibelungen. Die Gegenwartsrezeption des Nibelungenliedes"
Margit Filinger: „Die Grenzen der Reflexion – Ludwig Tiecks Erzählungen"
Annamária Gyurácz: „Textgenetische Untersuchungen zu den Romanen Heinrich Bölls"
Ildikó Kormos: „Identitätskonzepte in Ingeborg Bachmanns Malina"
Gábor Lovas: „Schellings Spätphilosophie (Mythologie und Offenbarung)"
Hajnalka Nagy: „Der Todesarten-Zyklus von Ingeborg Bachmann"
Ágnes Szabó: „Goethe-Kult der ungarischen Intelligenz im 18./19. Jahrhundert"
Judit Szabó: „Ethische Implikationen der dramatischen Sprache"
Szilárd Vakarcs: „Avantgárd és neoavantgárd kapcsolatok a képalkotás tükrében"

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Márta Horváth: „Kritika és relativitás Robert Musil *A tulajdonságok nélküli ember* című regényében" [Kritik und Relativität in Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*]

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Az 1999-es Frankfurti Könyvvásár és annak Magyarország-képe" (NKFP-5/057/2001). Laufzeit: 2001-2004. Leitung: Prof. Dr. Árpád Bernáth.
„Sprachstufengrammatik des Neuhochdeutschen (1650-2000)" (OTKA T 034340 NYE). Leitung: Prof. Dr. Vilmos Ágel (Universität Kassel).

PERSONALIA
Dr. Márta Baróti-Gaál – Forschungsaufenthalt in Wien im Rahmen eines Stipendiums der Österreichischen Gesellschaft für Literatur (September)
Prof. Dr. Péter Bassola – DAAD-Forschungsaufenthalt im Rahmen eines DAAD-Stipendiums im Institut für Deutsche Sprache Mannheim (Juli – August)
Dr. Géza Horváth – Forschungsaufenthalt in Calw im Rahmen einer Einladung der Hermann-Hesse-Stiftung (Mai-August)
Dr. Tünde Katona – Ernennung zur Dozentin; Forschungsaufenthalt in Leutschau (Slowakei) im Rahmen des Austauschprogrammes der Akademien der Wissenschaften der Slowakei und Ungarns (Oktober)

SONSTIGES
Periodika: GeMa. Germanistisches Magazin – Studentenzeitung des Instituts für Germanistik an der Universität Szeged. Jg. 4. 1/2004, 2/2004 (Hg. Árpád Bernáth, Chefredaktion: Tamás Kispál, Markus Kóth)

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Hochschulfakultät für Lehrerausbildung „Gyula Juhász" der Universität Szeged (JGYTFK)

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN
Germanistik im Dialog – Internationale Konferenz 17. – 18. September
Veranstalter: Erzsébet Forgács, Márta Harmat, Emőke Lázár, Tünde Szalai

FORSCHUNGSPROJEKTE
COMENIUS 2.1 EU-PHARE-Programm „Integrated programmes for lower primary teacher training", Fremdsprachensektion, Deutsche Sprache. Zeitraum: 2002-2004. Leitung: Erika Grossmann, Tünde Sárvári

„Demokratie lernen und leben – Schulentwicklungsprojekt im Rahmen des Bund-Länder-Kommission-Programms für Bildungsplanung und Forschungsförderung". Zeitraum: 2004-2007. Leitung: Erika Grossmann

PERSONALIA

Erika Grossmann – Ernennung zur Hochschuloberassistentin

Emőke Lázár – Ernennung zur Hochschuloberassistentin

Tünde Szalai – einmonatiger Forschungsaufenthalt am Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz im Rahmen eines Stipendiums der Aktion Österreich-Ungarn (1.-29. Februar) und an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Rahmen von GIP (1.-30. November)

SONSTIGES

Erzsébet Forgács – Lehraufenthalt an der Universitá degli Studi di Udine, Dipartimento di Lingue e Letteratura Germaniche e Romanze im Rahmen von GIP (17.-20. Oktober)

Márta Harmat – Lehraufenthalt an der Philologischen Fakultät der Universität Potsdam, am Institut für Künste und Medien im Rahmen des ERASMUS-Projekts (13.-15. Mai) und am Germanistischen Seminar der Georg-August-Universität Göttingen im Rahmen von GIP (7.-12. November)

Eszter Propszt und Tünde Sárvári – einwöchiger Lehraufenthalt an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt/Main im Rahmen des ERASMUS-Programms (8.-14. Mai)

Ildikó Szoboszlai – einwöchiger Lehraufenthalt an der Universität Turku im Rahmen von GIP

Ágnes Dibó-Borbély und Hajnalka Wojtovicz – einwöchiger Lehraufenthalt an der Pädagogischen Akademie in Krems im Rahmen des ERASMUS-Programms (28. Februar - 5. März)

GASTVORTRÄGE

Mia Raitaniemi (Universität Turku): „Einführung in die Forschung gesprochener Sprache: Basismechanismen des Gesprächs" und „Die Prosodie in der gesprochenen Sprache: Mittel der Turnkonstruktion und der Beziehungsarbeit" (22.-26. März)

Dr. Eva Rastner (Universität Klagenfurt): „Die Sprache der Werbung in österreichischen Medien" und „Geschlechtergerechter Sprachgebrauch in den Medien" (19.-22. April)

Dr. Hannelore Daubert (Universität Frankfurt): „Moderne Kinder- und Jugendliteratur und ihre didaktisch-methodische Umsetzung im Unterricht Deutsch als Fremdsprache" (28.-30. April)

Dr. Doris Wagner (Universität Turku): „Werbepsychologie" und „Deutsche Kultur" (08.-13. November)

Dániel-Berzsenyi-Hochschule (BDF) Szombathely
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN:

„Studenten forschen". Wissenschaftliche Studentenkonferenz. Organisatoren: Dr. Mária Barota, Dr. Petra Szatmári und die StudentInnen Izabella Élő, Ildikó Imre, Szilvia Kovács, Szabolcs Szekér (5. Mai)

„Linguistik-Tage in Szombathely". International besetzte Konferenz mit über 60

einschlägigen Vorträgen zu Problemen der Wechselwirkungen von Sprache(n) und Literatur(en) innerhalb der Germanistik. (Die Plenarvorträge wurden von Frau Prof. Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest) und Herrn Dr. Peter Canisius (Pécs) gehalten.) Veranstalter: Mária Balaskó, Dr. Petra Szatmári. Gefördert vom Bildungsministerium (Tempus Világnyelv-Program VNY-STB-KSZ-02/2004/03), vom Bürgermeisteramt der Stadt Szombathely und der Hochschule „Dániel Berzsenyi" (12.-14. Mai)

SONSTIGES

Orsolya Hanusz – Juni 2004: einmonatiges ÖAD-Wiederholungsstipendium für Universitäts- und Hochschullehrer in Wien

Dóra Takács – Juni 2004: einmonatiges ÖAD-Forschungsstipendium in Wien

Österreichische Literatur-Lesungen sowie Sprach-, Literatur- und Schreib-Workshops in Szombathely (Günther Kaip, Eugenie Kain, Erwis Ries, Patricia Brooks). Organisator: Stefan Krist

Projekt: Deutsche Kurzgeschichten International (Studentische Schreibwerkstatt), (25.-31.4.): Besuch der polnischen studentischen Partner-Schreibwerkstatt. Besuch beim Kanzler der Bundesrepublik Deutschland Leitung: Katja Wohlgemuth

Projekt: Kreative Werkstatt, Theateraufführung Anna während der Linguistik-Tage in Szombathely im Mai 2004 Leitung: Katja Wohlgemuth

Werkstatt Literatur der Arbeitswelt, Lesung und Diskussion mit Wolf Dieter Krämer und Michael Tonfeldt Leitung: Katja Wohlgemuth

ERASMUS – Dozenten-Mobilität: „Psychologische Aspekte in der Kinderliteratur" – Seminar mit Dr. Irene Degu (Pädagogische Akademie Stams), Leitung: Zsusza Fekete-Csizmazia, Dr. Mária Barota

Universität Veszprém (VE)
Germanistisches Institut

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Methodenprobleme in interkulturellen Forschungen" Internationale germanistische Tagung, veranstaltet in Verbindung mit dem Germanistischen Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Veranstalter: Prof. Dr. Csaba Földes, in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Gerd Antos. (7.– 9. Oktober 2004)

NEUE DISSERTATIONEN

Balázs Huszka: „Bausteine einer generativen physikalisch-akustischen Phonologie der gepflegten deutschen Rede unter dem Perzeptionsaspekt" (Geisteswissenschaftliches Doktorandenkolleg der Universität Veszprém)

István Schneider: „Das Evangelische Lyzeum, als führendes Bildungsinstitut Ödenburgs (1867-1921) im Spiegel der Nationalitätenereignisse" (Geisteswissenschaftliches Doktorandenkolleg der Universität Veszprém)

EINGEREICHTE DISSERTATIONEN

Oberassistent László V. Szabó: „Der Einfluss der Philosophie Friedrich Nietzsches auf Hermann Hesse. Die Problematik des Nihilismus und seiner Überwindung bei Nietzsche und Hesse"

Wissenschaftliche Angestellte Katalin

KÖNYVTÁR

Oroszné-Takács: „Analyse der Gattung Heimatbuch"

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Methodenprobleme im interkulturellen Kontext" (Vom DAAD geförderte Institutspartnerschaft mit dem Germanistischen Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg). Leitung: Prof. Dr. Csaba Földes (Veszprém), Prof. Dr. Gerd Antos (Halle)

Beteiligung am EU-Projekt „ERIC – European Resources for Intercultural Communication" (Prof. Dr. Csaba Földes und Szilvia Holicsek) und Teilnahme am Subnetz 'Sprachen', koordiniert von Frau Dr. Dzintra Lele-Rozentale, Hochschule Ventspils, Lettland

GASTVORTRÄGE

23. März: Dr. Viera Chebenová (Leiterin des Lehrstuhls für Germanistik an der Konstantin-Universität Nitra (Slowakei): Zu phonemischen, allophonischen und lautkombinatorischen Lernschwierigkeiten für Deutsch lernende Slowaken

6. April: Univ.-Prof. Dr. Peter Ernst (Institut für Germanistik an der Universität Wien): Deixis zwischen Philosophie, Pragmatik und Semantik.

13. April: Prof. Dr. Martin Wierschin (ehemals University of California): Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh': Eine Interpretation.

29. April: Prof. Dr. Albrecht Greule (Universität Regensburg): Die Parenthese in der deutschen Grammatikographie und in der Sprachrealität.

30. April: Prof. Dr. Albrecht Greule (Universität Regensburg): Stand und Aufgaben der historischen Valenz-Forschung.

14. September: Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf (Bayerische Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats und des Internationalen Wissenschaftlichen Rates am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim): Sprachgeschichte zwischen Philologie und Linguistik.

15. September: Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf (Bayerische Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats und des Internationalen Wissenschaftlichen Rates am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim): Probleme einer Wortartenklassifikation für das gegenwärtige Deutsch.

19. Oktober: Gunter Narr (Verleger, Tübingen): Verlagswesen in Deutschland.

26. November: Prof. Dr. Walter Schmitz (Leiter des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der TU Dresden. Präsident des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes): Philologie der Kultur: Arbeitsmöglichkeiten und Datenbasen für eine germanistische Medienwissenschaft"

SONSTIGES

Leiter des Doktorandenprogramms „Interkulturelle Linguistik" und Ko-Leiter des „Sprachwissenschaftlichen und didaktischen Graduiertenkollegs" an der Universität Veszprém ist Prof. Dr. Csaba Földes

Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis – Zeitschrift des Germanistischen Instituts an der Universität Veszprém in Zusammenarbeit mit dem Verlag Edition Praesens (Wien), Jg. 8 (2004) Heft 1 und 2 (Hg.: Csaba Földes)

Das Germanistische Institut Veszprém ist Mitveranstalter einer Sommeruniversität in Zusammenarbeit mit dem Mitteleuropäischen Germanistenverband, Dresden. Veranstalter: Prof. Dr. Csaba Földes – Prof. Dr. Walter Schmitz

Prof. Dr. Csaba Földes – Forschungsaufenthalt in Halle (4.-9. Januar)

Prof. Dr. Csaba Földes – Forschungsaufenthalt in Darmstadt (12.-15. Juli)

Wissenschaftlicher Assistent Attila Németh – Forschungsaufenthalt in Halle (Saale) im Rahmen der germanistischen Institutspartnerschaft (GIP) zwischen dem Germanistischen Institut an der Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg und dem Germanistischen Institut der Univ. Veszprém – gefördert vom DAAD (15.-28. Januar)
Wissenschaftlicher Assistent Attila Németh – Forschungsaufenthalt am Institut für Deutsche Sprache Mannheim, PhD-Kurs „Sprachtypologie" bei Prof. Dr. Gisela Zifonun (15.-18. März)
Wissenschaftliche Assistentin Erika C. Németh – Teilnahme an der Bayerischen Sommerakademie DaF 2004, Regensburg (17.-30. Juli)
Univ.-Oberassistentin Dr. Gabriella Rácz – Forschungsaufenthalt in Halle am Germanistischen Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Rahmen der Institutspartnerschaft (November)
Univ.-Doz. Dr. Alojzia Mihalovics-Lengyel – Forschungsaufenthalt in Halle am Germanistischen Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Rahmen der Institutspartnerschaft (November)

Gesamthochschule Nyíregyháza
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Mariann Bazsóné Sőrés: „Elias Canettis poetische Auffassung aufgrund seiner Autobiographie"

SONSTIGES
„Alle verwandt – alle verschieden" – Österreichtag. Zu den gemeinsamen anthropologischen Wurzeln von Rassen, Nationen, Stämmen und Menschen. Eröffnung der ungarisch-deutschsprachigen Ausstellung durch Dr. Maria-Barbara Lee-Störck, Direktorin des Österreichischen Kulturforums Budapest, Dr. Michael Stanzer, Civic Education, 26. 10. 2004
Zweisprachige Lesereihe: Ildikó Balázs mit der Östereichischen Autorin Christ Greller aus ihrem Prosaband *A pillangólábú* (übersetzt von Ildikó Balázs) – *Der Schmetterlingsfüßler.* Miskolcer Universität CTFK, Sárospatak, 25. 10. 2004; Gesamthochschule Nyíregyháza, 26. 10. 2005; Österreichbibliothek der Debrecener Universität, 27. 10. 2005; Budapest, Österreichische Kulturforum, 28. 10. 2005
Ildikó Balázs: Vortrag „Osztrák kortárs irodalom magyarul: Christl Greller művei. Néhány megfontolás két megjelent műfordítás-kötet kapcsán" [Österreichische Gegenwartsliteratur auf Ungarisch: Überlegungen zu zwei literarischen Übersetzungsbänden]. Der Tag der Ungarischen Wissenschaft, Germanistische Sektion, Nyíregyháza, 9. 11. 2004; „Wass Albert művei idegen nyelveken: szlovák, cseh, német, angol, spanyol, román regényfordítások" [Die Werke von Albert Wass in Fremdsprachen: slowakische, tschechische, deutsche, englische, spanische, rumänische Romanübersetzungen]. XII. Ungarsiche Angewandte Linguistische Konferenz, Nyíregyháza, 4-6. 04. 2005; „Fünf Gedanken über die literarische Übersetzung. Christl Greller auf Ungarisch." Frauenakademie Schwäbisch Hall, 16. 12. 2004.
László Barabás: Vortrag „A Deutsches Ausland-Institut és a szatmári német népcsoport". In: A humán erőforrás szerepe, fejlesztésének, hasznosításának lehetőségei az Európai Unióban, a Magyar Tudomány

Napja 2003. alkalmából rendezett Szabolcs-Szatmár-Bereg Megyei tudományos konferencia anyagának bemutatása.
Etelka Joó: Vortrag „Politikai nyelv és fordítás" [Politische Sprache und Übersetzung]. Tag der Ungarischen Wissenschaft, Gesamthochschule Nyíregyháza, 9. 11. 2004; „Párhuzamos szövegek alkalmazása a fordításban" [Verwendung von Paralleltexten in der Übersetzung]. Konferenz für Ungarische Angewandte Linguistik (MANYE), Miskolc, 8. 4. 2005

Enikő Riskó: Vortrag „... in unsrer Zeit ein hoffnungsloser Outsider." Außenseitertum in Hermann Hesses „Steppenwolf". Vortrag auf dem 12. Internationalen Hermann-Hesse-Kolloquium („Dem Chaos die Stirn bieten". Hermann Hesses „Der Steppenwolf"), Calw, 9-10. 07. 2004; Zur Künstlerproblematik in Hermann Hesses Roman „Der Steppenwolf". Tag der Ungarischen Wissenschaft, Gesamthochschule Nyíregyháza, 9. 11. 2004.

Jahresbibliographie 2004

Ágel, Vilmos: Polylexikalität oder am Anfang waren mindestens zwei Wörter. Über eine Grundfrage (nicht nur) in der Phraseologie. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 21-50.

Albrecht, Terry: Das Fremde und das Eigene. Über Yoko Tawada. In: Opitz, Michael (Hg.): Die Insel vor Augen. Ein Buch von Freunden zum 60. Geburtstag von Frank Hörnigk. Berlin: Theater der Zeit, 2004 (Theater der Zeit Recherchen 19), S. 164-173.

Balogh, András F: Devotion und Selbstbehauptung, Integration und Segregation: Die Formenvielfalt in der deutschen Literatur aus Ungarn um 1800. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 90-97.

Balogh, András F: Güns – die theologische, moralische, militärische, nationale und sprachliche Grenze im Spiegel der deutschsprachigen Flugschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Kriegleder, Wynfried; Seidler, Andrea (Hg.): Deutsche Sprache und Kultur, Literatur und Presse in Westungarn/Burgenland. Bremen: edition lumière, 2004 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 11), S. 149-160.

Balogh, András F: Kulturelle und Sprachvielfalt. Koexistenz, Interferenzen und Divergenzen in pluriethnischen Regionen. Bericht. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Nr. 15. vom März 2004. http://www.inst.at/trans/15Nr/03_6/balogh_report15.htm. Auch in: Arlt, Herbert (Hg.): Das Verbindende der Kulturen. CD-Beilage. Wien 2004 (TRANS-Studien zur Veränderung der Welt 1).

Balogh, András F: Literarische Querverbindungen zwischen Deutschland und Ungarn in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: v. Kühlmann, Wilhelm; Schindling, Anton; unter Mitarbeit v. Hauer, Wolfgang (Hg.): Deutschland und Ungarn in ihren Bildungs- und Wissenschaftsbeziehungen während der Renaissance. Stuttgart: Franz-Steiner-Verlag, 2004 (Contubernium – Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 62), S. 117-133.

Balogh, András F: Möglichkeiten und Probleme der Germanistik aus der Sicht jüngerer Wissenschaftler aus Ungarn. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 188-193.

Balogh, András F: Nachwirkung von Motiven und Topoi der älteren deutschen Literatur im Ungarischen Simplicissimus des Georg Daniel Speer. In: Breuer, Dieter; Tüskés, Gábor (Hg.): Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Der Ungarische oder Dacianische Simplicissimus im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simpliziaden. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2005 (Beihefte zu Simpliciana, Heft 1), S. 95-110.

Baros, Erika: Lélegzem, tehát vagyok. Szagmetaforika Frederik van Eeden Van de koele meeren des doods című regényében [Ich rieche, also bin ich. Geruchmetaphorik in Frederik van Eedens Roman Van de koele meeren des doods].

In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 13-28.

Baróti-Gaál, Márta: Die ‚Neue Mythologie' als Ergründung des ‚unendlichen Gedichts' der Frühromantik. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 41-51.

Baróti-Gaál, Márta: A töredékesség értelmezése a jénai romantikusok körében [Die Interpretation des Fragmentarischen im Kreis der Jenaer Romantiker]. In: Nouvelles tendances en littérature comparée IV. Új tendenciák a komparasztikában IV. Szeged-Amiens 2004, S. 320-327.

Bassola, Peter; Kubczak, Jacqueline; László, Sarolta: Zweisprachige Substantivvalenz in Theorie und Praxis. In: Stanescu, Speranta (Hg.): Die Valenztheorie. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004, S. 179-191.

Bassola, Peter: Statements von DaF-Fachexperten. In: Blei, Dagmar: Zur Fachgeschichte Deutsch als Fremdsprache. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2003 (Deutsch als Fremdsprache in der Diskussion 6), S. 199-206.

Bassola, Péter; Mollay, Karl: 206. Ungarisch / Deutsch. In: Besch, Werner; Betten, Anne; Reichmann, Oskar; Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2004, S. 3218-3229.

Bernáth, Árpád; Csúri, Károly: Die deutsche Sprache im ungarischen Hochschulwesen. Bemerkungen zu ihren Zukunftsperspektiven. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 137-140.

Bernáth, Árpád: Gefahren und Chancen für die Behauptung des Deutschen als Fremdsprache im 20. Jahrhundert. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 129-134.

Bernáth, Árpád et al. (Hg.): Heinrich Böll: Werke (Kölner Ausgabe). Bd. 1. 1936-1945. Hg. v. J. H. Reid. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2004. 719 S.

Bernáth, Árpád et al. (Hg.): Heinrich Böll: Werke (Kölner Ausgabe). Bd. 5. 1951. Hg. v. Robert C. Conard. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2004. 512 S.

Bernáth, Árpád et al. (Hg.): Heinrich Böll: Werke (Kölner Ausgabe). Bd. 13. Ansichten eines Clowns. Hg. v. Árpád Bernáth. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2004. 459 S.

Bernáth, Árpád: Laudatio. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. IX-XII.

Bernáth, Árpád: A magyar felsőoktatás euthanasia programja. Mi a lényege az új törvénytervezetnek [Das Euthanasieprogramm des ungarischen Hochschulwesens? Was ist der Kern des neuen Gesetzesentwurfs?] In: Szegedi Egyetem Jg. 52. Nr. 14 v. 8. Nov. 2004, S. 6.

Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás [Warum lesen

die Deutschen die Ungarn? Rezeption und literarische Übersetzung]. Szeged: Grimm, 2004. 286 S.

Bernáth, Árpád: Sprachliche Kunstwerke als Repräsentationen von möglichen Welten. Mit einem Anhang über die Geschichte der Germanistik in Ungarn (Studiensammlung). Szeged: Grimm, 2004 (Acta Germanica 3). 477 S.

Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila: Előszó [Vorwort]. In: Dies.: (Hg.): Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás. Szeged: Grimm, 2004, S. 9-10.

Bernáth, Csilla; Gyáfrás Edit: Német-magyar, magyar-német gazdasági szótár [Deutsch-ungarisches, ungarisch-deutsches Wirtschaftswörterbuch]. Szeged: Grimm kiadó, 2004.

Bernáth, Csilla: ‚Szene' – Neologismus oder Neugebrauch? In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 3-8.

Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Magyar irodalmi jelenlét idegen kontextusban [Ungarische literarische Präsenz im fremden Kontext]. Szeged: Grimm, 2003.

Berzeviczy, Klára: Erlangeni Egyetem – Friedrich-Alexander-Universität Erlangen (Nürnberg) – Würzburgi Egyetem – Bayerische Julius-Maximilians-Universität Würzburg. In: Szögi, László (Hg.): Magyarországi diákok Németországi egyetemeken és főiskolákon 1789-1919. Ungarländische Studenten an den deutschen Universitäten und Hochschulen 1789-1919. Budapest 2001 (Magyarországi diákok egyetemjárása az újkorban 5), S. 201-215, 497-500.

Bognár, Zsuzsa: Die ungarische Rezeption des Essayisten Georg Lukács. Ein interkultureller Diskurs um 1910 in Budapest. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 166-176.

Bombitz, Attila; Bernáth, Árpád (Hg.): Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás [Warum lesen die Deutschen die Ungarn? Rezeption und literarische Übersetzung]. Szeged: Grimm, 2004. 286 S.

Boócz-Barna, Katalin: Analyse von Sprachwechsel im Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht unter dem Aspekt der kommunikativen Funktion. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2003, S. 271-290.

Brdar, Mario; Brdar-Szabó, Rita: Lexikalische Lücken bei verba dicendi und ihre Schließung durch prädikative Metonymie: Eine kontrastiv-typologische Studie. In: Tóth, József (Hg.): Quo Vadis Wortfeldforschung? Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Sprache. System und Tätigkeit 49), S. 141-163.

Brdar, Mario; Brdar-Szabó, Rita: Nasljedivanje argumenata i argumentacije [Vererbung von Argumenten und Argumentationsweisen]. In: Stolac, Diana; Ivanetić, Nada; Pritchard, Boris ur.: Suvremena kretanja u nastavi stranih jezika. Zagreb, Rijeka: Društvo za primijenjenu lingvistiku – Graftrade, 2004, S. 77-86.

Brdar, Mario; Brdar-Szabó, Rita: The metaphtonymic basis of metacommunicative conditionals. In: Research in Language 2004, 2, S. 99-115.

Brdar-Szabó, Rita: Metonymische Aspekte der Ereignisstruktur verbaler Idiome im Sprachvergleich. In: Dies.; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe

für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 227-252.

Brdar-Szabó, Rita; Brdar, Mario: On metonymic profiling in alternate construal of complex event chains in verbal idioms. In: Lewandowska-Tomaszczyk, Barbara; Kwiatkowska, Alina (Hg.): Imagery in Language. Festschrift in Honour of Professor Ronald W. Langacker. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Łódź Studies in Language 10), S. 247-258.

Brdar-Szabó, Rita; Brdar, Mario: Predicative adjectives and grammatical-relational polysemy: The role of metonymic processes in motivating cross-linguistic differences. In: Radden, Günter; Panther, Klaus-Uwe (Hg.): Studies in Linguistic Motivation. Berlin, New York: Mouton de Gruyter, 2004 (Cognitive Linguistics Research 28), S. 321-355.

Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57). 458 S.

Brenner, Koloman: Plosive der deutschen Dialekte in West-Ungarn. Budapest 2004 (Budapester Beiträge zur Germanistik 44). 168 S.

Brenner, Koloman: Rolle der Dialekte in der deutschen Minderheitensendung „Unser Bildschirm" in Ungarn. In: Helin, Irmeli (Hg.): Dialektübersetzung und Dialekte in Multimedia. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004, S. 45-52.

Bernáth, Árpád; Csúri, Károly: Die deutsche Sprache im ungarischen Hochschulwesen. Bemerkungen zu ihren Zukunftsperspektiven. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 137-140.

Canisius, Peter: Schwache und starke Artikel im Deutschen. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 435-449.

Csatár, Péter: Zirkularität und Metaphernforschung. Reflexionen über David Ritchie's A Note on Circularity. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 14 (2004), H.2, S. 117-124.

Csehó, Tamás: Die Geschichte der neuen deutschen Rechtschreibung nach 1995. In: Germanistische Studien. Bd. V. Eger: Líceum Kiadó, 2004, S. 139-162.

Csehó, Tamás: Az új német helyesírás [Die neue deutsche Rechtschreibung]. Kisújszállás: Szalay Könyvkiadó, 2004. 184 S.

Czeglédy, Anita: Ludwig Hatvanys *Das Verwundete Land*. In: Studia Caroliensia 5/1 (2004), S. 94-105.

Czeglédy, Anita: Peter Handke, az „osztrák író" a szülőföld vonzásában [Der „österreichische Schriftsteller Peter Handke im Bannkreis des Heimatlandes]. In: Horváth, László; Laczkó, Krisztina; Mayer, Gyula; Takács, László (Hg.): ΓeneΣia. Tanulmányok Bollók János emlékére. Budapest: Typotex, 2004, S. 533-540.

Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004. 559 S.

Czinglar, Christine: Decomposing existence: Evidence from Germanic. In: Abraham, Werner; Zwart, Jan-Wouter (Hg.): Issues in Formal German(ic) Typology.

Amsterdam: Benjamins, 2002, S. 85-126.

Dácz, Enikő: „Mensch werde wesentlich!" Analyse eines Aufrufs zur Wirklichkeit. In: Rodosz Tanulmányok 2003, I. Új narratívák (?) Fiatal kutatók tanulmányai az Irodalom- és Társadalomtudományok köréből. Klausenburg: Kriterion, 2004, S. 174-189.

Dávid, Ágnes: ‚Anglizismen': Eine Analyse zwei- und mehrsprachig gebundener Lexeme anhand ihrer lexikographischen Erfassung. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/ Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 107-121.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Zur Funktion der Metaphern als ‚suspendierte Verweisungen' in der Textsorte Zeitungskommentar – Versuch eines interkulturellen und interlingualen Vergleichs. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 8 (2004), H.1, S. 5-22.

Dringó-Horváth, Ida: Analyse und Evaluation des elektronischen PC-Wörterbuchs als modernes Lehr- und Lernmedium. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2003, S. 316-338.

Droste, Wilhelm: Bernhard Kellermann und sein Tunnel in die Zukunft. Die Welt im Netz der Vernetzung. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 177-186.

Erb, Maria: Wo man *Gulasch, Pogatscherl* und *Palatschinken auftesséken* tut – Korpusbasierte Untersuchungen zur semantischen Einbettung ungarischer Lehnwörter in die neueren deutschen Sprachinselmundarten von Ungarn. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 79-106.

Eroms, Hans-Werner: Die stilistische Bewertung der Wörter im Text. In: Földes, Csaba; Pongó, Stefan [in Zusammenarbeit mit Eroms, Hans-Werner; Chebenová, Viera und Borsuková, Hana] (Hg.): Das Wort in Satz und Text: Probleme und Erkenntnisse. Beiträge der Internationalen Germanistischen Konferenz „Kontaktsprache Deutsch V" in Nitra, 27.-28. Juni 2003. Veszprém: Universitätsverlag, Wien: Edition Praesens, 2004 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement; 4), S. 55-72.

Feld-Knapp, Ilona: Wörterbucharbeit als integrierter Bestandteil des textorientierten Fremdsprachenunterrichts. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 445-458.

Forgács, Erzsébet: Ausgewählte Arten der Ambiguität und ihre Übersetzbarkeit. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-

Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 304-320.

Forgács, Erzsébet: Etimológiai játékok a nyelvtanításban [Etymologische Spiele im Sprachunterricht]. In: Modern Nyelvoktatás. Alkalmazott nyelvészeti szakfolyóirat 2004, H.2-3, S. 62-86.

Forgács, Erzsébet: Gömböc, hamuban sült pogácsa, kutyanyelves takarékpersely, vörös nyakkendő és eszemká... Avagy: reáliák és fordításuk Garaczi László lemúriáiban [Realien und ihre Übersetzungen in den Lemuren von László Garaczi]. In: Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás. Szeged: Grimm, 2004, S. 190-222.

Forgács, Erzsébet: Ist Deutsch eine schwere Sprache? Zu den Schwierigkeiten des Deutschlernens für ungarische Muttersprachler. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 240-253.

Forgács, Erzsébet: Morphologie des Deutschen im Überblick (Die Wortarten des Deutschen mit Ausnahme des Verbs). Ein Studien- und Arbeitsbuch für ungarische Studienanfänger des Faches Germanistik. Szeged: Klebelsberg, 2004. 221 S.

Forgács, Erzsébet: Phraseologismen als Mittel der Textkonstruktion. In: Palm-Meister, Christine (Hg.): EUROPHRAS 2000. Internationale Tagung zur Phraseologie vom 15.-18. Juni 2000 in Aske/ Schweden. Tübingen: Stauffenburg, 2004, S. 123-135.

Forgács, Erzsébet: Zum theoretischen Rahmen bei der Untersuchung kreativer Texte mit phraseologischen Komponenten. In: Földes, Csaba (Hg.): Res humanae proverbiorum et sententiarum. Ad honorem Wolfgang Mieder. Tübingen: Gunter Narr, 2004, S. 101-113.

Földes, Csaba: Deutsch als Europasprache aus ungarischer Sicht. In: Lohse, W. Christian; Arnold, Rainer; Greule, Albrecht (Hg.): Die deutsche Sprache in der Europäischen Union. Rolle und Chancen aus rechts- und sprachwissenschaftlicher Sicht. Vorträge und Diskussionsbeiträge des interdisziplinären Symposiums am 18./19.9.2003 an der Universität Regensburg. Baden-Baden: Nomos, 2004, S. 109-128.

Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Innovationen im Bereich der bilingualen Lexikographie: Schwerpunkt Grammatik und Orthographie. Allgemeine Überlegungen zu einem neuen deutsch-ungarischen und ungarisch-deutschen Handwörterbuch. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Studien zur zweisprachigen Lexikographie mit Deutsch IX. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms, 2004 (Germanistische Linguistik 178/2004), S. 49-60.

Földes, Csaba: Sprachgeschichte – Zeitgeschichte – Bedeutungsgeschichte. Notizen zur Historizität des Wortschatzes. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 39-52.

Földes, Csaba: Sprachinselforschung oder interkulturelle Linguistik? Überlegungen am Beispiel der Ungarndeutschen. In: Almai, Frank; Fröschle, Ulrich (Hg.): Deutsche in Ungarn – Ungarn und Deutsche. Interdisziplinäre Zugänge. Dresden: Thelem, 2004, S. 85-105.

Földes, Csaba: A szótárak nagyságrendi osztályozásáról és elnevezéséről [Über die Klassifizierung und Benennung der Wörterbücher nach Umfang]. In: Fóris, Ágota; Pálfy, Miklós (Hg.): A lexikográ-

fia Magyarországon. Budapest: Tinta, 2004 (Segédkönyvek a nyelvészet tanulmányozásához 35), S. 29-38.

Földes, Csaba: Überlegungen aus der Sicht einer „Anrainer-Germanistik". In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 100-105.

Földes, Csaba (Hg): Res humanae proverbiorum et sententiarum. Ad honorem Wolfgangi Mieder. Tübingen: Narr, 2004. 405 S.

Földes, Csaba; Pongó, Stefan [in Zusammenarbeit mit Eroms, Hans-Werner; Chebenová, Viera und Borsuková, Hana] (Hg.): Das Wort in Satz und Text: Probleme und Erkenntnisse. Beiträge der Internationalen Germanistischen Konferenz „Kontaktsprache Deutsch V" in Nitra, 27.-28. Juni 2003. Veszprém: Universitätsverlag,Wien: Edition Praesens, 2004 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement; 4). 227 S.

Földes, Csaba; Tóth, Szergej; Fóris, Ágota (Hg.): Lexikológiai és lexikográfiai látkép: problémák, paradigmák, perspektívák [Lexikologisches und lexikographisches Kaleidoskop: Probleme, Paradigmen und Perspektiven]. Szeged: Generalia, 2004 (Fasciculi Linguistici Series Lexicographica 3). 280 S.

Földes, Csaba; Wirrer, Jan (Hg.): Phraseologismen als Gegenstand sprach- und kulturwissenschaftlicher Forschung. Akten der Europäischen Gesellschaft für Phraseologie (EUROPHRAS) und des Westfälischen Arbeitskreises „Phraseologie/Parömiologie" (Loccum 2002). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2004 (Phraseologie und Parömiologie 15). 444 S.

Gárgyán, Gabriella: Megtanulni tanítani – Megtanítani tanulni. Beszámoló a Magyarországi Némettanárok 2. Konferenciájáról [Lehren lernen – Lernen lehren. Bericht über die 2. Konferenz der Deutschlehrer in Ungarn]. In: Nyelvinfó 12 (2004), H.1-2, S. 44-49.

Greule, Albrecht; Lénárd, Tibor: Ein mittelhochdeutsches Verbvalenzwörterbuch auf der Grundlage des „Bochumer Korpus". In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 8 (2004), H.1, S. 23-47.

Grossmann, Erika: Az ERASMUS-ösztöndíjak és projektek. Tudományos felolvasóülés: Fiatal tudósok kutatási eredményeinek bemutatása [ERASMUS-Mobilitäten und Projekte. Wissenschaftliche Tagung: Präsentation der Forschungsergebnisse junger Wissenschaftler]. Szeged: SZTE JGYFK, 2003, S. 43.

Grossmann, Erika: Az európai ERASMUS-kapcsolatok interkulturális szemszögből [Die europäischen ERASMUS-Beziehungen aus interkultureller Sicht]. In: Nyelvinfó 12 (2004) H.3-4, S. 17-23.

Grossmann, Erika; Sárvári, Tünde: Gesamtevaluation des ERASMUS-Intensivprogramms BRIDGES – From Theory To Practice in Education. In: Seebauer, Renate (Hg.): BRIDGES: From Theory To Practice – Study Material, Reports. Brno: Paido, 2004, S. 181-189.

Grossmann, Erika; Sárvári, Tünde: Handreichungen zur Beobachtung im Unterricht. In: Seebauer, Renate (Hg.): BRIDGES: From Theory To Practice – Study Material, Reports. Brno: Paido, 2004, S. 192-204.

Grossmann, Erika: A migráns gyermekek nevelési-oktatási helyzete a Német Szövetségi Köztársaságban [Erziehungs- und Bildungssituation der Migrantenkinder in Deutschland]. In: Iskolakultúra 2004, H.9, S. 116-122.

Grossmann, Erika; Sárvári, Tünde: Servus in Österreich! – Országismeret gyerekeknek [Servus in Österreich! – Landes-

kunde für Kinder]. In: Nyelvinfó 12 (2004), H.3-4, S. 10-17.

Gyáfrás, Edit; Bernáth, Csilla: Német-magyar, magyar-német gazdasági szótár. Szeged: Grimm, 2004.

Gyáfrás, Edit: Die Stellung des Wirtschaftsdeutschen als Fremdsprache. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 255-265.

Harmat, Márta: Das „Prometheische" als das Verbindende in der deutschen Literatur des 18.-20. Jahrhunderts. In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2004, Nr. 15 (http://www.inst.at/trans/15Nr/05_12/harmat15.htm).

Harmat, Márta: „[...] wenn Leidenschaft wütet und die Grenzen der Menschheit einen drängen" (Goethes *Werther* und Ulrich Plenzdorfs *Die neuen Leiden des jungen W.*). In: Balzer, Bernd; Swiatlowska, Irena (Hg.): Annäherungen. Polnische, deutsche und internationale Germanistik. Wroclaw, 2003, S. 389-395.

Hárs, Endre: Én - túl a nyelven. Irodalom, antropológia, kultúra [Ich - jenseits der Sprache. Literatur, Anthropologie, Kultur]. Budapest, Szeged: Gondolat Kiadói Kör, Pompeji, 2004. 284 S.

Hárs, Endre: Postkolonialismus - nur Arbeit am Text? Homi K. Bhabhas theoretisches Engagement. In: arcadia 39 (2004) H.1, S. 121-135.

Hárs, Endre: Selbstvergessenheit. Erinnerungsfiguren der ungarischen Gentry in Kálmán Mikszáths Prosa. In: Kerekes, Amália; Millner, Alexandra; Plener, Peter; Rásky, Béla (Hg.): Leitha und Lethe. Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns. Tübingen, Basel: Francke, 2004 (Kultur - Herrschaft - Differenz 6), S. 163-177.

Harsányi, Mihály: Prothocoll der bürgerlichen uniformirten Scharfschützen Compagnie einer königlichen Freystadt Ödenburg. In: Illényi, Domonkos (Hg.): Germanistische Studien. Bd. V. Eger: Líceum Kiadó, 2004, S. 61-117.

Harsányi, Mihály: Strukturelle Entwicklung mehrgliedriger deutscher Nebensatzprädikate im Gegenwartsdeutsch – Vorstellung eines Forschungsvorhabens. In: Illényi, Domonkos (Hg.): Germanistische Studien. Bd. V. Eger: Líceum Kiadó, 2004, S. 53-60.

Hegedűs, Ildikó; Czicza, Dániel; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004. 559 S.

Hohnsträter, Dirk: Ökologische Formen. Die ökologische Frage als kulturelles Problem. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004 (Epistemata Reihe Philosophie 369). 220 S.

Hohnsträter, Dirk: Sexy Sustainability. Wie cool kann, wie cool soll Nachhaltigkeit kommuniziert werden? In: Dettling, Daniel et al. (Hg.): Lust auf Zukunft. Kommunikation für eine nachhaltige Globalisierung. Hamburg, 2004, S. 167-172.

Hollós, Zita: Lernerlexikographie: syntagmatisch. Konzeption für ein deutsch-ungarisches Lernerwörterbuch. Tübingen: Niemeyer, 2004 (Lexicographica. Series Maior 116). 215 S.

Hollós, Zita: Wörterbücher der neueren Generation. In: Studia Caroliensia 5/1 (2004), S. 60-71.

Horváth, Géza: Csodálatos ifjúság. Hermann Hesse 1907 és 1910 között keletkezett elbeszélései [Wunderbare Jugend. Hermann Hesses Erzählungen 1907-1910]. In: Hesse, Hermann: Csodálatos ifjúság (Válogatott elbeszélések II.). Budapest: Cartaphilus, 2004. S. 367-374.

Horváth, Géza: Die drei Lebensläufe und ihr Verhältnis zur Biographie des Magister Ludi, Josef Knecht. In: Hermann-

Hesse-Jahrbuch. Bd. 1. Hg. v. Mauro Ponzi. Tübingen: Niemeyer, 2004, S. 147-158.

Horváth, Géza: Friedrich Nietzsche: Ecce homo, azaz hogyan válik az (isten-)ember (Nietzsche.Dionysos) azzá, ami (...) [Friedrich Nietzsche: Ecce homo oder wie der (Gottes-)Mensch (Nietzsche. Dionysos) zu dem wird, was er ist (...)]. In: ΓΕΝΕΣΙΑ. Tanulmányok Bollók János emlékére. Hg. v. László Horváth et al. Budapest: Typotex, 2004, S. 503-511.

Horváth, Géza: Gertrud, egy muzsikus-regény [Gertrud, ein Musikerroman]. In: Hesse, Hermann: Gertrud. Budapest: Cartaphilus, 2004, S. 269-279.

Horváth, Géza: Hermann Hesse: Roßhalde, avagy egy művészházasság kudarca [Hermann Hesse: Roßhalde oder Das Scheitern einer Künstlerehe]. In: Hesse, Hermann: Roßhalde. Budapest: Cartaphilus, 2004, S. 215-225.

Horváth, Géza (Hg.): Hermann-Hesse-Jahrbuch 1. Tübingen: Niemeyer, 2004. 200 S.

Horváth, Géza: Knulp, az örök csavargó [Knulp, der ewige Strolch]. In: Hesse, Hermann: Knulp. Budapest: Cartaphilus, 2004, S. 149-158.

Horváth, Géza (Hg.): Magyar Hermann Hesse-bibliográfia [Ungarische Hesse-Bibliographie]. Budapest: Gondolat, 2004.

Horváth, Géza: Utazás a szellem birodalmában [Reise im Geisterreich]. In: Hesse, Hermann: A napkeleti utazás. Sváb életrajz. Budapest: Cartaphilus, 2004.

Horváth, Katalin: Aufforderungssatztypen vom Mittelhochdeutschen bis zum frühren Neuhochdeutschen – eine Fallstudie. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2003, S. 249-265.

Horváth, Márta: Történetiség és ideológia a két világháború közötti kultúrkritikában [Historizität und Ideologie in der Kulturkritik der Zwischenkriegszeit]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Nézőpontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 29-42.

Illényi, Domonkos: Ansätze des deutschen Historikerstreites in der BRD nach 1949. In: Ders. (Hg.): Germanistische Studien. Bd. V. Eger: Líceum Kiadó, 2004, S. 17-33.

Illényi, Domonkos: Gedanken über die Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie von Walter Benjamin II. In: Ders. (Hg.): Germanistische Studien. Bd. V. Eger: Líceum Kiadó, 2004, S. 35-51.

Jónácsik, László; Lőkös, Péter: Ein Martin Opitz zugeschriebenes Epigramm im Stammbuch des Johannes Hoßmann: In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 18-25.

Kalász, Márton: „Monsieur, wir finden uns wieder" – Franz Fühmann und die Ungarn. In: Studia Caroliensia 5/1 (2004), S. 147-151.

Kántor-Faragó, Márta: Causale conjuncties in het Duits en in het Nederlands. In: AMOS – Elektronisch tijdschrift voor neerlandistiek in Midden- en Oost-Europa 1 (2004), H.3, (http://www.ned.univie.ac.at/CMS/Comenius/Amos/Tijdschrift/December_2004/Marta_Kantor_Faragó_Causale_Conjuncties/)

Kapcsándi, Katalin: Mítoszok (át)változásai. Mítoszelméletek és Friedrich Dürrenmatt mítoszfelfogása [Die (Ver)Wandlungen der Mythen. Mythostheorien und Friedrich Dürrenmatts Mythosauffassung]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Nézőpontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 43-69.

Kappel, Péter; Czicza, Dániel; Hegedűs,

Ildikó; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004. 559 S.

Kappel, Péter: Zur Verberststellung im Neuhochdeutschen. Am Beispiel eines nähesprachlichen Textes aus dem 17. Jahrhundert. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm 2004, S. 67-80.

Szigeti, Imre; Karnowski, Pawel: Modifikation in der Nominalphrase – Ein Sprachvergleich. In: Herwig, Rolf (Hg.): Sprache und die modernen Medien. Akten des 37. Linguistischen Kolloquiums in Jena 2002. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004, S. 95-107.

Karnowski, Pawel; Pafel, Jürgen: A Topological Schema for Noun Phrases in German. In: Müller, Gereon; Lutz, Gunkel; Zifonun, Gisela (Hg.):, Explorations in Nominal Inflection. Berlin: de Gruyter, 2004, S. 161-188.

Katona, Tünde: Eine humanistisch-reformatorisch geprägte Stiftung in der Zips. In: Wien, Ulrich A.; Zach, Krista (Hg.): Humanismus in Ungarn und Siebenbürgen. Politik, Religion und Kunst im 16. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien: Bühlau, 2004, S. 173-189.

Kegelmann, René: „Der deutsche Frosch war der erste Diktator, den ich kannte". Vergangenheitsbewältigung, Nationalsozialismus und Totalitarismus im Werk Herta Müllers. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 2003 (Wissenschaftliche Reihe Literatur- und Sprachgeschichte 94), S. 299-310.

Kegelmann, René; Siret Rutiku (Hg.): Germanistik in Tartu/ Dorpat – Rückblick auf 200 Jahre. Tartu: Tartu Ülikool, 2003. 209 S.

Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna; Teller, Katalin: Literaturwissenschaft und Narratologie in Ungarn. Entwicklungen und Rezeptionslinien. In: Orosz, Magdolna; Schönert, Jörg (Hg.): Narratologie interkulturell: Entwicklungen – Theorien. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 5), S. 97-113.

Kerekes, Amália; Plener, Peter: Die teuersten Schaufenster der Monarchie – 1873, 1885, 1896. In: Dies.; Millner, Alexandra; Rásky, Béla (Hg.): Leitha und Lethe. Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns. Tübingen, Basel: Francke, 2004 (Kultur - Herrschaft - Differenz 6), S. 68-89.

Kerekes, Amália: Das vorgestellte Lesepublikum. Revolutionäre Grimassen in Frau Emmas Briefen an die Zeitschrift *A Hét*. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 157-165.

Kerekes, Gábor: Germanistik in Ungarn – ein Sonderfall? In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 211-214.

Kerekes, Gábor: Langsame Einkehr. Die Rezeption der Werke Peter Handkes in Ungarn. In: Benay, Jeane (Hg): „Es ist schön, wenn der Bleistift so schwingt". Der Autor Peter Handke. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 114-137.

Kerekes, Gábor: Am Sarge Josef II. In: Béhar, Pierre; Schneider, Herbert (Hg): Der Fürst und sein Volk. St. Ingbert 2004, S. 311-330.

Kertész, András: Cognitive Semantics and

Scientific Knowledge. Case Studies in the Cognitive Science of Science. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 2004 (Converging Evidence in Language and Communication Research 4). 261 S.

Kertész, András; Rákosi, Csilla: Ellentmondás és plauzíbilis következtetés a nyelvészetben. Előtanulmány nyelvészeti elméletek argumentációs szerkezetének vizsgálatához [Widerspruch und plausibles Schließen in der Linguistik. Vorstudie zur Untersuchung der Argumentationsstruktur linguistischer Theorien] Teil I. In: Magyar Nyelv 2004, H.2, S. 129-146.

Kertész, András; Rákosi, Csilla: Ellentmondás és plauzíbilis következtetés a nyelvészetben. Előtanulmány nyelvészeti elméletek argumentációs szerkezetének vizsgálatához. [Widerspruch und plausibles Schließen in der Linguistik. Vorstudie zur Untersuchung der Argumentationsstruktur linguistischer Theorien] Teil II. In: Magyar Nyelv 2004, H.3, S. 273-290.

Kertész, András: Die kognitive Metapherntheorie als metalinguistisches Unterfangen. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 14 (2004), H.1, S. 37-58.

Kertész, András: Philosophie der Linguistik. Studien zur naturalisierten Wissenschaftstheorie. Tübingen: Narr, 2004. 439 S.

Kertész, András, Rákosi, Csilla: Plausibles Schließen und die Didaktik der germanistischen Linguistik. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 476-487.

Kertész, András: Zwei kognitiv-semantische Modelle von nicht-demonstrativen Schlüssen in der generativ-linguistischen Theoriebildung. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 14 (2004), H.2, S. 125-152.

Kesselheim, Isabella: Das Ungarn-Bild Max Reinhards im Wandel. In: Studia Carolicnsia 5/1 (2004), S. 85-93.

Király, Edit: Enzyklopädist der Einzelfälle. Über das Sammeln in Heimito von Doderers Roman *Die Dämonen*. In: Sommer, Gerald (Hg.): Gassen und Landschaften. Heimito von Doderers „Dämonen" vom Zentrum und vom Rande aus betrachtet. Würzburg, Königshausen & Neumann, 2004, S. 235-242.

Király, Edit: In Einklang bringen, was sich widerspricht. Ein ungarischer Gedächtnisort in Wien. In: Kerekes, Amália; Millner, Alexandra; Plener, Peter; Rásky, Béla (Hg.): Leitha und Lethe. Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns. Tübingen, Basel: Francke, 2004 (Kultur - Herrschaft - Differenz 6), S. 123-141.

Kispál, Tamás: Benutzung von ein- und zweisprachigen Wörterbüchern des Deutschen und des Ungarischen bei Germanistikstudenten in Ungarn. In: Czicza, Daniel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 265-281.

Kispál, Tamás: Leben ist eine Reise mit dem rollenden Stein und dem Moos. Sprichwörter in der kognitiven Metapherntheorie. In: Földes, Csaba (Hg.): Res humanae proverbiorum et sententiarum. Ad honorem Wolfgangi Mieder. Tübingen: Narr, 2004, S. 129-139.

Kispál, Tamás: A metaforikus kifejezések ábrázolása három német és három német-magyar szótárban [Zur Darstellung der metaphorischen Ausdrücke in drei deutschen und drei deutsch-ungarischen Wörterbüchern]. In: Tóth, Szergej; Földes, Csaba; Fóris, Ágota (Hg.): Lexikológiai és lexikográfiai látkép. Problémák, paradigmák, perspektívák. Szeged:

Generalia, 2004 (Fasciculi Linguistici Series Lexicographica 3), S. 52-60.

Kiss-Béres, Mónika: Zur Problematik der Abgrenzung von Phraseologismen in fachlichen Textsorten. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 285-295.

Klemm, László: Ungarn-Bezüge in deutschsprachigen Theaterkritiken deutschsprachiger Stücke in Pest Ofen 1836-1847. In: Studia Caroliensia 5/1 (2004), S. 27-37.

Klemm, László: Zwischen Klassik und Vaudeville. In: newsletter MODERNE 7/2 (2004), S. 40-44.

Knipf-Komlósi, Elisabeth; Komlósi, László Imre: Einige Aspekte zur Untersuchung von komplexen Konstruktionen. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 206-224.

Knipf-Komlósi, Elisabeth; Komlósi, László Imre: From entrenchment to conceptual integration: levels of compositionality and concept structuring. In: de Silva, Augusto Soares (Hg.): Linguagem, Cultura e Cognição: Estudios de Linguística Cognitiva. Coimbra: Almedina, 2004, S. 293-308.

Knipf-Komlósi, Elisabeth: Sprachbewusstheit und Variabilität des Deutschen aus der Außensicht. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 295-303.

Knipf-Komlósi, Elisabeth: Das Sprachbewusstsein von Minderheiten in der Phase der Assimilation. In: Kriegleder, Wynfried; Seidler, Andrea (Hg.): Deutsche Sprache und Kultur, Literatur und Presse in Westungarn/Burgenland. Bremen: edition lumière 2004 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 94), S. 25-47.

Knipf-Komlósi, Elisabeth: Variation in der Sprache im Deutsch als Fremdsprache Unterricht in Ungarn. In: Der Deutschunterricht, 2004, H.1, S. 87-91.

Knipf-Komlósi, Elisabeth: Zur Variabilität der deutschen Sprache in Ungarn. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 443-457.

Knipf-Komlósi, Elisabeth; Brdar-Szabó, Rita (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57). 458 S.

Kovács, Edit: Kukorelly fordításai [Übersetzungen von Kukorellys Werken]. In: Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás. Szeged: Grimm, 2004.

Kricsfalusi, Beatrix: A text(il)gyártás kegyetlen világa. Elfriede Jelinke: Mi történt, miután Nóra elhagyta férjét vagy a Társaságok támaszai [Die gnadenlose

Welt der Text(il)fabrik. Elfriede Jelinek: Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaften]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 93-119.

Kurdi, Imre: Aufgeklärte Zärteleien und Spötteleien. Das Testament-Motiv in Gellerts Lustspiel *Die zärtlichen Schwestern*. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 26-34.

Kurdi, Imre: Germanistik – eine Wissenschaft ohne Zukunft? Einige Bemerkungen zur Situation der germanistischen Literaturwissenschaft an den ungarischen Universitäten. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 466-469.

Langanke, Ulrich: Das Hypermedia-Online-Wörterbuch an der Schnittstelle zwischen Philologie, Kognition und Informatik am Beispiel des „Wortschatz-Lexikons" (http://www.wortschatz.uni-leipzig.de). In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/ Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), 379-393.

Lindner, Henriett: Vom *Narrenschiff* zu den *Nachtwachen*. Das Wiederaufleben des Narrenmotivs im Aufbruch der Moderne. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 80-89.

Lőkös, Péter: Eger 1552-es ostromának ábrázolása a 16-17. századi erdélyi szász és szepességi német irodalomban [Die Darstellung vom Ansturm Egers 1552 in der siebenbürgisch sächsischen und Zipser deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts]. In: Agria. Az egri Dobó István Vármúzeum évkönnyve 40 (2004), S. 261-292.

Lőkös, Péter: Hieronymus Ostermayer: egy erdélyi szász krónikás a 16. századból [Hieronymus Ostermayer: ein siebenbürgischer sächsischer Chronist aus dem 16. Jahrhundert]. In: Duna-part 4 (2004), S. 35-43.

Jónácsik, László; Lőkös, Péter: Ein Martin Opitz zugeschriebenes Epigramm im Stammbuch des Johannes Hoßmann. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 18-25.

Lőkös, Péter: Minnesang. In: A tavaszidő édessége. Válogatás a középkor nyugat-európai szerelmi költészetéből. Zusammengestellt v. Éva Bánki, hg. v. Csilla Ladányi-Turóczi. Budapest, 2004, S. 383-482.

Mádl, Antal: Wien als kultureller Schmelztiegel. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Ber-

lin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 135-145.

Mády, Katalin: Akustische, artikulatorische und perzeptive Parameter in der Konsonantenproduktion nach Zungenteilresektion. Univ. Diss., Ludwig-Maximilians-Universität München, 2004. 189 S. (http://edoc.ub.uni-muenchen.de/archive/00003060/)

Foidl, Patricia; Mády, Katalin: Experimentelle Überprüfung der psycholinguistischen Relevanz von Konstituenten. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2003, S. 157-180.

Maitz, Péter: Einstellungsforschung in der Soziolinguistik. Fragestellungen, Methoden, Ergebnisse. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 13 (2003), H.2, S. 195-204.

Maitz, Péter; Molnár, Anna: Historische Text(sorten)linguistik. Überlegungen zu Aufgaben, Problemen und Zielen. In: Sprachwissenschaft 29 (2004), H.4, S. 433-459.

Maitz, Péter: Warum-Fragen und Interdisziplinarität in der Dialektsoziologie. Eine kritische Bestandsaufnahme am Beispiel von Erklärungen zum Rückgang des Dialekts. In: Christen, Helen (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg, Lahn, 5.-8. März 2003. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 21-47.

Maitz, Péter; Molnár, Anna: Zur Rolle sprachlicher Ideologien beim Sprachwechsel. Am Beispiel der deutschen Sprachgemeinschaft Ungarns im sprachnationalistischen 19. Jahrhundert. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 293-310.

Maitz, Péter: Zwischen Spracherhalt und Sprachwechsel. Die sozialhistorischen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts und ihre Folgen für das Sprachverhalten der deutschen Sprachgemeinschaft Ungarns. In: Gaisbauer, Stefan; Scheuringer, Hermann (Hg.): Linzerschnitten. Beiträge zur 8. Bayerisch-österreichischen Dialektologentagung, zugleich 3. Arbeitstagung zu Sprache und Dialekt in Oberösterreich, in Linz, September 2001. Linz: Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich, 2004 (Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich, Folge 8), S. 469-489.

Manherz, Karl: Das ungarndeutsche Lied in Tradition und Pflege. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 285-294.

Manherz, Karl; Kulcsár-Szabó, Ernő; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43). 347 S.

Marlok, Zsuzsa: Irodalmi szerepjáték a nyelvtanárképzésben és -továbbképzésben [Literarisches Rollenspiel in der Aus- und Weiterbildung von Sprachlehrern]. In: Iskolakultúra 2004, H.5, S. 108-114.

Molnár, Anna; Maitz, Péter: Historische

Text(sorten)linguistik. Überlegungen zu Aufgaben, Problemen und Zielen. In: Sprachwissenschaft 29 (2004), H.4, S. 433-459.

Molnár, Anna; Maitz, Péter: Zur Rolle sprachlicher Ideologien beim Sprachwechsel. Am Beispiel der deutschen Sprachgemeinschaft Ungarns im sprachnationalistischen 19. Jahrhundert. In: Czicza, Dániel, Hegedűs, Ildikó, Kappel, Péter, Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 293-310.

Méhes, Márton: Europa – ein politisch-historisch-kultureller und (daher) semantisch komplexer Eigenname. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 51-64.

Mihalovics-Lengyel, Alojzia: Impressziótöredékek Lengyel Imre műveinek olvasása közben [Impressionsfragmente bei der Lektüre von Imre Lengyels Werken]. In: Navracsics, Judit; Tóth, Szergej (Hg.): Nyelvészet és interdiszciplinaritás. Köszöntőkönyv Lengyel Zsolt 60. születésnapjára. I. Szeged: Generalia, Veszprém: VE, 2004, S. 236-239.

Mihalovics-Lengyel, Alojzia: Német nyelvi szigetek Galíciában a két világháború közötti kutatások alapján [Deutsche Sprachinseln in Galizien aufgrund der Forschungen in der Zwischenkriegszeit]. In: Bakonyi, István; Nádai, Julianna (Hg.): A többnyelvű Európa. Győr: Széchenyi István Egyetem, 2004, S. 384-387.

Molnár, Krisztina: Erscheinungsformen der generischen Ausdrücke im Deutschen und im Ungarischen. In: Herwig, Rolf (Hg.): Sprache und die modernen Medien. Akten des 37. Linguistischen Kolloquiums in Jena 2002. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004, S.37-41.

Molnár, Krisztina: Indefinite Nominalphrasen im Deutschen und im Ungarischen. In: Pusztay János (Hg.): Kontrasztív Nyelvészeti Tanulmányok XI. Szombathely: Berzsenyi Dániel Főiskola, 2004, S. 34-40.

Molnár Krisztina: Die Kombinationsmöglichkeiten der Determinative im Deutschen und im Ungarischen. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 363-370.

Molnár, Petra: Substantivierte Infinitive und suffixale *–ung*-Derivate in der neuhochdeutschen Sprachperiode. Theoretische Überlegungen. In: Czicza, Daniel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 81-92.

Murányiné Zagyvai, Márta: Egy analitikai kémiai szakszótár előkészületeiről II [Über die Vorbereitung eines Fachwörterbuchs zur analytischen Chemie II]. In: Tóth, Szergej; Földes, Csaba; Fóris, Ágota (Hg.): Lexikológiai és lexikográfiai látkép. Problémák, paradigmák, perspektívák. Szeged: Generalia, 2004 (Fasciculi Linguistici Series Lexicographica 3), S. 103-110.

Murányiné Zagyvai, Márta: Egy szakszótár lemmaszelekciós kérdéseiről [Über die Fragen der Lemmaselektion eines Fachwörterbuchs]. In: Tóth, Szergej; Földes, Csaba; Fóris, Ágota (Hg.): Lexikológiai és lexikográfiai látkép. Problémák, paradigmák, perspektívák. Szeged: Generalia, 2004 (Fasciculi Linguistici Series Lexicographica 3), S. 111-116.

Muráth, Judit: Zur Geschichte der Fachlexikographie in Ungarn. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 367-377.

Nagy, Hajnalka: Tündérország, és ami mögötte van. Esterházy Péter családkönyveinek német nyelvű recepciójáról [Feenland und was sich dahinter verbirgt. Über die deutschsprachige Rezeption von Péter Esterházys Familienbüchern]. In: Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila: Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás. Szeged: Grimm, 2004, S. 223-243.

Nagy Márta: Jegyzetek és kommentár Wolfram von Eschenbach „Parzival" c. lovagregényéhez [Anmerkungen und Kommentar zu Wolfram von Eschenbachs Ritterroman „Parzival"]. In: Wolfram von Eschenbach: Parzival. Übersetzt von Dezső Tandori. Budapest: Kláris Kiadó, 2004, S. 871-958.

Nagy, Márta: Die Mutter von Euryalus. Ein mögliches Modell zur Verbesserung der Lage der Germanistik. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 217-222.

Németh, Attila: Drei Aspekte der ‚(Un-) Ähnlichkeit' von ‚Interferenzen' unter natürlichen Sprachkontaktbedingungen und beim schulischen Fremdspracherwerb. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 311-323.

Németh, Attila; Czicza, Daniel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004. 559 S.

Németh, János: Soproni német nyelvű források nyelvészeti kutatásának lehetőségei [Möglichkeiten der linguistischen Untersuchung deutschsprachiger Quellen von Sopron]. In: Soproni Szemle 58 (2004), S. 1-20.

Opitz, Antonia: Aspekte des deutsch-ungarischen Literatur- und Kulturaustauschs zwischen 1933 und 1944. Die Zeitschriften „Nyugat" und „Magyar Csillag". In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2003, S. 13-42.

Opitz, Antonia: Der Briefwechsel zwischen A. Seghers und Georg Lukács (1938/39) – neu gelesen, am Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Argonautenschiff. Jahrbuch der Anna Seghers Gesellschaft 13. Berlin: Aufbau Verlag, 2004, S. 83-95.

Opitz, Antónia: Literarische Post aus dem Deutschen Reich zwischen 1933 und 1943. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 254-268.

Orosz, Magdolna: „Die Art und Weise, wie die Sprache bezeichnet, spiegelt sich in ihrem Gebrauch wider" – Sprachlicher Ausdruck und Sprachgebrauch in der Literatur der Jahrhundertwende. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter

Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 65-76.

Orosz, Magdolna: Die Dialektik von „Macht" und „Ohnmacht" in der Literatur und Kultur der Goethezeit. In: Withalm, Gloria; Wallmannsberger, Josef (Hg.): Macht der Zeichen – Zeichen der Macht. Festschrift für Jeff Bernard. Wien: INST, 2004, S. 486-498.

Orosz, Magdolna; Kerekes, Amália; Teller, Katalin: Literaturwissenschaft und Narratologie in Ungarn. Entwicklungen und Rezeptionslinien. In: Orosz, Magdolna; Schönert, Jörg (Hg.): Narratologie interkulturell: Entwicklungen – Theorien. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 5), S. 97-113.

Orosz, Magdolna: „A nyelv elégtelensége". Képleírás a német romantikában [„Die Unzulänglichkeit der Sprache". Bildbeschreibung in der deutschen Romantik]. In: Jelenkor 47 (2004), H.7-8, S. 765-779.

Orosz, Magdolna: Romantische Vernetzungen und Netz-Werke. In: Internet-Plattform Kakanien revisited. http://www.kakanien.ac.at/beitr/ncs/MOrosz1.pdf

Orosz, Magdolna: Tévedések és tévelygések. Dialógus, írás és intertextualitás E.T.A. Hoffmann műveiben [Irrungen und Wirrungen. Dialog, Schreiben und Intertextualität in den Werken von E.T.A. Hoffmann]. In: Kroó, Katalin (szerk.): Ösvények Turgenyev és Dosztojevszkij művészi világához. Budapest: Eötvös Kiadó, 2004 (Párbeszéd-kötetek 1), S. 143-157.

Orosz, Magdolna: Vom ‚interkulturellen Erzählen' zur ‚interkulturellen Narratologie'. Überlegungen zur Erweiterung der Narratologie und zu ihrer Anwendung auf spezifische Gegenstandsbereiche. In: Ders.; Schönert, Jörg (Hg.): Narratologie interkulturell: Entwicklungen – Theorien. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 5), S. 149-166.

Orosz, Magdolna: „Wenn mehre sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten". Romantische Vernetzungen: Das Athenäum-Projekt. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 52-65.

Orosz, Magdolna; Schönert, Jörg (Hg.): Narratologie interkulturell: Entwicklungen – Theorien. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 5). 207 S.

Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai [Blick-Punkte. Studien junger Germanisten]. Budapest: FISZ, 2004. 280 S.

Orosz, Magdolna; Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43). 347 S.

Pabis, Eszter: A svájci nemzeti elbeszélés irodalmi konstrukciójáról. Max Frisch: Wilhelm Tell für die Schule [Über die literarische Konstruktion der Schweizer nationalen Erzählung]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 120-140.

Pabis, Eszter: Über den narrativen Charakter der Nation und das Nationale in der Narration: Anmerkungen zur Konst-

ruktion nationaler und narrativer Identität. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2004, Nr. 15, http://www.inst.at/trans/15Nr/05_13/pabis15.htm.

Péteri, Attila: Der Imperativsatz im Deutschen und im Ungarischen. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 321-338.

Péteri, Attila: Die lexikographische Darstellung der w-Wörter. Zugleich ein Plädoyer für mehr Grammatik im Wörterbuch. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 429-443.

Pethő, Gergely: A survey of current textbooks of lexicography. In: Sprachtheorie und Germanistische Linguistik 14 (2004), H.2, S. 171-194.

Petneki, Katalin: Erfahrungen und Aussichten gegenwärtiger und zukünftiger DaF-Lehrer/innen in Ungarn. In: Czicza, Daniel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 325-334.

Petneki, Katalin: Idegen nyelv [Fremdsprachen]. In: Kerber, Zoltán (Hg.): Tartalmak és módszerek az ezredforduló iskolájában. Tanulmányok a tantárgyi helyzetfelmérésről 2001-2003. Budapest: Országos Közoktatási Intézet, 2004, S. 69-93.

Petneki, Katalin: Kereszttantervi kompetenciák fejlesztési lehetőségei az idegennyelv-oktatásban [Möglichkeiten zur Entwicklung der cross-curricularen Kompetenzen im Fremdsprachenunterricht]. In: Modern Nyelvoktatás 10 (2004), Nr. 1, S. 27-31.

Pilarský, Jiří: Einige Erwägungen am Rande eines Syntax-Unterrichts an Germanistikstudenten mit ungarischem und rumänischem muttersprachlichem Hintergrund auf der Basis des Dependenz-Modells. In: Engel, Ulrich (Hg.): Sprachwissen in der Hochschulgermanistik / Interkulturelle Kommunikation (Referate von den Konferenzen in Karpacz 2001 / in Słubice 2002). DAAD, 2004, S. 87-102.

Pilarský, Jiří: Interkulturelle Probleme bei der sprachlichen Behandlung der 2. Person im ungarischen DaF-Unterricht. In: Engel, Urich (Hg.): Sprachwissen in der Hochschulgermanistik / Interkulturelle Kommunikation (Referate von den Konferenzen in Karpacz 2001 / in Słubice 2002). DAAD, 2004, S. 217-229.

Pilarský, Jiří: Az interlokutor verbális érintésével kapcsolatos interkulturális eltérések a közép-európai térségben [Die interkulturellen Abweichungen im Zusammenhang mit der sprachlichen Behandlung des Gesprächspartners im mitteleuropäischen Raum]. In: Fórián, Éva (Hg.): Multikulturalitás, nemzeti identitás, kisebbségek Magyarországon és Lengyelországban. Nyelv – irodalom – kultúra. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2004, S. 35-60.

Pólay, Veronika: Levels of translation. In: Fessenko, Tamara et al. (Hg.): Languages and transnational problems. Papers of the 1-st international research conference April 22-24, 2004. Moscow: Tambow University, 2004, S. 272-279.

Pólay, Veronika: Műfordítás – jelenti-e mindig kultúrák találkozását nyelvek találkozása? [Literarische Übersetzung –

bedeuten mehrere Sprachen immer mehrere Kulturen?] In: Tóth, Szergej (Hg.): Nyelvek és kultúrák találkozása. Szeged: SZTE-JGYTFK, 2003, S. 330-333.

Pólay, Veronika: Übersetzung von literarischen Werken – Übersetzung von Kulturen. Vortrag auf der Konferenz „Das Verbindende der Kulturen", Wien 8. November 2003. In: http://www.inst.at/trans/15Nr/07_2/polay15.htm.

Propszt, Eszter: Das Rezept, das von der Monarchie verschrieben wurde: „Franz Josef Bitterwasser". In: Fried, István (Hg.): Österreichisch-ungarisch-mitteleuropäische literarisch-kulturelle Begegnungen, Szeged 2003, S. 113-122.

Propszt, Eszter: „Das ist das Einzige was verbindet" – Untersuchungen zu Robert Baloghs „Schwab evangiliom". In: Kakanien revisited. http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/ EPropszt1.pdf (2004)

Pusztai, Gábor: De blik van de ander. Hongaarse schrijvers over Nederladns-Indië in het interbellum. In: Acta Neerlandica 3 (2004), H.1, S. 97-113.

Pusztai, Gábor; Termorshuizen, Gerard: Inleiding. In: Acta Neerlandica 3 (2004), H.1, S. 5-9.

Rácz, Gabriella: Die Folgen einer „Distanzliebe": Arnold Zweig, der Thomas Mann-Imitator. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 8 (2004), H.2, S. 163-187.

Rácz, Gabriella: Idézett és elbeszélt világok Arnold Zweig Claudia-novellák című művében [Zitierte und erzählte Welten in Arnold Zweigs Die Novellen um Claudia]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Nézőpontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 141-154.

Rada, Roberta: „Das Kind nicht beim Namen nennen, obwohl es einen hat" – Zur Semantik euphemistischer Phraseologismen. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie. Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 57), S. 171-185.

Radek, Tünde: Keresztény mivoltunk keresztje. A kereszt szimbóluma a középkori német nyelvű történetírásban [Das Kreuz unserer Christlichkeit. Das Symbol des Kreuzes in der deutschsprachigen Historiographie des Mittelalters]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 155-171.

Rauzs, Orsolya: Die Stellung von *nicht* bei Satznegation in der Autobiographie von Ulrich Bräker (1789). In: Czicza, Daniel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 105-118.

Reder, Anna: Kollokációk kontrasztív modellje [Das kontrastive Modell der Kollokationen]. In: Pusztay János (Hg.): Kontrasztív Nyelvészeti Tanulmányok XI. Szombathely: Berzsenyi Dániel Főiskola, 2004, S. 50-62.

Reder, Anna: Kollokation als lexikographisches Problem in zweisprachigen Wörterbüchern. In: Bračič, Stojan (Hg.): Linguistische Studien im Europäischen Jahr der Sprachen. Akten des 36. Linguistischen Kolloquiums in Ljubljana 2001. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004, S. 531-542.

Reder, Anna: Kollokationen in Lernerwörterbüchern. In: Tóth, Szergej; Földes, Csaba; Fóris, Ágota (Hg.): Lexikológiai és lexikográfiai látkép: Problémák, paradigmák, perspektívák. Szeged: Generália, 2004 (Fasciculi Linguistici Series Lexikographica 3), S. 161-169.

Reder, Anna: Müssen Kollokationen zu

Fehlern führen? Ein deutsch- ungarisches kontrastives Modell. In: Herwig, Rolf (Hg.): Sprache und die modernen Medien. Akten des 37. Linguistischen Kolloquiums in Jena 2002. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004, S. 187-201.

Ritz, Szilvia: Europäische und ungarische Züge in den Werken von Franz Molnár. In: Studia Caroliensia 5/1 (2004), S. 133-146.

Rózsa, Mária: Deutschsprachige Presse in Ungarn 1850-1920. 2. Teil: Zeitungen. In: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Bd. 11. München: Oldenbourg, 2003, S. 59-141.

Rózsa, Mária: Magyar irodalom az *Österreich-Ungarns Zukunft* (1916) című bécsi és az *Ungarns Zukunft* (1917-1918) című budapesti folyóiratban. [Ungarische Literatur in der Wiener Zeitschrift *Österreich-Ungarns Zukunft* (1916) und in der Budapester Zeitschrift *Ungarns Zukunft* (1917-1918)]. In: Magyar Könyvszemle 120 (2004), Nr. 1, S. 75-83.

Rózsa, Mária: Miklós Tölténvi – ein vergessener ungarischer Journalist im Revolutionsjahr 1848. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 125-134.

Rózsa, Mária: Osztrák-magyar kapcsolatok az 1848-as bécsi forradalmi sajtóban. [Österreichisch-ungarische Beziehungen in der 1848er Wiener Revolutionspresse]. In: Magyar Könyvszemle 119 (2003), Nr. 4, S. 464-475.

Rózsa, Mária: Die Rezeption der ungarischen Revolution von 1848/1849 in der Zeitschrift „Minerva" 1848-1856. In: Ungarn Jahrbuch 26 (2002/2003), S. 215-229.

Rózsa, Mária: Ungarische Literatur in der Wiener Zeitschrift *Österreich-Ungarns Zukunft* von 1916 . In: Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich 2003, H.2, S. 27-34.

Rózsa, Mária: Ungarische Bezüge in der Zeitschrift *Die Gesellschaft* (1885-1902). In: Ural-Altaische Jahrbücher 18 (2003/2004), S. 103-122.

Rozsondai Nagy, Rita: „Múlatságos Kalendáriomi Matériák" [„Lustige Kalender-Materien"]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 172-189.

M. Sándorfi Edina: A fenséges avagy a vízitündér tapasztalata. A rejtett Fontane-esztétika néhány mozzanata [Das Erhabene oder die Erfahrung der Wassernixe. Einige Momente der verborgenen Fontane-Ästhetik]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: Fiatal Írók Szövetsége, 2004, S. 190-211.

M. Sándorfi, Edina: Hohlräume als chora: mytho-poietische Deutungsversuche von Rilkes „Malte Laurids Brigge" (oder der entstellte Mythos des Dritten). In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2003, S. 115-131.

Sárvári, Tünde: Das Bildungssystem in Ungarn mit besonderer Berücksichtigung des Schulpraktikums der Lehramtskandidaten an der Hochschulfakultät „Gyula Juhász" in Szeged. In: Seebauer, Renate (Hg.): Erste Schritte in die Unterrichtspraxis – Texte, Materialien, Berichte/ First Steps into Teaching Practice – Study Material, Reports. Brno: Paido, 2004, S. 204-208.

Sárvári, Tünde: A célnyelvi gyermekújságok felhasználásának néhány lehetősége a kisiskoláskori idegennyelv-oktatásban

[Einige Ideen zur Verwendung zielsprachiger Kinderzeitschriften im Fremdsprachenunterricht in der Primarstufe]. In: Cseh, Béla; Éber, Elődné (Hg.): Mit? Kinek? Hogyan? A Gyakorlóiskolák Iskolaszövetsége által szervezett Vezetőtanítók, -tanárok II. Országos Módszertani Konferenciájának előadásai. Baja, 2004, S. 465-478.

Grossmann, Erika; Sárvári, Tünde: Gesamtevaluation des ERASMUS-Intensivprogramms BRIDGES – From Theory To Practice in Education. In: Seebauer, Renate (Hg.): BRIDGES: From Theory To Practice – Study Material, Reports. Brno: Paido, 2004, S. 181-189.

Grossmann, Erika; Sárvári, Tünde: Handreichungen zur Beobachtung im Unterricht. In: Seebauer, Renate (Hg.): BRIDGES: From Theory To Practice – Study Material, Reports. Brno: Paido, 2004, S. 192-204.

Grossmann, Erika; Sárvári, Tünde: Servus in Österreich! – országismeret gyerekeknek [Servus in Österreich! – Landeskunde für Kinder]. In: Nyelvinfó 12 (2004), H.3-4, S. 10-17.

Sárvári, Tünde: A tanulási stratégiák néhány alkalmazási lehetősége a „szelíd nyelvi nevelésben" [Anwendungsmöglichkeiten von Lernstrategien zur Erweiterung des Fremdsprachenschatzes im Vorschulalter]. In: Tolnai, Katalin (Hg.): Habakukk – Módszertani füzetek 2004, H.3, S. 20-27.

Sárvári, Tünde: Tanulni, tanulni – tanulási stratégiák a korai idegennyelv-oktatásban [Lernen, lernen – Lernstrategien im frühen Fremdsprachenunterricht]. In: Galgóczi Lászlóné (Hg.): Csengőszó. Módszertani folyóirat tanítóknak 11 (2003), H.5, S. 19-23.

Schauer, Hilda: Denkformen und Wertesysteme in Wolfgang Koeppens Nachkriegstrilogie. Wien: Edition Praesens, 2004. 260 S.

Schauer, Hilda: „Pan spielt das Saxophon, und Orpheus singt zum Banjo kleine Dschungellieder!" Das Leben unter dem Aspekt der Kunstdominanz in Wolfgang Koeppens Roman „Der Tod in Rom" (1954). In: Studia Germanica Vesprimiensis 7 (2004), H.1, S. 47-68.

Scheibl, György: Kontrastiv-typologische Aspekte der Skopusambiguität. In: Czicza, Daniel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 371-379.

Scheibl, György: Német nyelvtan 222 pontban [Deutsche Grammatik in 222 Punkten]. Szeged: Maxim Kiadó, 2004.

Szabó, Erzsében: Ikerföldek, episztemikus világok, szövegvilágok. A referencia kauzális-történeti elméletének fikcióelméleti vonatkozásai [Zwillingsländer, epistemische Welten, Textwelten. Die fiktionstheoretischen Apskte der kausalhistorischen Theorie der Referenz]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 211-229.

Szabó, Erzsébet: Seltsame Materie – Különös anyag. In: Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás. Szeged: Grimm Kiadó, 2004, S. 121-131.

Szabó, Judit: Fiktív emlékképek nyomában. Az Árnyas főutca magyar és német fogadtatásáról [Auf der Suche nach fiktiven Erinnerungsbildern. Über die ungarische und deutsche Rezeption der Schattigen Hauptstraße]. In: Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás. Szeged: Grimm Kiadó, 2004,. S. 264-277.

B. Szabó, Károly: Intertextualitás Friedrich Dürrenmatt János király című drámájának példáján [Intertextualität am Beispiel von Dürrenmatts Drama König Johann]. In:

Orosz, Magdolna (Hg.): Nézőpontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 230-244.

Szalai, Tünde: Überlegungen zum Potenzial des Konstruktivismus für die Förderung der fremdsprachlichen Schreibkompetenz. In: Németh, Attila (Hg.): Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten. Referate der 1. Linguistischen Tagung ungarischer Nachwuchsgermanisten an der Universität Veszprém von 28.-29. März 2003. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Edition Präsens, 2003 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement 3), S. 169-185.

Szalai, Tünde: Zu produktiven Schreibstrategien im fremdsprachlichen Formulieren. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 509-520.

Szász, Ferenc: Die Aufnahme der ungarischen Literatur im deutschen Sprachraum um die Jahrtausendwende. In: Studia Caroliensia 5/1 (2004), S. 152-170.

Szász, Ferenc: München aus der Sicht Ewald Tragys. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 25 (2004), S. 32-44.

Szász, Ferenc: Österreichisch-ungarische Literaturbeziehungen zwischen 1908 und 1948. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 245-253

Szász, Ferenc: Der Weg der ungarischen Literatur in die „Weltliteratur" oder ihre Aufnahmen im deutschen Sprachraum. Ein Rückblick von der Jahrtausendwende. In: Studia Caroliensia 5 (2004), H.1. Ungarn in Europa. BTK Német Nyelv és Irodalom Tanszék. Internationale Konferenz des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Philosophischen Fakultät der Gáspár-Károli-Universität, 3.-4. Juni 2004, S. 152-170.

Szatmári, Petra: Das heterogene *sich lassen*. Zu syntaktischen und funktional-semantischen Aspekten passivisch interpretierbarer *sich-lassen*-Konstruktionen. Hamburg: Buske, 2004 (Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 17). 179 S.

Szatmári, Petra: Individualnamen im deutschen Wortschatz. In: Balaskó, Mária (Hg.): Tanulmányok a Filológiai Intézet Tudományos Műhelyéből. Szakmai Nap 2002. március 7. Szombathely: BDT, 2003, S. 77-83.

Szatmári, Petra: *Mit* – zwischen Präposition und Präfix. In: Pusztay, János (Hg.): Colloquia Contrastiva 11. Kontrasztív nyelvészeti tanulmányok. Az 2003-es Győri Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus kontrasztív nyelvészeti szekciójának előadásai. Savariae/Szombathely: Balogh és Társa, 2003, S. 71-79.

Szatmári, Petra: Mögliche Grammatikalisierungspfade von *sich*. In: Korčaková, Jana; Beyer, Jürgen (Hg.): Königgrätzer Linguistik- und Literaturtage. Hradec Králové: Gaudeamus, 2003, S. 197-208.

Szatmári, Petra: Passivisch interpretierbare *sich-lassen* Konstruktionen und Modalverben. In: Deutsche Sprache 32 (2004), S. 32-55.

Szatmári, Petra: Überlegungen zur Valenzbeschreibung des Vollverbs *lassen*. In: Czicza, Daniel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 207-216.

Szatmári, Petra: Zur Passivierbarkeit von Phrasemen. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-

Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 57), S. 131-145.

Szendi, Zoltán: Auslands- und Innlandsgermanistik als brauchbare Begriffe. In: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens 11-12 (2002/2003), H.1-2 (21-22), 1-2 (23-24), S. 44-47.

Szendi, Zoltán: „Dort draußen ist, was ich hier drinnen lebe". Drei Gedichtparadigmen der Daseinsdeutungen in der Lyrik Rainer Maria Rilkes. In: Bialek, Edward; Rzeszotnik, Jacek (Hg.): Briefe in die europäische Gegenwart. Studien zur deutschsprachigen Literatur und Kultur. Festschrift für Herbert Rosendorfer zum 70. Geburtstag. Wroclaw 2004, S. 97-110.

Szendi, Zoltán: „Dunkel vor dem klaren Ausgang". Umdeutung des Liebestod-Motivs in Rilkes Gedicht *Orpheus.Eurydike.Hermes*. In: Schwob, Anton; Sienerth, Stefan; Corbea-Hoisie, Andrei (Hg.): Brücken schlagen. Studien zur deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für George Gutu. München: IKGS Verlag, 2004, S. 189-199.

Szendi, Zoltán: Das Paradoxe der Ich-Befindlichkeit in der Lyrik Ingeborg Bachmanns. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 123 (2004), H.4, S. 605-617.

Szendi, Zoltán: Parallelen und Differenzen zwischen der ungarischen und der deutsch-österreichischen Moderne. In: Schwarz, Hans-Günther; Stutterheim, Christiane von; Loquai, Franz (Hg.): Fenster zur Welt. Deutsch als Fremdsprachenphilologie. Festschrift für Friedrich Strack. München: Iudicium Verlag, 2004, S. 329-339.

Szendi, Zoltán: Schwierigkeiten und Perspektiven der Auslandsgermanistik aus ungarischer Sicht. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 469-472.

Szendi, Zoltán: Venedig in der Lyrik Rainer Maria Rilkes. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 202-214.

Szigeti, Imre; Karnowski, Pawel (2004): Modifikation in der Nominalphrase – Ein Sprachvergleich. In: Herwig, Rolf (Hg.): Sprache und die modernen Medien. Akten des 37. Linguistischen Kolloquiums in Jena 2002. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004, S. 95-107.

Szoboszlai, Ildikó: Synonymie und Verbvalenz am Beispiel von *be*-Verben und ihren Basisverben. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 217-232.

Szoboszlai, Ildikó: Zur Valenzbeschreibung des Verbs *lassen* aus kontrastiver Sicht zum Ungarischen. In: Stănescu, Speranţa (Hg.): Die Valenztheorie, Bestandaufnahme und Perspektiven. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004, S. 281-292.

Takács, Dóra: Arthur Schnitzler drámáinak fogadtatása Budapesten 1914-ig [Die Rezeption der Dramen Arthur Schnitzlers in Budapest bis 1914]. In: Balaskó, Mária (Hg.): Tanulmányok a Filológiai

Intézet tudományos műhelyéből. Szombathely: BDF, 2003, S. 173-179.

Takács, Dóra: Magyar drámaírók művei a bécsi színpadokon 1900 és 1914 között [Stücke ungarischer Dramatiker auf den Wiener Bühnen zwischen 1900 und 1914]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 245-258.

Teller, Katalin; Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna: Literaturwissenschaft und Narratologie in Ungarn. Entwicklungen und Rezeptionslinien. In: Orosz, Magdolna; Schönert, Jörg (Hg.): Narratologie interkulturell: Entwicklungen – Theorien. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 5), S. 97-113.

Teller, Katalin: Mieke Bals Ansatz zur kulturellen Analyse und ihre Theorie der wandernden Begriffe im Lichte einer möglichen ‚interkulturellen' Narratologie. In: Orosz, Magdolna; Schönert, Jörg (Hg.): Narratologie interkulturell: Entwicklungen – Theorien. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 5), S. 167-177.

Teller, Katalin: A retina szövete. Észlelési minták összefonódása a nagyvárosban. Andrej Belij Pétervár című regényéről és Ingo Schulze A Boldogság 33 pillanata című művéről [Netzhaut. Verflechtungen von Wahrnehmungsmustern in der Großstadt. Zu Andrej Belyjs Petersburg und Ingo Schulzes 33 Augenblicke des Glücks]. In: Orosz, Magdolna (Hg.): Néző-pontok. Fiatal germanisták tanulmányai. Budapest: FISZ, 2004, S. 259-272.

Tóth, József: Ein Blick auf die Forschungsgeschichte und Methodik der Wortfeldforschungen. In: Hielmcrone, Harald von; Engerer, Volkmar (Hg): Tidsskrift for Sprogforskning II/1. Århus: Statsbiblioteket, 2004, S. 91-102.

Tóth, József (Hg.): Határsávok [Grenzzonen]. A BDF BTFK Tudományos Kiadványsorozata a Magyar Tudomány Napja (2002. november 5.) tiszteletére. Sopron: Euroqualitas Könyvkiadó, 2003.

Tóth, József: Kontrastive lexikalisch-semantische Untersuchung der Verben des Geschehens. In: Ders. (Hg.): Quo vadis Wortfeldforschung? Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004 (Sprache – System und Tätigkeit 49), S. 189-204.

Tóth, József: Nyelvészeti mezőkutatás a szemantika és a szintaxis határán [Feldforschung in der Sprachwissenschaft zwischen Semantik und Syntax]. In: Ders. (Hg.): Határsávok. A BDF BTFK Tudományos Kiadványsorozata a Magyar Tudomány Napja (2002. november 5.) tiszteletére. Sopron: Euroqualitas Könyvkiadó, 2003, S. 171-178.

Tóth, József (Hg.): Quo vadis Wortfeldforschung? Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004 (Sprache – System und Tätigkeit 49). 228 S.

Tóth, József: Rückblick auf die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Wortfeldbegriffes in der Sprachwissenschaft. Eine Einleitung zur Wortfeldforschung. In: Ders. (Hg.): Quo vadis Wortfeldforschung? Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004 (Sprache – System und Tätigkeit 49), S. 8-22.

Tóth, József: Wortfelder in der zweisprachigen Lexikographie. In: Tóth, Szergej; Földes, Csaba; Fóris, Ágota: Lexikológiai és lexikográfiai látkép: problémák, paradigmák, perspektívák. Szeged: Generalia, 2004 (Fasciculi Linguistici, Series Lexikographica 3), S. 187-191.

Tőkei, Éva: Landschaft und Wanderer bei J. W. Goethe und bei C. D. Friedrich. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie

14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 66-73.

Uzonyi, Pál: Produktive Jahre in der deutsch-ungarischen und ungarisch-deutschen Lexikographie um die Jahrhundertwende. In: Studia Caroliensia 5/1 (2004), S. 51-59.

Uzonyi, Pál: Valenz kontra Subklassenspezifik. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 233-237.

V. Szabó, László: Hermann Broch und Friedrich Nietzsche. „Der Tod des Vergil" zwischen Zerfall und Umwertung der Werte. In: Österreichische Liga für Menschenrechte (Hg.): Hermann Broch – ein Engagierter zwischen Literatur und Politik. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag, 2004, S. 59-75.

Varga, Éva: Sprachspielerische Modifikationen: Einige Beobachtungen zur Phraseologie in der Werbesprache im Vergleich Deutsch-Ungar. In: Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft/Duisburg Papers on Research in Language and Culture 57), S. 297-312.

Varga, Péter: Pensées sur l'oeuvre de Imre Kertész: „Si un jour je pouvais apprendre qui et ce que je suis". In: Bulletin trimestriel de la Fondation Auschwitz. N° 80-81, juillet-décembre 2003, S. 201-209.

Varga, Péter: „Magyar vagyok!" Identität und Ungarnbild von Moritz Gottlieb Saphir. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 98-107.

Virág, Irén: Der Bologna-Prozess und die Reform der Lehrerausbildung in Deutschland. In: Illényi, Domonkos (Hg.): Germanistische Studien. Bd. V. Eger: Líceum Kiadó, 2004, S. 119-137.

Vizkelety, András: Gralmotive in einem Exempel des *Leuvener Kodex*. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl; Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen". Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin: Humboldt-Universität; Budapest: Philosophische Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität, 2004 (Berliner Beiträge zur Hungarologie 14; Budapester Beiträge zur Germanistik 43), S. 13-17.

Wild, Katalin: *wo* als Relativum in den „fuldischen" Mundarten. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 2004, S. 335-343.

Wild, Katalin: Die Zukunftschancen der deutschen Sprache im südöstlichen Transdanubien. In: Goltschnigg, Dietmar; Schwob, Anton (Hg): Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa. Grazer Humboldt-Kolleg, 20.-24. November 2002. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 472-476.

Winkler, Marco: Prädikate und Prädikatbildungen in Logik und Grammatik. In: Christiansen, Bente; Scheffler, Uwe (Hg.): Was folgt. Themen zu Wessel. Berlin: Logos-Verlag, 2004, S. 269-298.

Winkler, Marco: Zur Rolle der Logik in der Linguistik. Formale Modellbildung und funktionale Sprachtheorie. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 32 (2004), H.1, S. 32-61.

Autorinnen u

Autorinnen und Autoren

Dr. Terry Albrecht
Universität Veszprém
Germanistisches Institut
Füredi u. 2.
H-8201 Veszprém

Prof. Dr. Péter Bassola
Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Dr. Zsuzsa Bognár
Katholische „Péter Pázmány"
Universität
Germanistisches Institut
Egyetem u. 1.
H-2087 Piliscsaba

Dr. Kolomán Brenner
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Mónika Cseresznyák
Berzsenyi-Dániel-Hochschule
Berzsenyi tér 2.
H-9701

Dr. Ágnes Dávid
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Ágnes Fekete
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Csaba Földes
Universität Veszprém
Germanistisches Institut
Füredi u. 2.
H-8201 Veszprém

Gabriella Gárgyán
Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Marina Grimmer
Chemnitzer Straße 115
D-01187 Dresden

Erika Hammer
Universität Pécs
Lehrstuhl für deutschsprachige
Literatur
Ifjúság útja 6.
H-7624

Dr. Endre Hárs
Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Dr. Mathilde Hennig
Universität Kassel
Fachbereich Germanistik
D-34109 Kassel

Andrea Horváth
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Katalin Horváth
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. René Kegelmann
Universität Pécs
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Ifjúság útja 6.
H-7624

Viktória Kerekes
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

András Komáromy
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Krisztina Kovács
Katholische „Péter Pázmány" Universität
Germanistisches Institut
Egyetem u. 1.
H-2087 Piliscsaba

Stephan Krause
Universität Pécs
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Ifjúság útja 6.
H-7624

Prof. Dr. Heinz-Helmut Lüger
Universität Koblenz-Landau
Zeppelinstraße 45
D-76887 Bad Bergzabern

Dr. Edina M. Sándorfi
Universität Pécs
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Ifjúság útja 6.
H-7624

Annegret Middeke
Technische Universität Dresden
Deutsch als Fremdsprache
D-01062 Dresden

Dr. Anna Molnár
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Prof. Dr. Magdolna Orosz
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Eszter Pabis
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Ildikó Pataky
Eötvös-Loránd-Universität
Institut für Kunsttheorie und Medienforschung
Múzeum krt. 6-8.
H-1088 Budapest

Dr. Attila Péteri
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Jiří Pilarský
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Dr. Gábor Pusztai
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Tünde Radek
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Peter Sprengel
Freie Universität Berlin
Institut für Deutsche und
Niederländische Philologie
Habelschwerdter Allee 45
D-14195 Berlin

Dr. Anna Szablyár
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Zoltán Szendi
Universität Pécs
Lehrstuhl für deutschsprachige
Literatur
Ifjúság útja 6.
H-7624

Dr. Krisztián Tronka
Katholische „Péter Pázmány"
Universität
Germanistisches Institut
Egyetem u. 1.
H-2087 Piliscsaba

Debreceni Egyetem
Germanisztikai Intézet Könyvtára
2511 3082